This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

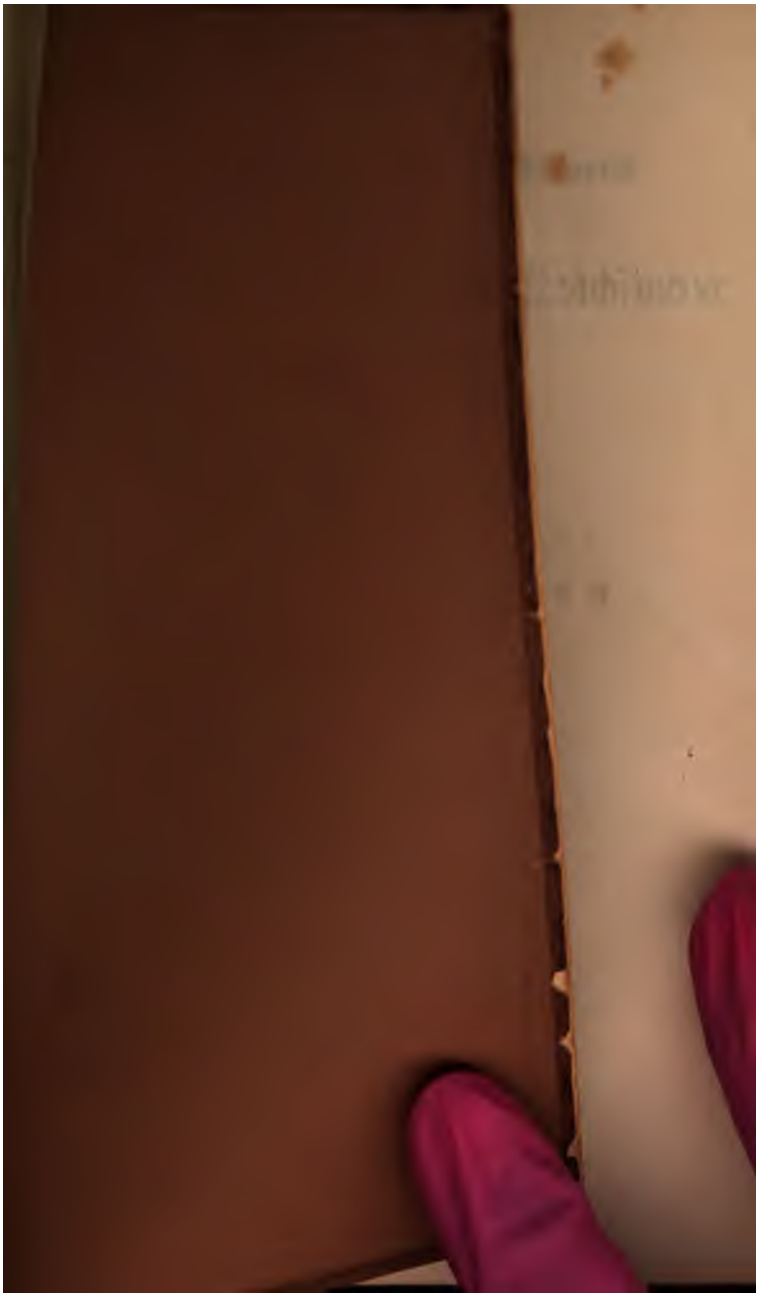
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

338.7
S331b
V.11-12

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES



August Wilhelm von Schlegel's

sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Eilfter Band.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung.
1847.

August Wilhelm von Schlegel's

vermiſchte und kritiſche Schriften.

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Fünfter Band.

Recenſionen.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1847.

August Wilhelm von Schlegel's

sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Eilfter Band.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung.
1847.

LIBRARY
STANFORD UNIVERSITY

63550

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Recenſionen aus der Jenaiſchen allgemeinen Literatur-Zeitung 1797. (Fortſetzung.)

Thomſons Jahreszeiten, in deutſchen Jamben von Harries. Altona 1796. (Nr. 64.) 3
Berliniſches Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks. Jahrg. 1795. 1796. Berlin. (Nr. 66.) 5
De psychologia Homerica, auctore C. W. Halbkart. Zulichav. 1796. (Nr. 75.) 14
Der Sturm von Shakſpear, für das Theater bearb. von L. Tieck. Berlin 1796.
Shakeſpear für Deutſche bearbeitet. 1. Abtheil. Altona 1796. (Nr. 78.) 16
Aprilſtage Felix Ungenannts u. ſ. w., herausgegeben von G. Stein. 2 Thle. Berl. u. Leipz. 1796. (Nr. 93.) 22
Taſchenbuch für Freunde des Scherzes u. der Satyre, von J. D. Falk. Leipz. 1797. (Nr. 103. Vergl. A. L. Z. 1798. Nr. 47.) . 23
Kleine Romane u. ſ. w. von Fr. Schulz. Leipz., Weimar u. Berl. 1788...1795. (Nr. 130. 131. Zum Theil wiederholt in d. Charakt. u. Krit. II. S. 216...232. u. in d. Krit. Schr. II. S. 276...289.) 25
Der neue Froſchmäusler. Ein Heldengedicht in 3 Büchern. 1. Buch. Köln 1796. (Nr. 144. Zum Theil wiederholt in den Charakt. u. Krit. II. S. 349...352. u. in den Krit. Schr. I. S. 322...324.) 45
Heinrich, eine Geſchichte aus d. Engl. des Cumberland. 2 Bde. Bremen 1796. (Nr. 166.) 52
A. W. Iffland, Schauſpiele. 1) Das Vermächtniß. 2) Die Advokaten. 3) Dienſtpflicht. Leipz. 1796. (Nr. 188. Krit. Schr. I. S. 265...276.) 53
Erich und Abel. Ein vaterl. Trauerſpiel von C. A. Rüdinger. Schleswig 1796.
Der Vicekanzler. Ein Schauſp. von Kratter. Wien 1797.
Ahnenſtolz und Edelſinn. Ein dramatiſiertes Familiengemälde. Nürnb. 1796. (Nr. 189.) 6

Margaretha die Maultasche. Ein vaterl. Schausp. von Ad. Anton. Cilli 1795.
Das Recht der Erstgeburt. Ein Schausp. von Kser. Wien 1796.
Die Theatergarderobe. Ein Original-Lustspiel von K. Rosenau. Prag 1797.
Die Hautboisten. Lustsp. von W. Bröckelmann. Cassel 1797.
Der Rauschein. Ein Lustsp. von H. Göthen 1796.
Die Wittwe und das Reitpferd. Eine dramat. Kleinigkeit von A. v. Kotzebue. Leipz. 1796. (Ebendas.) . . . . .
Neujahrsgeschenk, aus dem Nachlaße eines kaiserl. Offiziers. Mannh. 1797. (Ebendas.) . . . . . .
Albert v. Ranken. Aus d. Papieren d. Grafen v. P. Berl. 1797.
Fritz Wanderers Lebensreise. Berl. 1795. (Nr. 222.) . . .
Schwärmereien über Liebe und Natur von C. F. Schwerd. Leipz. 1797. (Nr. 235.) . . . . . .
Nahrung für Geist und Herz, oder Samml. sinnreicher u. witziger Einfälle. Oschatz 1797. (Nr. 241.) . . . . . .
Die Gesundbrunnen, ein Gedicht in 4 Gesängen. Von W. W. Neubeck. Berlin 1795. (Nr. 243. und 1798. Nr. 374. Fast ganz wiederholt und mit Zusätzen in den Charakt. u. Krit. II. S. 233...249. u. in d. Krit. Schr. I. S. 164...178.)
Denkmal, aufgerichtet über den Gräbern meiner Frühverklärten. Von Fr. Mohn. Düsseld. 1796. (Nr. 246.) . . . .
Schattenspiele. Nr. I...V. 2 Bde. Berl. 1797. 1798. (Nr. 249. und 1799. Nr. 3.) . . . . . .
XXIV Fabeln für die Jugend, aus dem Franz. von Faber. Frankf. a. M. 1797. (Ebendas.) . . . . . .
Fr. Schillers Geisterseher. Aus den Memoiren des Grafen v. O**, von X° Y*** Z°. 2. u. 3. Th. Strasb. 1796. (Nr. 255.)
Enthüllte Geistergeschichten. Ein Pendant zu Schillers Geisterseher. Leipz. 1797.
Der Wunderbare, von K. Rechlin. Lüb. u. Lpz. 1797. (Ebendas.)
Vermischte Schriften von C. W. C. Starke. 1. Sammlung. Berl. 1796. (Ebendas.) . . . . . .
Vollständige Anleitung zur deutsch. Versekunst, von J. G. Prändl. München 1797. (Ebendas.) . . . . . .
Marie Aurore Gräfin von Königsmark. Ein Originalgemälde von C. D. Glorin. Berl. 1797. (Ebendas.) . . . .
Verhängniß, eine Gesch. in Brief. Aus d. Engl. 1. Bd. Zür. 1797.
Das Schloß Montford. Eine Gesch. aus dem 11. Jahrh. 2 Bde. Berl. u. Leipz. 1796. (Nr. 256.) . . . . . .
Flora, oder ländliche Gemälde, von J. C. C. Schrader. Berlin 1796. (Nr. 257.) . . . . . .
Henriette et Emma, ou l'éducation de l'amitié. Paris 1796.
Henriette und Emma, od. Vernunft u. Schwärmerei. Aus dem Franz. von A. Wilhelmi. Leipz. 1797. (Ebendas.) . .

Seite

Claire Duplessis et Clairant ... par l'auteur de Rodolphe de Werdenberg, trad. de l'Allem. par M***. 3 T. Braunschw. 1796. (Nr. 259.) 110

Euphrosyne. Fürs gesellige Vergnügen. Leipzig 1794.

Jahrbuch der Freude für 1797. Leipzig.

Anmuth und Schönheit ... Berlin 1797. (Nr. 269.) . . . 111

Gedichte von T. W. Broxtermann. Münster 1794. (Ebendas.) 113

Lebensbeschreibungen einiger gelehrten Frauenzimmer. Brest. u. Leipz. 1795. (Nr. 270.) 115

Anthologie aus römisch. Dichtern, von Xem. Miller. Salzb. 1796. (Nr. 292.) 116

Aufsätze aus der Litteratur u. s. w. von H. C. Warnekros. Greifsw. 1796. (Nr. 293.) 118

Gedichte von Karl Loos. Leipzig 1797. (Nr. 313.) 119

Lyrische Gedichte aus d. Latein., von J. A. Nasser. Kiel 1795. (Nr. 324.) 120

Lyrische Gedichte von Fr. Raßmann. Halberst. 1797. (Nr. 328.) 122

Intermezzos in lustigen Stunden für lüsterne Leser. Lpz. 1797. (Ebendas.) 126

Die Fürstentochter. Erfurt 1797.

Wilhelmine das Schweizermädchen od. das Naturmaal. 2 Thle. Berlin 1797. (Ebendas.) 127

Gedichte von C. C. C. W. Buri. 2 Samml. Offenbach 1791. 1797. (Ebendas.) 129

Katserbarts Leben u. Schicksale, von Rup. Becker. Leipz. 1796.

Philippine Welserin. Eine Geschichte aus dem 16. Jahrhundert. Berlin 1797. (Ebendas.) 130

Abentheuer einer Nacht in Stambul. Bagdad 1797. (Ebendas.) 131

Graf Domritz und seine Mutter ... 1. Theil. Berlin 1797. (Nr. 329.) 132

Liebe und Treue von C. Grosse. 1. Thl. Halle 1796.

Der zerbrochene Ring, von demf. 1. Thl. Berl. 1797. (Ebendas.) 133

Adolph und Sidonia v. Wappenkron. Herausgeg. von J. J. C. verw. v. Wallenrodt. 1. Thl. Halle 1796. (Ebendas.) . 135

Ritter Blaubart. Ein Ammenmärchen v. Pet. Leberecht. Berl. 1797.

Der gestiefelte Kater u. s. w. 1797. (Nr. 333. Charakt. u. Krit. II. S. 250...259. Krit. Schr. I. S. 311...321.) . 136

Bambocciaden. Berlin 1797. (Nr. 333.) 146

Des Amtmanns Tochter von Lübe, eine Wertheriade. Bremen 1797. (Nr. 334.) 150

Unterhaltende Romane für Freunde und Freundinnen. 2 Bdchen. Altona u. Leipz. 1797. (Nr. 337.) 152

Aesthet. Beurtheilung des Klopst. Messias, von J. C. A. Grohmann. Leipz. 1796.

Der Messias von Klopstock, ästhet. Beurth. von C. F. Benkowitz. Breslau 1797. (Nr. 351.) 153

Beyträge zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache, von eine Gesellschaft von Sprachfreunden. 5...7. Stück. Braunschw 1796. 1797. (Nr. 353. 354.) . . . . . .
Schnurren, Schwänke u. Lust. Einfälle des Herz. v. Roquelaure u. s. w. Paris 1797. (Ebendas.) . . . . . .
Kurze Anweisung zur deutsch. Orthographie u. s. w. Leipz. 1797 (Nr. 354.) . . . . . .
Auswahl der vorzüglichsten Stellen aus den berühmtesten neuern Schriftstellern u. s. w. (von K. A. v. Raben). Halberstad 1797. (Ebendas.) . . . . . .
Brutus oder der Sturz der Tarquinier. Weißenf. u. Lpz. 1797. (Nr. 356.) . . . . . .
Hallo der zweite, vom Vf. des ersten. 1. Thl. Leipzig 1797. (Ebendas.) . . . . . .
Von der Darstellung der Rede durch die Schrift u. s. w. (von J. C. Richter). Berlin 1797. (Nr. 361.) . . . . . .
Karoline Merton. Ein Roman nach dem Engl. 1. Thl. Leipz. 1797. (Nr. 365.) . . . . . .
Die Savoyardische Familie, herausg. von C. A. Fischer. Riga 1797. (Nr. 367.) . . . . . .
Hermann und Dorothea, von Goethe. Berl. 1798. (Nr. 393... 396. Charakt. u. Krit. II. S. 260...309. Krit. Schr. I. S. 34...73.) . . . . . .
Weiberlaune und Männerschwäche. Ein Originallustsp. von F. W. Ziegler. Leipz. 1797.
Die Freunde. Ein Originallustspiel von demf. Leipzig 1797. (Nr. 410.) . . . . . .
Wellners und einiger seiner Getreuen Leben, Meinungen und Thaten. 2 Thle. Spandau. (Nr. 411.) . . . . . .
Julie, von Rhynvis Fritz... Mannh. 1797. (Nr. 412.) . . .
Versuch zur Bildung des Geschmacks in Werken der bild. Künste. Von J. C. Grohmann. 1. Abth. Leipz. 1795. (Nr. 413.)
Adelheid Sander. Eine neuere wirkl. Geschichte. 2 Thle. Leipz. 1797. (Nr. 415.) . . . . . .
Gustav oder die Widersprüche des menschl. Herzens. Leipz. 1797. (Ebendas.) . . . . . .
Adolf und Aline u. s. w. von Karl Albrecht. Warschau 1797. (Ebendas.) . . . . . .

Recensionen aus der Jenaischen allgemeinen Literatur-Zeitung 1798.

The dramatic works of Shakspeare. Publ. by Ch. Wagner. Vol. I. Brunsw. 1797. (Nr. 13.) . . . . . .
Empfindsame Reise von Oldenburg nach Bremen. Fallenburg 1796. (Nr. 22.) . . . . . .

Seite

Nonne und Aebtissin im Wochenbette u. s. w. Meißen 1797. (Nr. 23.) 234

Die beiden Antone, eine kom. Oper. Leipz. 1797. (Nr. 26.) . 236

Ulr, Gräfin von Toulouse, ein Trauersp. Meißen 1797. (Ebendas.) 237

Das Petschaft, eine abent. Gesch. 2 Thle. Frankf. a. M. 1797. (Nr. 28.) 238

Julchen Grünthal. 3. Ausg. 2 Thle. Berl. 1798. (Nr. 32.) 239

Fr. Matthissons Gedichte. 4. Aufl. Zürich 1797. (Ebendas.) . 243

Aller guten Dinge sind drei. Ein Lustspiel von K. Albrecht. Warschau 1797. (Nr. 38.) . . . . . —

Grundlinien zu einer Theorie der Schauspielkunst (von v. Einsiedel). Leipz. 1797. (Nr. 46. Vergl. Char. u. Krit. II. S. 353. f.) 245

Essais en vers et en prose, par Jos. Rouget de Lisle. Paris 1796. (Ebendas.) 252

Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre. Von J. D. Falk. Leipz. 1798.

Der Mensch und die Helden. 2 sat. Ged. Von demf. Leipz. 1798. (Nr. 47. Vergl. oben A. L. Z. 1797. Nr. 103.) 254

Oeuvres poissardes de J. J. Vadé et de L'Ecluse. Paris 1797. (Nr. 49.) 260

Oeuvres morales et galantes de Duclos. 4 T. Paris 1797. (Nr. 52.) 264

Geschichte eines Geisterschers . . . herausg. von C. Tschink. 3 Bde. Wien 1790. (Nr. 57.) 267

The Monk, a romance. By M. G. Lewis. 3 Voll. Lond. 1797.

Der Mönch. Aus dem Engl. von Fr. v. Oertel. 3 Thle. Leipz. 1797. (Nr. 157.) 269

Adèle de Senanges ou Lettres de Lord Sydenham (par Mme de Flahault). 2 Voll. Hamb. 1796.

Adele von Senanges u. s. w. Aus dem Franz. übers. von L. F. Huber. Tübingen 1795. (Nr. 164.) 275

Rhapsodien aus den Papieren eines einsamen Denkers. Herausg. von K. L. M. Müller. Leipz. 1797. (Nr. 167.) . . . 277

Briefe ästhetischen Inhalts u. s. w. von C. F. von Schmidt-Phiseldeck. Altona 1797. (Nr. 174.) 278

Merkwürdige Rechtsfälle. Nach dem Franz. des Pitaval. Herausg. von Schiller. 4 Thle. Jena 1792...95. (Nr. 176.) . . 283

Ueber Ifflands Schausp. Das Gewißen. Eine Didask.. Bresl. 1797.

Ueber das Trauersp. Abällino. Hamb. 1796.

Allgemeinste Grundsätze der dramat. Dichtkunst. Leipz. 1797. (Nr. 185.) 285

Ruth oder die gekrönte häusliche Tugend (von S. Geßner). Zürich 1795. (Nr. 197.) 288

Almanach des Muses, pour l'an V de la rép. Franç. Paris 1797. (Nr. 205.) 291

Seite

Haß und Aussöhnung. Ein Schausp. Glatz 1797.
Die deutsche Hausmutter. Schausp. von Jul. Soden, Reichsgr. Augsburg 1797.
Barbarey en des aufgekl. Jahrhunderts. Ein Trauersp. vom Verf. des Abällino ... aptirt von F. J. Fischer. Prag 1797.
Modethorheiten. Ein Lustsp. aus dem Engl. Leipz. 1797.
Der Narr aus Liebe oder die üble Probe. Ein Schausp. von Mayeur, verdeutscht von Beauregard. Göth. 1797. (Nr. 222.) 298
Theodor Cyphon u. s. w. von G. Walker. 1. Thl. Hildburgh. 1797.
Das Dorf Martinsthal. Leipz. 1797. (Ebendas.) 300
Der kluge Mann, vom Verf. des Erasmus Schleicher. 3 Thle. Leipz. 1795...1797. (Nr. 223.) 302
Briefe der Vicomtesse von Senanges u. des Cheval. v. Versenay. Aus dem Franz. 2 Thle. Breslau 1796. (Ebendas.) . 303
Bancour von Blairval. 2 Thle Leipzig 1797. (Ebendas.) . 305
Pechfackeln. 1. Thl. 1797. (Ebendas.) . . . . . —
Taschenbuch für Studenten und ihre Freunde. Halle 1797.
Zemire od. Samml. unterhalt. Aufsätze, von A. W. Heidemann. Halle 1797.
Lustiges Spaß- u. Schnurren-Magazin. 2 Bdch. Erfurt 1797.
Poetisches Vademecum. 1. Portion. Lindenstadt 1797. (Ebendas.) 306
Neueste Entdeckungen im Reiche der Weiber und Mädchen. 1. Bch. Gynäkopolis 1797.
Und er soll dein Herr sein. 1797. (Ebendas.) 308
Söder. Par S. S. Roland. Götting. 1797.
La Manie des arts, comédie. Par le même. Hannovre 1796. (Nr. 263.) 310
De l'art de voir dans les beaux arts, trad. de l'Italien de Milizia ... par le général Pommereul. An 6. de la rép. (Nr. 278.) 317
Novellen von Doro Caro. 3. Bdch. Bresl. u. Lpz. 1797. (Nr. 362.) 323
The German Ersto (von Beresford). Berl. 1797.
The German Songster (von demf.). Berl. 1798. (Nr. 365. Vergl. unten aus der A. L. Z. 1799. Nr. 217.) . . . 324
Taschenbuch für Damen a. d. J. 1798. u. 1799. Tübing. (Nr. 374.) 330
Mein Zimmer eine kleine Welt. Nach dem Franz. des Grafen von Ximenez. Leipzig 1797.
Reise meines Vetters auf seinem Zimmer. Brem. 1797. (Nr. 379.) 332
Almanach romantischer ländlicher Gemälde für 1798. Von F. W. A. Schmidt, Pred. zu Werneuchen. Berl. 1798. (Nr. 382. Vgl. den Aufs. aus d. Ath. Bd. 3. 'Matthisson, Voß u. Schmidt'.) 334
Elegien von Properz (von Knebel). Leipz. 1798. (Nr. 384.) . 337
Väterliches Vermächtniß an gute Töchter. Nach d. Engl. Lpz. 1798.
Der Freund des weiblichen Geschlechts. Nach dem Franz. von J. G. Grohmann. Leipzig 1797.
Grundsätze zur Bildung für Geist und Herz. Nach d. Franz. des Marq. v. Lambert, bearb. v. Heydenreich. Lpz. 1798. (Nr. 387.) 346

Seite

Die Gespenster, kurze Erzählungen von S. Chr. Wagner. 2. Thl. Berlin 1798. (Nr. 392.) 348
Kleine Erzählungen u. Geschichten von Chr. H. Spieß. 1. Bdch. Prag 1797.
Riebenzahl im Riesengebirge. Aus d. Böhm. Prag 1796. (Ebendas.) 349
Blüthen und Früchte. Herausg. von Jos. Wismayr. Salzburg 1797. (Ebendas.) . . . . . —
Launige Skizzen. Von W. H. Heydenreich. Leipz. 1798.
Hauspostille für Verliebte. 1. Bdch. 1798. (Ebendas.) . . 350
Kapuas Abfall und Strafe, von A. G. Meißner. Leipzig 1798. (Bisher ungedruckt.) 351

Recensionen aus der Jenaischen allgemeinen Literatur-Zeitung 1799.

Ich und meines Ichs körperl. Leben u. s. w. Leipz. 1798. (Nr. 2.) 355
Discours sur la littérature . . . par le Marquis de Boufflers. Berl. 1798. (Ebendas.) 356
Ein Gastmahl von mehr als sechs Schüsseln. Bresl. 1797. (Nr. 3.) 358
Alexander, der Held Griechenlands (von Albrecht). 1. Thl. Lpz. 1795. (Ebendas.) 361
Almanach zur Beförderung des häusl. Glücks f. 1798. Ff. a. M.
Bergisches Taschenbuch f. 1799. Herausg. v. W. Aschenberg. Düsseld.
Berlinischer Almanach für 1798. von Adolphi. Berlin. (Nr. 20.) —
Almanach zum Nutzen und Vergnügen. Carlsruhe 1798.
Taschenbuch f. Frauenzimmer a. 1799., herausg. v. C. L. Neuffer. Stuttgart. (Nr. 71.) 363
Dyveke, ein Trauersp. nach dem dänischen Original (von Samsör). Altona 1788. (Nr. 76.) 365
Idolen von Seume. 2 Bdch. Leipz. 1796. 1798. (Ebendas.) 367
Jella od. d. morlachische Mädchen. 2 Thle. Lpz. 1797. (Ebendas.) 371
Classische Blumenlese der Deutschen. 1. Bd. Berl. 1798. (Nr. 103.) 373
Gedichte von J. Chr. Cantor. 1. Bd. Bamb. 1798. (Nr. 106.) 374
Das Glück der Ehe, von Franz v. Kleist. Berl. 1796. (Nr. 115.) 375
Sammlung erbaulicher Gedichte u. s. w. 2 Thle. Altona 1796. (Nr. 121. Vergl. Charakt. u. Krit. II. S. 355. ff.) . . —
Neues Handbuch der Dicht- und Redekunst . . . von J. H. M. Ernesti. 2 Thle. Baireuth 1798. (Nr. 128.) 379
Morgenstunden (von G. Geßner). Zürich 1797. (Nr. 129.) . 380
Orlando der rasende. 2 Bde. Zürich 1797. 1798. (Nr. 136. Vergl. Charakt. u. Krit. II. S. 356. ff.) 382
Eine Klatschgeschichte. Aus dem Engl. Leipz. 1798. (Ebendas.) 387
Neuestes Handbuch für Freunde der schönen Wißenschaften. 2 Bde. Köthen 1797. (Nr. 144.) 388
Ueber die prosodischen Grundsätze u. s. w. von K. Fr. W. Kadisch. Halle u. Lpz. 1796. (Ebendas.) 389

Fabeln und Erzählungen aus verſchiedenen Dichtern geſammelt v
K. W. Ramler. Berl. 1797. (Nr. 157. Vergl. Charal
u. Krit. II. S. 357. ff.) . . . . . .
Die Nacht. 2 Bdch. Bremen 1797. (Nr. 163.) . . .
Grundriß akad. Vorl. über die Aeſthetik. Von Fr. Bouterwe
Göttingen 1797.
Abriß akad. Vorl. über die Philoſophie der Schreibart in deutſch
Proſa. Von demſ. Göttingen 1797. (Nr. 177.) . .
Erinnerungen zur Beförderung einer rechtmäßigen Lebensklugheit
Von Fr. Rochlitz. 3 Thle. Zülichau 1798. 1799.
Charaktere intereſſanter Menſchen. Von demſ. Ebendaſ. 179
(Nr. 201.) . . . . . .
Graf Pietro d'Albi und Giannetta, von G. Freban. 3 Theil
Leipz. 1798. (Nr. 202.) . . . . . .
The German Erato. 2. Ed. Berl. 1798 (vergl. oben aus de
A. L. Z. 1798. Nr. 365.)
A collection of German ballads and songs (von Beresford). Berl
1799. (Nr. 217.) . . . . . .
Leonora, a ballad... of G. A. Bürgher... by Pye, Stanley, Spencer
Vienna 1788. (Ebendaſ.). . . . . .
Don Quixote des Cervantes, überſ. von Ludw. Tieck. 1. Band
Berl. 1799. (Nr. 230. 231. Char. u. Krit. II. S. 309..
333. Vergl. die Rec. von Soltaus Ueberſetzung aus dem
Athenäum Bd. III. (1800.) S. 295. ff.) . . . . . .
Abſchied von der Allgem. Lit.-Zeitung. 30. October 1799. und
Korreſpondenz mit Schütz. (Intell.-Bl. der A. L. Z. 1799.
Nr. 145. S. 1179. und Intell.-Bl. der A. L. Z. 1800.
Nr. 62.) . . . . . .

Recenſionen aus der Jenaiſchen allgemeinen Literatur-Zeitung. 1797.

Fortſetzung.

Thomsons Jahreszeiten in deutschen Jamben von Harries. Altona 1796.

Dieß ist die fünfte Uebersetzung der Jahreszeiten ins Deutsche, aber die erste metrische: denn die älteste von Brockes, die in ihren achtfüßigen Jamben das Original so reichlich durchwäßert, und Alles doppelt und dreifach wiederholt, kann kaum dafür gelten: sie erinnert uns, wie schnell unsre Sprache die größten Umwandlungen erlitten (sie erschien im Jahr 1745., also in der Jugendzeit der ältesten unter unsern jetztlebenden Dichtern), und wie sehr folglich auch die Forderungen an den Dichter oder poetischen Uebersetzer in dieser Hinsicht gesteigert sind. Ob man gleich, der Regel nach, jeden Dichter so viel als möglich in sein eignes Silbenmaß übersetzen soll, so ließe sich doch zweifeln, ob für Thomsons landschaftliche Poesie der Hexameter nicht angemeßner gewesen wäre, weil die malerischen Beiwörter in ihr eine so große Rolle spielen, und der Jambe uns in Ansehung derselben sehr einschränkt, indem darin weder gewöhnliche Adjectiva vor jambischen Substantiven (z. B. schöne Gestalt) noch Participia Praesentis vor trochäischen Platz finden. Der Uebers. hätte die letzten lieber nicht auf eine unstatthafte Weise abkürzen (irr'nde, heul'nde), sondern ihre beiden kurzen Silben anapästisch gebrauchen sollen, da er sich den Anapäst hier und da erlaubt. Freilich würde eine häufige Einmischung dieses Fußes in dergleichen reimlosen Jamben nicht zu rathen sein. Der Gebrauch der weiblichen Endungen hingegen, wodurch allzugroße Einförmigkeit vermieden wird, ist sehr zu billigen. Ueberhaupt ist der Versbau im Ganzen genommen leicht und wohlklingend. Um unsern Lesern die Vergleichung mit der zuletzt erschienenen Uebersetzung von Schubart zu erleichtern, setzen wir als Probe diese Stelle her:

Hoch über'n Rand von manchem Strom geschwellt,
ergießt sich endlich der empörte Bach,
und überrauscht die Trümmer seines Bords;
unwiderstehlich, brüllend, grauenvoll,
stürzt er hinab vom thürmenden Gebirge,
durch moos'ge Wüsten, kracht und taumelt laut
durch abgerißne Felsenstücke hin,
durchflutet dann, geruhig, träg und still,
das sand'ge Thal, durchbricht — von Neuem zwischen
zwei Hügel eingezwängt, wo Fels und Wald
hernieder nickt auf seinen trüben Strom —
den engen Pfad mit dreifach wilder Wuth;
wird tiefer jetzt, und reißender, und wirbelt,
und kocht und schäumt und donnert sich herdurch!

Natur! Allmutter! deren rege Hand
des bunten Jahres Wechselzeiten rollt,
wie hehr, wie göttlich groß sind deine Werke!
mit welchem Wonneschauer schwellen sie
den Geist, der staunend sieht und staunend singt!

Die Ueberlegenheit des neuesten Verdeutschers ist ziemlich f
bar: er verdient den Vorzug hauptsächlich deswegen, weil er
keine unnützen oder gar schwächenden Abweichungen erlaubt,
ungeachtet der Feßeln des Silbenmaßes ohne Zwang weit treuer
Doch läßt sich auch gegen seine Uebersetzung dieser Stelle
Manches erinnern. Die Abkürzung 'über'n Rand' klingt th
nicht sonderlich, theils hat sie nicht Würde genug. Der Sinn
Zeile 'And (with) the mix'd ruins of its Banks o'erspread' ist n
ganz getroffen. Der Fluß 'überrauscht' die vermischten Trüm
seiner Ufer nicht, sondern er ist 'von ihnen überdeckt'. 'Bach'
river giebt hier eine zu kleinliche Vorstellung. Chapt mountz
bedeuten nicht sowohl 'thürmende Gebirge', als die viele Kl
haben. Statt 'herdurch' müßte unstreitig 'hindurch' stehen. D
der Dichter folgt in seiner Schilderung dem Strome, und sieht
alle nicht auf sich zukommen. Sonderbar, daß zwei so entgeg
gesetzte Begriffe, wie 'hin' und 'her', im Deutschen immer n
verwechselt werden. Countenanced hand sollte eher 'freie Hand' h
heißen.

Wir wünschten dem Uebers. Kraft, die edlen so großen Gedan
an Thomsons Darstellungen finden, als er selbst, ob nur g
war geschehen ist, nicht entnommen können, wenn er seinem Ge

gewiſſermaßen auf Miltons und Youngs Unkoſten anpreiſt. Bei dem vorangeſchickten Leben Thomſons (welches an ſich nicht ſehr merkwürdig iſt) ſollte man aus einer gewiſſen koſtbaren Steifheit vermuthen, Hr. H. habe ſich ängſtlich nahe an die engliſchen Quellen, die er angiebt, Buchans Essay on Thomson's Genius, Character and Writings, und die Biographie vor der Londner Quartausgabe, gehalten. Ueberhaupt weiß er geſchickter mit der poetiſchen Diktion, als mit der proſaiſchen umzugehn. Aber auch jene iſt nicht rein von Sprachfehlern; z. B. 'ſich thronen'. Welchem Grunde zufolge Hr. H. immer ſtatt des Konſonanten j den Vocal i ſchreibt, z. B. 'iede, iener', können wir nicht errathen.

Berliniſches Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks. Jahrg. 1795. 1796. Berlin.

Ankündigungen ſind die Stärke der deutſchen Journaliſten: auch die Herausgeber obiger Zeitſchrift verleugnen dieſen Nationalzug nicht. 'Wem kann es gleichgültig ſein', ſo ruft der Vorredner nach einigen tiefen Betrachtungen über den gegenſeitigen Einfluß der Menſchen und des Zeitalters auf einander aus, 'die Fäden, mit welchen die Gegenwart an der Vergangenheit hängt, und ſich an die Zukunft knüpft, das oftmals unbemerkte, aber dem Beobachter immer merkliche, Band, welches Staaten und einzelne Menſchen, Begebenheiten und Spekulationen, Nothwendigkeit und Willkür, Ernſt und Tändelei mit einander verbindet, zu verfolgen? Welcher Einzelne kann ſich rühmen, er vermöge eine vollkommen genügende Ueberſicht dieſer Verkettung aufzuſtellen?' Er meldet uns hierauf, daß mehrere Perſonen, mit verſchiednen Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten ausgerüſtet, zu dieſem Zwecke in Verbindung getreten ſind, und verſuchen wollen, 'die Begebenheiten, Thaten, Erfindungen und Künſte ihrer Zeit und ihres Landes in wechſelſeitiger Beziehung auf einander darzuſtellen, und ihre Farbe und Verbindung anzugeben, ehe die flüchtige Dinte verſchwindet, ehe das leiſe Band ſich tiefer verſteckt'. Als feſtgeſetzte Artikel der Monatsſchrift, wodurch dieß erreicht werden ſoll, nennt er folgende: 'eine politiſche Ueberſicht der Begebenheiten des vergangenen Monats; Nachrichten von

[illegible] Schauspielerinnen aus der neuesten deutschen Litte
[illegible] Novellen-Schatz, schönster Literatur, des Auslands', z
aus Frankreich und England, wenn die Bemühungen des He
[illegible] unterstützt werden sollen, auch aus Italien,
[illegible] mit Lemmata: unser Archiv wird sich nicht bloß a
[illegible] nicht auf Kunst einschränken, sondern auch 'Blüthen des
[illegible] Lebens: ferner 'die Kunstgeschichte des Tages'; forts
'Schilderung vom Zustande der Schaubühnen aller Völker';
[illegible] 'neuesten Werke der Tonkunst' nach 'der reinsten
[illegible] Geschmacks'; endlich 'Nachricht von neuen Moden'. Alle
[illegible] eine gründliche, für die Kenner der verschiedensten Rich
[illegible] menschlichen Strebens befriedigende Art in einer einziger
[illegible] Heft zu leisten, wäre freilich kein leichtes, aber auch ein
[illegible] verdienstliches Unternehmen. Mit etwa sieben Bogen mo
hätte man die Welt so zu sagen in einer Nußschale. Wenn
jedoch neben den Gesetzen der Zeit auch die des Raumes in
[illegible] zieht; so ist leicht einzusehen, daß man, um Etwa
Allem zu haben, mit Wenigem von jeder Art vorlieb nehmen
und daß, selbst wenn eine Anzahl einsichtsvoller Herausgebe
einer Zeitschrift die ausgebreitetste Lektüre und Korrespondenz
ten, die Ausbeute von beiden doch in den vorgezeichneten
nur als eine Reihe kurzer und oberflächlicher Notizen er
würde. Wenn die Archivare die erregten Erwartungen nic
befriedigt haben, so liegt es gewiß nicht daran, daß sie eine
reichenden Anlauf zu nehmen versäumt hätten. Als Einl
dienen folgende durch mehrere Hefte des Archivs verstreute
sätze: 'Ueberblick der politischen Lage von Europa und der
heiten des verflossenen Jahres; flüchtiger Umblick der deutsch
teratur', worin alle Reichthümer unserer Straße und Meß
zählt, und hauptsächlich Leipzig. Kurzer Umblick [illegible] und
charakterisiert werden (ungeachtet der [illegible] und [illegible]
Wendungen und Gegenstände herrschender Sterndeuterei
barsten Stücke in beiden Jahrgängen. Der Schauspiele
ebenfalls ein flüchtiger Blick auf die Literatur der Theater
schaffenheit derselben bei andern Nationen, und der vorzüglic
schen Bühnen; endlich Fragmente der jährlichen Statistik
die in einem kürzeren Turnus wiederkehrenden und Plötzlich

Apelles und Polyklet anheben, und (nach dem Beispiele des Redners Intime in den Plaideurs von Racine) bei der Berliner Kunstakademie plötzlich abbrechen. Durch diese Schilderungen des Zustandes, worin das Archiv bei seinem Anfange die Zeit und ihren Geschmack fand, wäre nun das eigentliche Geschäft der Archivare hinlänglich vorbereitet; der Leser erwartet sie bei demselben, aber vergebens: sei es aus Vergeßenheit oder aus Mangel an Dokumenten, sie verlaßen ihn gänzlich in den Fächern der einheimischen und fremden Litteratur, der Schaubühne, der Musik. Die vermischten Aufsätze, welche nur die Zwischenräume ausfüllen sollten, fangen an, den gröſten Theil der Zeitschrift einzunehmen; die einzigen stehenden Artikel, welche sich durch alle Monate erhalten haben, sind die politische Uebersicht zu Anfange und das illuminierte Modekupfer zu Ende jedes Heftes. Das heißt in der That das Zeitalter bei seinen beiden äußersten Zipfeln faßen. Man könnte denken, wenn man diese nach dem Fortgange der Zeit nur immer vorwärts rückte, so müßte das übrige in der Mitte Liegende schon von selbst mitkommen: allein das Archiv bestätigt diese Vermuthung nicht; besonders ist der Geschmack manchmal sehr dahinten geblieben. Indessen darf uns das, was wir vermißen, nicht unbillig gegen das wirklich Geleistete machen. Jene beiden Aufgaben haben nicht geringe Schwierigkeit. Es fragt sich, ob in der jetzigen Zeit der schnelle Wechsel der Begebenheiten oder der Moden dem Annalisten der einen oder der andern mehr zu schaffen macht. Daß dergleichen politische Uebersichten zu Ende jedes Monats für Zeitungen zu alt, für Geschichte noch viel zu jung sind, läßt sich freilich nicht ändern: man wünscht nur das Wichtigste ordentlich zusammengestellt, und mehr die Begebenheiten, als die Urtheile und Wünsche des Erzählers, vorgetragen zu lesen, und diese Forderungen befriedigt der mit Y. unterzeichnete Vf. vollkommen. Wenn man eben von Manifesten, Schlachten und Belagerungen, von so viel tausend Gebliebnen oder sonst Unglücklichgewordnen gelesen hat, so ist die Betrachtung von Sultanen, Toquen, Carracos, Shawls, Fichüs u. s. w., diesen Werkzeugen der unblutigsten Eroberungen, sehr wohlthätig für Einbildungskraft und Herz. In dieser Hinsicht wäre es vielleicht noch zweckmäßiger, wenn die Modekupfer nebst der Beschreibung unmittelbar hinter die politischen Uebersichten gestellt wären. Rec. bescheidet sich gern, daß

über jene nur weiblichen Kennern ein entscheidendes Urtheil ; doch darf er wohl sagen, daß ihm die gewählten Trachten n sauber abgebildet, einige auch an sich gefällig und geschn scheinen.

In der Vorerinnerung zum zweiten Jahrgange äußert f selbe mit M. unterzeichnete Sprecher der Gesellschaft zwar w bestimmter, also vorsichtiger, aber doch ohne die anfangs g Verheißungen ganz fallen zu laßen. 'Philosophie der Ges sagt er, 'der Litteratur, der bildenden Künste, der Schaubüh Tonkunst, der Menschenkunde, der Sitten, angenehmes Wißer reiche Belustigung, euch sind unsre Blätter gewidmet.' 'Nichts ist ihnen' (den Archivaren) 'fremd, was zur Erhellu Verstandes, zur Veredlung des Herzens, zur Sittlichkeit de rakters gereicht.'

Da seid ihr auf der rechten Spur!
Doch müßt ihr euch nicht zerstreuen laßen,

könnte man ihnen, wie dem Studenten in Goethes Faust, Wißenschaft und die Natur faßen wollte, zurufen. Wenn i die Bestimmung, welche das Archiv eigentlich zu seinem Nan rechtigt, in diesem Jahrgange bis auf die beiden schon ange Artikel sich immer mehr auf den in Kupfer gestochnen Ur (der durch die Vertauschung drei manierlicher, gekleideter F zimmer mit ziemlich unziemlichen Grazien nicht gewonnen ha rückzieht, wo sie vermittelst einer Menge Figuren und At symbolisch erfüllt wird; wenn diese Zeitschrift sich unter der Zahl derjenigen verliert, deren Leser sich mit einer leichten wohl dürftigen, Unterhaltung, mit einer fragmentarischen Bel über dieses und jenes begnügen müßen, so ist die Schul Willen der Herausgeber keinesweges ganz beizumeßen. Die L führbarkeit war nicht der geringste Fehler ihres Entwurfs. zelne Kunstwerke kann man beurtheilen, sobald sie erschienen aber der Grad und die Art ihres Einflußes auf eine Natio stille Gang der Geistesbildung, die Fortschritte oder Abweich des allgemeinen Geschmacks, die Bereicherungen und Verfeiner der Sprache, worin jene sich ausdrücken: alles dieses läßt seinem vielfach verschlungenem Zusammenhange nicht ander

nach beträchtlichen Zwischenräumen darstellen. Solche Uebersichten, worin Geschichte der Litteratur und Kunst mit Kritik vereinigt wäre, möchten etwa alle fünf Jahre möglich sein, aber gewiß nicht monatlich. Man kann nicht bei jedem Schritte eine Karte von dem zurückgelegten Wege entwerfen; man kann das Gras nicht wachsen hören. Der einzelnen Vorfälle in allen Fächern geistiger Thätigkeit giebt es unüberfehlich viele; der allgemeinen Resultate, die bedeutend genug sind, um sich dem Beobachter nicht zu entziehn, äußerst wenige.

Die vermischten Aufsätze alle zu nennen und nach ihrem Werthe zu prüfen, erlauben die Grenzen dieser Anzeige nicht. Verschiedne artige Erzählungen und kleine Reisebeschreibungen, z. B. Hrn. Zöllners Schilderung von Helgoland, des Hrn. Zschokke schweizerische Wanderungen, zeichnen sich vortheilhaft aus. In ein Paar kleinen Aufsätzen, die Musik betreffend, und mit J. F. R. unterzeichnet, wird man einen berühmten Tonkünstler nicht verkennen. Die drei Oden von Klopstock, die hier zum erstenmale erscheinen, wünscht gewiß jeder deutsche Freund der Poesie bald in der zu erwartenden Ausgabe seiner Werke bei Göschen zu lesen. In der ersten, 'der Geschmack', bewundern wir die ganz einzige Gabe, das Sinnliche zu vergeistigen, und wiederum dem Geistigen einen Körper zu leihen; in der 'Klage eines Gedichts' die sinnreiche Einkleidung und eigenthümliche Laune. Popes Essay on Criticism in reimlosen Jamben vom Hrn. Eschenburg wird Lesern, die das Original nicht kennen, willkommen sein. Freilich mußte bei der vielleicht unvermeidlichen Aufopferung des Reimes viel von dem Charakter und den Reizen des Gedichtes verloren gehn. Hr. Rambach hilft seinen Liedern durch philologische Gelehrsamkeit auf, indem er eins Prohymnion, ein andres Dithyrambe nennt. Dagegen hat Hrn. Kl. Schmidts Ode an Herder wegen des verjüngten Balde wahren Schwung und Fülle. Hr. Schink hat Himmel und Hölle in Unkosten gesetzt, um nach so vielen Fausten noch einen neuen hervorzubringen, wovon hier Proben gegeben werden. Allein man findet dennoch in der Verkleidung den alten, wohlbekannten wieder. An Teufeln und Mannichfaltigkeit der Silbenmaße ist nicht gespart worden: Ithuriel, Doktor Fausts Schutzengel, fängt, da die Noth dringend wird, sogar in Hexametern für ihn zu beten an. Die prosaischen Erzäh-

lungen 'Nackt und bloß' und 'der Wilddieb' vom Hrn. Wächter (jene unter dem Namen Veit Weber) würden geschraubten, schwerfälligen Dialog, worin die Leute ein antworten, sondern entgegnen, und einer Kernsprache, wie gesprochen ward, in einem Archiv des abenteuerlichen eigentlich zu Hause sein. Gottschalk Necker hat durch s schen Satiren einen weit wichtigeren Beitrag zu der Kun zu schreiben, geliefert, als durch seinen Versuch einer T selben, welche zu einer langen Fehde zwischen Hrn. R Göttingen und Hr. Jenisch in Berlin Anlaß gab, die, n Leser des Archivs oft damit behelligt worden waren, ganz theil des letztgenannten ausfiel.

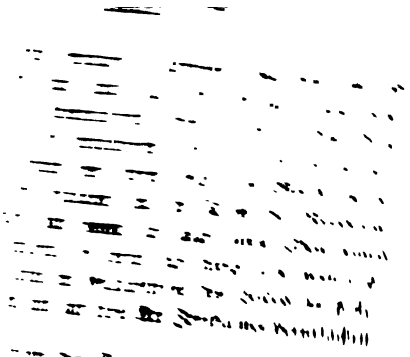
Für die Kritik schöner Geisteswerke leistet das Jou so viel, als für die Poesie. Die verkehrte Ansicht bei sprechenden Tone in dem Versuch 'über Prose und Bered Deutschen' ist schon anderswo nachdrücklich gerügt worden hat sich nur dadurch zu rechtfertigen gesucht, daß er miß worden zu sein behauptet, und die Herausg. haben sich a digung des Aufsatzes nicht einlaßen wollen. Die 'Brief neueste Lektüre' sollten, da sie zu flüchtig hingeworfen sin Gründlichkeit Anspruch machen zu können, wenigstens geist Die Anpreisung eines historischen Schauspiels ist für einen ter des Archivs, Hrn. Rambach, sehr schmeichelhaft. Eine lung der Musenalmanache für 96. von Gk. bleibt meiste Sprache und dem Versbau stehen, ohne in den Geist de einzudringen. Hr. Feßler mag in seiner Apostrophe 'an tischen Kunstrichter' (nach Klopstocks Art, dergleichen sich lende Bestimmungen zu parodieren, Weltweisheitsphilos Waßerfische) 'der Deutschen' in manchen Stücken gegen tischen oder unästhetischen Herren Recht haben; aber ge wenn er das historische Gemälde, bei welchem schöne immer dem höchsten Gesetze der Wahrheit untergeordnet den historischen Roman, der sich, dichterischen Gesetzen zu weichungen von der Wahrheit erlaubt, mit einander Noch weniger, wenn er um den letzten gegen die ihm Vorwürfe zu retten, die Glaubwürdigkeit aller darstellenden zweideutig zu machen sucht. Die für das epische und

Gedicht unleugbar geltende Befugniß, historische Wahrheit mit Erdichtungen zu verweben, kann nicht auf den Roman ausgedehnt werden, ohne daß folgende Bedenklichkeit dabei eintritt. Jene Dichtarten tragen das Gepräge der erfindenden Einbildungskraft zu auffallend an sich, als daß jemand von ihnen historische Belehrung erwarten sollte; der Roman hingegen hat die Form der Erzählung mit der Geschichte gemein, und wenn er auch einen Theil seines Stoffes aus derselben entlehnt, so wird sich durch eine natürliche Täuschung das Hinzugedichtete im Gedächtnisse des Lesers an historische Kenntnisse anknüpfen, und auf diese Art Irrthümer verursachen.

In beiden Jahrgängen des Archivs haben wir nichts so merkwürdig gefunden, als zwei Beiträge von Klopstock, 'die Bedeutsamkeit' und 'der zweite Wettstreit'. Eine genaue Prüfung ihres Inhalts bleibt dem Beurtheiler der grammatischen Gespräche, zu welchen sie gehören, vorbehalten. Wir zeigen hier nur an, daß in dem ersten Gespräche die seit einiger Zeit eingeführte philosophische Terminologie, und namentlich Kants Schreibart, mit sehr lebhaftem Spotte angegriffen wird. Ob philosophische Kunstwörter überhaupt unentbehrlich sind? ob man die jetzt gangbaren, wenn sie ihren Dienst geleistet haben, d. h., wenn die dadurch bezeichneten Begriffe sich auch ohne sie festhalten laßen, wird abschaffen, oder wenigstens andre aus den Tiefen unsrer eignen Sprache schöpfen können? mögen Philosophen untersuchen. Aber das sieht ein jeder ein, daß der Vorwurf gegen die kritische Philosophie, sie thue durch ihre Unterscheidung der Wörter Vernunft und Verstand der Sprache Gewalt an, durchaus ungegründet ist. Der gemeinste Sprachgebrauch trennt ihre Bedeutungen eben so wesentlich: ein Mann von Verstande und ein vernünftiger Mann sind himmelweit von einander verschieden. Eben so lehnt sich der Gebrauch vortrefflicher Dichter gegen den Machtspruch auf,

lungen 'Nackt und bloß' und 'der Wisddieb' vom Wächter (jene unter dem Namen Veit Weber) wü geschraubten, schwerfälligen Dialog, worin die Leut antworten, sondern entgegnen, und einer Kernsprache, gesprochen ward, in einem Archiv des abenteuerli eigentlich zu Hause sein. Gottschalk Necker hat d schen Satiren einen weit wichtigeren Beitrag zu der zu schreiben, geliefert, als durch seinen Versuch ei selben, welche zu einer langen Fehde zwischen H Göttingen und Hr. Jenisch in Berlin Anlaß gab, Leser des Archivs oft damit behelligt worden waren theil des letztgenannten ausfiel.

Für die Kritik schöner Geisteswerke leistet d so viel, als für die Poesie. Die verkehrte Ans sprechenden Tone in dem Versuch 'über Prose und Deutschen' ist schon anderswo nachdrücklich gerügt hat sich nur dadurch zu rechtfertigen gesucht, da worden zu sein behauptet, und die Herausg. habe digung des Aufsatzes nicht einlaßen wollen. D neueste Lektüre' sollten, da sie zu flüchtig hingew Gründlichkeit Anspruch machen zu können, wenig Die Anpreisung eines historischen Schauspiels ist ter des Archivs, Hrn. Rambach, sehr schmeichelh lung der Musenalmanache für 96. von Gk. ble Sprache und dem Versbau stehen, ohne in der einzudringen. Hr. Feßler mag in seiner Apost tischen Kunstrichter' (nach Klopstocks Art, dergl lende Bestimmungen zu parodieren, Weltweisl Waßerfische) 'der Deutschen' in manchen Stück tischen oder unästhetischen Herren Recht haben wenn er das historische Gemälde, bei welche immer dem höchsten Gesetze der Wahrheit unte den historischen Roman, der sich, dichterischen A weichungen von der Wahrheit erlaubt, mit Noch weniger, wenn er um den letzten geg Vorwürfe zu retten, die Glaubwürdigkeit aller zweideutig zu machen sucht. Die für das e



Grie=
ı Ge=
ı auf=
hiebei
ıhl der
ın einer
gen der
n haben,
t in An=
jene un=
ıan einen
ıropäer in
aussprechen
ıpt hat un=
as Barbari=
ıräch ig; die
ſind reich an
.en derſelben.
daß man um
ln ſoll? Das
Man ſollte der
ɔn trägt, doch
ıcht feine, aber
Manche Frei=
ye herausnimmt,
das bekannte:
id corrigere est

ndes.
ıcht auf die Ueber=

gungen der Vereinung anwenden: denn dergleic
sehr wohl zu vermeiden, wenn man sich mit gleich
begnügte, und nicht etwas Unzeitiges unternahm.

**Psychologia Homerica, s. de H. circa animam ve
tione vel opinione commentatio. Auctore C. W.
Zullichav. 1796.**

Diese Abhandlung ist die erste Schrift eines jungen
gen, der in der Vorrede Wolf als seinen Lehrer nennt
einer Lage, die ihm sowohl Muße als Hülfsmittel zu gel
beiten versagt, doch einen schätzbaren Beitrag zur Ausle
Homer geliefert hat. Die Zeiten sind vorbei, da man de
der Dichter zu ehren glaubte, wenn man eine vollständig
Idee aus ihm zog oder in ihn hineinlegte. Auch wird
hier gar nicht in einem wißenschaftlichen Sinne genommen
die rohen sinnlichen Begriffe Homers von der Natur
ihren Kräften und ihrem Zustande nach dem Tode sind
leichtern Uebersicht zusammengestellt, und durch Verglei
den Vorstellungsarten andrer ungebildeten Völker erläu
Vf. trifft in seinen Resultaten mit den allgemeinen Um
homerischen Seelenlehre zusammen, die der Rec. des voßischen
angedeutet hat. Sein Vortrag empfiehlt sich durch Bünd
Klarheit, und man trifft auf eine Menge feiner Bemerkung
gut wird der Unterschied zwischen θυμός, νοῦς und ψ
Homer diese Wörter gebraucht, auseinandergesetzt. Bei d
kung, daß Homer der Seele im Herzen, durchaus nicht
ihren Sitz anweist, sind mehrere wahrscheinliche Entstehu
dieser Meinung angegeben. Aber sie beruhen alle auf
auf das unmittelbare Gefühl, dem zufolge jeder Mensch
Geschäften des Verstandes eine Empfindung im Kopfe,
Leidenschaften im Herzen hat, und also Völkern, deren

*) [S. im vorigen Bande S. 131. ff.]

noch wenig geübt ist, während ihre kräftigen Leidenschaften sich auf das Entschiedenste offenbaren, die Seele nothwendig in der Brust zu wohnen scheinen muß, ist keine Rücksicht genommen. Sehr treffend wird bemerkt, daß wir, wenn wir von dem Verhältnisse zwischen Seele und Körper reden, die Seele durch Ich bezeichnen, den Körper aber als eine fremde Sache betrachten; daß Homer hingegen (und zwar gleich zu Anfange der Ilias) unter 'den Helden selbst' ihre Leiber im Gegensatze mit den Seelen versteht. Auch die Gründe davon sind gut entwickelt. Bei dieser Rohheit der Begriffe war Homer dennoch ein sehr guter praktischer Psycholog, der nicht nur die Leidenschaften auf das Richtigste darstellte, sondern auch das Gesetz der Ideenassociation aus der Erfahrung kannte. Bei Gelegenheit der homerischen Lehre vom Zustande der Seelen nach dem Tode, wird das Lokal des Hades, Tartarus u. s. w. genauer erörtert, als man hier eigentlich erwarten konnte; aber Rec. kann über Verschiedenes mit dem Vf. nicht übereinstimmen. Der Ocean ist bei Homer zu offenbar die äußerste Grenze des Erdbodens, als daß man annehmen könnte, der Dichter laße ihn nur die von der Sonne beleuchteten Theile der Erde umgeben, das dunkle Land der Kimmerier liege jenseits. Nirgends wird gesagt, Ulysses sei über die Breite des Oceans hinübergeschifft, um dahin zu gelangen. Od. X. 508. kann entweder heißen, auf dem Ocean längs dem Rande der Erde hinschiffen, oder Ὠκεανός bedeutet hier die Meerenge, welche vom Mittelmeer in den umgebenden Ocean führte, und eine große Seetagereise südwestwärts von der Insel Aeaea gedacht ward. Diese letzte Erklärung schreibt sich schon von dem alten Kritiker Krates her; in neuern Zeiten hat sich Voß im Götting. Magazin Th. I. und durch seine Weltkarte bei der zweiten Uebersetzung der Odyssee dafür erklärt. Das Land der Kimmerier lag nach beiden Meinungen rechter Hand von der Einfahrt, an der äußern Küste des Erdbodens; das elysische Gefild linker Hand. Dadurch würde auch der befürchteten Nachbarschaft zwischen zwei so verschiednen Ländern vorgebeugt; denn man dürfte sie leicht noch weiter auseinander rücken, als auf der voßischen Karte geschehen ist. Man vergleiche Schlegel de Geographia Homerica, p. 186 ff. u. 195...197. In der Νεκυία liegt die Vorstellung vom Hades als einer unterirdischen Hölung gar nicht, er wird als ein dunkler und tiefliegender, aber doch auf

und auch an sich mit seinen kurzen Versen und dem immer
kehrenden Reim sehr leicht und gefällig; aber es ist durchau
mehr Sh.'s Lied: so viel thut die metrische Abweichung.
Liede Stephanos vermißen wir ganz die komische Kraft des
nals. Für den Geschmack eines betrunknen Schiffskellners
Beschreibung des Sturmes zu poetisch; auch ist es weit lustig
er dort zweimal nach angestimmtem Gesange sagt: This is a
tune: but here's my comfort, nämlich in der Flasche, und
trinkt, als daß die Worte: 'Hier ist mein Trost' und 'Hier i
Muth' mit in das Lied eingeflochten sind. Die komischen A
zwischen Stephano, Trinkulo und Kaliban würden im Verh
ihrer Wichtigkeit durch die hinzugekommnen Lieder zu sehr g
werden, wenn diese auch weit launiger und charakteristischer
als sie wirklich sind. An mehreren Stellen des Sturms führ
die Musik so ein, daß er nur im Allgemeinen angiebt: s
musick, soft musick, ohne sie mit Worten zu begleiten. Er
dieß unstreitig leicht thun können, wenn er nicht einen Grun
habt hätte, bloße Instrumentalmusik vorzuziehen. Wollte
Gemüther durch unbestimmte, ahndungsvolle Anregungen für
drücke des Zauberischen empfänglicher machen, so konnte der G
der die dunkle und vieldeutige Sprache der Töne bestimmter
legt, nur ein störender oder ein überflüßiger Zusatz sein:
wenn die einzelnen Worte vernehmlich blieben, dieses, wenn s
im Strome der Begleitung verloren. Nach der Beschreibung,
der Vf. in der Vorrede von der Komposition seiner hinzugedic
Gesänge macht, hat der Musiker (Hr. Musikdirector Weffely)
erste gewählt. Bei dem phantastischen Gastmahle, womit Pr
(A. III. Sc. 3.) die Schuldigen neckt, führen die Geister einen
mischen Tanz auf. Dieß paßt weit beßer zu ihrer stummen
im Original: der Tanz kann hier für sich allein alles sagen,
der Gesang nur irgend ausdrücken soll; einer wird den a
wiederholen müßen, oder ganz unbedeutend sein. Außerdem k
sie nicht wohl zugleich singen und tanzen: folgt aber der Tan
auf den Gesang, wie Hr. T. vorschreibt, so wird die Erschei
die das Täuschende durch ihre Dauer immer mehr verlieren
allzusehr in die Länge gezogen. Statt der sogenannten M
(einer allegorischen, hier mythologischen Vorstellung) im vierten

zuge finden wir zärtliche Scenen zwischen Sylfen und Sylfiden. Ariels darin geschilderte empfindsame Liebe ist der muntern Schalkhaftigkeit, womit der zierliche Geist im übrigen Stücke erscheint, durchaus nicht gemäß. Auch in Bezug auf Fernando und Miranda war jene Masque ungleich zweckmäßiger als das, was ihre Stelle ausfüllen soll. Und wie konnte Hr. T. übersehen, daß Prosperos berühmte Rede: The cloud-capt towers, the gorgeous palaces etc., die er hat stehen laßen, nach seiner Aenderung nicht mehr paßte? Sie bezieht sich ja darauf, daß die körperlichen Wesen, Göttinnen, Nymphen, Schnitter, worein die Geister verkleidet dem Fernando ein Schauspiel gegeben hatten, nur leerer Schein gewesen waren; und in der deutschen Bearbeitung zeigen sie sich in ihrer eigenthümlichen Gestalt; denn eine, wenn gleich luftige und ungeweihten Augen unsichtbare, Gestalt schreibt die Dämonologie des ganzen Stücks dem Ariel und andern Geistern zu. Wenn dem Vf. der musikalische Theil des Sturms wichtig genug schien, um demselben eine besondre Ausbildung zu widmen, so hätte er auch den poetischen Dialog dieser kühnen dramatischen Dichtung nicht in Prosa auflösen sollen. Die Darstellung verliert dadurch erstaunlich an ihrem romantischen, magischen Kolorit, und wird dem alltäglichen Leben näher gerückt, von welchem sie der Dichter, wo die Geister irgend im Spiele sind, auf alle Weise entfernt hält. Selbst der thierische Kaliban redet bei ihm nicht platte Prosa, wie die beiden lustigen Schiffsgesellen, sondern eine dichterische Sprache, so rauh und seltsam sie ist. Die poetischen Schönheiten abgerechnet, ist die Uebersetzung ziemlich treu, ohne in das Steife zu verfallen. S. 36. sollten die Worte: this lord of weak remembrance, nicht 'dieser Herr schwachen Angedenkens', sondern 'von schwachem Gedächtnisse' gegeben sein. Das Spiel mit remembrance und memory hätte dabei doch ausgedrückt werden können. Auch S. 38. unten ist der Sinn der drei letzten Zeilen von Antonios Rede verfehlt.

Der Aufsatz über Shs. Behandlung des Wunderbaren (worunter hier, nach dem in ältern Lehrbüchern der Poetik gebräuchlichen Sinne des Wortes, Darstellungen aus der Geisterwelt verstanden werden) enthält einige treffende Bemerkungen. Andre sind zu sehr von der Oberfläche geschöpft. Es fehlt ungeachtet der vielen Eintheilungen an Ordnung, überhaupt an gründlicher Bestimmtheit.

Der Vf. legt ein viel zu großes Gewicht auf das bloß su
und von Zufälligkeiten abhängige Princip der Täuschung
strenge genommen, und vom Scheine gehörig unterschieden
nicht in das Gebiet der schönen Kunst gehört), ohne auf die
tiven Eigenschaften der Darstellung, ihre Richtigkeit, Lebend
Kraft, Harmonie, Vollständigkeit und Idealität zurückzugehen
Schreibart ist nachläßig; ein so trivialer Satz an der Spitze:
hat oft Sh's Genie bewundert', verspricht noch weniger, a
Aufsatz nachher leistet. Wenn behauptet wird, kein Dichter
Sh. habe Geister dramatisch darzustellen verstanden, so verg
Vf. vermuthlich Goethes Faust. S. 25. heißt es; 'Kaliban i
schöner erfundne und kunstreicher durchgeführte Puck' (im Son
nachtstraum). Wie kann man doch so ganz verschiedenartige S
mit einander vermischen, um eins auf Unkosten des andern zu l
Wenn der behende, artige, leichtfertige Puck mit irgend etwa
Sturm Aehnlichkeit hat, so ist es weit eher mit Ariel, als mit
schwerfälligen Unmenschen Kaliban. — Ungeachtet dieser und a
cher Uebereilungen wird der Vf., wenn er seine Gedanken über
erst mehr reifen läßt, gewiß viel Gutes für ihn leisten können.

Von ganz andrer Beschaffenheit ist Nr. 2. Durch diese '2
beitung Sh.'s für Deutsche' wird unsrer Nation eine eben so sch
Ehre erzeigt, als dem größten dramatischen Dichter der Neu
Wie würde man es finden, wenn ein Mensch, der höchstens Th
und Wände anzustreichen gelernt hätte, sich einfallen ließe, auf e
Bilde Raphaels oder eines andern großen Dichters hier eine
länger zu malen, dort einen Arm zu verrücken, auch wohl
Befinden der Umstände diese und jene Figur ganz zu überpins
Und doch ist diese Vergleichung noch zu vortheilhaft für den
des vorliegenden 'Fürstengemäldes des dreizehnten Jahrhunde
denn so nennt er Sh.'s, durch unzählige Auslaßungen, durch He
stimmung der episch-dramatischen Würde und Feierlichkeit zum
meinsten schlaffsten Tone, hauptsächlich aber durch einige armse
Zusätze bis zur Unkenntlichkeit entstellten King John. Nur
veränderte Konvenienz des Theaters kann eine behutsame und
schickte Umarbeitung der Meisterwerke Sh.'s rechtfertigen. W
man von seiner angeblichen Unregelmäßigkeit ausgehen, und r
ruhen, bis man ihn auf dramatische Formen zurückgeführt h

die mit den seinigen nichts gemein haben, so müßte man Stücke wie König Johann ganz vernichten. Der Vf. scheint sich gar keinen Zweck deutlich gedacht zu haben: wenigstens möchte er wohl sehr verlegen sein, nur einen einzigen Grund anzuführen, warum King John in seiner ursprünglichen Gestalt nicht eben so gut vorgestellt werden könnte, als wie er das Stück verpfuscht? Warum er den ganzen ersten Aufzug, der den originellsten Charakter des Stücks, Philipp Faulconbridge, so wunderwürdig entwickelt, weggeschnitten, und von den meisten Reden in den übrigen Aufzügen nur einen magern Auszug geliefert hat? Theaterlärm zu ersparen ist er eben nicht bedacht gewesen. Wo es bei Sh. bloß heißt Alarum, Excursions, (A. III. Sc. I.) läßt er die französischen und englischen Soldaten sich während der Schlacht weidlich herumschimpfen, und setzt nachher hinzu: 'Erschlagene liegen umher, einige geben noch Zeichen des Lebens von sich.' Fürwahr, ein angenehmer Anblick! Die wichtigste und zugleich die unglücklichste Veränderung ist es, daß Johann hier den Arthur mit eigner Hand umbringt. Er hat zur Ermordung desselben dem Hubert heimliche Befehle gegeben. Dieser, durch die liebenswürdige Unschuld des Prinzen gerührt, beschließt ihn zu retten, und hintergeht den König mit einer falschen Nachricht. Das ausgesprengte Gerücht von Arthurs Tode wirkt äußerst nachtheilig für Johann. Die Großen werden ihm abtrünnig, das Volk gegen ihn aufgebracht. Sein vermeintlich ausgeführter Befehl gereut ihn: Hubert, nunmehr sicher, sich keine Ungnade dadurch zugezogen zu haben, entdeckt ihm seinen Ungehorsam, worüber der König hoch erfreut ist. Unterdessen sucht Arthur, der noch nichts von der glücklichen Veränderung seines Schicksals weiß, zu entkommen, und stirbt an dem Sprunge von einer hohen Mauer. Bis auf den letzten Umstand hat der deutsche Bearbeiter die Geschichte ganz so gelaßen, wie im Originale. Nun läßt er aber Arthurn glücklich an der Mauer herunterklettern, und den König, welchen die Rettung des Prinzen schon wieder verdrießt (man weiß nicht warum), sich grade in demselben Augenblicke auf der Straße vor dem Gefängnisse befinden, und ihn mit seinem Dolche erstechen. Dieser König, der so allein und unbemerkt das Pflaster tritt, und am hellen Tage, auf offner Straße eine Mordthat verübt, die er in das tiefste Dunkel zu hüllen wünschte und

Der Vf. legt ein viel zu großes Gewicht auf das bloß sub
und von Zufälligkeiten abhängige Princip der Täuschung
strenge genommen, und vom Scheine gehörig unterschieden
nicht in das Gebiet der schönen Kunst gehört), ohne auf die
tiven Eigenschaften der Darstellung, ihre Richtigkeit, Lebend
Kraft, Harmonie, Vollständigkeit und Idealität zurückzugehen.
Schreibart ist nachläßig; ein so trivialer Satz an der Spitze:
hat oft Sh's Genie bewundert', verspricht noch weniger, a
Aufsatz nachher leistet. Wenn behauptet wird, kein Dichter
Sh. habe Geister dramatisch darzustellen verstanden, so verg
Vf. vermuthlich Goethes Faust. S. 25. heißt es; 'Kaliban i
schöner erfundne und kunstreicher durchgeführte Puck' (im So
nachtstraum). Wie kann man doch so ganz verschiedenartige
mit einander vermischen, um eins auf Unkosten des andern zu l
Wenn der behende, artige, leichtfertige Puck mit irgend etw
Sturm Aehnlichkeit hat, so ist es weit eher mit Ariel, als mi
schwerfälligen Unmenschen Kaliban. — Ungeachtet dieser und
cher Uebereilungen wird der Vf., wenn er seine Gedanken üb
erst mehr reifen läßt, gewiß viel Gutes für ihn leisten können

Von ganz andrer Beschaffenheit ist Nr. 2. Durch diese '
beitung Sh.'s für Deutsche' wird unsrer Nation eine eben so sch
Ehre erzeigt, als dem größten dramatischen Dichter der Neu
Wie würde man es finden, wenn ein Mensch, der höchstens Th
und Wände anzustreichen gelernt hätte, sich einfallen ließe, auf e
Bilde Raphaels oder eines andern großen Dichters hier eine
länger zu malen, dort einen Arm zu verrücken, auch wohl
Befinden der Umstände diese und jene Figur ganz zu überpin
Und doch ist diese Vergleichung noch zu vortheilhaft für den
des vorliegenden 'Fürstengemäldes des dreizehnten Jahrhunde
denn so nennt er Sh.'s, durch unzählige Auslaßungen, durch H
stimmung der episch-dramatischen Würde und Feierlichkeit zun
meinsten schlaffsten Tone, hauptsächlich aber durch einige arm
Zusätze bis zur Unkenntlichkeit entstellten King John. Nur
veränderte Konvenienz des Theaters kann eine behutsame und
schickte Umarbeitung der Meisterwerke Sh.'s rechtfertigen. W
man von seiner angeblichen Unregelmäßigkeit ausgehen, und
ruhen, bis man ihn auf dramatische Formen zurückgeführt h

die mit den seinigen nichts gemein haben, [illegible]
wie König Johann ganz vernichten. [illegible]
nen Zweck deutlich gedacht zu haben: [illegible]
sehr verlegen sein, nur einen [illegible]
King John in seiner ursprünglichen [illegible]
gestellt werden könnte, als wie er das [illegible]
er den ganzen ersten Aufzug, der den [illegible]
Stücks, Philipp Faulconbridge, [illegible]
geschnitten, und von den [illegible]
nur einen magern Auszug [illegible]
ob er eben nicht bedacht gewesen. [illegible]
Alarum, Excursions, (A. III. Sc. I.) [illegible]
englischen Soldaten sich während der [illegible]
und setzt nachher hinzu: [illegible]
noch Zeichen des Lebens von sich! [illegible]
blick! Die wichtigste und [illegible]
ist es, daß Johann hier den [illegible]
Er hat zur Ermordung desselben den [illegible]
geben. Dieser, durch die [illegible]
rührt, beschließt ihn zu retten, [illegible]
falschen Nachricht. Das [illegible]
wirkt äußerst nachtheilig für Johann. [illegible]
abtrünnig, das Volk gegen ihn [illegible]
geführter Befehl gerent ihn: [illegible]
Ungnade dadurch zugezogen zu haben, [illegible]
sam, worüber der König doch [illegible]
der noch nichts von der [illegible]
weiß, zu entkommen, [illegible]
Mauer. Bis auf den [illegible]
die Geschichte ganz so [illegible]
aber Arthurn glücklich [illegible]
König, welchen die [illegible]
man weiß nicht warum, [illegible]
der Straße vor dem [illegible]
Dolche erstechen. Dieser König [illegible]
Pflaster tritt, und am [illegible]
that verübt, die er in das [illegible]

orin er ein
innter franz
'Ich würde
ich der W
mung woll

nd der Sa
1797.

haberei unte
t mehr als
ei gebildeter
ed ein solche
nst dergleiche
en Vorträger
i die Oberflä
ne nur in
liefert obige
Hr. F. h
chtung von
t bekannt g
h diesem a
i, zweifeln
ebauung d
der andern
entgegen
tes, jener
pipulo o
flagitiumve
zu Athen
on weit n
Witziger
zu gedeih
ken Einf
urch Sch

dem Hubert kaum deutlich zu bezeichnen wagte, ist in der eine rechte Seltenheit. Auch fängt er seinen Monolog an: derbar! mehr als sonderbar!' Ja freilich: abgeschmackt! me abgeschmackt!

Apriltage Felix Ungenannt's, od. Abenteuer ohne den de machina. Herausg. v. G. Stein. 2 Thle. Berl. u. Lpz.

Dem Titel nach soll dieses Werk voll sinnloser Abenteuer, pender Lustigkeit und unsaubrer Geschichten für ein deutsches nal gelten, aber man erräth bald, daß es sich aus dem Franzö herschreibt, und einem Uebersetzer in die Hände gefallen ist, vollkommen werth war, eine fremde Sünde auf sich zu nehme einem kauderwälschen Deutsch, mit französischen Wörtern und dungen, einer schlechten Orthographie und einigen Anspielung Menschen, die in Deutschland zu Haus gehören, verbrämt, er uns den Lebenslauf eines Landstreichers mit der noch wid Geschichte andrer seines Gleichen, und vielen herbeigezognen, sein sollenden Anekdoten durchflochten, die nur das Buch u Ekel verlängern. Hier liest man durchgängig 'Filou, Ca Hardiesse, Nouvellen' u. s. w., ja es kommen ganz neue A wie 'Bonleben', vor, und mehrmals weiß man nicht, ob die heit des Vorsatzes oder der Unwißenheit vorgewaltet hat: ich das Skelerat kennte'; 'Endlich war ich im Stande couci zu antworten'; 'Die Gerichte waren zwar einfach, aber sehr f Bei einer Stelle: 'Häuser nach dem Modell des Louvres' find folgende Note: 'Berühmtes Gefängniß'. Ein andresmal ü er aus dem Italiänischen: Servitore, signor ladro, 'Diener Latro'. Dagegen hat er auch wieder recht ausgesuchte deutsch drücke, als: 'Ihr elfenbeinerner Hals, dessen quatschlichte eben so viele Galeeren für die unbezwingbarsten Herzen r Man hat hier zugleich ein Pröbchen von der blühenden Sch dieses pöbelhaften Wustes. In einem einzigen kurzen Absatz den zur Schilderung einer Schönen Pygmalion, Orpheus, P und eine Sirene gebraucht. Daß der Uebersetzer indessen Willens ist, seinen Fund fahren zu laßen, und den wahr

undankbar verleugnet, erhellt aus einer Note, worin er eingeſteht, daß ihm zu gewiſſen elenden Verſen ein unbekannter franzöſiſcher Dichter den Inhalt angegeben, und hinzufügt: 'Ich würde mir's zum unverzeihlichſten Vergehen anrechnen, wenn ich der Wahrheit treulos werden könnte'. Mit dieſer Selbſtverdammung wollen wir ihn abtreten laßen.

Taſchenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre. Herausg. von J. D. Falk. Leipz. 1797.

Da faſt jede Wißenſchaft, Kunſt oder Liebhaberei unter uns ihr jährliches Taſchenbuch hat, ſo war es nicht mehr als billig, auch dem Scherze, dieſer allgemeinen Liebhaberei gebildeter Menſchen, ein eignes zu widmen. Wenigſtens wird ein ſolches den Vorwurf nicht zu fürchten haben, den man ſonſt dergleichen zerſtückelten, für einen raſchen Umlauf beſtimmten Vorträgen aus Wißenſchaften zu machen pflegt, ſie begünſtigten die Oberflächlichkeit; und Niemand wird behaupten, man könne nur in ſtarken regelrechten Bänden gründlich witzig ſein. Auch liefert obige kleine Sammlung manchen Beweis des Gegentheils. Hr. F. hat ſich ſchon durch einige poetiſche Satiren und eine Dichtung von größerem Umfange, die Gräber zu Kom, zu vortheilhaft bekannt gemacht, als daß man an ſeinem entſchiednen Berufe, ſich dieſem allzuſehr vernachläßigten Felde unſrer Litteratur zu widmen, zweifeln könnte. Der uns Deutſchen natürliche Ernſt macht die Bebauung desſelben doppelt zum Bedürfniſſe, ob er ihr gleich auf der andern Seite Hinderniſſe in den Weg legt. Von den zwei entgegengeſetzten Denkarten über die Gränzen des erlaubten Spottes, jener welche ſich im Geſetze der zwölf Tafeln offenbart: si qui pipulo occentassit, carmenve condidissit, quod infamiam faxit flagitiumve alteri, fuste ferito, und der, wodurch die alte Komödie zu Athen möglich ward, nähern ſich die Geſinnungen unſerer Nation weit mehr der altrömiſchen Strenge als dem attiſchen Leichtſinn. Witziger Muthwille bedarf aber durchaus einer freien Luft, um zu gedeihen, und durch umſtändliche Bedenklichkeiten gegen jeden kecken Einfall machen wir es dem Schriftſteller unmöglich, uns durch Scherz und

Spott in eine muntre Laune zu versetzen, die doch so wohlthät
Zu entscheiden, ob in diesem Taschenbuche die rechtmäßige Freihe
Satire nirgends überschritten worden, ist mehr die Sache der
ral als der Kritik: Rec. hat es ohne alles Aergerniß durchge
und sich sehr ergötzt, sein oft so trocknes und undankbares
auch einmal unter lustigen Bildern vorgestellt zu finden. D
dem Kupferstiche gehörige Lied im Bänkelsängertone wird
seinen Gegenstand (es besingt hauptsächlich die neueste Geschich
Philosophie) eine Menge Leser gleich zuerst anlocken. Eine dr
Parodie auf den Unfug, der hier und da mit der Kunstsprach
kritischen Systems getrieben wird, ist der 'Versuch einer neuer
von Dedication nach kritischen Principien von Caspparus Domi
an Ebendenselben'. Auch 'die Uhu, eine dramatisch-satirische,
pfodie, mit Chören von Uhu'n, Raben und Nachteulen', sind re
Beziehungen auf unsre Zeit. Der Vf. hatte sie zunächst für
burleske Aufführung bestimmt, wodurch sie, wie man versicher
komischer Stärke noch sehr gewonnen haben sollen. Viele
bleiben aber auch beim bloßen Lesen belustigend, unter ander
Verfertigung der halb matthissonschen, halb bürgerschen Elegie.
der Vf. häufig wegen angeblicher Lücken in seiner Handschrif
bricht, so läßt sich nicht entscheiden, ob durch die Ausfüllung
selben dem Unzusammenhange dieser Scenen würde abgeh
werden, oder ob er für aristophanische Freiheit gelten soll. I
das letzte würden die Forderungen an den Dichter vielleicht zu
gesteigert werden: denn nur das höchste Komische kann zur U
tretung aller sonst geltenden Gesetze der Darstellung berecht
Die Bekenntnisse eines Weiberfeindes, eine dramatisierte Erzähl
vorn herein durch originellen Humor, in ihrem Fortgange
komische Kontraste gewürzt, sind ebenfalls nur Fragment, o
gleich nicht ausdrücklich gesagt wird: denn die Geschichte des
jors, so weit sie hier geführt ist, giebt die Aufschlüße noch
die anfangs davon versprochen werden. 'Bon ton auf dem L
ist eine treffende Satire auf die Thorheit, welche ihr Titel be
net; der Dialog darin ist lebhaft und bewegt sich in den Fe
des Silbenmaßes und des Reimes mit der ungezwungensten L
tigkeit. Das der 'Kirchenrechnung' vorangehende Gespräch erin
ohne doch daher entlehnt zu sein, an die Scene in Minna

Barnhelm, wo Franciſca ſich beim Juſt nach Tellheims geweſenen Bedienten erkundigt. 'Die Kirchenrechnung' ſelbſt hingegen und das ironiſche Lob der Medicin ſind zu oft gebrauchte Einkleidungen der Satire, um beſonders anziehen zu können, obgleich einzelne Einfälle gar nicht verwerflich ſind. Das einzige Stück 'Pſycharion oder die Entkörperung, eine Geſchichte aus dem Griechiſchen', welches unter dem Schleier ſeiner blühenden Sprache eine Myſtik der Sinnlichkeit lehrt, deren dichteriſchen Werth wir hier nicht unterſuchen wollen, entſpricht dem Zwecke des Taſchenbuchs auf keine Weiſe. Sonſt iſt Scherz und Satire ſelbſt noch in dem Sach- und Namen-Regiſter und in der Selbſt-Recenſion am Schluße reichlich ausgeſtreut. Wir wünſchen Hrn. F., der durch das, was er in Gattungen, welche eigentlich die gebildetſte Reife des Geiſtes vorausſetzen, ſo früh ſchon geleiſtet, noch weit größere Erwartungen für die Zukunft erregt, alle Aufmunterung auf ſeiner von mancherlei Gefahren umgebnen Laufbahn.

[Vgl. unten A. L. Z. 1798. Nr. 47.]

Kleine Romane von Friedrich Schulz. Leipzig 1788...90. 5 Bände.

Leopoldine. Ein Seitenſtück zum Moritz. Von Fr. Schulz. Lpz. 1791. 2 Thle.

Kleine proſaiſche Schriften vom Verfaßer des Moritz. Weimar 1788...1795. 5 Bdchen.

Geſammlete Romane von Fr. Schulz. 3. Theil. Henriette von England. Berl. 1794.

Unter den zahlreichen Romanen, welche mit jeder Meſſe unſre Bücherverzeichniſſe anſchwellen, vollenden die meiſten, ja faſt alle, den Kreißlauf ihres unbedeutenden Daſeins ſo ſchnell, um ſich dann in die Vergeßenheit und den Schmutz alter Bücher in den Leſebibliotheken zurück zu ziehen, daß der Kunſtrichter ihnen ungeſäumt auf der Ferſe ſein muß,

wenn er nicht den Verdruß haben will, sein Urth
eine Schrift zu verwenden, die eigentlich gar nich
existiert. Auf der andern Seite wirkt auch der früh
und noch so gegründete Tadel nur wenig gegen di
breitung dieser losen Waare unter solchen Lesern,
dabei eigentlich gerechnet ist. Der bloß sinnliche Ro
hunger muß gestillt werden, sei es durch welche N
es wolle. Mit unüberwindlichem Abscheu gegen die
Lesung auch des geistreichsten Buches verbindet sich ei
nügsamkeit, die sich selbst das Platte, Abgeschmack
Abenteuerliche gefallen läßt, wenn es nur neu schein
bei der es bloß armseliger Umkleidungen bedarf, u
Verbrauchtesten das Lob der Neuheit zu gewinnen.
sechs oder sieben Jahren stemmen sich alle Recensen
heiligen römischen Reichs, die in diesem Fache a
gegen die Ritterromane: aber die Menge der ritt
Lanzen und Schwerter dringt immer unaufhaltsamer
ein. Vor den Fehmgerichten, den geheimen Bündniss
den Geistern ist vollends gar keine Rettung mehr.
Ehrgeiz des Schriftstellers sowohl als des Beurtheile
sich selbst achtet, muß also darauf eingeschränkt sein,
gebildeteren Theil des Publikums zu wirken. Diese
Fr. Schulz für sich, seit er durch den kleinen Roman
seine Laufbahn glänzend eröffnete; diesem sind die Ver
die er sich um unsre Litteratur durch Uebertragungen,
beitungen fremder Werke und eigne Dichtungen er
noch in zu frischem Andenken, als daß sie nicht g
einer Uebersicht derselben verweilen sollten.

Es ist auffallend und schon oft bemerkt worden
unsre Sprache sich bis jetzt für den dichterischen E
weit mehr vervollkommt hat, als für den Vortrag in

Wiederum ist es den deutschen Schriftstellern im Ganzen immer noch beßer mit ernstern Gattungen gelungen, welche Schwung und Würde fordern, als mit dem leichten und muntern Tone, worin sich die Geisteskräfte ohne Spannung und mühsame Arbeit nur spielend entfalten, und wo besonders ein aufgeweckter Witz freien Raum hat, sich im günstigsten Lichte zu zeigen. Wer viel unter Ausländern gelebt hat, dem kann es nicht entgangen sein, daß sich im Französischen und selbst im Englischen das Gespräch mit einer Wahl der Ausdrücke, einer Zierlichkeit der Wendungen, einer Feinheit der Beziehungen und Unterscheidungen führen läßt, die man im Deutschen nicht auf denselben Grad zu treiben suchen dürfte, ohne in Ziererei und Steifheit zu verfallen. Diese letzte Erscheinung versteht sich nach der eben erwähnten schon von selbst. Die Kunst der gewandten und unterhaltenden Schreibart steht mit der Gabe der geselligen Mittheilung in sehr nahem Bezuge, ja in beständiger Wechselwirkung. Je glücklicher jene geübt wird, desto reicher wird diese sich entwickeln, und durch den erhöhten und verfeinerten gesellschaftlichen Genuß die Geselligkeit selbst verstärken. Aber der Schriftsteller, der für die Gesellschaft bilden will, muß selbst durch sie gebildet sein: und wie Viele unter dem großen Haufen derer, die in Deutschland für das Vergnügen der Lesewelt arbeiten, sind wohl in der Lage gewesen, in den feineren Verhältnissen des Lebens durch mannichfaltigen und auserlesenen Umgang nur die unbehülfliche Einseitigkeit ihres Geistes abzuschleifen, geschweige alle Vorzüge des wahrhaft guten Tons sich ganz zu eigen zu machen? Wie viele sind nicht im Gefühle ihrer Kraft und Deutschheit weit entfernt, sich dieses Bedürfnisses nur einmal bewußt zu werden? Fr. Schulz kennt die Welt

und die Gesellschaft; er hat sich, vorzüglich durch die
digen Gemälde, die er von ein Paar Hauptstädten
entworfen, als einen hellen, geistvollen und vorurthei
Beobachter gezeigt; und um dieß sein zu können, m
unter dem Gewühle verschiedenartiger Denkarten und
bungen, die sich in den Mittelpunkten der Verfeine
gegen einander reiben und tausendfältig durchkreuzen
selbst mit Freiheit und Sicherheit bewegen. Diese r
nutzung des wirklichen Lebens bei der schon natürliche
tung seiner Anlagen, als Schriftsteller ein angenehm
sellschafter zu sein, verband er mit einem andern S
das den Verfaßern unsrer gewöhnlichen Romane n
eben so fremd ist, nämlich mit einer ausgebretteten
heit in der französischen Litteratur. Das Talent,
und lebhaft zu erzählen, ist gewiß nirgends so einh
als in ihr. Daß S. in dieser Hinsicht, wie er selb
verschweigt, seinen Vorbildern viel zu danken hat, d
nen Ruhm nicht schmälern: denn wer kann zu seine
bung die Muster entbehren? Auch ist es keinesweg
ängstliche, dem Genius der Sache nicht angepaßte,
ahmung, wodurch sein Vortrag sich der französischen
nähert. Was er sich davon auf eine freie Art ange
hat unter seinen Händen das fremde Ansehen ab
Man kann ohne im Geringsten undeutsch zu werden,
Schleppende und Schwerfällige, Fehler, denen unsre
durch die Natur ihrer Wortfügungen und Wortstel
nur allzusehr ausgesetzt ist, mit dem raschen, flüchtigen
der französischen Prosa vertauschen. Nichts würde u
Grunde mehr von *) den Vorzügen dieses Musters en

*) der Eigenthümlichkeit derselben 1797. 1801.

als Gallicismen; denn keine Nation wacht sorgfältiger über die charakteristische Reinheit ihrer Sprache, und verbannt alles, was sich nicht mit ihrer allgemeinen Beschaffenheit in Harmonie setzen läßt, mit größerer Strenge daraus, als die französische. Diese Klippe, auf die man bei dem Bestreben nach Annäherung so leicht geräth, hat S. mehrentheils glücklich vermieden. Selbst wo er ganz nach fremden Erfindungen arbeitet, überträgt er weniger wörtlich, und erinnert seltner an ein Original, als die deutsche Treue, die sich sonst auch im Uebersetzen bewährt, es mit sich bringt. Vielleicht ist es ihm eben dadurch beßer gelungen, den Eindruck im Ganzen wieder zu geben, wozu in dieser Gattung die Ungezwungenheit sehr wesentlich mitgehört.

Ungeachtet der angeführten Vorzüge würde sich im Einzelnen an der Schreibart dieses geschmackvollen Schriftstellers noch Manches tadeln laßen. Besonders haben wir bei den Werken der Mad. de la Fayette (der Verfaßerin der Henriette von England, der Zaide und der Prinzessin von Cleves; die beiden letztgenannten machen die ersten zwei Bände der gesammleten Romane aus) hier und da das Zarte und Natürliche des Originals in seiner Uebertragung vermißt. Blühende Fülle der Rede steht ihm weder bei Nachbildungen noch ursprünglichen Darstellungen recht zu Gebote; und da es ihrer in der gewählten Gattung nicht bedarf, so wäre es vortheilhafter gewesen, die Ansprüche darauf ganz aufzugeben. Wo er für die Schwärmereien des Gefühls den innigsten Ausdruck, für den Zauber der Schönheit die stärkste Versinnlichung zu finden bemüht ist, ergreift er mehrmals statt dessen dort das Kostbare, hier das Ueberladne, überschreitet auch wohl die Gränzen der nüchternen Prosa, ohne den Leser durch einen ächt dichterischen Schwung

fortzureißen, der, gegen die gewöhnliche Meinung, ne
gröſten Einfachheit ſtattfinden kann. Auch ſind wir a
lei kleine Verſehen gegen die Richtigkeit der Sprach
ßen; und doch wäre durchgängige grammatiſche Gen
hier deswegen eine ſehr ſchätzbare Tugend geweſen, n
überall, wo wir unſre Sprache auf eine lebendige
nicht mit der gemeßenſten Vorbereitung, behandeln,
ſpräche, in freien mündlichen Vorträgen, ſogar
Bühne, noch ſehr ſelten unter uns iſt.

Da Fr. S. ſich bei dem, was unter ſeinen
überſetzt oder bearbeitet iſt, gar nicht an die neue
ſcheinungen gehalten, zu denen die unmittelbare N
den bloß mechaniſchen, oft in der Litteratur der
ganz unbewanderten Ueberſetzer hinzuziehen pflegt; da
mehr franzöſiſche Originale, die zum Theil ſchon vo
mer Zeit geſchrieben, aber unter uns nur Wenigen
geworden wären, in Deutſchland verbreitet hat: ſo m
ger Weiſe die hiebei getroffene Wahl auch mit in
gebracht werden, wenn ſie glücklich iſt. Freilich ſch
dieß nicht immer in gleichem Maße der Fall zu ſe
wenn wir bei einigen Erzählungen gern anerkennen,
die Verpflanzung durch ſo geſchickte Hände vollkomm
dienten, ſo müßen wir hingegen bei andern lebhaft b
daß ihm nicht öfter gefallen hat, ſeine Einbildungskra
nen Erfindungen in eine unabhängige Geſchäftigkeit zu

*) [Eine kurze Angabe der einzelnen Stücke wird dieſ
rechtfertigen können. Wir übergehen dabei für Erſte die
kleinen Romanen ſtückweiſe mit abgedruckte Leopoldine, d
beſonders erſchienen iſt, um mit ihr als dem beträchtlichſt
nalwerke des Vfs. den Beſchluß zu machen.

*) [Das Folgende bis zu der Beurtheilung der Leopoldi
den Abdrücken von 1801. und 1828. weggelaßen.]

Kleine Romane. Liebe nach der Kunst, nach dem Französischen Le beau de la galanterie. Wir kennen das letzte nicht; aber es muß von keinem vorzüglichen Werthe in dieser den französischen Sitten sonst so geläufigen Gattung sein, weil der deutsche Bearbeiter den Verfaßer der ursprünglichen Erzählung nur als den Farbenreiber angiebt, und er als der eigentliche Meister des Gemäldes nicht alle Ungeschicklichkeit desselben hat wieder gut machen können. Die Kunst der Gräfin würde wenigstens dann bei weitem nicht fein genug erscheinen, wenn der Verführte der aufgewandten Mühe würdiger wäre, und es ihr nicht bloß durch Charakterlosigkeit und schwerfällige Blödigkeit, sondern durch irgend eine liebenswürdige Eigenschaft so schwer machte, sich seiner zu bemächtigen. Daß man den unangenehmen Eindruck der Leere davon hinwegnimmt, welche dieser Art, die Liebe zu treiben, die Entstehung giebt, ist vielleicht der Absicht gemäß.

Das Ideal, eine mehr ernsthafte als leichte, obgleich an Gehalt ziemlich leere, Erzählung. Verschiedne Stellen derselben könnten die vorhin gemachte Bemerkung bestätigen, daß der Vf. den wärmsten Ausdruck des Gefühls auf einem ganz falschen Wege sucht, der ihn zuweilen bis in das entgegengesetzte Gebiet des Frostigen führt. Z. B. 'Für Situationen dieser Art hat die Sprache keine Worte, der Geschichtschreiber keine Faßung und der Leser kein Mitgefühl. Der Geschichtschreiber hat alles gethan, was er thun konnte, wenn er mit zitterndem Finger, stumm auf die Thräne zeigt, die einem Dulder solcher Qualen über die Wange herabrollt.' Der Leser, dem über das Leiden, wovon hier die Rede ist, nur halb so schlimm zu Muthe würde, als dem Erzähler nach dieser Schilderung, müßte übermäßig weichherzig sein. Der Liebende, dem es so übel geht, hatte wenigstens den Gegenstand seiner Leidenschaft gesehen; aber der Heldin geschieht schon Recht: warum verliebt sie sich nach einer bloßen Beschreibung, weil solche mit ihrem Ideale übereinstimmt? Ein provenzalischer Edelmann und Dichter soll sich einmal in eine ihm völlig unbekannte Gräfin von Tunis so sterblich verliebt haben, daß er in eben dem Augenblicke starb, als er sie zum ersten Male erblickte: allein dergleichen trägt sich seit langen Zeiten schon nicht mehr zu. Für die Unwahrscheinlichkeiten im Gange der Geschichte hält uns keine Erwartung noch Ueberraschung schadlos. Man weiß

sogleich, daß zwei Personen sterben müßen, um zwei Ideale
men zu bringen, und eilt also nur ihren Tod zu erfahren,
denn Alles gethan ist.

Prinz Dadebido, ein kleines Märchen, worin eine l
Phantasie zierlich sinnbildert, ohne daß es sich doch ganz in
rie auflösen ließe, aus dem Französischen angenehm erzählt
mit einigen modernen Anspielungen vierziert.

Liebesglück durch Unbeständigkeit. Eine vorgesetzte Ein
soll den Gesichtspunkt für diese Novelle französischen Urs
(Rosalie ou le triomphe de l'inconstance) bestimmen, das heiß
schuldigen, daß sie in diese feine Sammlung aufgenommen
Sie wird selbst einer an solchen Stoff gewöhnten Einbildun
wenn sie sich noch nicht gegen die Häßlichkeit der unversch
Verderbniß abgehärtet hat, mehr unsittlich als leichtfertig
widrig als reizend erscheinen. Crebillon, Hamilton und
wißen bei ihren schonungslosesten Geschichten durch die he
brachte Stimmung jede Regung des Unwillens entfernt zu
die Darstellung sei noch so frei, es liegt im Tone derselbe
sie mit ihrem Gegenstande auf eine geringschätzige Art spiel
ist hingegen eine ernstliche Bemühung sichtbar, die schlaffe
schaft aller Männer und Weiber mit einem sophistischen Fi
bedecken. Die Erfinder solcher Gesellschaftsstücke liefern
wohl einen Beitrag zur Sittengeschichte, als sie selbst fü
gelten können.

Das vollkommene Weib und der vollkommene Mann,
unserm Bedünken die sinnreichste unter den kleinen Erzäh
die unser Bf. vorträgt. Er ist aber auch hier wenig m
Uebersetzer, ob es gleich nicht besonders angemerkt wird,
eingestreute Satire ein ganz einheimisches und neues Ansel
Das Original ist französisch und schon vor vielen Jahre
dem Namen Prinz Typhon und Prinzessin Zartkinda (s. S
Schlegels Werke 3. Th.) verdeutscht worden. Fr. Schulz
eine glückliche Einkleidung mit glücklicher Hand auf eine n
ganz verflogne Sucht unsers Zeitalters angewandt, und a
erziehenden Feen einen deutschen Kraftpädagogen und eine
sche Gouvernante gemacht. Ohne sein Zuthun waren hier
im Einzelnen mit kecken Zügen ausgemalten, aber dem all

Sinn und der Wirkung nach gar nicht übertriebenen Kontraste lustig gruppiert; er ist aber auf eine leichte und gefällige Art mit dem Vorhandnen sowohl als dem Hinzugekommnen umgegangen. Des letzten ist nicht viel, doch bedurfte es hier keiner ausgeführteren Zusätze, und das Wenige ist witzig. Man wundert sich, Züge, die nur aus dem Vorsatze, eine deutsche Seltsamkeit lächerlich zu machen, entspringen zu können scheinen, schon im Originale anzutreffen. Ein allegorischer Tempel der Eigenliebe ist mit Recht weggeblieben.

König Stark-an-Kopf und seine Familie. Die gute Frau. Muku und Bstbst. Drei Märchen aus dem Französischen, von denen das erste unstreitig den Vorzug behauptet. Die artigste Munterkeit beseelt insbesondre den Anfang, und erhält sich, obgleich nicht immer eben so glänzend, bis an das Ende der ziemlich langen Reihe von Wunderbegebenheiten. Es hat Sinn und Geist im Einzelnen ohne eine durchgeführte Beziehung, so daß die geistvolle Erfinderin, die Gräfin von Nemond, es mit Recht Conte en l'air nennen konnte. Das letzte läßt sich schon näher auf allegorische Einkleidungen ein, und die Phantasie (es sei uns erlaubt, diesen Ausdruck einem Kenner und Meister abzuborgen) wird weniger auf ihren eignen Flügeln getragen, welches doch für das Wesen des Märchens das Angemeßenste scheint. Die gute Frau verfällt eben nicht in den Fehler des allzu Bedeutsamen, denn sie ist unbedeutend genug. Die etwas breite Naivetät der Amme, von der die Erzählung entlehnt sein soll, weil doch eine gute Frau gern über die andre schwatzt, kann den süßlichen Inhalt nicht sonderlich würzen, und wir wurden an die wohlgemeinten, tugendsamen Bezauberungen erinnert, womit Mad. le Prince de Beaumont in ihren Märchen die Kindheit rührt und ergötzt. Uebrigens haben die drei obigen, bei aller sonstigen Verschiedenheit, doch die Aehnlichkeit in der Anlage, daß immer allerliebste Prinzen und Prinzessinnen zusammen gebracht werden müßen, daß die guten Feen ihren Einfluß dafür, die bösen dagegen verwenden, und jene, wie billig, zuletzt den Sieg davon tragen. Können wir auch unsre Märchen so wenig als unsre Romane und Dramen ohne Vermählungen zu Ende bringen? — Der deutsche Ausdruck ist hier so frei und geschmeidig, daß sich nirgends der Wunsch regt, lieber das Original statt der Uebertragung zu lesen. Rec. müßte sich sehr irren, wenn ihm nicht von Muku und Bstbst (im Franzö-

sogleich, daß zwei Personen sterben müßen, um zwei Ideale men zu bringen, und eilt also nur ihren Tod zu erfahren, denn Alles gethan ist.

Prinz Dadedido, ein kleines Märchen, worin eine l Phantasie zierlich sinnbildert, ohne daß es sich doch ganz in rie auflösen ließe, aus dem Französischen angenehm erzähl mit einigen modernen Anspielungen vierziert.

Liebesglück durch Unbeständigkeit. Eine vorgesetzte Ein soll den Gesichtspunkt für diese Novelle französischen Urs (Rosalie ou le triomphe de l'inconstance) bestimmen, das hei schuldigen, daß sie in diese feine Sammlung aufgenommen Sie wird selbst einer an solchen Stoff gewöhnten Einbildun wenn sie sich noch nicht gegen die Häßlichkeit der unversch Verderbniß abgehärtet hat, mehr unsittlich als leichtfertig widrig als reizend erscheinen. Crebillon, Hamilton und wißen bei ihren schonungslosesten Geschichten durch die h brachte Stimmung jede Regung des Unwillens entfernt zu die Darstellung sei noch so frei, es liegt im Tone derselbe sie mit ihrem Gegenstande auf eine geringschätzige Art spiel ist hingegen eine ernstliche Bemühung sichtbar, die schlaffe schaft aller Männer und Weiber mit einem sophistischen Fi bedecken. Die Erfinder solcher Gesellschaftsstücke liefern wohl einen Beitrag zur Sittengeschichte, als sie selbst fü gelten können.

Das vollkommene Weib und der vollkommene Mann unserm Bedünken die sinnreichste unter den kleinen Erzäh die unser Vf. vorträgt. Er ist aber auch hier wenig m Uebersetzer, ob es gleich nicht besonders angemerkt wird, eingestreute Satire ein ganz einheimisches und neues Ansel Das Original ist französisch und schon vor vielen Jahre dem Namen Prinz Typhon und Prinzessin Zartkinda (s. S Schlegels Werke 3. Th.) verdeutscht worden. Fr. Schulz eine glückliche Einkleidung mit glücklicher Hand auf eine n ganz verflogne Sucht unsers Zeitalters angewandt, und d erziehenden Feen einen deutschen Kraftpädagogen und eine sche Gouvernante gemacht. Ohne sein Zuthun waren hier s im Einzelnen mit kecken Zügen ausgemalten, aber dem all

Sinn und der Wirkung nach gar nicht übertriebenen Kontraste lustig gruppiert; er ist aber auf eine leichte und gefällige Art mit dem Vorhandnen sowohl als dem Hinzugekommnen umgegangen. Des letzten ist nicht viel, doch bedurfte es hier keiner ausgeführteren Zusätze, und das Wenige ist witzig. Man wundert sich, Züge, die nur aus dem Vorsatze, eine deutsche Seltsamkeit lächerlich zu machen, entspringen zu können scheinen, schon im Originale anzutreffen. Ein allegorischer Tempel der Eigenliebe ist mit Recht weggeblieben.

König Stark-an-Kopf und seine Familie. Die gute Frau. Muku und Bstbst. Drei Märchen aus dem Französischen, von denen das erste unstreitig den Vorzug behauptet. Die artigste Munterkeit beseelt insbesondre den Anfang, und erhält sich, obgleich nicht immer eben so glänzend, bis an das Ende der ziemlich langen Reihe von Wunderbegebenheiten. Es hat Sinn und Geist im Einzelnen ohne eine durchgeführte Beziehung, so daß die geistvolle Erfinderin, die Gräfin von Nemond, es mit Recht Conte en l'air nennen konnte. Das letzte läßt sich schon näher auf allegorische Einkleidungen ein, und die Phantasie (es sei uns erlaubt, diesen Ausdruck einem Kenner und Meister abzuborgen) wird weniger auf ihren eignen Flügeln getragen, welches doch für das Wesen des Märchens das Angemeßenste scheint. Die gute Frau verfällt eben nicht in den Fehler des allzu Bedeutsamen, denn sie ist unbedeutend genug. Die etwas breite Naivetät der Amme, von der die Erzählung entlehnt sein soll, weil doch eine gute Frau gern über die andre schwatzt, kann den süßlichen Inhalt nicht sonderlich würzen, und wir wurden an die wohlgemeinten, tugendsamen Bezauberungen erinnert, womit Mad. le Prince de Beaumont in ihren Märchen die Kindheit rührt und ergötzt. Uebrigens haben die drei obigen, bei aller sonstigen Verschiedenheit, doch die Aehnlichkeit in der Anlage, daß immer allerliebste Prinzen und Prinzessinnen zusammen gebracht werden müßen, daß die guten Feen ihren Einfluß dafür, die bösen dagegen verwenden, und jene, wie billig, zuletzt den Sieg davon tragen. Können wir auch unsre Märchen so wenig als unsre Romane und Dramen ohne Vermählungen zu Ende bringen? — Der deutsche Ausdruck ist hier so frei und geschmeidig, daß sich nirgends der Wunsch regt, lieber das Original statt der Uebertragung zu lesen. Rec. müßte sich sehr irren, wenn ihm nicht von Muku und Bstbst (im Franzö-

fortzureißen, der, gegen die gewöhnliche Meinung, neben der größten Einfachheit stattfinden kann. Auch sind wir auf allerlei kleine Versehen gegen die Richtigkeit der Sprache gestoßen; und doch wäre durchgängige grammatische Genauigkeit hier deswegen eine sehr schätzbare Tugend gewesen, weil sie, überall, wo wir unsre Sprache auf eine lebendige Weise, nicht mit der gemeßensten Vorbereitung, behandeln, im Gespräche, in freien mündlichen Vorträgen, sogar auf der Bühne, noch sehr selten unter uns ist.

Da Fr. S. sich bei dem, was unter seinen Schriften übersetzt oder bearbeitet ist, gar nicht an die neuesten Erscheinungen gehalten, zu denen die unmittelbare Nachfrage den bloß mechanischen, oft in der Litteratur der Sprache ganz unbewanderten Uebersetzer hinzuziehen pflegt; da er vielmehr französische Originale, die zum Theil schon vor geraumer Zeit geschrieben, aber unter uns nur Wenigen bekannt geworden waren, in Deutschland verbreitet hat: so muß billiger Weise die hiebei getroffene Wahl auch mit in Anschlag gebracht werden, wenn sie glücklich ist. Freilich scheint uns dieß nicht immer in gleichem Maße der Fall zu sein, und wenn wir bei einigen Erzählungen gern anerkennen, daß sie die Verpflanzung durch so geschickte Hände vollkommen verdienten, so müßen wir hingegen bei andern lebhaft bedauern, daß ihm nicht öfter gefallen hat, seine Einbildungskraft zu eignen Erfindungen in eine unabhängige Geschäftigkeit zu versetzen.

*) [Eine kurze Angabe der einzelnen Stücke wird dieses Urtheil rechtfertigen können. Wir übergehen dabei für Erste die unter den kleinen Romanen stückweise mit abgedruckte Leopoldine, da sie auch besonders erschienen ist, um mit ihr als dem beträchtlichsten Originalwerke des Vfs. den Beschluß zu machen.

*) [Das Folgende bis zu der Beurtheilung der Leopoldine ist aus den Abdrücken von 1801. und 1828. weggelaßen.]

versetzt. Diese Verdeutschung scheint uns übrigens anspruchsloser gerathen zu sein, als eine andre der nämlichen Erzählung, welche sich in einer gewissen Sammlung von Arabesken, Groteskeu und Calots befindet.

Kleine prosaische Schriften: I. Kinderstreiche meiner Phantasie. II. Eine höchst seltsame Naturerscheinung. III. Eine Reihe von Familiengemälden. IV. Anekdote von Boissy. V. Geschichte meiner Hypochondrie. Ein Beitrag zur Seelen-Naturkunde. Diese Aufsätze, die vorher im deutschen Merkur und im Museum zerstreut erschienen waren, haben alle, außer der Unterhaltung, die sie gewähren können, mehr oder weniger Werth für den Psychologen und Menschenbeobachter. Die Familiengemälde sind gut skizzierte Schilderungen schlechter Sitten in kleinen Dialogen. Manchmal möchten die Sitten allzuschlecht scheinen, um der Schilderung gewürdigt zu werden, obgleich leider nicht zu schlecht, um von der Wirklichkeit entlehnt zu sein. Die Charakteristik derselben enthält wenigstens kein überflüßiges Wort, und der Ekel, den sie erregen, ist so sehr als möglich verkürzt.

Josephe, nach Marivaux. — Marivaux ist der einzige, der Fr. Schulzen den Vorwurf machen dürfte, augenscheinlich unter seinen Händen eingebüßt zu haben. Der deutsche Bearbeiter hat ihm seine Eigenthümlichkeit genommen, ohne ihm eine andre dafür wiederzugeben. Josephe ist nur ein trockner Auszug der Marianne. Die Feinheit und Gefälligkeit des Originals ist fast nicht mehr zu erkennen, und die Lebendigkeit ist ganz verschwunden. Sie lag nicht in Marivaux Wort- und Reflexions-Fülle, auf die er durch seine beständigen Entschuldigungen nur noch aufmerksamer macht. Der Uebersetzer, der sich in der Vorrede darüber in zierlichen Gegensätzen erklärt, hätte sie füglich einschränken mögen. Aber warum durfte Josephe nicht, wie Marianne, in eigner Person erzählen, und sich selbst ganz dramatisch darstellen? Sie entwickelt die kleinen Schliche ihres Herzens, und die Streiche, die ihre Phantasie ihr spielt, doch grade nicht mehr und nicht weniger, als sie sich derselben bewußt geworden sein kann. Wir werden ihr durch ihre Geständnisse täuschend nahe gerückt, ohne daß sie uns durch eine allzuängstliche Zergliederung zuwider würde. Was sie an Großmuth und Uneigennützigkeit zu verlieren scheint, gewinnt sie an

Liebenswürdigkeit; ſie iſt ein ganz und gar einnehmendes
deſſen Grundlage ſo glücklich und gut iſt, daß die Zutha
Eigenliebe ſich alle darin zum Beſten kehren, und ihre Mitt
müthig ausfallen. Wir würden uns von ihr hinreißen laßen
wir auch in jeder Situation ihr Herz ganz wie es iſt auf ihren
hörten; ja, ſie reißt uns wirklich hin. Joſephe hingegen ble
immer die dritte Perſon, in welcher von ihr erzählt wird.
bloß die Geſchwätzigkeit, ſondern auch charakteriſtiſche Zü
weggeſtrichen, und der Schluß iſt zum großen Nachtheile d
tereſſe abgekürzt. Die Untreue des Liebhabers bricht ſo plötzl
daß man nicht einſieht, warum ſie nicht lieber ganz weg
ward; denn was im Original ſehr anziehend iſt, wird hi
nur unbedeutend. Die Entdeckung der Aeltern iſt auch noch
cher herbeigeführt, als nöthig war; und überhaupt hat da
ein etwas gemeines Anſehen bekommen. S. muß dieſes We
eilfertig bearbeitet haben; ſonſt hätte man glauben ſollen, e
ganz vorzüglich dazu geſchickt geweſen, da er in ſeiner Leo
etwas Aehnliches unternommen hat. In dieſer wie in der Mc
werden weibliche Anlagen und Gaben, Liſt, Gegenwart des
Eitelkeit, in entwickelnde Lagen geſetzt. Aber freilich iſt Mari
Bild von weit zarterer Miſchung: die Verſchlagenheit iſt in i
Unſchuld und Edelmuth, die Eitelkeit mit Gefühl von Wü
paart, was ſich, wie wir bald ſehen werden, nicht von Leopo
rühmen läßt.

Zwei anziehende hiſtoriſche Aufſätze ſind 'Martinuzzi ode
eines geiſtlichen Parvenüs, in Bezug auf neuere Erſcheinun
zählt'; und 'Geſchichte der Camiſarden. Bei Gelegenheit de
gen Revolution in Frankreich von neuem erzählt'. Die A
Belehrung, welche der Vf. bezweckte, iſt ſchon in den Ueberſ
angegeben. Der Vortrag iſt leicht, im Stil der Memoiren
ſoll ſich wohl mit Fleiß nicht zu der Würde einer eigentlich h
ſchen Darſtellung erheben. In der Geſchichte der Camiſarde
die oft mit ſehr ähnlichen Umſtänden wiederholten Erzähl
von kleinen Gefechten etwas ermüdend. Das Luſtſpiel nac
Italiäniſchen des Grafen Straſolde, 'Der Schein betrügt',
man nicht als einen ſonderlichen Gewinn für unſre Bühn
trachten.

Gesammelte Romane. Allerdings verdiente die Geschichte der Prinzessin Henriette von England durch eine Uebersetzung unter uns bekannter zu werden. Mad. de la Fayette war eine genaue Freundin derselben und Augenzeugin ihres Todes, dessen Umstände sie mit großer Genauigkeit erzählt. In dieser letzten Rücksicht ist ihr Buch sogar Quelle für den Geschichtschreiber. In dem, was die Verhältnisse der Prinzessin am französischen Hofe und die Angelegenheiten ihres Herzens betrifft, hat die Biographin freilich, wie sie selbst in der Vorrede gesteht, die Wahrheit manchmal sehr sparen müßen, obgleich, mit der gehörigen Vorsicht sich wohl ein guter historischer Gebrauch davon machen läßt. Gegen Schulzens Behauptung, daß dieses Werk ein täuschend getreues Gemälde von dem Geiste der damaligen Galanterie liefre, möchten wir einwenden, daß Mad. de la Fayette eine Frau von zu strengen Sitten war, als daß sich ihre Feder nicht vielen Umständen hätte entziehen sollen, die sehr charakteristisch gewesen wären. Es steht ihr wirklich ein wenig sonderbar, die Annalistin so unendlich vieler sich durchkreuzenden Liebeshändel zu machen: und da sie aus Anständigkeit für die sinnliche Seite derselben gar kein Auge haben wollte, so warf sie sich ganz auf die Seite der höfischen Intriguen, die dabei gespielt wurden, aus denen denn auch die Geschichte dieser englischen Prinzessin fast einzig zusammengewebt ist. Sie sehen einander so ähnlich, daß die Namen der Personen zu Hülfe kommen müßen, um sie zu unterscheiden. In der Prinzessin von Cleves besteht doch nur die historische Einfaßung in dergleichen geschnörkelten Zierraten, aus denen die Hauptpersonen en medaillon hervortreten; ihre Leidenschaft und ihre Tugend müßen jedes empfängliche Herz theilnehmend beschäftigen. Als Roman betrachtet ist daher Henriette von England gar nicht mit jener zu vergleichen. Fr. Schulz räumt überhaupt der Verfaßerin zu viel ein, wenn er in der Vorerinnerung erklärt, er habe die Prinzessin von Cleves und die Zaide hauptsächlich deswegen übersetzt, um den deutschen Schriftstellern im Fache der historischen Romane Muster aufzustellen. Von der ersten möchte es gelten, allein Zaide ist ziemlich leer, und selbst nach den vorgenommenen Abkürzungen zuweilen langweilig. Auch herrscht gar kein französischer Geist, sondern vielmehr die Manier gewisser spanischer Novellen darin. Redensarten, wie folgende, die uns in

der Henriette auffielen: 'da sie beide zu feurigen Leiden neigten'; 'nichts vor ihm geheim haben'; 'damals, wo Hofe entfernt wurde'; 'ihre kleine Gabe von Geist' u. s. weisen, welche Aufmerksamkeit auch ein geübter Uebersetze wenden hat, um alles Fremde zu vermeiden.]

Das einzige bedeutende Werk von Schulzens Erfindung nach dem Moritz ist die Leopoldine *). vor einiger Zeit ins Französische übertragen worden wird, wie man versichert, in Frankreich mit vielem gelesen. Dieß ist nicht mehr, als zu erwarten stand. gewisse Feinheit des Verstandes, die unter den Eig ten, welche zur Hervorbringung dieses Romans in keit gesetzt werden mußten, sichtbar den Vorsitz füh ungemein geschickt, das Wohlgefallen unsrer gen Nachbarn zu feßeln. Auch ist die Anlage des Ganz Einsicht gedacht und mit Geschicklichkeit ausgeführt Richtung auf ein einziges Ziel, bündigen Zusamm der Theile, vielfache Benutzung der wenigen ins Sp setzten Mittel, leises Vorbereiten und stätiges dur Stufen hindurchgeführtes Fortschreiten zur endliche wickelung betrifft, bleibt wenig zu wünschen übrig: dieſe bloß kunstgerechten Vollkommenheiten, die ve eigentlich dichterischen Gehalte einer Schöpfung der dungskraft noch wesentlich verschieden sind, haben frai Kenner und Kunstrichter von jeher einen nur all Werth gelegt, so daß sie in einer vorzüglich für d empfänglichen Gattung (der Tragödie) sich lieber mi Formen begnügen, als einen reichen Stoff, etwa

*) [Vgl. oben die Rec. dieses Romans aus den Götti v. gel. Sachen. 1791. Stück 22.]

geordnet, sich gefallen laßen wollen. Wir erkennen mit Achtung die Strenge der Forderungen, welche der Vf. in diesem Stücke an sich selbst gemacht hat; allein wir könnten wünschen, er hätte sich der epischen Freiheiten des Romans (so wenig bis jetzt noch dessen Theorie ergründet ist, darf man doch wohl im Voraus die Behauptung feststellen: der Roman unterscheide sich dem innern Wesen nach, nicht bloß durch Gestalt und Einkleidung, vom Drama) in stärkerem Maße bedient, und dadurch seiner Dichtung mehr Umfang und Mannichfaltigkeit gegeben. Wie erfinderisch er auch gewesen ist, in die engen Grenzen seines Gegenstandes allen Wechsel zu legen, der sich irgend anbringen ließ; so hat er doch einer gewissen Einförmigkeit nicht entgehen können. Er scheint sich in der That die Sache schwerer gemacht zu haben, als nöthig gewesen wäre. Die Bedeutung seines fortgehenden Gemäldes hätte sich wohl in weniger Umrisse zusammendrängen laßen, und die Darstellung würde freier und schöner sein, wenn sie nicht Alles so gründlich erschöpfte. Freilich ist es keine geringe Kunst, durch das zu wirken, was man verschweigt; denn es setzt voraus, daß man die Einbildungskraft des Lesers stark genug getroffen habe, um auf ihre Selbstthätigkeit rechnen zu können. Aber es belohnt sich auch; denn was man selbst gefunden zu haben glaubt, wird weit höher gehalten, als das gradezu Gegebene. Diese Bemerkung führt uns auf einen Hauptmangel des Buchs, der aus einem Ueberflusse entspringt. Wir erwarten von dem Dichter, daß er uns schneller und vollkommner mit seinen Personen bekannt mache, als es durch ihre Erscheinung in der Wirklichkeit geschehen würde, aber mehr durch die Art, wie er sie in Handlung setzt, als durch seine Betrachtungen über sie. Mit jenem Mittel begnügt sich der

der Henriette auffielen: 'da sie beide zu feurigen Leiden neigten'; 'nichts vor ihm geheim haben'; 'damals, wo Hofe entfernt wurde'; 'ihre kleine Gabe von Geist' u. s. weisen, welche Aufmerksamkeit auch ein geübter Uebersetze wenden hat, um alles Fremde zu vermeiden.]

Das einzige bedeutende Werk von Schulzens Erfindung nach dem Moritz ist die Leopoldine *). vor einiger Zeit ins Französische übertragen worden wird, wie man versichert, in Frankreich mit vielem gelesen. Dieß ist nicht mehr, als zu erwarten stand. gewisse Feinheit des Verstandes, die unter den Eig ten, welche zur Hervorbringung dieses Romans in keit gesetzt werden mußten, sichtbar den Vorsitz fül ungemein geschickt, das Wohlgefallen unsrer gen Nachbarn zu feßeln. Auch ist die Anlage des Gan Einsicht gedacht und mit Geschicklichkeit ausgeführt Richtung auf ein einziges Ziel, bündigen Zusamm der Theile, vielfache Benutzung der wenigen ins S setzten Mittel, leises Vorbereiten und stätiges du Stufen hindurchgeführtes Fortschreiten zur endliche wickelung betrifft, bleibt wenig zu wünschen übrig: dieſe bloß kunstgerechten Vollkommenheiten, die v eigentlich dichterischen Gehalte einer Schöpfung der dungskraft noch wesentlich verschieden sind, haben fra Kenner und Kunstrichter von jeher einen nur all Werth gelegt, so daß sie in einer vorzüglich für d empfänglichen Gattung (der Tragödie) sich lieber mi Formen begnügen, als einen reichen Stoff, etwe

*) [Vgl. oben die Rec. dieses Romans aus den Götti v. gel. Sachen. 1791. Stück 22.]

ordnet, sich gefallen laßen wollen. Wir erkennen mit Achtung die Strenge der Forderungen, welche der Vf. in seinem Stücke an sich selbst gemacht hat; allein wir könnten vermuthen, er hätte sich der epischen Freiheiten des Romans die wenig bis jetzt noch dessen Theorie ergründet ist, darf man doch wohl im Voraus die Behauptung feststellen: der Roman unterscheide sich dem innern Wesen nach, nicht bloß durch Gestalt und Einkleidung, vom Drama) in stärkerem Maße bedient, und dadurch seiner Dichtung mehr Umfang und Mannichfaltigkeit gegeben. Wie erfinderisch er auch gewesen ist, in die engen Grenzen seines Gegenstandes allen Stoff zu legen, der sich irgend anbringen ließ; so hat er doch einer gewissen Einförmigkeit nicht entgehen können. Er scheint sich in der That die Sache schwerer gemacht zu haben, als nöthig gewesen wäre. Die Bedeutung seines erwachenden Gemäldes hätte sich wohl in weniger Umrisse zusammendrängen laßen, und die Darstellung würde freier und schöner sein, wenn sie nicht Alles so gründlich erschöpfte. Freilich ist es keine geringe Kunst, durch das zu wirken, was man verschweigt; denn es setzt voraus, daß man die Einbildungskraft des Lesers stark genug getroffen habe, um auf ihre Selbstthätigkeit rechnen zu können. Aber es bedarf sich auch; denn was man selbst gefunden zu haben glaubt, wird weit höher gehalten, als das gradezu Gegebene. Diese Bemerkung führt uns auf einen Hauptmangel des Buchs, der aus einem Ueberflusse entspringt. Wir erwarten von dem Dichter, daß er uns schneller und vollkommner mit seinen Personen bekannt mache, als es durch ihre Erscheinung in der Wirklichkeit geschehen würde, aber mehr durch die Art, wie er sie in Handlung setzt, als durch seine Betrachtungen über sie. Mit jenem Mittel begnügt sich der

der Henriette auffielen: 'da sie beide zu feurigen Leiden neigten'; 'nichts vor ihm geheim haben'; 'damals, wo Hofe entfernt wurde'; 'ihre kleine Gabe von Geist' u. s. weisen, welche Aufmerksamkeit auch ein geübter Uebersetze wenden hat, um alles Fremde zu vermeiden.]

Das einzige bedeutende Werk von Schulzens Erfindung nach dem Moritz ist die Leopoldine *). vor einiger Zeit ins Französische übertragen worde wird, wie man versichert, in Frankreich mit vielem gelesen. Dieß ist nicht mehr, als zu erwarten stand gewisse Feinheit des Verstandes, die unter den Eig ten, welche zur Hervorbringung dieses Romans in keit gesetzt werden mußten, sichtbar den Vorsitz fü ungemein geschickt, das Wohlgefallen unsrer ge Nachbarn zu fesseln. Auch ist die Anlage des Ga Einsicht gedacht und mit Geschicklichkeit ausgeführ Richtung auf ein einziges Ziel, bündigen Zusam der Theile, vielfache Benutzung der wenigen ins G setzten Mittel, leises Vorbereiten und stätiges d Stufen hindurchgeführtes Fortschreiten zur endlich wickelung betrifft, bleibt wenig zu wünschen übrig: diese bloß kunstgerechten Vollkommenheiten, die eigentlich dichterischen Gehalte einer Schöpfung de dungskraft noch wesentlich verschieden sind, haben f Kenner und Kunstrichter von jeher einen nur o Werth gelegt, so daß sie in einer vorzüglich für empfänglichen Gattung (der Tragödie) sich lieber m Formen begnügen, als einen reichen Stoff, et

*) [Vgl. oben die Rec. dieses Romans aus den Gö v. gel. Sachen. 1791. Stück 22.]

geordnet, sich gefallen laßen wollen. Wir erkennen mit Achtung die Strenge der Forderungen, welche der Vf. in diesem Stücke an sich selbst gemacht hat; allein wir könnten wünschen, er hätte sich der epischen Freiheiten des Romans (so wenig bis jetzt noch dessen Theorie ergründet ist, darf man doch wohl im Voraus die Behauptung feststellen: der Roman unterscheide sich dem innern Wesen nach, nicht bloß durch Gestalt und Einkleidung, vom Drama) in stärkerem Maße bedient, und dadurch seiner Dichtung mehr Umfang und Mannichfaltigkeit gegeben. Wie erfinderisch er auch gewesen ist, in die engen Grenzen seines Gegenstandes allen Wechsel zu legen, der sich irgend anbringen ließ; so hat er doch einer gewissen Einförmigkeit nicht entgehen können. Er scheint sich in der That die Sache schwerer gemacht zu haben, als nöthig gewesen wäre. Die Bedeutung seines fortgehenden Gemäldes hätte sich wohl in weniger Umriße zusammendrängen laßen, und die Darstellung würde freier und schöner sein, wenn sie nicht Alles so gründlich erschöpfte. Freilich ist es keine geringe Kunst, durch das zu wirken, was man verschweigt; denn es setzt voraus, daß man die Einbildungskraft des Lesers stark genug getroffen habe, um auf ihre Selbstthätigkeit rechnen zu können. Aber es belohnt sich auch; denn was man selbst gefunden zu haben glaubt, wird weit höher gehalten, als das gradezu Gegebene. Diese Bemerkung führt uns auf einen Hauptmangel des Buchs, der aus einem Ueberfluße entspringt. Wir erwarten von dem Dichter, daß er uns schneller und vollkommner mit seinen Personen bekannt mache, als es durch ihre Erscheinung in der Wirklichkeit geschehen würde, aber mehr durch die Art, wie er sie in Handlung setzt, als durch seine Betrachtungen über sie. Mit jenem Mittel begnügt sich der

Vf. auch in Anſehung der übrigen Figuren ſeiner Z
menſetzung; nur die Heldin, die durch das Ganze erz
eingeführt wird, iſt bemüht, nicht allein den Zuſtand
Innern in allen Lagen, worein ſie geräth, genau zu
dern, ſondern auch ihre Handlungen aus dem Gewe
geheimſten Anregungen vollſtändig zu erklären. Der S
ſinn des Leſers wird dadurch vieler Mühe überhoben,
daß die Erklärungen ſelbſt einigemale ins Spitzfindige
ins Dunkle fallen: aber, wie wir eben bemerkt, wa
Dichter aus der unſichtbaren Welt des innern Menſch
die ſinnliche hinüberſpielen kann, wollen wir lieber err
als uns ſagen laßen. Bei einem entgegengeſetzten V
ren wird nicht bloß der Reiz eingebüßt, der in der le
teren Beſchäftigung für den Geiſt liegt; die Darſte
verliert an und für ſich. Die Umſtändlichkeit des Be
verdunkelt die Anſchaulichkeit des Bildes. Die dichte
Ausführung eines Charakters ſoll der forſchenden Zergl
rung eines Pſychologen Stand halten können; ſie ſoll
ſelbſt eine ſolche Zergliederung ſein. Dieß wäre den
mentar mit in den Text bringen. Zum Unterrichte
die Lage, den Zuſammenhang und die Wirkſamkeit
Muſkeln iſt eine anatomiſche Figur ohne Hautbeklei
vortrefflich; aber welcher Zeichner wird ſie als Gegen
des Wohlgefallens aufſtellen?

Erforderte es indeſſen der Zweck des Vf. durch
an ſeinem Hauptcharakter die gerundete Fülle der Ur
zu zerſtören, um ſeinen innern Bau und und jeden Beſt
theil der Zuſammenſetzung einzeln darlegen zu können
hätte er immer noch beßer gethan, dieß Geſchäft in ei
Perſon zu übernehmen, als Leopoldinen Selbſtgeſtänd
ſchreiben zu laßen. Eine Art von Allwißenheit gehör

den von jeher behaupteten und anerkannten Vorrechten *) der Musen. Niemand fragt also den Dichter, woher er seine Kenntniß habe, wenn er auch in das Innerste der Gemüther dringt. Hingegen ist es eine durch das Ganze fortgehende Unwahrscheinlichkeit, Leopoldinen die Geschichte ihrer Kindheit so erzählen zu laßen, daß sie von der Natur der empfangenen Eindrücke, von den vielfach verschlungnen Triebfedern ihres Handelns mit einer Feinheit und Sicherheit Rechenschaft zu geben weiß, die dem geübtesten Selbstbeobachter im Alter der Besonnenheit Ehre machen würde. Die Erinnerung kann nicht weiter reichen, als die Gegenwart; sie kann das nicht zurückrufen, was, in den Augenblicken, wo es vorhanden war, zu weit im Hintergrunde gelegen hat, um zum Bewußtsein zu kommen. Und welche Beweggründe konnte sie haben, ihre Geschichte aufzuzeichnen? Schrieb sie etwa für den Geliebten, dem wir sie am Schluße in die Arme geführt sehen? So hätte sie wenigstens, der Schönheit zu Lieb, die feindselige Wahrheit hie und da verschleiern sollen. Mußte sie sich nicht scheuen, wenn sie so schonungslos mit sich selbst umgieng, ihn allzutiefe Blicke in ihr Herz thun zu laßen? Oder fühlte sie gar nicht, in welchem ungünstigen Lichte die Schliche ihrer Eigenliebe, die auflauernde Wachsamkeit ihres Eigennutzes, ihre Verstellung, ihre niedrige Verzagtheit, ihre klägliche Abhängigkeit von der Meinung Andrer, neben der unbefangnen herzlichen Anhänglichkeit des wilden Knaben erscheinen mußten? Dieses würde an der erwachsenen Leopoldine eben die Herzlosigkeit, vollendet und als festgesetzten Charakter, verrathen, wozu man die Anlage schon in dem Kinde mit Widerwillen wahrnimmt.

*) der Dichtung 1828.

Doch hievon abgesehen, so fragt es sich, ob hier die E
schaften des einzelnen Wesens in einer allgemeineren A
hung aufgestellt sind, ob Leopoldine überhaupt für ein
der ersten Entwicklung der Weiblichkeit gelten soll,
nicht. In jenem Falle, fürchten wir, ist der Vf. der
benswürdigkeit ihres Geschlechts sehr zu nahe getreten,
hat wohl gar die Mißgriffe einer verkehrten Erziehung
armen Natur aufgebürdet. Es läßt sich außerdem
Grunde bezweifeln, ob diese einen verschiednen Charakte
Geschlechter im Geistigen vor dem Zeitpunkte anerkennt
welchem sie den Keim der abweichenden Bestimmung kö
lich entfaltet, und ob es nicht die schädlichen Folgen
voreiligen Reife nach sich ziehen muß, wenn männliche
weibliche Eigenthümlichkeit durch künstliche Behandlung
vorgelockt wird, wo noch bloß das unbestimmte Streben
Kindheit herrschend sein sollte. Fr. S. scheint so weit
dieser Ansicht entfernt zu sein, daß im Moritz wie in
Leopoldine der schneidende Gegensatz der Geschlechtscha
noch vor dem Eintritt in das jugendliche Alter der g
Darstellung zur Grundlage dient. — Auf jeden Fall
es unbillig sein, der Weiblichkeit die frühe Ausartung
kleinen selbstsüchtigen Geschöpfs zurechnen zu wollen,
in der That unter den unnatürlichsten Verhältnissen aufw
Der Anblick dieses so ungleichen und doch nie geend
Kampfes zwischen der abgelebten und der heranwachse
Verderbtheit hat etwas Peinliches. Der Graf ist nicht
werth; aber er würde an Leopoldinen auch keine kö
Eroberung machen. Er spielt im Verlauf der ganzen
schichte die Rolle eines Sisyphus, der sich selbst dazu
dammt hat, den Stein bergan zu wälzen; und die u
liche Geduld, die sein Egoismus aufwendet, um den E

mus eines Kindes an sich zu feßeln (denn Leopoldinens Herz zu gewinnen konnte er sich doch wohl nicht schmeicheln?), läßt einen Abgrund von Leerheit, Gleichgültigkeit und Langerweile in seiner Seele vermuthen. Man nimmt zwar Partei gegen den Erfolg seiner durchaus unrechtmäßigen und den Zwecken der Natur zuwiderlaufenden Bemühungen: allein wie kann man sich mit Wärme für die Wiedervereinigung Leopoldinens mit dem treuen Fritz interessieren, den sie gar nicht verdient, da sie ihn jedesmal verleugnet hat, so oft ihre Neigung zu ihm mit der kleinlichsten Eitelkeit ins Gedränge kam? Der Knabe ist wirklich (ohne den wohlgerathnen Karrikaturzeichnungen der gnädigen Mama und des kleinen Christel, der ganz aus einem Stücke und ein Einfall origineller Laune ist, ihr Verdienst abzusprechen) die einzige recht behagliche Figur des Gemäldes. Der Einfluß des frühen Aufenthaltes in der Räuberhöle auf seine heroischen Gesinnungen ist meisterhaft dargestellt; indessen verliert sich diese Schattierung natürlicher Weise immer mehr, je länger er außerhalb derselben gelebt hat, und gegen das Ende ist er nicht mehr ein Seitenstück zum Moritz, er ist der leibhafte Moritz selbst. Gut, daß der Vf. beide in einem Alter vom Schauplatze abtreten läßt, wo die ungestümen Aufwallungen der frischen Lebenskraft noch für Charakter gelten mögen; er würde sonst genöthigt gewesen sein, denselben eine bedeutendere und näher bestimmte *) Individualität unterzulegen.

Mit der Vorliebe, welche jeden zu Gegenständen zieht, die ihm vorzüglich gelingen, läßt Fr. S. in diesen beiden Romanen seine Darstellungen großentheils im Gebiete der

*) Persönlichkeit 1828.

früheſten Jugend, ja des kindiſchen Alters verweilen. S
Geſchichte der Kindheit faßt nicht ſelten große Aufſchli
über das nachherige Leben eines Menſchen in ſich. E
kann daher auch als Einleitung oder Epiſode in einem J
man unſtreitig ſehr paßend angebracht werden. Ob es a
die Erwartungen des Leſers vollkommen befriedigt, we
die Geſchichte da abbricht, wo der Menſch erſt anfangen ſ
mit ſelbſtändiger Kraft ſeinen Weg durch die verwickelte
Verhältniſſe des Lebens zu ſuchen; ob es nicht mehr An
gen und Andeutungen ſind, als ein vollſtändiger ſittlic
Charakter, was ſich an einem Menſchen offenbart, bevor auch
Charakter ſeines Geiſtes ſich durch natürliche Reife u
Bildung feſtgeſetzt hat, wollen wir hier nicht entſcheid
Iſt es mit dem innern Menſchen nicht wie mit dem äußer
deſſen Schönheit und Vollendung ſich nur an Bildungen
kennen läßt, die ihr volles Wachsthum erreicht haben; we
wegen dieſe auch für die bildende Kunſt ein weit höhe
Gegenſtand ſind, als die ſchwankenden, von der Natur n
flüchtig entworfnen, Züge des Kindes? Die Kindheit
zwei ganz verſchiedne Seiten, wovon die eine den Verſta
unterhält, die andre das ſittliche Gefühl in Anſpruch nimm
das Kindiſche und das Kindliche. Mit jenem Namen
zeichnen wir die Kontraſte, woraus die ganze Exiſtenz
Kinder zuſammengeſetzt iſt, z. B. die Gewalt ihrer Bege
rungen neben der Unzulänglichkeit ihrer Mittel; die *) G
ringfügigkeit ihrer Zwecke und der Ernſt, womit ſie dieſelb
betreiben; ihre Nachahmung der Erwachſenen, die ſich hi
im verjüngten Maßſtabe abgebildet ſehen. Hauptſächlich ab
liegt das Komiſche in dem gänzlichen Unbewußtſein ihr

*) Kleinheit 1828.

eignen Drolligkeit, so wie immer ein lustiger Einfall am stärksten belacht wird, wenn der, welcher ihn vorbringt, ernsthaft bleibt. Das Kindliche hingegen (gleichsam die reine Menschheit in der Knospe), ist etwas so Zartes und Einfaches, daß es sich der dichterischen Darstellung zu entziehen scheint, und vielleicht nur unmittelbar durch die Rührung, die es in *) sittlich gestimmten Naturen erregt, anschaulich gemacht werden kann. Da Schulzens Romane überhaupt mehr den Kopf als das Herz beschäftigen, so versteht es sich von selbst, daß der Geist und Ton seiner Dichtungen es gar nicht mit sich brachte, diese Seite auch nur zu berühren. Das Belustigende im Wesen der Kindheit hat er aber meisterhaft aufzufaßen gewußt: seine Kinderscenen sind eben so **) anziehend als natürlich erfunden, und lebendig mit den fröhlichsten Farben ausgemalt.

[Bei allem, was man an der Leopoldine vermißen kann, behauptet sie immer einen ausgezeichneten Platz unter unsern Romanen. So beträchtlich auch seit ihrer Erscheinung die deutsche Litteratur in diesem Fache bereichert worden ist, wünschen wir doch nicht weniger lebhaft, der Vf. möchte eine mit so vielem Glücke betretene Laufbahn nicht für immer verlaßen haben.]

Der neue Froschmäusler. Ein Heldengedicht in drei Büchern. Erstes Buch. Köln 1796.

Die Klage über Vernachläßigung des Einheimischen und Sucht nach dem Fremden ist so hergebracht unter unserm Volke, daß schon der Urheber des alten Froschmeuselers in der Zueignung die Unvollkommenheit seiner Schreibart dadurch entschuldigt:

---

*) sinnlich 1828. **) pikant 1797. 1801.

Wenn diß in unſer Deutſchen Sprachen,
Vnſer Froſch nicht ſo zierlich machen,
So bitt ich habt mit jhn geduld,
Es hat daran die Landarth ſchuld.
Der Griech, vnd auch der Römiſch Mann,
Schawt das er künſtlich reden kan,
Sein angeborne Mutterſprach,
Vnd helt das für ein groſſe ſach:
Der Deutſch aber leſſet vor allen,
Was frembd iſt, ſich beſſer gefallen.
Lernt frembde ſprachen, reden, ſchreiben,
Sein Mutterſprach mus veracht bleiben.

[Auch der Herausg. des neuen Froſchmäuslers wiederholt ſie, und wer nicht bei müßigen Vorwürfen ſtehen bleibt, ſondern ſelbſt Hand an das Werk legt, um die vergeßenen Denkmäler deutſcher Art und Kunſt aus ihrem Dunkel hervorzuziehen, iſt allerdings am Erſten dazu berechtigt.]

Mit bloßen unveränderten Abdrücken alter Gedichte hat es bis jetzt nicht ſonderlich glücken wollen: dergleichen Unternehmungen ſind faſt immer aus Mangel an Liebhabern bald liegen geblieben. Es bleibt alſo fürs Erſte nur der Weg der Erneuerung und Verjüngung übrig, um ſie einem größeren Kreiße von Leſern genießbar und annehmlich zu machen. Reineke Fuchs iſt uns vor Kurzem, obgleich in einer treuen Nachbildung, doch ſo leicht und zierlich behandelt *), wiedergegeben, daß ſich ſchwerlich ein Fabelbuch auffinden läßt, das für Kinder und Erwachſene ergötzlicher wäre. Der Dichter des Froſchmeuſelers verhehlt es nicht, daß er jenes ältere Meiſterſtück ſehr vor Augen gehabt, und damit zu wetteifern geſucht. 'Wie der Reinicke Fuchs', ſagt er in der Vorrede, 'alſo iſt dis Buch auch geſchrieben und gemeinet'.

*) [durch Goethe.]

Was die Anlage des Ganzen betrifft, hat er sein Vorbild freilich bei weitem nicht erreicht. Im Reineke Fuchs geht die Handlung mit leichten Schritten immer steigend fort, die liebliche Fülle der Erfindung ordnet und rundet sich in einfache Umrisse, und die Charaktere der eingeführten Personen sind selbst in den geringsten Reden und Handlungen meisterhaft gehalten. Um den lustigen Scherz, womit ein griechischer Dichter nur einige hundert Verse hindurch gespielt hatte, zu einem großen Buche zu erweitern, und alles hineinzubringen, was er hineinzubringen wünschte, mußte Rollenhagen seine Zuflucht zu der epischen Freiheit der Episoden in einer Ausdehnung nehmen, wodurch alles Verhältniß der Theile in seinem Werke aufgehoben worden ist. Erst im dritten und letzten Buch geht der Krieg der Frösche und Mäuse vor sich, und hier fängt auch der Dichter eigentlich erst an zu homerisieren; das erste und zweite Buch ist ganz mit den unendlichen Gesprächen des Königs der Frösche Baußback (Physignathus) und des Kronprinzen der Mäuse Bröselbieb (Pschar-par) ausgefüllt, die nicht so lange dauern könnten, wenn nicht dabei eine beständige Einschachtelung von Fabeln und Erzählungen in einander stattfände, so daß man oft nicht mehr weiß, wer der Erzählende ist. Hält man sich indessen an das Einzelne, so findet man überall eine für den Geschmack unsers Zeitalters zwar etwas derbe, aber kräftige, oft kecke und in hohem Grade lebendige Darstellung, einen Schatz von gesundem Verstand, Witz und Erfahrung, von gutgemeinten, gediegnen Lehren und Sprüchen, um die es dem Vf. hauptsächlich zu thun war. Ton und dichterische Weise sind im Ganzen die des Hans Sachs, obgleich Rollenhagen ein Paar Zeitalter nach ihm lebte, und sein Werk zu den Spätlingen der Meistersängerkunst gehört: denn es

erſchien gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts, ſchon im erſten Viertel des folgenden wurden durch L und andre ganz neue Formen und eine ganz verſchiedne des Ausdrucks in die Dichtkunſt eingeführt.

[Der jetzige Herausgeber oder 'der Ramler des ſiebzehnten J hunderts', dem in der Vorrede das Verdienſt der Arbeit zugeſc ben wird, hat die Eigenthümlichkeit der Urſchrift zu bewahren, den altdeutſchen Schnitt zu laßen geſucht, indem er in der Spr das bis zur Unverſtändlichkeit Veraltete, in der Ausführung Weitſchweifige, Zweckwidrige oder ſonſt Fehlerhafte wegräu Einige Kapitel des hier in der Umarbeitung gelieferten erſten B ſind ganz weggeblieben, andre verkürzt, und dieſe Auslaßungen durch eine Menge eingeſtreuter Züge die zum Theil ſehr tref und drollig ſind, mehr als vergütet worden. Da ſchon Rollenh ſichs hatte angelegen ſein laßen, ſein Buch zu 'einer förmli deutſchen Lektion und Kontrafaktur ſeiner Zeit' zu machen, ſo es in ſeinem Sinne arbeiten, wenn man die Anſpielungen auf ſ fälle des wirklichen Lebens, der Beſchaffenheit des Zeitalters gen mit andern vertauſchte, und das iſt auf eine geſchickte Art und großer Freimüthigkeit geſchehen. Freilich findet hier die ſonſt b ſichtete Gemeinverſtändlichkeit des Gedichtes ihre Grenze. Viele der Klaſſe von Leſern, für deren Unterhaltung und Belehrung Ganzen vorzüglich geſorgt iſt, und denen zu Lieb der Herausg dem Buche durch die beibehaltnen Ueberſchriften der Kapitel, d die Angaben des Inhalts am Rande, und durch die ſaubern H ſchnitte ganz das Aeußre eines Volksbuches gegeben zu haben ſch möchten wohl aus den Neugeadelten und den Kandidaten des A ſtandes in dem vorausgeſchickten Perſonenverzeichniſſe nichts zu chen wißen, wenn ſie auch etwa erriethen, wer unter Frau Rein der klugen Füchſin im Norden, gemeint ſei. Für ſolche Leſer i alſo ein Theil des Salzes, womit dieſe Fabeln gewürzt ſind, f Kraft verlieren. Kalioſtro hingegen, 'ein Fuchs, angeblich Widder', der zum großen Gewinn des Gedichtes an die Stelle im Originale befindlichen Goldkäfers und des Meeraffen getreten der für Reinekens Frau Schätze graben will, wird auch ſolchen bagen, die mit dieſem berüchtigten Wunderthäter hier erſt Beka

schaft schließen. Seine Geschichte ist so vorgetragen, daß sie für ein allgemeines Bild magischer Vorspiegelungen und bethörter Leichtgläubigkeit gelten kann. Nur ist es ein Uebelstand in dem alten Froschmäusler, der auch hier nicht gehoben worden, daß Reineke in diesem und andern Fällen der betrogene Theil ist. Es widerspricht nicht nur seinem Charakter, wie ihn das Werk schildert, woher er diesen Namen erhalten hat, sondern auch dem seit den ältesten Zeiten angenommenen Fabelcharakter des Fuchses. Ueberdieß erzählt er sowohl diese Geschichten, die seinem Verstande nicht viel Ehre machen, als was er von seinen Listen und Unthaten rühmt (und auch dieß ist der ihm zugeschriebnen Feinheit nicht angemeßen), ohne rechten Beweggrund. Eben das läßt sich gegen den Zusatz zu der aus dem Reineke entlehnten Fabel einwenden, wie der Fuchs zwischen einem Bauern und einer Schlange Richter ist; im Froschmäusler nämlich spricht er sein weises Urtheil aus eigennützigen Absichten, und wird dafür am Ende schmählich hintergangen. Glücklicher sind die sonstigen mit dieser Fabel vorgenommenen Veränderungen, wie überhaupt Rollenhagen seine Erfindungskraft hauptsächlich dadurch zeigt, daß er schon bekannten Geschichten eine neue Wendung zu geben, und eine andre Deutung hineinzulegen weiß. Zum Beispiele kann das Abenteuer des Ulysses mit der Circe dienen. Seine in verschiedne Thiere verwandelten Gefährten werden hier zuvor befragt, ob sie zur Menschheit zurückkehren wollen, und verweigern es insgesammt, indem sie ihren ehemaligen Stand mit sehr dunkeln Farben schildern. Besonders artig vergleicht die Nachtigall das Ungemach, welches sie als Lauteniſt am Hofe ausgestanden, mit ihrem jetzigen freien Sängerleben in den Lüften. In Ansehung der Art, wie Ulysses eingeführt wird, beziehen wir uns auf das über die innre Einrichtung des Gedichtes Gesagte. Man findet noch sonst gar vieles, was sich unter Fröschen und Mäusen nicht erwarten läßt: der Bischof Hatto von Mainz mit seinem Thurm durfte freilich in einer Mäuse-Encyklopädie nicht fehlen (3. B. 13. Kap.); aber auch der ägyptische König Amasis, der Philosoph Demonax und dergleichen mehr kommen vor.

Um von dem Geiste und Tone des Originals und der Gestalt, die es unter den Händen des Bearbeiters gewonnen hat, zugleich einen Begriff zu geben, wählen wir eine Stelle, wo er jenem im

Weſen der Sache ganz treu geblieben iſt, und nur den Aus verändert hat. Bröſeldieb erzählt, wie ihn in ſeiner Jugen Mutter vor der Katze, dem Erbfeinde des Mäuſegeſchlechts, gew den er noch nie erblickt hatte. Er ſieht die Katze, ohne etwas F liches in ihr zu ahnden, und hält vielmehr einen Haushahn fü ſo ſchrecklich beſchriebnen Murner.

Ich gieng. Da ſaß im Sonnenſchein
Ein ſchönes weißes Jüngferlein,
Die Aeuglein glänzten hell und klar.
Es leckt' und ſchlichtete ſein ſchönes Haar,
Küßt' in die Händ', und wuſch ſie rein
An ſeinen zarten Wängelein.
Das Herz im Leibe klopfte mir;
Schon wollt' ich ſpringen hin zu ihr,
Um ſie mit adeligen Sitten
Um ihr Liebherzelein zu bitten,
Und ihr zu küſſen die weiße Hand;
Als plötzlich ich zur Seit' erkannt'
Ein gar erſchrecklich Wunderthier;
Die Haut vor Schrecken grißelte mir.
Vom Haut zum Fuß war ſeine Geſtalt,
Wie man die Baſilisken malt,
Auch Poltergeiſter und den Teufel.
'S iſt Murner, dacht' ich, ſonder Zweifel!
Der Kopf lief zu in einen Schnabel,
So krumm, als ſpitz; und einer Miſtgabel
Glich auch ſein Fuß mit ſcharfen Zinken,
Wie rechter Seits, ſo auf der linken.
Ein langer blutgefärbter Bart
Hieng unterm Kinn, nach Judenart.
Ein Thurm vom Kopf und von dem Schnabel
Stieg in die Luft, wie der zu Babel;
Und hinten am geheimen Orte
Fuhr, ſchien's, aus der bewußten Pforte
Ein hölliſch Feu'r in gelben Flammen;
Die ſchlugen über ihn zuſammen,
Daß man nicht konnte ſehn, woher.
Wohl zehn Hatſchiere oder mehr
Stolzierten hinter dem Gräulichen her,
Gekleidet wie er, doch nicht ſo prächtig.
Auf einmal blieb er ſtehn bedächtig,
Und ſchrieb in Sand mit ſeinen Gabelfüßen,
Ich weiß nicht was, mag's auch nicht wißen;
Und rief: 'kuk! kuk! kurrit! merkt auf!'

Da ſprang herbei das Gefolg im Lauf,
Zu ſchauen, was er hätt' geſchrieben.
Auf einmal ſpringt — ich bitt', Eu'r Lieben
Woll'n nicht erſchrecken! — das Ungethüm
Auf einen Pfoſten, ſchlägt ungeſtüm
Mit beiden Armen in die Luft,
Sperrt auf den gräßlichen Rachen, und ruft;
Mir ſchien's als wollten die Worte ſagen:
'Packt, packt ihn hurtig bei dem Kragen!'

Zur Vergleichung ſetzen wir einige Zeilen aus der Beſchreibung des Hahns her, wie ſie im alten Froſchmäusler lauten:

Es tratt aber am platz herumb;
Im Hauß die Leng und in die krümb,
Ein erſchreckliches wunderthier,
Dafür die Haut erſchüttert mir.
Vom Heupt zu fuß aller geſtalt,
Wie man ein Baſiliſchen mahlt.....
Fornen am Kopff war er geſchlacht,
Wie man die böſen Geyſter macht.
Mit einem krummen ſpitzen ſchnabel,
Hat füß getheilt wie ein Miſtgabel,
Und in zwey ſpitz getheilten barth,
Nach Manthieres grewlicher arth. u. ſ. w.

Von eignen Zuſätzen des Bearbeiters, die Bezug auf unſer Zeitalter haben, führen wir nichts an: ſie werden ſchon von ſelbſt ihre Leſer entweder anlocken, oder auch nach Verſchiedenheit der Meinungen und Parteien entfernen. Denn freilich zweifeln wir, ob unſer neuer Rollenhagen bei ſolchen, die nicht ſchon im voraus ſeine Wahrheit als die ihrige anerkennen, den Zweck erreichen wird, welchen der alte ſo treuherzig ausplaudert:

Dieweil man itzt der weißheit Wort,
Weder von Gott noch Menſchen hort,
Iſt bdacht, ob jemand was er ſolt,
Von Fröſchen und Meuſen lernen wolt.

Ein Intereſſe ganz anderer Art kann der Sprachforſcher und Kenner, für den der urſprüngliche Froſchmäusler ein Schatz iſt, auch bei dem erneuerten befriedigt finden, indem der Bearbeiter theils alte Wörter und Redensarten mit Wahl gebraucht, theils hie und da neue zu bilden verſucht hat.]

Heinrich, eine Geschichte aus d. Engl. des Hrn. Cumberl Bremen 1796. 2 Bde.

In einem der Einleitungskapitel zu den zahlreichen Bü dieses Werkes findet sich die folgende Stelle. 'Eine Geschicht weckt unstreitig Ueberdruß, wenn sie in einer gemeinen und pl Sprache erzählt wird; wenn sie mit gezierten Redensarten blühenden Schilderungen, die das Interesse nicht befördern, ge ist; wenn sie in einem pedantischen künstlichen Stil, der si den Charakteren im gemeinen Leben nicht schickt, vorgetragen v wenn plumpe Späße und Zoten die Stelle des Witzes einneh wenn der Erzählende entweder zu oft von der Hauptsache abw oder zu lange und zu umständlich bei Dingen, die nicht wi sind, verweilet' u. s. w. Wir müßen gestehn, daß sich alle Fehler mehr oder weniger in vorliegender Geschichte finden. Vortrag macht allerdings Ansprüche auf Leichtigkeit und Laune aber um so künstlicher und pedantischer, ja obendrein voll Wi holungen. Die Reden der Personen schicken sich gut genug z ren Charakteren, aber diese sind meistens gemein und pl Man wird einräumen, daß z. B. ein versoffenes Weib wie S Cawdle keine geschickte Gelegenheit ist, sich nach der Absicht Vfs. über den Enthusiasmus (im Sinne des englischen Sekte stes genommen) lustig zu machen, und daß, wenn derselbe 'i den Auspicien seines würdigen Freundes Ezechiel aus einer r Quelle fließend dargestellt wird', die Darstellung im hö Grade langweilig ausfällt. Der Uebersetzer hat indessen seine heit redlich gethan; nicht so redlich wäre beßer gewesen: er die Predigten des Methodisten alle wegschneiden sollen. Der hat übrigens bei diesem Fündling den des Fielding vor Auge habt, nur ist der seinige ein gut Theil zahmer geworden, überhaupt die Bemühung sichtbarer als das Gelingen. Er ha zu nah an die Form jenes Romans gehalten, um nicht den Geist desselben zu verfehlen.

1) Das Vermächtniß. 2) Die Advokaten. 3) Dienstpflicht. Schauspiele in fünf Aufzügen. Von A. W. Iffland. Lpz. 3 Bde. 1796.

Es wird allgemein anerkannt, daß Iffland den Hauptzweck seiner Darstellungen, die moralische Belehrung, seit dem Anfange seiner Laufbahn unverrückt im Gesichte behalten hat. Bis in ihre kleinsten Theile sind alle seine Werke von dem Bestreben nach Nützlichkeit durchdrungen, und die Freiheit des Dichters ist oft, unstreitig mit Selbstverleugnung, der strengen Gerechtigkeit des Sittenrichters aufgeopfert worden. Bürgerliche und häusliche Zucht, schlichte Rechtschaffenheit und vernünftige Genügsamkeit sind uns durch wiederholte Kontraste, in vollständigen Schattierungen, ja selbst durch eingeschobene Reden, die unsre öffentlichen Volkslehrer in die ihrigen hätten aufnehmen können, vielfältig ans Herz gelegt. Dabei wußte Iffland das dramatische Leben in seinen Schauspielen, wenigstens durch die Gewandtheit des Dialogs und gewisse Charaktere so gut zu erhalten, daß sich das Publikum bisher die Predigten beinens gefallen ließ. So manche auffallende Worte und überraschende Wendungen würzten sie ihm, und erwarben neue Bewunderung, auch wo sich Iffland nicht allerdings neu zeigte. Denn freilich sehen wir ihn, der als Schauspieler die mannichfaltigsten Gestalten anzunehmen weiß, als Schriftsteller eigentlich nur in einer einzigen. Besonders seit einigen Jahren läßt er sich, so zu sagen, mit stehenden Lettern drucken. Inhalt, Gang, Hauptgedanke und Ausführung im Einzelnen, alles sieht sich, in dem letzten Dutzend seiner Stücke ungefähr, zum Verwechseln, gleich. Nur wird der ursprüngliche Hang, die Häßlichkeit des Bösen mehr als

die Liebenswürdigkeit des Guten ans Licht zu ziehen, in
sichtbarer. Iffland hat für sich auch nicht Unrecht,
künstlerischem Wohlgefallen bei solchen Schilderungen
verweilen: sie sind diejenigen, welche ihm am besten glü
Das Gute erscheint bei ihm stets beschränkt und unter
dingungen, oft auf Kosten einer höheren Ausbildung erk
ja geradezu in Begleitung der Einfalt, oder durch übertri
Reizbarkeit entstellt, oder durch harte, rauhe, trockne Fo
aller Anmuth beraubt. Das Laster hingegen zeigt sich
unbegränzt. Man hat von jeher die Bösewichter sehr
auf unsrer Bühne gebraucht, doch mehrentheils eine K
aufrichtiger Bösewichter, die durch Kraft oder Leiden
und irgend einen Zusatz von Sittlichkeit ihre Stelle ve
nen, und einigermaßen ehrlich genannt werden kön
Aber Iffland hat das Verderbte mit dem Kraftlosen,
Verworfne mit dem Lächerlichen gepaart. Vielleicht
man behaupten, daß diese Behandlung selbst seinen
Absichten Eintrag thut. Wer wird nicht mit Widern
gegen die menschliche Natur von dem Schauplatze zurü
ren, wo man ihn mit dem Ekel gegen ihre mögliche
artung übersättigt, und eine so kurze Erholung dagege
reicht hat? Die Uebung der sogenannten poetischen G
tigkeit (welche oft nichts weniger als poetisch ist) stellt
Uebel nicht wieder her. Der Gute mag siegen: die K
lungen und die Demüthigung des Bösen hinterlaßen
niederschlagenden Eindruck, der allen Triumph verbietet
Einbildungskraft befleckt und die Flügel der Seele l
So ist in dem zuerst genannten Stücke, das Vermäch
die Hauptperson ein Ungeheuer von Weibe, das ein g
Leben und diese fünf Aufzüge hindurch einen armen J
tödtlich foltert, um eine Erbschaft von ihm zu erpr

Ihren Gatten und zwei Schwestern hat sie bereits in das Verderben und ins Grab gestürzt. Ein pedantisch spitzbübischer Amtmann steht ihr zur Seite. Sehen wir hier mit einer andern Befriedigung den Vorhang fallen, außer der, daß er uns schmerzliche Auftritte verbirgt? Wenn das Weib fortfährt, nach denselben Grundsätzen zu handeln, so können wir uns das Stück nicht einmal als geendigt denken. Es giebt der Fäden noch genug, womit sie den gequälten Mann wieder umstricken kann, da sie ihm ihr Kind verkauft hat, und das ausgestandne Leid ihn mürbe machte. Was ist nun das Gegengewicht? Ein Paar redliche Bauern, ein treuherziger Bursch, der allenfalls einem jeden Herrn brav dienen würde, und ein gekränkter Unschuldiger, dem es wahrscheinlich ehemals an Entschloßenheit fehlte, und der noch immer zu empfindlich und gereizt der Bosheit gegenüber steht. Die Rettung des Kindes ist das Einzige, was Freude machen könnte, wenn die Mutter nicht noch zu fürchten stände. Dafür müßen wir Zeugen solcher Scenen sein, daß, wer sie ansehen kann, ohne daß sich sein Innerstes dabei umwendet, sich wenigstens nicht ohne Ziererei weigern darf, einer Hinrichtung beizuwohnen. Iffland hat in dergleichen Fällen noch dazu eine schöpferische Gewalt und eine launige Fülle derselben, die sogar dem Abscheu Bewunderung abnöthigt. Die Hofräthin *) sagt, wie sie ihren Schwager einsperren laßen will: Angepackt, fortgeführt, eingesteckt, Ader gelaßen, eingegeben, angefahren, Diät gehalten, Zugmittel, Brechmittel, wieder Ader gelaßen, kein Buch, kein Meßer, keine Schnallen, nicht rasiert, zugesprochen, das Geld genommen; — in acht Tagen wäre er rein toll gewesen, das muß ich

*) beschreibt 1828.

wißen.' Der Begriff einer Furie ist gelinde gegen
welchen wir uns von einem Weibe machen müßen, da
redet. Die Göttinnen der Rache hatten, selbst wenn
hölliſche Qualen anordneten, etwas Göttliches, ja e
Menſchliches in ihrer Natur; doch für ein herabgekom
menſchliches Weſen, wie jene Frau, haben wir keine Be
nung als die, welche das Verbrechen zugleich mit der tie
Verachtung brandmarkt. Ihr Charakter iſt Infamie. S
ſonderbar wird an einer andern Stelle das ganze Elend
Art zugeſchrieben, wie die Leute in den Städten heira
die Ausführung dieſes Gedankens giebt zwar ein an
Stück für ſich beſtehender Moral, ſcheint aber ganz und
nicht hieher zu paßen. Es dünkt uns übrigens, die To
der verſtorbnen Geliebten jenes Unglücklichen hätte, wenn
perſönlich aufgetreten wäre, einen wohlthätigen Einfluß
das Stück haben können

In den 'Advokaten' haben wir es mit einem Böſe
zu thun, der von einer Kranken, die ſchon ohne Beſinn
lag, ein Teſtament erſchlichen, und unmündige Waiſen
ihr rechtmäßiges Erbe gebracht hat. Um dieſen Betru
verbergen, den die Gewißensbiße eines Sterbenden und
Ehrlichkeit eines Advokaten kund zu machen drohen, ſuch
den Advokaten vor unſern Augen durch eine Flaſche W
zu vergiften. Es iſt nicht einzuſehen, daß es durchaus
dieſer Extremität kommen mußte, um den Knoten des St
zu löſen, deſſen übrige Rollen mit einem ſchwachen, gut
thigen Geheimerath, mit dem Vater desſelben, einem bra
Handwerker, und mit ein Paar Frauenzimmern beſetzt f
wovon die eine vorzüglich wahre Achtung verdient, und d
in einem iffländiſchen Schauſpiele keine gewöhnliche Erſc
nung iſt. Selten erheben ſich die Frauen bei ihm über

Gemeine. Wo sie gut sein sollen, flößt entweder ihre Passivität oder ihre Ueberspannung Mitleid ein; oft sinken sie noch unter das Gemeine hinab und erregen Abscheu, oder sie verlieren sich ganz ins Unbedeutende. Mlle Reißmann hingegen zeigt sich als ein edelmüthiges, selbständiges Wesen. Nur bringt der Mangel an Selbständigkeit im Geheimerath, ihr gegenüber, einen desto stärkeren Uebelstand hervor, da sie ihm selbigen so deutlich und wiederholt vorrückt; und wenn auch diese Härte sie nicht unliebenswürdig machte, so würde man doch ihr künftiges Glück in Zweifel ziehen müßen. Wurde die Schwäche des Geheimeraths nothwendig zur Oekonomie des Stücks erfordert, so hätte man ihm dennoch die hülflose Aeußerung am Ende des vierten Aufzugs ersparen können, wo er einen Menschen, der sich ihm mit keinem Worte nähert, um den Hals fällt, bloß weil dieser da steht. Allein Iffland überhebt die armen Sünder, die er aufführt, gewiß keiner Demüthigung. Er scheut sich nicht, das Ehrgefühl zu zerknicken, um die Zerknirschung zu vollenden. Wir bitten ihn nicht, einen Mörder wie den Hofrath zu verschonen; doch wären wir gern mit solchem verschont geblieben. Iffland schreibt freilich keine Komödien, er schreibt Schauspiele; allein auf das wahrhaft Tragische ist doch nichts darin berechnet. Es ist zu befürchten, daß uns eine Vergiftung als eine gewöhnliche bürgerliche Begebenheit erscheinen möchte, wenn wir sie da antreffen, wo wir eine Vorstellung des alltäglichsten Lebens zu erwarten Ursache haben. Dem Advokat Wellenberger hat Iffland eine große und fast komische Geschicklichkeit ertheilt, das Gewißen eines Verbrechers zu handhaben, ob man gleich die Angst des Hofraths nicht für reines Gewißen halten kann. Jener sagt selbst zu diesem: 'Hier steht das

Verbrechen, da steht der arme Sünder und hier stehe ich als Richter. — Hiemit knien sie in diesem Augenblick unter mein Schwert'; und nachher von ihm: 'Er hat vor dem Scharfrichter gestanden'. Werden die Kraftworte und Denksprüche der Redlichkeit, womit wir zuletzt nach Hause geschickt werden, diesen Eindruck vergüten? und ist es denn wirklich derjenige, dessen das Publikum so dringend bedarf?

Das dritte Schauspiel, 'Dienstpflicht', zeichnet sich durch die Rolle eines ehrlichen Juden vortheilhaft aus. Es ist nichts in ihr Karikatur, auch der Edelmuth nicht; das Menschliche und das Nationale sind mit wahrer Kunst ineinander verschmolzen; und, in dem nämlichen Sinne gespielt, worin die Rolle niedergeschrieben ward, thut sie die günstigste Wirkung. Bei den andern Personen befinden wir uns wiederum unter Bekannten. Ein standhafter, gerechter Mann, ein redlicher Freund, einige Bösewichter und ein Schwächling; aber auch ein edler Fürst, eine gute Frau und ein Kind, das man mit Vergnügen, zumal in den letzten Auftritten sieht, welche es durch seine Gegenwart mildert. Dem Gerechten könnte man vorwerfen, daß er, wie sich aus der ersten Frage an seinen Sohn schließen läßt, diesen von jeher so knabenmäßig behandelt hat, daß er sich selbst um sein Vertrauen brachte, woher denn das Unheil entstand. Der Sohn ist eben der (wie ihm der Fürst ins Gesicht sagt) 'Schwächling; einer von den Menschen ohne Charakter, die lieber übermorgen zu Grunde gehn, als heute einen ernsthaften Schritt wagen. Ihre schlimmen Handlungen verdienen keine Verachtung, Ihre guten Handlungen keine Achtung. Man kann Sie bedauren, aber man kann sich nicht an Sie anschließen. Man kann nicht auf Sie rechnen, Sie sind ein leidendes Wesen — Bösewichter bauen nicht auf Sie, gute

Menſchen vertrauen Ihnen nicht genug.' — Welche Faßung ſoll der arme Schauſpieler annehmen, während er eine ſolche Rede anhört? Man glaubt ihn körperlich wegſchwinden zu ſehen, wie er innerlich ganz vernichtet wird, und ſchlägt die Augen nieder, wie vor jemanden, der auf der Schandbühne ſteht. Iſt dieß wirklich die Art, wie ein weiſer Mann dem guten, aber ſchwachen, Willen aufzuhelfen ſuchen wird? Sollte man dergleichen Menſchen nicht eher über ihr Daſein emporheben, wenn ſie gefallen ſind, um ihnen das Zutrauen zu ſich einzuflößen, ohne welches die Entehrung rettungslos iſt? Das Einzige, was dieſer noch vermochte, und wohin der Freund ihn trieb, war, daß er ſich eine Kugel vor den Kopf ſchießt. Auf dieſe Weiſe endigt das Stück wieder mit einer lebhaften Vergegenwärtigung des menſchlichen Elends. — Der Fürſt iſt in ſeinen Ausdrücken wohl zu empfindſam und zu bildlich. 'Nicht Kriegsrath mehr — Herzensrath — Gewißensrath'. 'Die Säle dieſes Schloßes ſind groß; wenn Menſchen ſie ausfüllen, die mit Vertrauen zu mir kommen, dann iſt große Galla, und mein Herz iſt nie zu eng für ihr Anliegen'. Wenn der Jude ſagt: 'Bei dieſem Handel do — den ehrlich Mann zu rette, ſind mer gelobt hundert von hundert. — Wer zahlt die? wer? — Der großmächtig Handelsherr da drobe' (auf den Himmel deutend), ſo iſt dieß Wort im Geiſte ſeines Standes, ſeiner Bildung, und wird immer mit Beifall aufgenommen werden. Der Fürſt hingegen müßte ſich allgemeiner, feiner und weniger verſinnlicht ausdrücken. Wir wißen wohl, daß dieſe 'Manier' des Verfaßers ſchon oft Wohlgefallen erregt hat; aber es giebt der Gelegenheiten, ſie ſchicklich anzuwenden, in dem Kreiße, worin er ſich gewöhnlich mit ſeinen Darſtelluogen bewegt, ſo viele, daß er ſie um ſo weniger jemals in eine Unſchick-

lichkeit verwandeln, und stets die gehörige Unterscheidung dabei beobachten sollte. Hierher gehören auch die übrigen den sententiösen Antworten, die einen wesentlichen Teil seines Dialogs ausmachen, und von denen sich eine Sammlung auffallender Beispiele aus jedem iffländischen Stück ziehen ließe, welche bei weitem nicht alle getadelt, wohl aber auch viele nicht gelobt werden können. Sie tragen das Ihrige zu jener Einförmigkeit bei, worunter selbst der Beifall der Menge erliegen muß. Das *auffallende,* wenn es immer wiederkehrt, muß natürlich ermüden als der nüchternste Ausdruck. So sorgt Iffland nun auch die Charaktere in jedem einzelnen Schauspiele von einander sondert (daß die nämlichen mehrere wieder zum Vorschein kommen, ist etwas andres), so sind sie doch unter der Herrschaft einer gemeinschaftlichen Art sprechen, deren auszeichnendes Merkmal vorzüglich das Bildliche ist, das dem Juden wohl stand, und den Fürsten mißkleidet. Nachdrücklich, aber nicht edel, ist die Sprache immer von dem nächsten Gegenstande, von den Handlungen und täglichen Geschäften entlehnt, oder mahnt an irdische Leid und Vergehen an die himmlische Freude und Wiedervergeltung. Wo sie sich erheben will, geht sie in Deklamation und Salbung über. Nur wenn sie in die Wuth gemeiner Triebe ausbricht, gränzt sie wahrhaft an das Genialische.

Iffland hat, da er zuerst als Schriftsteller auftrat, solchen Forderungen berechtigt, daß es schmerzlich fällt, Lobe rückwärts gehen zu müßen. Nichts wäre leichter, ihn, so oft er erscheint, mit einer unbedeutenden Erwähnu

*) Frappante 1797.

anerkannter Talente abzufertigen. Allein wer wahres Interesse für das Theater hat, wird diese Gleichgültigkeit nicht von sich erlangen können. Wohin ist *) Hr. J. auf dem erwähnten Wege gerathen? Er schilderte uns anfangs die Gefahren der Leidenschaft, die schlüpfrige Bahn des Ehrgeizes. Er versetzte uns in die Mitte achtungswürdiger, vielleicht durch den Fehltritt eines ihrer Mitglieder bekümmerter Familien. Aber er ließ dem Tröstenden, dem Beßern noch die Oberhand. Jetzt zeigt er uns allenthalben nichts als Zerrüttungen, Versunkenheit, Zwiespalt, unglückliche Ehen, Verbrechen, die vor Kriminalgerichte gehören, herabgewürdigte Naturen, die ihre eignen Henker sind. Mit dem Häßlichen und Schlechten will er unsre Einbildungskraft ergötzen; nie läßt er seine Personen den Kopf über ein gemeines, eingeschränktes Verdienst emporheben, damit nur nicht die gehörige Mäßigung übersprungen werde. Er räumt dem Schönen auch nicht das kleinste Plätzchen ein; ja er nimmt fast keine andre Leidenschaft auf, als die aus den niedrigsten Trieben entspringt. Wo er Liebe schildert, ist es nur nothdürftig so viel, als sich für einen ordentlichen Haushalt schickt. Versinkt auf diese Art die Kunst an der Hand der gepriesenen Natur nicht endlich in den Schlamm, der sich freilich auch im Gebiet der letzten befindet?

Diderot war es, der zuerst gegen verjährte Angewöhnungen und Konventionen die Rechte der Natur, als des Grundgesetzes für den dramatischen Dichter, zu behaupten suchte; allein er machte es nicht zum Zweck seiner Schauspiele, schlechten Menschen das Gewißen zu schärfen, sondern edle Gemüther in ihrem Gefühle von der Würde der Menschheit zu bestärken. So vortheilhaft er auf der einen Seite,

*) dieser beliebte Schauspieldichter auf u. s. w. 1828.

lichkeit [illegible]
dabei be[illegible] [illegible]nen Einfluß auf Lessin
den se[illegible] [illegible] Bühne gewirkt hat, beso
seines [illegible] [illegible]gen, die eine blinde Na
lung a[illegible] [illegible]en Dichtern angelegt hat
ziehen [illegible] [illegible] Seite zu sehr verderblich
aber a[illegible] [illegible] Seine Begriffe von sitt
das [illegible] [illegible] Wahrheit der Darstellun
selbst [illegible] [illegible] den Händen seiner Nachfolg
fallend [illegible] [illegible]rer unaufhörlich mit sein
ermüd[illegible] [illegible] [illegible]chten unterhalten wird; d
Ifflan[illegible] [illegible] als das Alltägliche und pl
spiele[illegible] [illegible] die geringste verschönernde G
wiede[illegible] [illegible] auf. Bei der gänzlichen Au
sie d[illegible] [illegible] absoluten Herrschaft des Ko
sprec[illegible] [illegible], und der daraus entstehend
Bild[illegible] [illegible] bei der Verfaßung des tragisch
mißt[illegible] [illegible] doch wenigstens die Ansprüc
imm[illegible] [illegible] sie schon nicht befriedigt we
run[illegible] [illegible] sind so weit gediehen, daß
irdi[illegible] [illegible]schen Produktionen keine Sp
Wi[illegible] [illegible] freien, ächten Kunstwerkes zu en
De[illegible] [illegible] Richtung ist es fast nicht möglic
W[illegible] [illegible] kommen, oder richtiger, noch tief
da[illegible] [illegible] ist daher der Zeitpunkt nic
[illegible] auf dem Theater, wie in ande
fe[illegible] [illegible] gewählte Natur durch das Mediu
L[illegible] [illegible] erkennen wollen, und wo Poes
il[illegible] [illegible] für fremdartige, ja entgegengesetzt
[illegible] Dinge werden gehalten werde

1) Erich und Abel. Ein vaterländiſches Trauerſpiel von C. A. Rüdinger. Schlesw. 1796.

2) Der Vicekanzler. Ein Schauſpiel von Kratter. Wien u. Lpz. 1797.

3) Ahnenſtolz und Edelſinn. Ein dramatiſirtes Familien-Gemälde in ſechs Acten. Nürnb. 1796.

Der Gegenſtand von Nr. 1. iſt ein Brudermord. Der Gang des Stücks ſchleppt ſich mühſam bis zur Kataſtrophe fort, und es gleicht mehr unſern dialogiſierten Geſchichtsromanen, als einem zuſammengedrängten dramatiſchen Ganzen. Alles Aufwandes von ſchauerlichen Scenen ungeachtet, hat der Vf. doch nie einen tragiſchen Eindruck hervorzubringen vermocht, ſondern höchſtens eine gewiſſe unheimliche Empfindung. Auch dieſe wird nur durch die nächtliche Angſt bei der Annäherung des Feindes, und keineswegs durch die beiden Geiſtererſcheinungen erregt, welche durchaus ohne alle Wirkung bleiben. Man erſchrickt ganz und gar nicht über den heiligen Wenzeslas, der von Böhmen nach Schleswig reiſet; dafür hat der Vf. den gehofften Vortheil, daß man ſich eben ſo wenig über ihn verwundert. Die Geiſtlichen, die hier in ihrem gewöhnlichen Ornat als die Böſewichter auftreten, ſind ganz beſonders naiv: die Sarkaſmen gegen ſie ſind ihnen ſelbſt in den Mund gelegt. Eine Unterredung zwiſchen zwei abergläubiſchen Kammerfrauen iſt auf eben die Art behandelt, und klingt gerade ſo, als wenn ſie zum Scherz ihren eignen Charakter parodieren. Kurz, die Verzierungen, welche der Vf. hinzugethan, werden ihm ſchwerlich Intereſſe gewinnen, und die genauen hiſtoriſchen Details, an die er ſich hält, können höchſtens innerhalb des vaterländiſchen Bezirks als eine Entſchädigung für die übrigen Mängel gelten.

Nr. 2. fängt gleich mit der Kaſſation des Vicekanzlers an, ſchreitet dann zur Entlarvung der Böſewichter, die ihn geſtürzt haben, und endigt mit einer Wiedereinſetzung in alle Ehren und Würden. Man weiß das auswendig. Hr. K. ſcheint dieſesmal faſt weniger ſeinem eignen Genius, als einem andern beliebten Theaterdichter gefolgt zu ſein. Was ſich im Plane etwa Neues

1) Margaretha die Maultasche, Gräfin von Tyrol. E vaterländisches Schausp. nach der Geschichte. Von Adol Anton. Cilli 1795.

2) Das Recht der Erstgeburt. Ein Schausp. von Kf Wien 1796.

3) Die Theatergarderobe. Ein Original-Lustsp. von K Rosenau. Prag u. Lpz. 1797.

4) Die Hautboisten. Lustspiel von Wilh. Bröckelman Cassel 1797.

5) Der Trauschein. Ein Lustsp. von H. Cöthen 1796.

6) Die Wittwe und das Reitpferd. Eine dramat. Kleini keit von A. v. Kotzebue. Lpz. 1796.

Nr. 1. ist nach der Geschichte ziemlich in Holzschnittman behandelt. Man ärgert sich weder, noch ergötzt man sich auch sonders daran; es müßte denn jemand eines von beiden bei ei raschen Liebesbewerbung in den ersten Scenen thun, wo ein M chen aus einem Weinfaße erlöst wird, in welchem sie gefangen fo geführt wurde, und auf der Stelle ihren Liebhaber findet. antwortet auf seinen schnellen Antrag: 'Ei ja! wärt ihr bei i oben auf dem Kufstein, da wollt' ich euch hegen, streicheln u küssen wie mein kleines Zicklein, das im Grase oben weidet' u. s. Der Dialog geht übrigens einen schlichten Gang, nur fällt Mar retha die Maultasche in ein zu empfindsames Kostum mit ihrem letzt erwählten Gemahle, und ruft in seinen Armen aus: 'So o einer Seligkeit in die andre hinüber zu schlummern, welche Wol wäre das!', worauf er ihr recht vernünftig erwidert: 'Indessen uns noch leben so lang es geht, der Tod entlauft uns nicht'.

Bei Nr. 2. liegt eine Novelle von Florian, Selico, zum Grur Die Behandlung ist etwas trocken und prosaisch ausgefallen, wen Scenen ausgenommen. Der Stoff ist zu romantisch für ein er haftes Schauspiel; er hätte sich beßer zu einer aus Ernst und Sc gemischten Oper geschickt. Die That des Selico würde etwa ein unerfahrnen naiven Jüngling, der sich nicht zu helfen wüßte, r

render angestanden haben, als einem pathetischen jungen Mann, der sie ein wenig nach moralischen Principien verrichtet.

In Nr. 3. findet man groben Witz und einen Mundvoll Moral in roher Natürlichkeit durch einander geworfen. Papier und Druck sind schlecht, und die Orthographie kann man aus folgenden Beispielen beurtheilen: 'ein dichtiger Rausch, Priglereyen, Kustum, er gehnt, Schänke' u. s. w.

Nr. 4. ist vollgepfropft mit launigen Charaktern, oder Masken oder Figuranten, als sich nur nirgend in einen Akt bringen ließen. Der Musketier 'Umstand', die Ausgeberin 'Aentchen', der Korporal 'Blaufärber' verrathen den besten Willen des Vfs., das Publikum zum Lachen zu bringen.

Nr. 5. ist ein ländliches Nachspiel, ungefähr im Geschmack und Ton der 'beiden Billets' und der dazu gehörigen Folge von Nachspielen; etwas leer, aber dafür auch ziemlich kurz.

Die Kleinigkeit, Nr. 6., macht schon mehr Prätension. Der Witz ist ihrem Vf. natürlich, nur nicht immer der natürliche. Eine Anekdote im neunten Bande der englischen Annalen von Archenholz hat hier den Stoff hergegeben.

Neujahrsgeschenk. Papiere aus dem Nachlaße eines kaiserl. Offiziers. Mannh. 1797.

In unsern Zeiten, wo alle möglichen Einkleidungen genutzt werden, um Geschriebenes zum Druck zu befördern, ist es schwer die Aechtheit eines solchen Nachlaßes auszumitteln, welche doch hier das Urtheil eigentlich bestimmt. Sind die Papiere das, was sie scheinen sollen, so hat uns der Herausgeber mit einem braven, nicht sehr glücklichen noch frohgemutheten Menschen bekannt gemacht, dessen Bildung gegen die Rohheit, die ihn in seinem Stande umgeben mußte, stark absticht und gar keine militärischen Kennzeichen an sich trägt. Doch hat sie ihn als Schriftsteller nicht weiter als bis zu Versuchen in poetischer Prosa, welche dem Vf. gewiß mehr Genugthuung gewährten, als irgend einem Leser, und in einigen gefällig melancholischen Liedern gebracht, die nicht schlecht versificiert sind, und einen günstigen Eindruck zurücklaßen. Die Briefe der

Schwester drücken ihre Liebe zum Bruder und eine recht vernünftig und feste Stimmung des Gemüths sehr gut aus. Ist hingege das ganze Büchlein eine Einkleidung, so haben wir eben damit kei reichhaltiges Neujahrsgeschenk erhalten. So viel ist gewiß, da dieser österreichische Offizier keine charakteristische Eigenheit an sic hat; auch sein Deutsch verräth ihn nicht, und in seiner Frömmig keit ist keine Spur von Katholicismus. Seine Schwester verwir sogar die Kraft des Gebetes. Politisches findet sich hier nichts außer unter den Gedichten ein Fragment über die Befreiung de Menschheit, worin sich der Oesterreicher eben so wenig als d Dichter offenbart.

---

1) Albert von Ranken. Aus den Papieren des Grafe von P***. Berlin 1797.

2) Fritz Wanderers Lebensreise. Berlin 1795.

Von vielen Romanen läßt sich weiter nichts anzeigen, als da sie da sind, zur Nachricht für Leser, denen es bloß um das Lese zu thun ist. Für kurzweilig können wir Nr. 1. zwar nicht ausg ben: es finden sich keine neuen Begebenheiten darin. Gleich anfang haben wir die alte Geschichte von einem Reisenden, der vor Spuk reien gewarnt wird, und statt des Gespenstes einen unglücklich Freund antrifft; dann eine honette Räubergesellschaft; weiterhin ei Frau, die sich einem Prinzen ergiebt, um ihrem Gatten das Leb zu retten und betrogen wird; eine rachsüchtige Buhlerin; der He selbst, weil er seine Beleidiger umgebracht, in eine Höhle geflüchte woraus er zuletzt wieder hervorgeht, um in Amerika auf dem Bet der Ehren zu sterben. Alles dieses wird leidlich trocken und wei schweifig erzählt. So viel können wir aber versichern, wenn es de Werke anders zur Empfehlung dient, daß die Moralität desselb nicht angefochten werden kann.

Wir kennen nicht alle die Pilger, denen sich der Wander Nr. 2. in seinem kurzen Vorberichte zugesellt, aber mit 'Ant Reiser' darf er sich auf keine Weise vergleichen. Er unterhält un bloß mit Abenteuern, von denen manche sogleich als schwac

Kopien von bekannten guten Dichtungen auffallen, z. B. seine Geister- und Ordensgeschichten, und andre auch schon in den schlechtesten Romanen gestanden haben; oder auch mit zusammengelesenen Anekdoten und flachen Charakterschilderungen. Um seiner Laufbahn die möglichste Abwechselung zu geben, ist er bald Hofmeister in Familien, wo er nicht die sprödesten Damen antrifft, oder Schauspieler, Legationssecretär, Soldat u. s. w. Er durchreist viele Länder, hält sich eine Zeitlang in Norwegen auf, geräth in Spanien in die Inquisition und fällt in Deutschland in die Hände einer ehrlichen Räuberbande. Damit gar keine Lücke bleibe, nimmt er auch die Poesie zu Hülfe: man findet Lieder nach Ossian von einem Wahnsinnigen, Skaldengesänge und Rhapsodien über Leben und Tod aus den Papieren eines Illuminaten. So mancherlei ist also hier anzutreffen, aber weder psychologische Schätze noch eine feine Unterhaltung.

Schwärmereien über Liebe und Natur... Von C. F. Schwerd. Lpz. u. Merseb. 1797.

Von der eingebildeten Eigenthümlichkeit 'der Empfindung und des Gefühls', die den Vf. bewogen haben mag, für die Ausgeburten eines ungebildeten, armen und verworrenen Geistes auf den Namen Schwärmereien Anspruch zu machen, können wir keine Spur entdecken, er müßte denn geglaubt haben, daß eine frostige Ueberspannung im Ausdrucke auch der alltäglichsten Gefühle und der plattesten Gedanken für Enthusiasmus gelten dürfe. Wir würden ihm daher lieber Sudeleien, oder, weil diese seinsollenden Gedichte doch in das Gebiet der musikalischen Poesie gehören, Fiedeleien (ein von ihm selbst entlehntes Wort), zur Ueberschrift seines Buches vorschlagen. Welche unselige Verblendung gehört dazu, wenn man nicht den entferntesten Begriff von poetischer Kunst, durchaus keinen Sinn für Angemessenheit und Schönheit des Versbaues, ja nicht einmal eine nothdürftige Kenntniß seiner Muttersprache hat, dennoch ein ganzes Bändchen voll Lieder auf einmal in die Welt zu senden! Zusammensetzungen wie 'Urnenlaube, Flammensterngefunkel, Schaudermelodien, Zackgeblitze', Bilder wie 'der Lüfte Leiter, der Freude morsche Trüm-

Schwester drücken ihre Liebe zum Bruder und eine recht vernünftig und feste Stimmung des Gemüths sehr gut aus. Ist hingeger das ganze Büchlein eine Einkleidung, so haben wir eben damit kei reichhaltiges Neujahrsgeschenk erhalten. So viel ist gewiß, daß dieser österreichische Offizier keine charakteristische Eigenheit an sich hat; auch sein Deutsch verräth ihn nicht, und in seiner Frömmig keit ist keine Spur von Katholicismus. Seine Schwester verwirft sogar die Kraft des Gebetes. Politisches findet sich hier nichts außer unter den Gedichten ein Fragment über die Befreiung de Menschheit, worin sich der Oesterreicher eben so wenig als de Dichter offenbart.

---

1) Albert von Ranken. Aus den Papieren des Grafen von P***. Berlin 1797.

2) Fritz Wanderers Lebensreise. Berlin 1795.

Von vielen Romanen läßt sich weiter nichts anzeigen, als da sie da sind, zur Nachricht für Leser, denen es bloß um das Lese zu thun ist. Für kurzweilig können wir Nr. 1. zwar nicht ausgeben: es finden sich keine neuen Begebenheiten darin. Gleich anfang haben wir die alte Geschichte von einem Reisenden, der vor Spuk reien gewarnt wird, und statt des Gespenstes einen unglückliche Freund antrifft; dann eine honette Räubergesellschaft; weiterhin ein Frau, die sich einem Prinzen ergiebt, um ihrem Gatten das Lebe zu retten und betrogen wird; eine rachsüchtige Buhlerin; der Hel selbst, weil er seine Beleidiger umgebracht, in eine Höhle geflüchte woraus er zuletzt wieder hervorgeht, um in Amerika auf dem Bet der Ehren zu sterben. Alles dieses wird leidlich trocken und wei schweifig erzählt. So viel können wir aber versichern, wenn es der Werke anders zur Empfehlung dient, daß die Moralität desselbe nicht angefochten werden kann.

Wir kennen nicht alle die Pilger, denen sich der Wanderer Nr. 2. in seinem kurzen Vorberichte zugesellt, aber mit 'Anto Reiser' darf er sich auf keine Weise vergleichen. Er unterhält un bloß mit Abenteuern, von denen manche sogleich als schwach

Kopien von bekannten guten Dichtungen auffallen, z. B. seine Geister- und Ordensgeschichten, und andre auch schon in den schlechtesten Romanen gestanden haben; oder auch mit zusammengeleimten Anekdoten und flachen Charakterschilderungen. Um seiner Laufbahn die möglichste Abwechselung zu geben, ist er bald Hofmeister in Familien, wo er nicht die sprödesten Damen antrifft, oder Schauspieler, Legationssecretär, Soldat u. s. w. Er durchreist viele Länder, hält sich eine Zeitlang in Norwegen auf, geräth in Spanien in die Inquisition und fällt in Deutschland in die Hände einer ehrlichen Räuberbande. Damit gar keine Lücke bleibe, nimmt er auch die Poesie zu Hülfe: man findet Lieder nach Ossian von einem Wahnsinnigen, Skaldengesänge und Rhapsodien über Leben und Tod aus den Papieren eines Illuminaten. So mancherlei ist also hier anzutreffen, aber weder psychologische Schätze noch eine feine Unterhaltung.

Schwärmereien über Liebe und Natur... Von C. F. Schwerd.

Lpz. u. Merseb. 1797.

Von der eingebildeten Eigenthümlichkeit 'der Empfindung und des Gefühls', die den Vf. bewogen haben mag, für die Ausgeburten eines ungebildeten, armen und verworrenen Geistes auf den Namen Schwärmereien Anspruch zu machen, können wir keine Spur entdecken, er müßte denn geglaubt haben, daß eine frostige Ueberspannung im Ausdrucke auch der alltäglichsten Gefühle und der plattesten Gedanken für Enthusiasmus gelten dürfe. Wir würden ihm daher lieber Sudeleien, oder, weil diese feinsollenden Gedichte doch in das Gebiet der musikalischen Poesie gehören, Fiedeleien (ein von ihm selbst entlehntes Wort), zur Ueberschrift seines Buches vorschlagen. Welche unselige Verblendung gehört dazu, wenn man nicht den entferntesten Begriff von poetischer Kunst, durchaus keinen Sinn für Angemessenheit und Schönheit des Versbaues, ja nicht einmal eine nothdürftige Kenntniß seiner Muttersprache hat, dennoch ein ganzes Bändchen voll Lieder auf einmal in die Welt zu senden! Zusammensetzungen wie 'Urnenlaube, Flammensternengefunkel, Schaudermelodien-Zackenblitze', Bilder wie 'der Lüfte Leiter, der Freude morsche Trüm-

mer', selbstgemachte Wörter wie 'entdämmern, nannen, matten', Unrichtigkeiten wie 'gänge' für 'gienge', 'wand' für 'wandte', Reime wie 'Mütter' und 'Brüder', machen eine größere Zahl Beispiele überflüßig, die sich sonst ohne Mühe finden laßen. Eine Seltenheit im Abgeschmackten ist das Lied 'auf die französische Freiheit':

Freiheitsschwindel
Nimm dein Bündel,
Faße mich nicht an!

und nachher:

Zucht und Sitten
Und Meriten
Sind dir Thorenspiel;
Menschenthränen
Zu begähnen
Ist dein schönes Ziel.

Nahrung für Geist und Herz, oder Sammlung sinnreicher und und witziger Einfälle aus der alten und neuern Geschichte. Oschatz 1797.

Nach dem Vorbericht des Verlegers ist diese kleine Sammlung von einem zur Ruhe gesetzten, wohlmeinenden Schulmanne, 'einem Christen und Kinderfreunde', zusammengetragen worden, und wir wünschten ihr das Zeugniß geben zu können, daß sie nicht allein vieles enthalte, dessen Wiederholung einem jungen Gemüth immer nutzt, wenn ihm dasselbe auch aus ähnlichen Schriften bekannt geworden ist (wie es wenigstens mit den Anekdoten aus der ältern Geschichte hier der Fall sein könnte), sondern daß auch nichts darin zu finden sei, was Schaden bringen und hauptsächlich Aberglauben befördern kann. Aber leider hat sich unter dem Artikel 'Sammlung witziger Einfälle, die ihren Urhebern Mißvergnügen und Unglück zugezogen haben', Mehreres von dieser Art eingeschlichen. Man sehe einige Beispiele einer schnellen göttlichen Strafe, wobei wir indessen nicht verschweigen wollen, daß der Muthwille eines Knaben gegen seinen Rektor, der, indem er auf einen Baum klettert, seinem Schulgenoßen zuruft: 'Unser Rector spricht immer, ich würde auf keiner

grünen Zweig kommen: da stehe ich nun!' und die militärische Aeußerung eines Officiers gegen Gott, welcher bei der Annäherung eines Gewitters, während er beschäftigt ist, eine Mine springen zu laßen, 'die bedenklichen Worte' hören läßt: 'Donnere nur, wir werden bald noch beßer donnern!' doch in geziemender Abstufung gerügt worden sind; denn der Knabe fällt vom Baume und bricht nur den Arm, aber den Offizier trifft der Blitz, daß er todt zur Erde stürzt. — An den übrigen Artikeln ist nichts auszusetzen; wenn auch ziemlich alltägliche Gedanken von Gellert als lehrreiche Sprüche aufgenommen worden sind, so hat das weiter nichts zu sagen.

Die Gesundbrunnen.

Ein Gedicht in vier Gesängen von Valer. Wilh. Neubeck. Breslau 1795.

Durch dieses Gedicht wird die deutsche Poesie in einer Gattung bereichert, in welcher unter den Neueren vorzüglich die Engländer eine beträchtliche Anzahl geschätzter Gedichte besitzen, die dagegen unter uns noch fast gar nicht angebaut ist. Wir unterscheiden hier nämlich von dem Lehrgedichte, das allgemeine Wahrheiten zu versinnlichen sucht, dasjenige, worin irgend eine besondere Wißenschaft oder Kunst, oder ein Theil derselben, vorgetragen wird. In jenem, dem philosophischen Lehrgedicht, haben wir nach Haller noch Manches aufzuweisen; hingegen hat sich unsre lehrende Muse fast noch nie zu einem Bunde mit andern Geschicklichkeiten und Kenntnissen verstanden, die, nützlich oder ergötzend, das Leben schmücken, ohne auf die höchste Bestimmung der menschlichen Natur Bezug zu haben. Man kann leicht zugeben, was man auch unstreitig anerkennen muß, daß der Mensch der höchste Gegenstand der Kunst, die lyrische, epische und dramatische Poesie also etwas Höheres sei, ohne jene unter-

[illegible] zu verwerfen. Auch hat der *) technisch [illegible] Lehrdichter das Beispiel des klassische[illegible] [illegible] aus dem sich unter einer noch wei[illegible] Menge deren es sich erfreute, sehr bedeutend [illegible] haben, und welches dabei den trok[illegible] unedelsten Stoff nicht verschmähte. Doch ließ [illegible] dem das Ansehen dieser Vorbilder Folgendes einwen[illegible]. Die griechischen Lehrgedichte zerfallen in zwei Haupt[illegible]. Die älteren, Hesiodus, die alten Gnomiker und [illegible] u. s. w., schreiben sich aus Zeiten her, wo die Prosa noch nicht zum Werkzeuge der schriftlichen Mittheilung gebildet worden war. Ehe man schrieb, mußte alles, was man aufbewahren wollte, in Verse gebracht werden. Die poetische Form war also mehr eine Sache der Nothwendigkeit als der Wahl; und nachher, als sich die Schreibekunst schon verbreitet hatte, behielt man sie aus Gewohnheit bei. Die späteren Lehrgedichte der Griechen, an welche die römischen sich **) meistentheils anschließen, haben alexandrinische Literatoren zu Urhebern, die sich nicht selten in todten Stoffen am meisten gefielen, weil diese dem Dichter Alles [illegible], und sie folglich ihre gelehrte Kunst auf die glänzendste Art dabei an den Tag legen konnten. In jenen [illegible] war es mit der Belehrung sehr ernstlich ge[illegible] und der Poesie war Nebensache; hier hingegen war [illegible] und zwar nur um das Künstlichste in ihr [illegible] und der Belehrung blieb nur der scheinbare Zweck. [illegible] Manche einen Gegenstand besungen, den sie [illegible] durch eignes Studium, sondern bloß

*) [illegible] oder scientifische 1797. 1801. **) 'meistentheils' [illegible].

durch eine mittelbare Ueberlieferung nothdürftig kannten, für den sie also kein wahres Interesse haben konnten. Allein wo dieses auch vorhanden ist, reicht es zur eigentlichen Künstlerbegeisterung, die sich auf ein unbedingtes Bedürfniß unsrer Natur bezieht, noch nicht hin, weil alle bedingten Zwecke nur bedingt interessieren. Daher der Mangel an Leben im Ganzen eines Lehrgedichts bei der schönsten Lebendigkeit der einzelnen Bestandtheile. Wie dürftig werden z. B. in den Fasten des Ovidius die reizenden Mythen und Schilderungen von Festen, durch den völlig unpoetischen, für Herz und Einbildungskraft gleich leeren Begriff eines Kalenders zusammen gehalten! Es fragt sich also: wie läßt sich ein bloß logisch gegebenes Ganzes, nicht allein durch Ausschmückung der Theile, sondern auch als Ganzes *) poetisch beleben? Da das unbedingte Streben ein Hauptkennzeichen der künstlerischen Begeisterung ist, und da es außer dem Gegenstande derselben, dem Schönen, nur zwei Gegenstände eines unbedingten Strebens für den Menschen giebt, nämlich das Wahre und das Gute; so läßt sich denken, daß das Streben nach einem von beiden, die philosophische oder sittliche Begeisterung, in diesem Falle **) die künstlerische vertreten könnte. Die philosophische Begeisterung kann nur bei Erkenntnissen stattfinden, welche den Menschen als Menschen angehn, also auch kein andres als ein philosophisches Lehrgedicht beseelen. Die sittliche aber erstreckt sich auf alle Gegenstände, bei denen eine Beziehung auf Ideen möglich ist. Der didaktische Stoff könnte also, wenn er von solcher Beschaffenheit wäre, im Einzelnen durch sinnliche Darstellung,

*) ästhetisch 1797. **) als Surrogat der künstlerischen dienen konnte 1797. 1801.

im Ganzen durch eine sittliche Stimmung des Gemüths
man ja nicht mit einem moralischen Zwecke verwechseln
welcher, wie die Erfahrung lehrt, pädagogisch, ökono
u. s. w. häufig ohne jene Stimmung betrieben wird)
dem unpoetischen Gebiete des Verstandes entrückt werde

Es ist hier nicht der Ort, diese Gedanken, die
durch flüchtige Winke angedeutet werden konnten, n
auszuführen und zu begründen. Wir eilen zu ihrer
wendung auf das vorliegende Gedicht. Die Lehre
Gebrauche der Mineralwaßer konnte als ein kleiner
der beinahe unermeßlichen Arzneiwißenschaft nur ein
*) beschränktes wißenschaftliches Interesse haben; der D
hat ihr ein freieres, allgemein menschliches verliehen.
wodurch er seinen Gegenstand adelt und gleichsam he
ist wohlwollender Eifer, als Arzt zum Besten seiner
brüder zu wirken; und dankbare Bewunderung der woh
tigen Veranstaltungen der Natur. Diese beiden Hebe
Gefühle begleiten ihn fortdauernd und gleichmäßig auf
ganzen Laufbahn: sie sind die Seele seiner Darstellung,
verrathen sich entweder stillschweigend im Tone derse
oder werden auch ausgesprochen; aber dieß nur hier ur
mit weiser Mäßigung. Der Dichter hat seinen Stoff
lieblicher Fülle zu bekleiden und sich überall, wo er ver
seines Vorsatzes den Schritt hinwenden muß, mit der
sten sinnlichen Gegenwart zu umgeben gewußt. Die E
derung der Brunnen nach ihrer Lage, und das län
Leben, welches Brunnen- oder Bade-Gäste führen si
giebt Gelegenheit zu vielen anmuthigen Landschaftsgemä
Alles Widerwärtige und Ekelhafte, was bei manchen

*) bedingtes scientifisches Interesse 1797. 1801.

cinischen Gegenständen schwer zu umgehen sein möchte, ist bei diesem durchaus vermieden. Es ist immer auf eine solche Art von den Heilkräften der Gesundbrunnen die Rede, daß die Krankheiten, denen sie entgegenwirken, bloß im Allgemeinen *) bezeichnet werden. Die ganze Ausführung zeugt von einem durch vielfache Uebung und Studium der Meisterwerke gebildeten reifen Dichtergeiste, und nähert sich an nicht wenigen Stellen wirklich dem **) Vollendeten. ***)

Die Anlage ist, wie es sich gehört, einfach und lichtvoll. Der erste Gesang beschäftigt sich mit der Entstehung der Mineralquellen, der zweite mit der Beschreibung der vornehmsten, welche Deutschland besitzt, der dritte und vierte mit Vorschriften für die Brunnenkur. Der naturhistorische Inhalt des ersten Gesanges ist durch eine kühne, aber erlaubte, Dichtung ganz ins Wunderbare und Epische hinüber gespielt. Nach der kurzen, in eine lobpreisende Begrüßung der Hygiea, als seiner Muse, verwebten Ankündigung †) wendet sich der Dichter an die Nymphe der Gera, welche nahe bei seinem Geburtsorte, Arnstadt in Thüringen, vorbeifließt, ††) um von ihr in das Reich der Quellen eingeführt zu werden. Romantische Gemälde des von ihr durchströmten Thales, und hierauf der Grotte, wo sie entspringt. Hier erscheint ihm die Göttin, †††) und in der Antwort auf seine Bitte:

*) charakterisirt 1797. 1801. **) Klassischen 1797. 1801. ***) 1797.: Indem wir dem Gange des Gedichtes folgen, werden wir dieses Urtheil durch einige Beispiele belegen können. †) 1797.: fragt der Dichter: Doch wer leitet mich hin .... (u. s. w. V. 15...20. des 1. Ges.) Er wendet sich an die Nymphe u. s. w. ††) 'um... werden' fehlt 1797. †††) 1797.: der hohen Begeisterung trunkenes Auge schauet (u. s. w. bis V. 93.) Sie erwiedert auf seine Bitte: (V. 109...115.) und so drückt sie die sittl. Stimmung des Dichters aus, wovon ...

In den darauf folgenden, weiter umherirrenden Bl
auf die Scenen des Alterthums ist Jetzt und Vor
Leben und Erstorbenheit *) anmuthig vermählt: es sind
bildungen fröhlicher Götterfeste auf einem Sark
**) Auch Hadrians Villa ist dahin; ja selbst der Lo
baum auf Virgils Grabe ist verdorrt! Mit dieser E
rung an sein Vorbild nimmt der Dichter den Fade
der auf.

Der vierte Gesang ist nicht weniger reich aus
als seine Vorgänger. Wie reizend ist, um unter Vi
eins zu nennen, bei Gelegenheit des Botanisierens
gattung der Pflanzen geschildert! Das Ganze sch
einer ***) schönen Episode von ganz andrer Art
obige. Der Dichter warnt vor Uebermaß im Tanz,
plötzlicher Erkältung. Er erzählt die Geschichte ei
Mädchens, die bei ihrem Aufenthalt an einem E
nen, vom Tanze erhitzt, sich in den Garten schlich
Quelle trank und augenblicklich todt blieb. Zeit
des Vorfalls sind meisterhaft zu pathetischen Ei
nutzt. Das Schrecken und die Trauer ihres E
theilnehmende Klage ihres Freundes (denn der
ihr Freund), und endlich ihre Grabschrift laßen
der Wehmuth †) im Herzen zurück.

Von ††) höheren Vorzügen angezogen,
den äußern technischen Theil des Gedichtes ka

*) bezaubernd verm. 1797. 1801. **) 1797.: wir uns das Vergnügen der Mittheilung; nur m hier stehen. Auch Hadrians Villa ist dahin: (folg des 3. Ges.). ***) herrlichen Epis. 1797. 18 1797. 1801. ††) höheren ästhetischen 1797. 1801.

Verwandtschaft anziehen. Nun wird dieses Naturgesetz der Anziehung in seinem erhabnen Umfange erklärt, und *) auf die Sympathie sittlicher Wesen angewandt. Den kräftigsten Schwung der Phantasie, alle Gewalt der Sprache, den ganzen Zauber männlicher und bedeutender Rhythmen hat der Dichter aufgeboten, um die unterirdische Flammenwelt der Vulkane darzustellen, an deren Gränze die Göttin ihn zuletzt führt, weil die schwefelhaltigen und warmen Quellen dort entstehen.**) Nach vollbrachter Wanderung schließt der Gesang mit einem dankenden Hymnus an die Nymphe.

Wenn der Dichter durch den Anfang des zweiten uns leise an Klopstocks Rückkehr in die Oberwelt im dritten Gesange des Messias erinnert, so darf er die Vergleichung nicht scheuen. Durch den überraschenden Uebergang von der Freude am Leben zu den menschenfreundlichen Gesinnungen des Arztes, und zu der Freude über das Gelingen seiner Bemühungen, ist der Eingang mit dem Tone des Ganzen in ***) Harmonie gesetzt. Die berühmten Quellen der Vorzeit werden von †) dem Gedichte ausgeschloßen, aber indem dieß geschieht, in tönenden Zeilen verherrlicht. ††) Auch die neueren ausländischen Quellen berührt der Dichter nur flüchtig, und beschränkt sich auf die wichtigeren Deutschlands. Hier hat er sich das Geschäft schwerer gemacht als nöthig war: man verlangt von solch einem Verzeichnisse keine Vollständigkeit, und würde manchen Gesundbrunnen nicht vermißen, wenn er übergangen wäre. Aber eben in diesem

*) rührend auf 1797. 1801. **) 1797.: Gern würden wir unsre Leser zu Richtern machen, wie meisterhaft es ihm gelungen ist. ***) die schönste Harmonie 1797. 1801. †) dem Gesange 1797. 1801. ††) 1797. folgen V. 38...52. des 2. Ges.

In den darauf folgenden, weiter umherirrend
auf die Scenen des Alterthums ist Jetzt und
Leben und Erstorbenheit *) anmuthig vermählt: es
bildungen fröhlicher Götterfeste auf einem
**) Auch Hadrians Villa ist dahin; ja selbst d
baum auf Virgils Grabe ist verdorrt! Mit die
rung an sein Vorbild nimmt der Dichter den
der auf.

Der vierte Gesang ist nicht weniger reich
als seine Vorgänger. Wie reizend ist, um unter
eins zu nennen, bei Gelegenheit des Botanisier
gattung der Pflanzen geschildert! Das Ganze
einer ***) schönen Episode von ganz andrer
obige. Der Dichter warnt vor Uebermaß im Tr
plötzlicher Erkältung. Er erzählt die Geschichte
Mädchens, die bei ihrem Aufenthalt an einem
nen, vom Tanze erhitzt, sich in den Garten schl
Quelle trank und augenblicklich todt blieb. Z
des Vorfalls sind meisterhaft zu pathetischen
nutzt. Das Schrecken und die Trauer ihres
theilnehmende Klage ihres Freundes (denn de
ihr Freund), und endlich ihre Grabschrift laße
der Wehmuth †) im Herzen zurück.

Von ††) höheren Vorzügen angezogen, l
den äußern technischen Theil des Gedichtes kan

*) bezaubernd verm. 1797. 1801. **) 1797.: l
wir uns das Vergnügen der Mittheilung; nur noch
hier stehen. Auch Hadrians Villa ist dahin: (folgen
des 3. Ges.). ***) herrlichen Epis. 1797. 1801.
1797. 1801. ††) höheren ästhetischen 1797. Hö
1801.

*) Von einem andern Gesundbrunnen weiß der Dichter mit einer gefälligen Wendung zu rühmen, daß die benachbarten Bauern ihn auch in gesunden Tagen zu trinken pflegen:

400 Huldiget, Saiten, der Nymphe, die dort in dem ländlichen Flinsberg
Oft sich zum fröhlichsten Mahl mitsetzt in der Hütte des Landmanns.

Der Dichter liebt diesen Quell vorzüglich, weil er ihm die Genesung seiner Freundin verdankt. Bei einem andern ehedem besuchten, jetzt in Verfall gerathnen läßt er uns die Klage der Nymphe in zarten Tönen vernehmen.

In den beiden folgenden Gesängen werden die bei einer Brunnenkur zu beobachtenden Vorschriften gegeben, und auch hier sind die vielfachen Schwierigkeiten glücklich besiegt. Die Wahl der Jahreszeit und einer gesunden Wohnung, frühes Aufstehn, Verfahren beim Brunnentrinken, Diät in den Speisen, die verschiednen Ergötzungen, welche der Gesundheit am zuträglichsten sind: zwanglose Gesellschaft, **) unterhaltende Bücher, fröhliches Schauspiel, Billard oder Ballspiel, Reiten, Fahren, Spaziergänge oder andre Leibesübungen, Fischfang, Botanisieren, Jagd (wenn die Brunnenkur in den Herbst fällt), und endlich Tanz: nichts ist vergeßen, Alles wird 'mit des Pindus duftenden Blumen' auf das gefälligste geschmückt. Wenn im Vorhergehenden die wesentlichen Vorzüge eines Dichters, mens divinior atque os magna sonaturum, sich schon oft glänzend entfaltet haben, so beweist der Sänger hier, wie günstig ihm die landliebenden Musen jenes molle atque facetum des Virgil gewährt. Nirgends

*) Aeußerst dichterisch wird von einem andern Gesundbrunnen gesagt, daß u. s. w. 1797. 1801. **) leichte Lectüre 1797. 1801.

scheinen zu lassen: allein hier konnte nach der Natur
Sache kein kleineres gewählt werden. Verse sind für
Kunst des Typographen überhaupt unbequem, und ihm
Lieb möchte nur Alles in Prosa geschrieben werden; reg
mäßig abgebrochne Hexameter können doch niemals e
schöne Kolonne bilden: selbst bei einem Quartformat hät
die Lettern zu klein oder die Breite zu groß ausfallen müß
In mäßigem Folio hingegen konnten die Verhältnisse
Höhe und Breite, der Entfernung der Zeilen und Gr
der Buchstaben auf das Wohlgefälligste abgemessen werd
Dieß ist denn auch geschehen, und Alles durch Genauig
und Reinlichkeit des Drucks in das vortheilhafteste L
gesetzt. Die Druckerschwärze ist sehr kräftig, und füllt
Umrisse der Buchstaben ohne alle Lücken aus (dieß ist e
der schwierige Punkt beim schönen Drucken), ohne darü
hinauszufahren. Die Glättung des Schweizerpapiers
sauber und überall gleich, nirgends giebt sie ihm ei
blendenden Glanz; das sonst vortreffliche Papier möchte
die Größe des Formats etwa noch ein wenig stärker s
Wenn wir an den in Deutschland geschnittnen zierli
Lettern irgend etwas auszusetzen wüßten, so wäre es,
die Initialen (wenigstens zum Theil) nicht ganz gleiche H
mit den über die Linie hinausragenden kleinen Buchsta
haben. — Vier Landschaften von Hrn. Veith, einem
geistvollen Zeichner, sollten die Ausgabe zieren: Hindern
machten es unmöglich sie zu liefern, und so begleitet
eine das Gedicht, nach Klengel in Aqua tinta. Im Hin
grunde eine duftige, sich leise erhebende Ferne, vorn W
und Gebüsch und Najaden an einem Bach.

Die einladende Erscheinung hat uns natürlicher W
zuerst beschäftigt, und Gelegenheit gegeben, uns einheimis

Fortschritte in der typographischen Kunst zu erfreuen, die gewiß nicht bloß Sache des Luxus, sondern auch des Geschmacks ist, und gleichsam ein architektonisches Princip in sich hat. Was das Werk selbst betrifft, so bedurfte es nur kleiner Verbeßerungen; ein übermäßiger Gebrauch der Feile hätte ihm gefährlich werden können. Der Dichter hat ihm seine nachhelfende Hand nicht entzogen, aber sie vorsichtig angelegt: bei einer genauen Vergleichung mit der ersten Ausgabe hat Rec. fast keine Veränderung gefunden, die mißlungen, fast keinen Zusatz, der nicht Gewinn wäre. Einige bei der sonstigen rhythmischen Fülle und Schönheit noch vernachläßigte Zeilen sind zu dem Schwunge der übrigen erhoben. So heißt gleich zu Anfange der Vers:

Wer in eure Felsenhallen, ihr reinen Najaden?

wo die vier Trochäen ohne Cäsur das Ohr beleidigten, nunmehr:

Wer in das Innre der stillen Behausungen junger Najaden?

Noch sind einige Hexameter ohne Abschnitt stehen geblieben, wie sie nach einer verschiedenen Auslegung der alten Vorbilder Klopstock erlaubt, Voß aber verbietet. Die verlängerte Rede der Nymphe motiviert die Wanderung des Dichters in die unterirdische Welt der Vulkane nun noch beßer:

Nicht ohn' einiges Gottes Geheiß, nicht ohne die Obhut
Einer verborgenen Macht, sind ja der Begeisterung Söhne.

Die Vertauschung von 'Hellas Oceaninen' mit 'Ephydriaden', einer gelehrtern, aber auch nur bei spätern Griechen vorkommenden, auf jeden Fall weniger wohllautenden, Benennung, kann Rec. nicht billigen. War 'Oceaninen' nicht ganz richtig abgeleitet, so durfte nur 'Oceaniden' gesetzt werden.

In den darauf folgenden, weiter umherirrenden Blicken auf die Scenen des Alterthums ist Jetzt und Vormals, Leben und Erstorbenheit *) anmuthig vermählt: es sind Abbildungen fröhlicher Götterfeste auf einem Sarkophag. **) Auch Hadrians Villa ist dahin; ja selbst der Lorbeerbaum auf Virgils Grabe ist verdorrt! Mit dieser Erinnerung an sein Vorbild nimmt der Dichter den Faden wieder auf.

Der vierte Gesang ist nicht weniger reich ausgestattet als seine Vorgänger. Wie reizend ist, um unter Vielem nur eins zu nennen, bei Gelegenheit des Botanisierens die Begattung der Pflanzen geschildert! Das Ganze schließt mit einer ***) schönen Episode von ganz andrer Art als die obige. Der Dichter warnt vor Uebermaß im Tanz, und vor plötzlicher Erkältung. Er erzählt die Geschichte eines jungen Mädchens, die bei ihrem Aufenthalt an einem Gesundbrunnen, vom Tanze erhitzt, sich in den Garten schlich, aus einer Quelle trank und augenblicklich todt blieb. Zeit und Scene des Vorfalls sind meisterhaft zu pathetischen Eindrücken benutzt. Das Schrecken und die Trauer ihres Geliebten, die theilnehmende Klage ihres Freundes (denn der Dichter war ihr Freund), und endlich ihre Grabschrift laßen den Stachel der Wehmuth †) im Herzen zurück.

Von ††) höheren Vorzügen angezogen, haben wir auf den äußern technischen Theil des Gedichtes kaum noch einen

*) bezaubernd verm. 1797. 1801. **) 1797.: Ungern versagen wir uns das Vergnügen der Mittheilung; nur noch Ein Zug mag hier stehen. Auch Hadrians Villa ist dahin: (folgen V. 265...269.) des 3. Ges.). ***) herrlichen Epis. 1797. 1801. †) tief im 1797. 1801. ††) höheren ästhetischen 1797. höheren poetischen 1801.

ist nun aus zartern, und doch eben so kräftigen Farben gemischt. Nur 'Für ihn' ist offenbar falsch skandiert; es ist ⏑ –. Warum nicht 'Ihm bekränzet' u. s. w.*) Den Erinnerungen an die blühende Pracht des ehemaligen klassischen Italiens ist ein reizendes Bild hinzugefügt:

Dort wo sonst an Lyäus Altar den etruriſchen Festkrug
Feurige Knaben bekränzten, und hoch in der Väter Gesang ihn
Priesen, den fröhlichen Gott, weht schwermuthsvoll, wie um Gräber,
Durch das winkende Schilf im Gesümpf des Frühlinges Odem.

Am Ende des dritten Gesanges gedenkt der Dichter seiner verstorbnen Gattin in einer zärtlichen Klage, die sich leicht anschließt, und mit einer feinen Wendung als späterer Zusatz angekündigt wird:

Jetzt wehklage, mein Lied! Dich selbst auch liebete Lina.

Zum Beweise, daß Hr. N. auch etwas nicht Verwerfliches aufzuopfern weiß, ist in eben dem Gesange ein allegorisches Bild der Zeit, wie sie dem Thoren und dem Weisen unter verschiednen Gestalten erscheint, dem es nicht an poetischer Fülle und Bedeutung fehlte, und woran man nur bei näherer Prüfung etwas Ueberladnes wahrnimmt, weggeblieben, und an die Stelle eine Empfehlung des lauten Lesens der Dichter, als wohlthätiger Erholung, getreten. — Wir zweifeln nicht, daß der Vf. nunmehr den Lohn seiner Bemühungen in dem allgemeinern Beifalle einärnten, und daß diese prächtige Ausgabe der Gesundbrunnen auch von Seiten ihres innern Werthes als ein bleibendes Denkmal betrachtet werden wird.

*) [Den nicht empfehlenswerthen Vorschlag hat Neubeck später so befolgt: Ihm bekränzt umsonst sich der Mai ....]

Anmerkung zum dritten Abdrucke.
(1827. Krit. Schr. I. S. 177. f.)

Auf Veranlaßung des vorstehenden Berichtes wurde v
dem Gedichte, welches zwei Jahre zuvor erschienen aber gän
lich unbekannt geblieben war, eine doppelte neue Ausgab
die eine davon mit reicher typographischer Zierde veranstalt
Ich hatte mein Lob, nicht ängstlich abwägend, gewissermaß
in der ersten Freude über eine gemachte Entdeckung niede
geschrieben, und mir wurde es von nicht wenigen Lese
verdankt, sie mit dieser heitern begeisterten Schilderung d
Gesundbrunnen bekannt gemacht zu haben.

Es ist auffallend, daß die didaktische Gattung in Deutsc
land so wenig die Gunst des Publikums genießt, währe
sie in der Litteratur unserer Nachbarn eine sehr bedeuten
Stelle einnimmt, und nicht wenige Werke dieser Art a
Muster eines geschmackvollen und edeln Vortrags in d
französischen, italiänischen und englischen Sprache anerkan
und fortwährend studiert werden. Sind wir etwa so dur
drungen von der Poesie, daß wir nicht dulden mögen, we
ein Gedicht, als Ganzes betrachtet, nicht für eine fr
Schöpfung des Geistes gelten kann, und sich nur in
Ausführung des Einzelnen dichterische Sitten angeeigi
hat? Oder rührt jene Gleichgültigkeit vielmehr daher, d
bei uns weder die Dichter selbst, noch die Kritiker, noch
Leser, gewohnt sind, dem Kunstmäßigen und Vollendeten
Sprache und Versbau ihre besondere Aufmerksamkeit u
Neigung zuzuwenden, und einen von höheren Befriedigung
unabhängigen Genuß darin zu finden? Ich möchte w
das letzte vermuthen. So viel ist klar, ohne die sorgf
tigste Ausbildung kann das Lehrgedicht nicht bestehen; e

deswegen halte ich den Anbau dieser Gattung in unserer Sprache für wünschenswerth. Das Silbenmaß muß hinlänglich bindend sein: es läßt sich an englischen und italiänischen Beispielen wahrnehmen, wie der Gebrauch der reimlosen, bloß nach Accent und Silbenzahl gemeßenen Verse eine Ausartung in das Formlose veranlaßt. Ehemals hat man bei uns den Alexandriner zu Lehrgedichten verwendet: dieß dürfte jetzt aus vielen Gründen nicht mehr rathsam sein, wiewohl man eine Zeit lang den Alexandriner allzu ausschließend hat verbannen wollen. Der Hexameter und das elegische Distichon sind im Deutschen für das Lehrgedicht die einzig geeigneten Formen, auf deren Wahl uns auch die Vorbilder der Alten führen. Die höchste Vollendung kann gefordert werden, da der didaktische Dichter einen weit freieren Spielraum hat, als andre, die nach mächtigeren Wirkungen auf Einbildungskraft und Gefühl streben.

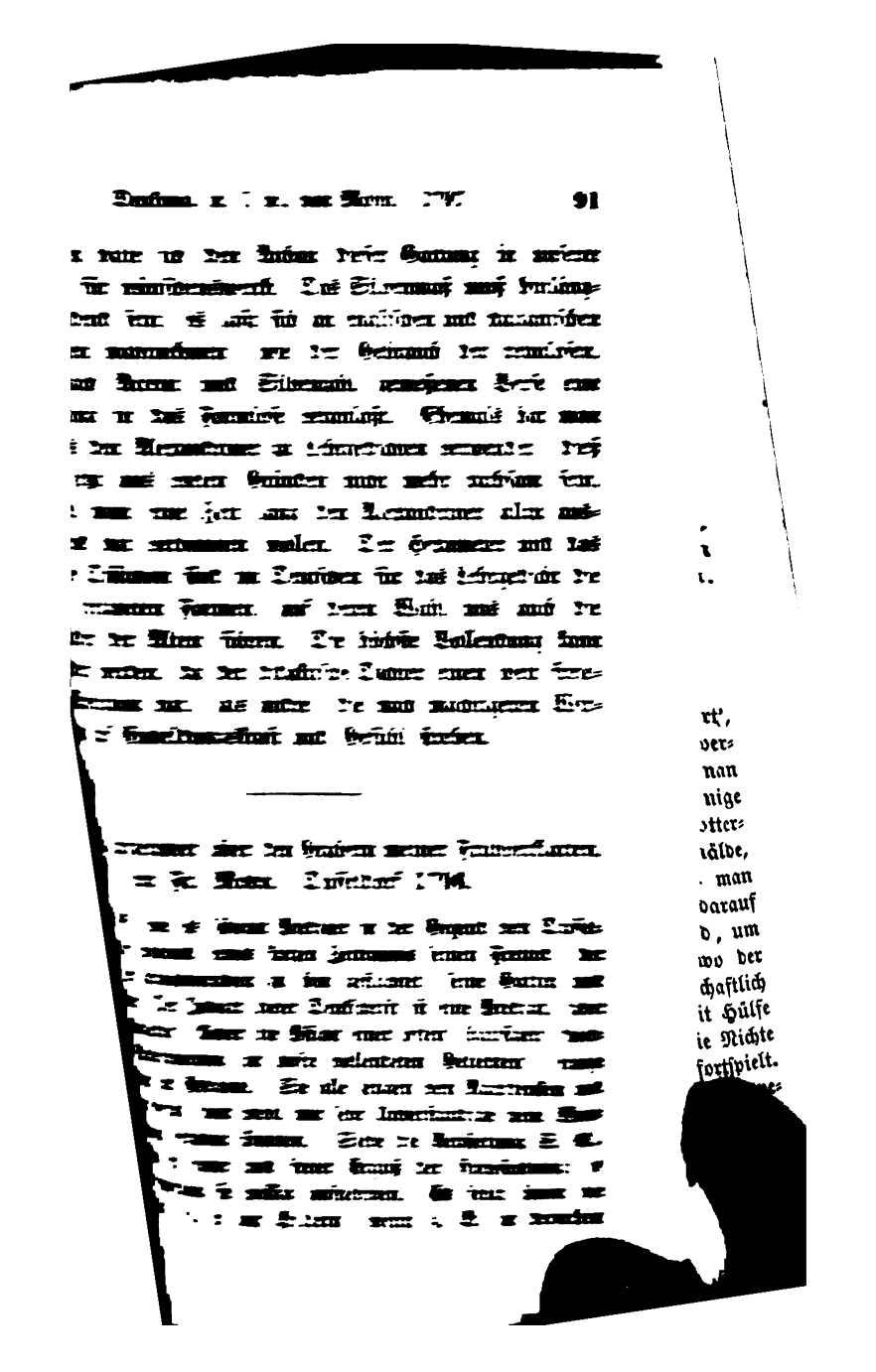
Denkmal aufgerichtet über den Gräbern meiner Frühverklärten, von Fr. Mohn. Düsseldorf 1796.

Der Vf., wie es scheint Prediger in der Gegend von Düsseldorf, verlor während eines kurzen Zeitraums seinen Freund, der sich vor den Kriegsunruhen zu ihm geflüchtet, seine Gattin und seine Tochter. Der Inhalt dieser Denkschrift ist eine Predigt, 'aber nicht im Kanzelton', 'Ueber die Pflicht einer often' (häufigen) 'wehmüthigen Rückerinnerung an unsre vollendeten Geliebten', einige Betrachtungen und Gedichte. Sie alle zeugen von Nachdenken und einem tiefen Gefühl, dem wohl nur sehr Unverständige neue Wunden zu schlagen versuchen könnten. (Siehe die Aeußerung S. 93.) Die Gedichte sind reiner und freier Erguß der Empfindung: so wird die Empfindung sie willig aufnehmen. Es fehlt ihnen hie und da an Haltung in den Bildern, wenn z. B. in derselben

Anmerkung zum dritten Abdrucke.
(1827. Krit. Schr. I. S. 177. f.)

Auf Veranlaßung des vorstehenden Berichtes wurd
dem Gedichte, welches zwei Jahre zuvor erschienen aber
lich unbekannt geblieben war, eine doppelte neue Aus
die eine davon mit reicher typographischer Zierde veranst
Ich hatte mein Lob, nicht ängstlich abwägend, gewissern
in der ersten Freude über eine gemachte Entdeckung r
geschrieben, und mir wurde es von nicht wenigen
verdankt, sie mit dieser heitern begeisterten Schilderu
Gesundbrunnen bekannt gemacht zu haben.

Es ist auffallend, daß die didaktische Gattung in
land so wenig die Gunst des Publikums genießt,
sie in der Litteratur unserer Nachbarn eine sehr h
Stelle einnimmt, und nicht wenige Werke dieser
Muster eines geschmackvollen und edeln Vortrags
französischen, italiänischen und englischen Sprache
und fortwährend studiert werden. Sind wir etwa
drungen von der Poesie, daß wir nicht dulden m
ein Gedicht, als Ganzes betrachtet, nicht für
Schöpfung des Geistes gelten kann, und sich
Ausführung des Einzelnen dichterische Sitten
hat? Oder rührt jene Gleichgültigkeit vielmehr
bei uns weder die Dichter selbst, noch die Kriti
Leser, gewohnt sind, dem Kunstmäßigen und V
Sprache und Versbau ihre besondere Aufmer
Neigung zuzuwenden, und einen von höheren R
unabhängigen Genuß darin zu finden? Ich
das letzte vermuthen. So viel ist klar, oh
tigste Ausbildung kann das Lehrgedicht nicht



Strophe die Eumeniden und die Todtenglocke vorkommen; allein dafür entschädigen manche schöne Stellen, wie folgende Strophe über den 'Strom der Vergänglichkeit' in dem so überschriebnen Gedichte:

Wie muthig wallt er seinen Pfad!
Mit welcher Kühnheit wälzt er Wogen!
Wer sorglos sich dem Ufer naht,
Wird in den Strom hinabgezogen.
Vergebens sucht das frühe Grab
Von ihren kaum gebornen Kindern
Die Mutter Zeit hier rastlos zu verhindern;
Das Schicksal stürzet sie hinab.

Schattenspiele. Nr. I. und II. Berl. 1797.

'Die Ruinen von Moyencourt' und 'Kleine Erzählungen, Fragmente', machen die beiden Nummern dieses sauber mit ungerschen Schriften gedruckten Büchleins aus. Das erstgenannte Stück ist eine Erzählung, aus einer zu Kapitel-Ueberschriften aufgegebnen 'Wildniß von Wörtern' zusammengesetzt. Die Vorfälle darin sind so lose und willkürlich verbunden, daß man kein Bedenken trägt, die Angabe vom Ursprunge der Erzählung für wahr anzunehmen, und dabei ist Alles so leicht und kühn behandelt, daß dem Vf. das Talent, mit Schatten zu spielen, nicht abzusprechen ist. Er hat in flüchtigen, oft grotesken Zügen lustige, zärtliche und muthwillige Auftritte neben einander skizziert, und sie doch auf das Täuschendste zu einem Hauptinteresse zu verflechten gewußt, dessen Fäden er zuletzt grillenhaft genug, aber ganz im Geiste des Uebrigen, mit einem Male abschneidet. Das Märchen fliegt auf gleich einer 'Rakete': und dieß ist auch das dem letzten Kapitel zur Ueberschrift dienende Wort. Ein großes Geheimniß bleibt unerklärt, der Knoten ungelöst, allein gewiß derjenige Leser nicht unbefriedigt, der sich an einer lebendigen und witzigen Darstellung an und für sich zu ergötzen vermag. Der Ton, der nur manchmal zu sehr ins Kecke übergeht, ist nie schwerfällig, sondern in einem leichten französischen Charakter (das Günstigste, was sich von Produkten dieser Gattung sagen läßt), ohne im Mindesten eine bestimmte Nachahmung zu verrathen. Nr. 2. hingegen scheint uns bei weitem nicht so belustigend als

obige Ghiribizzi. Man findet darin Uebersetzungen einiger französischen und italiänischen Leichtfertigkeiten, woran die Arbeit nicht so fein ausgefallen ist, daß sie sich rechtfertigte; eine schon oft dagewesene politische Anwendung biblischer Sprüche, und 'Abaris oder die Wunder der Hölle, ein Fragment'. Diese in Briefen 'an Sie' beschriebene Vision ist größtentheils in Jamben abgefaßt und hauptsächlich satirischen Inhalts, obwohl die poetischen 'Luftreisen- und Höllen-Beschreibungen' einen guten Theil des Raumes wegnehmen. Den Jamben fehlt es nicht an Schwung; der Satire, die einige Porträte erscheinen läßt, nicht an Kraft; aber dem Ganzen dennoch an festhaltendem Interesse. Auch ist die dazwischen vorkommende Prosa kalt, geschraubt und voll Prätension. Im Vorbericht wird erwähnt, 'daß mehr als ein Schattenspieler in diesem Werkchen debütiert'. Wenn dem so ist, so gestehen wir, daß wir lieber dem Erzähler Nr. 1., ob er gleich die Feder so launenhaft weggeworfen hat, in seinen phantastischen Irrgängen folgen, als mit Nr. 2. Gesichte sehen wollen.

Schattenspiele. Nr. III. IV. und V. Berl. 1798.

Man findet hier einen Schluß der 'Ruinen von Moyencourt', bei dem die gaukelnden Schatten nichts von ihrer Lebendigkeit verloren haben. Für die preisgegebene Wahrscheinlichkeit wird man durch possierliche Zusammenstellungen reichlich entschädigt, und einige kleine Leichtfertigkeiten gehen mit in den Kauf. Ferner 'das Götterstündchen am Kamin', ein sehr artig angelegtes Familiengemälde, das noch nicht geendigt, aber doch so weit ausgeführt ist, daß man der Entwickelung schon ziemlich sicher entgegensieht, und nur darauf begierig ist, ob sie sinnreich genug herbeigeführt werden wird, um das Ganze zu krönen. Es ist ein Roman im Roman, wo der Onkel, dem die Robinsonaden, eine Lektüre, die er leidenschaftlich und ausschließlich liebt, ausgehen, selbst eine dergleichen mit Hülfe seiner Hausgenoßen zu schreiben unternimmt, während die Nichte unter dieser Einkleidung den ihrigen mit vieler Anmuth fortspielt. Was der alte Militär zu Stande bringt, hätte wohl in einem weniger modernen Stil gearbeitet sein mögen; überhaupt konnte diese sonst glückliche Idee noch pikanter benutzt werden: nicht bloß in den

ihrem Helden zugedachten Begebenheiten, sondern auch im Tone der Darstellung sollten sich die verschiedenen Verfaßer charakterisieren. Der zärtliche und ernste Geist der Liebe, die unter den Bildern des abgefaßten Romans verdeckter Weise bestritten und verfochten wird, ist indessen mit ihren drolligen Umgebungen recht gut in Verbindung gesetzt, heiter gehalten und vor aller Weinerlichkeit bewahrt. — 'Hypolite de Vivonne's Reisen um die Welt und seine Abenteuer', aus der französischen Handschrift übersetzt, wie angegeben wird, sind bis jetzt nicht bedeutend.. Man versichert, daß sie es weiterhin werden, und 'Hypolite' nicht so viel Langeweile machen soll, als er empfindet. Was die von Hrn. Bolt gezeichneten und gestochnen Kupfer betrifft, so ist es bei dem saubern Stich, den sich dieser Künstler besonders in der punktierten Manier zu eigen gemacht, und da seine Empfindungen im Komischen wirklich Geist verrathen, Schade, daß diese Vorzüge nicht durch eine gründlichere Zeichnung unterstützt werden. Der Herzog auf dem einen Blatte, der so lächerlich herbeikommt, scheint gar nicht recht auf dem Boden zu stehen. Auch der Sultan kann sich schwerlich auf seinem Stuhle halten. Wenn die sonst nicht üble Merveilleuse auf dem Titelblatt in seltsamen Proportionen gebaut zu sein und nicht recht zu sitzen scheint, so gehört das vielleicht mit zum Kostum.

XXIV Fabeln für die Jugend aus dem Franz. des Dorat frei übersetzt von Faber. Ff. a. M. 1797.

Man begreift schwerlich, warum der Uebersetzer diese Auswahl doratscher Fabeln der Jugend gewidmet. Die begleitenden Kupferstiche sind freilich so schlecht und besonders so steif, daß sich nur die Augen der zartesten Kindheit daran ergötzen können. Allein was soll die Jugend mit einer Erzählung wie 'die Rachsucht des Bären', wo die Moral:

> Doch, wenn des Sklaven Joch sich endet,
> Wird der Despot sein Opfer sein,

weil eben die Rede von einem Lehrer ist, den der Schüler hinterher erstickt, noch dazu eine sehr verkehrte Anwendung leiden könnte?

Was mit der Fabel 'die Katze und der Hahn', deren letzte Zeilen so lauten:

Moral wird nie Tyrannen lehren,
Nie wird die Wahrheit sie bekehren,
Sie sind zu faul sie anzuhören?

Es giebt überhaupt nur wenige Fabeln, die eine gesunde Nahrung für den Verstand eines Kindes abgeben können; die besten sind mehrentheils nur Leckerbißen für den schon reifen männlichen Geist. Wen aber auch das Spielende der Gattung hierüber täuschen konnte, der hätte doch bei dem geringsten Nachdenken zwei Drittheile der obigen verwerfen müßen. Die gereimte Uebersetzung ist ziemlich fließend, indessen hat das Original noch immer beträchtlich dabei eingebüßt. Uebrigens scheint hier nur eine alte Waare für neu ausgeboten zu werden; in beiden Exemplaren, die Rec. vor sich hat, ist die letzte Ziffer der Jahrszahl auf dem Titelblatte ausgekratzt und verändert; bei dem einen glaubt er die Zahl 1793 darunter zu erkennen.

Fr. Schillers Geisterseher. Aus den Memoiren des Grafen von O**. Von X** Y*** Z*. 2. u. 3. Thl. Straßb. 1796.

Ein fremder Maler (um bei dem Gleichnisse zu bleiben, womit der Vf. sich bei dem Publikum eingeführt hat) 'endiget' hier das unvollendete Werk eines großen Künstlers. 'Kühn und groß war sein Unternehmen'; ob auch 'seinem Geist und seinen Kräften angemeßen', das ist eine andre Frage. Uns scheint, als habe 'sein großer Vorgänger' nur so lange 'seinen Pinsel belebt', bis die Farben verbraucht waren, welche etwa auf der zurückgebliebnen Palette noch gemischt standen. Die Ausführung wird schwächer mit jedem neuen Pinselstriche; am schwächsten in der Geschichte des Armeniers, und in der Schilderung der Rückkehr des Prinzen von seinen Verirrungen. Die erste ist im gräßlichen Stil solcher Legenden, wo die Sünder vom Teufel geholt

Strophe die Eumeniden und die Todtenglocke vorkommen; allein dafür entschädigen manche schöne Stellen, wie folgende Strophe über den 'Strom der Vergänglichkeit' in dem so überschriebnen Gedichte:

Wie muthig wallt er seinen Pfad!
Mit welcher Kühnheit wälzt er Wogen!
Wer sorglos sich dem Ufer naht,
Wird in den Strom hinabgezogen.
Vergebens sucht das frühe Grab
Von ihren kaum gebornen Kindern
Die Mutter Zeit hier rastlos zu verhindern;
Das Schicksal stürzet sie hinab.

Schattenspiele. Nr. I. und II. Berl. 1797.

'Die Ruinen von Moyencourt' und 'Kleine Erzählungen, Fragmente', machen die beiden Nummern dieses sauber mit ungerschen Schriften gedruckten Büchleins aus. Das erstgenannte Stück ist eine Erzählung, aus einer zu Kapitel-Ueberschriften aufgegebnen 'Wildniß von Wörtern' zusammengesetzt. Die Vorfälle darin sind so lose und willkürlich verbunden, daß man kein Bedenken trägt, die Angabe vom Ursprunge der Erzählung für wahr anzunehmen, und dabei ist Alles so leicht und kühn behandelt, daß dem Vf. das Talent, mit Schatten zu spielen, nicht abzusprechen ist. Er hat in flüchtigen, oft grotesken Zügen lustige, zärtliche und muthwillige Auftritte neben einander skizziert, und sie doch auf das Täuschendste zu einem Hauptinteresse zu verflechten gewußt, dessen Fäden er zuletzt grillenhaft genug, aber ganz im Geiste des Uebrigen, mit einem Male abschneidet. Das Märchen fliegt auf gleich einer 'Rakete': und dieß ist auch das dem letzten Kapitel zur Ueberschrift dienende Wort. Ein großes Geheimniß bleibt unerklärt, der Knoten ungelöst, allein gewiß derjenige Leser nicht unbefriedigt, der sich an einer lebendigen und witzigen Darstellung an und für sich zu ergötzen vermag. Der Ton, der nur manchmal zu sehr ins Kecke übergeht, ist nie schwerfällig, sondern in einem leichten französischen Charakter (das Günstigste, was sich von Produkten dieser Gattung sagen läßt), ohne im Mindesten eine bestimmte Nachahmung zu verrathen. Nr. 2. hingegen scheint uns bei weitem nicht so belustigend als

Wie man es von dem Arbeiter erwarten konnte, der die angelegte Maschinerie des Meisters in Bewegung zu setzen unternimmt, ist diese mit Hebeln überhäuft worden: so schiebt z. B. der Freund des Prinzen, Graf O., einen Freund, und dieser wieder einen Freund ein, um gegen die Kabale zu wirken. Die Menge der Erscheinungen und die Unnützlichkeit derselben hätten einem Mann wie dem Prinzen fast die Augen öffnen müßen; man sieht daraus, daß er sich so ganz von ihnen betäuben läßt, und aus dem Gehalt der Räsonnements, die er in diesen Bänden führt und mit sich führen läßt, wie sehr er durch die ersten Erschütterungen an seinem Verstande gelitten haben muß. Seine letzte Bekehrung erinnert an die Bekehrungsgeschichte von Struensee. Hart drücken ihn seine Verbrechen; er bricht in die Worte aus: 'Kann es aus meinem Gedächtnisse je verlöschen, was ich that? — Wird, ja kann es Gott ungeschehn machen? Verloren ist für mich jeder Trost, jede Hoffnung'. Der Freund antwortet: 'Soll ich Sie an jene erhabnen, für Sie so tröstenden Worte der Schrift erinnern: über einen Sünder u. s. w.' Darauf 'wird der Prinz nachdenkend', und 'beim nächsten Besuch findet ihn der Freund weit ruhiger, das neue Testament liegt vor ihm aufgeschlagen, das er ihm auf sein Verlangen hat verschaffen müßen'. Von der Weise des Verfaßers zu philosophieren mag folgende Betrachtung ein Beispiel abgeben: 'Traue nie deiner Vernunft zu viel! — Nimm sie nicht für den untrüglichen Maßstab alles dessen, was über deiner Sphäre ist. Ach lerne dieß aus dem Beispiel des unglücklichen Prinzen. — Er war so gut, und wurde durch einen unleidlichen Stolz auf seine Vernunft, und durch das unumschränkte Vertrauen auf seine Kräfte so elend' u. s. w.

ihrem Helden zugedachten Begebenheiten, sondern auch im Tone der Darstellung sollten sich die verschiedenen Verfaßer charakterisieren. Der zärtliche und ernste Geist der Liebe, die unter den Bildern des abgefaßten Romans verdeckter Weise bestritten und verfochten wird, ist indessen mit ihren drolligen Umgebungen recht gut in Verbindung gesetzt, heiter gehalten und vor aller Weinerlichkeit bewahrt. — 'Hypolite de Vivonne's Reisen um die Welt und seine Abenteuer', aus der französischen Handschrift übersetzt, wie angegeben wird, sind bis jetzt nicht bedeutend.. Man versichert, daß sie es weiterhin werden, und 'Hypolite' nicht so viel Langeweile machen soll, als er empfindet. Was die von Hrn. Bolt gezeichneten und gestochnen Kupfer betrifft, so ist es bei dem saubern Stich, den sich dieser Künstler besonders in der punktierten Manier zu eigen gemacht, und da seine Empfindungen im Komischen wirklich Geist verrathen, Schade, daß diese Vorzüge nicht durch eine gründlichere Zeichnung unterstützt werden. Der Herzog auf dem einen Blatte, der so lächerlich herbeikommt, scheint gar nicht recht auf dem Boden zu stehen. Auch der Sultan kann sich schwerlich auf seinem Stuhle halten. Wenn die sonst nicht üble Merveilleuse auf dem Titelblatt in seltsamen Proportionen gebaut zu sein und nicht recht zu sitzen scheint, so gehört das vielleicht mit zum Kostum.

XXIV Fabeln für die Jugend aus dem Franz. des Dorat frei übersetzt von Faber. Ff. a. M. 1797.

Man begreift schwerlich, warum der Uebersetzer diese Auswahl doratscher Fabeln der Jugend gewidmet. Die begleitenden Kupferstiche sind freilich so schlecht und besonders so steif, daß sich nur die Augen der zartesten Kindheit daran ergötzen können. Allein was soll die Jugend mit einer Erzählung wie 'die Rachsucht des Bären', wo die Moral:

> Doch, wenn des Sklaven Joch sich endet,
> Wird der Despot sein Opfer sein,

weil eben die Rede von einem Lehrer ist, den der Schüler hinterher erstickt, noch dazu eine sehr verkehrte Anwendung leiden könnte?

nnes übergeben, 'der mitten im Lenz seiner Jahre von seinen
.ststellerischen Arbeiten, und allen schönen Hoffnungen, die für
Zukunft reifen sollten, durch einen frühen Tod dahin gerißen
rde'. In der Art, womit er sein Vorbild wieder gegeben hat,
allerdings eine sehr jugendliche Anstrengung sichtbar. Wo er
ekt hervorbringen will, fällt er ganz in das Manierierte, und
n wird gewahr, daß seine Einbildungskraft selbst nur durch den
ekt entzündet worden ist, den ein Andrer auf ihn machte. In
ner sinnlichen Darstellung der Scenen, Tageszeiten und der äu-
rn Erscheinung der Personen hat er sich besonders der Eleganz
.fleißigt. Der Gang der Geschichte ist aus der Episode, die der
icilianer in Schillers Geisterseher erzählt, und der Hauptverwick-
ng desselben zusammengesetzt. Vorzüglich ist sie auf den Umstand
ebaut, daß mehrere Betrüger sich derselben Werkzeuge bedienen,
n zu dem nämlichen Zwecke zu gelangen, also unter einander ge-
.uscht werden und alle der ersten Triebfeder, der Habsucht der Kir-
e, in die Hand arbeiten, bis diese endlich von ihren Werkzeugen
rrathen wird. Der Plan geht auf eine schöne reiche Gräfin, de-
en Geliebter abwesend ist. Ein treuloser Freund beider nimmt
.agische Künste zu Hülfe, um sie für sich zu gewinnen; ein Prinz
ellt ihr nach, und die Kirche will sie zur Nonne machen, um ihre
üter zu sich zu nehmen. Geringere Täuschungen werden aufge-
ckt, um den wichtigeren zur Folie zu dienen. Wie der Sicilianer
ei Schiller wird scheinbar Einer aufgeopfert, um einen andern
amenlosen desto hervorstechender geltend zu machen. Eine Geister-
.scheinung verschwindet wie dort vor einer andern; ja beiläufig
emmt auch einmal der Umstand vor, daß sich jemand, um einen
eschwörer zu prüfen, den unvollendeten Auftrag eines Sterbenden
ill ergänzen laßen. Indessen ist bei allem diesem Aufwande nicht
n einziger wirklich spannender oder erschütternder Moment zum
orschein gekommen. Weder die gewaltsamen Banditenbriefe, noch
r psychologische und räsonnierende Theil des Werkes ersetzen die-
n Mangel.

Der Prinz verschließt sich endlich mit seiner reuigen und geläuterten Seele in die Einsamkeit, und bald darauf von einem wohlthätigen Blitzstral getroffen — ist er nicht mehr. So wenig der Verfaßer uns ersetzt hat, was wir an der Vollendung des ächten Geisterſehers entbehren, so hätte sie dennoch in unfähigere Hände fallen können: es gebricht ihm augenscheinlich mehr an Philosophie, als an Einbildungskraft und Darstellungsgabe.

---

1) Enthüllte Geistergeschichten. Ein Pendant zu Schillers Geisterseher. Leipzig 1797.
2) Der Wunderbare, von Karl Rechlin. Lüb. u. Lpz. 1797.

Es ist wahrscheinlich, daß der Vf. von Nr. 1. mit dem letzten Zusatz auf dem Titel weiter keine anmaßliche Absicht gehabt hat, oder ihn etwa nur so verstanden haben will: Pendant zu Schillers Geisterseher von X. Y. Z. Er bliebe immer auch in so fern noch unschicklich, und könnte nur auf den Stoff im Allgemeinen bezogen werden, da hier nicht der mindeste Anspruch auf philosophische Zwecke und Ausführung gemacht wird. Der einzige Zweck ist die Unterhaltung; Beschäftigung einer willigen Phantasie in einer müßigen Stunde. Es geht Alles so kraus und bunt durcheinander, und in einem so raschen Vortrage der Erzählung (worin der Vf. glücklicher ist, als in den vorkommenden Dialogen), daß jenes leicht erreicht werden mag. Die Auflösung ist freilich abenteuerlich und unbegreiflich, wie die Abenteuer selbst; aber wenn man die Neugier nur reizt, so fragt sie oft nicht darnach, auch vollständig befriedigt zu werden. Von den beiden hier mitgetheilten Geschichten ist die letzte, so viel wir uns erinnern, aus Fritz Wanderers Lebensreise genommen: allein die Aehnlichkeit des Tons und Machwerks mit der ersten läßt vermuthen, daß der Vf. nur sich selbst ausgeschrieben hat.

Nr. 2. hingegen ist wirklich ein Studium nach Schillers Geisterseher. Es wird dem Publikum als das Produkt eines junger

Mannes übergeben, 'der mitten im Lenz seiner Jahre von [illegible] schriftstellerischen Arbeiten, und allen schönen Hoffnungen, die die Zukunft reifen sollten, durch einen frühen Tod dahin [illegible] wurde'. In der Art, womit er sein Vorbild wieder gege[illegible] ist allerdings eine sehr jugendliche Anstrengung sichtbar. [illegible] Effekt hervorbringen will, fällt er ganz in das Manierirte [illegible] man wird gewahr, daß seine Einbildungskraft selbst nur dur[illegible] Effekt entzündet worden ist, den ein Andrer auf ihn mach[illegible] seiner sinnlichen Darstellung der Scenen, Tageszeiten und [illegible] ßern Erscheinung der Personen hat er sich besonders der [illegible] befleißigt. Der Gang der Geschichte ist aus der Episode, [illegible] Sicilianer in Schillers Geisterseher erzählt, und der Haup[illegible] lung desselben zusammengesetzt. Vorzüglich ist sie auf den [illegible] gebaut, daß mehrere Betrüger sich derselben Werkzeuge [illegible] um zu dem nämlichen Zwecke zu gelangen, also unter eina[illegible] täuscht werden und alle der ersten Triebfeder, der Habsucht [illegible] che, in die Hand arbeiten, bis diese endlich von ihren W[illegible] verrathen wird. Der Plan geht auf eine schöne reiche Gr[illegible] ren Geliebter abwesend ist. Ein treuloser Freund beider [illegible] magische Künste zu Hülfe, um sie für sich zu gewinnen; ein [illegible] stellt ihr nach, und die Kirche will sie zur Nonne machen, [illegible] Güter zu sich zu nehmen. Geringere Täuschungen werden [illegible] deckt, um den wichtigeren zur Folie zu dienen. Wie der Sicili[illegible] bei Schiller wird scheinbar Einer aufgeopfert, um einen [illegible] Namenlosen desto hervorstechender geltend zu machen. Eine Ge[illegible] erscheinung verschwindet wie dort vor einer andern; ja [illegible] kommt auch einmal der Umstand vor, daß sich jemand, um [illegible] Beschwörer zu prüfen, den unvollendeten Auftrag eines Sterbe[illegible] will ergänzen laßen. Indessen ist bei allem diesem Aufwande [illegible] ein einziger wirklich spannender oder erschütternder Moment zum Vorschein gekommen. Weder die gewaltsamen Banditenbriefe, noch der psychologische und räsonnierende Theil des Werkes ersetzen diesen Mangel.

Vermischte Schriften von G. W. C. Starke. Erste Sammlung. Gedichte und Reden. Berlin 1796.

Eben die Wärme menschenfreundlicher Gesinnungen, welche dem achtungswürdigen Vf. seine häuslichen Gemälde eingegeben hat, wird man in der vorliegenden Sammlung wieder erkennen und lieb gewinnen. Gleich die drei Stücke, womit sie nach einer Aufrufung der Dichtkunst anhebt, 'Gefühl der Menschlichkeit, Hoffnung der Menschheit', und 'Freuden der Menschheit', sind durch und durch davon beseelt. Allein nicht jeder auch noch so hinreißende Erguß eines lebhaften Gefühls ist poetisch, und so fehlt auch allen dreien noch etwas, um eigentliche Gedichte zu sein. Weit mehr fühlt man sich bei dem folgenden Stücke, 'der Quell der Erinnerung', aus den Gränzen der Wirklichkeit in das Gebiet der idealisierenden Phantasie versetzt. Dantes schöne Dichtung von zwei Quellen im Paradiese, deren eine alle begangnen Fehltritte in Vergeßenheit versenkt, die andre eine erhöhte Erinnerung alles vollbrachten und genoßenen Guten giebt, ist dabei benutzt worden. Die Seele trinkt aus der letzten und

Alles Erdendunkel weicht
Bei des neuen Daseins Feier,
Alles Erdendunkel däucht
Psychen nun ein Blumenschleier,
Den der treuen Mutter Hand
Um des Kindes Wiege wand,
Daß es, ungestört vom Lichte,
Süßer seine Träume dichte.

Psyche ruht am kühlen Quell,
Holde Genien erscheinen
Buntbeschwinget, leicht und hell,
Aus des Quelles Blüthenhainen.
Ha! der Erdenfreuden Schaar
Schwebt mit neu bekränztem Haar,
In des Morgens rothem Glanze,
Um sie her im Ringeltanze u. s. w.

Diese Probe wird schon hinreichen, unsre Leser mit dem milden und reinen Ausdruck, mit der gefälligen Leichtigkeit der harmonischen Verse des Verfaßers, welche letztere man mit umfaßende-

ren Talenten nicht immer so gepaart findet, bekannt zu machen; doch können wir uns nicht enthalten, ein Sonett von ihm 'an die Dichtkunst' herzusetzen, weil er die seinige darin so wahr und liebenswürdig charakterisiert:

Selig, wer im lichten Morgenstrale
Deiner Höh das Leben übersieht!
Selig, wer bei deinem Göttermahle,
Zauberin, vom Himmelsfeuer glüht!

Wonn' entströmet deiner Zauberschale
Weit umher; wohin du sprengest, blüht
Sanft verschönernd manche Blum' im Thale,
Wo des Lebens Arbeit ernst sich müht.

Arbeit, Göttin, beugt auch meinen Rücken,
Darum streb' ich nicht nach deinen Höhn,
Froh bereit, im stillen Thal zu gehn.

Laß nur da mich manches Blümchen pflücken,
Deine Freundin friedevoll und schön,
Stille Tugend, anspruchslos zu schmücken.

Der Verfaßer ist überhaupt glücklich in dieser Dichtart: es ist ihm gelungen, einige Sonette von Petrarca und das bekannte von Filicaja, la providenza, wohlklingend und zwanglos nachzubilden. Das vorzüglichste Stück der ganzen Sammlung scheint uns die 'Sehnsucht nach Reisen', ein durchaus schönes, edles und rührendes Gedicht, das in jedem Leser von Gefühl den theilnehmenden Wunsch erregen muß, daß sich eine so zarte, reine Empfänglichkeit unter günstigeren Umständen und in der Betrachtung großer Gegenstände der Natur und Kunst entwickelt haben möchte.

Einige eingemischte Kirchenlieder dürfen nicht als Kunstwerke, sondern nur als der Erbauung gewidmet beurtheilt werden. Sie sind gut, wenn sie diesem Zwecke entsprechen; und sie werden es wegen der Wahrheit des darin redenden Gefühls, besonders des regen Bedürfnisses der Unsterblichkeit, die dem Vf. eine der leitenden Hauptideen ist, und ihn auch in den drei Reden, 'Ueber das Fortschreiten der Menschheit zu höherer Vollkommenheit; Ueber Milderung und Verhütung der Todesfurcht durch Erziehung'; und 'über die Unsterblichkeit der Seele', immer wiederkehrend begeistert. Man

verlangt in solchen bei öffentlichen Gelegenheiten gehaltnen Vorträgen keine wißenschaftliche Gründlichkeit; doch scheint uns, selbst bei dieser Rücksicht, die 'Vertheidigung der schönen Wißenschaften' in der ersten Rede mit allzu schwacher Hand geführt. Es muß befremden, hier noch den alten Sprachgebrauch von 'untern Seelenkräften', mit deren Ausbildung 'die schönen Wißenschaften' (ein völlig unschicklicher Ausdruck, den man gar nicht mehr gebrauchen sollte) 'sich ausschließend beschäftigen sollen', herrschend zu finden. So wenig man mit der Kunstlehre bis jetzt noch ins Klare gekommen ist, so ist es doch ausgemacht, daß, wie schöne Kunstwerke nur aus dem innigsten Bunde der Vernunft mit der Einbildungskraft hervorgehen, sie auch das Höchste, was im Menschen ist, in Anspruch nehmen, und daß der Gipfel der Bildung nur durch die alle Kräfte harmonisch vereinigenden Zauber der Kunst erreicht wird. Soll der Ausdruck 'untere Seelenkräfte' schicklich gebraucht werden, so kann man nichts anders darunter verstehen, als die Sinnlichkeit. Der Vf. rechnet aber die Empfindungen, den Witz und die Einbildungskraft dazu. Wie kann man nun den Witz vom Verstande, und die Empfindung, welche hier gemeint ist, von den sittlichen Anlagen, also (nach demselben Sprachgebrauche) von den oberen Seelenkräften trennen? — In der letzten Rede 'über die Unsterblichkeit' ist mehr Rücksicht auf die Resultate der neueren Philosophie genommen, die den Glauben daran als ein Postulat der Sittlichkeit aufstellt. Was die Schreibart dieser Reden betrifft, so scheint der Vf. das Wesen des redneriſchen Vortrags zu sehr in lange verschlungene Perioden und in die emphatische Wiederholung gewisser Wendungen zu setzen, wodurch der sonst blühende Reichthum seines Ausdrucks nicht selten in das Einförmige verfällt.

Vollständige Anleitung zur deutschen Versekunst, mit neuen praktischen Beispielen, von J. C. Prändl. München. 1797.

Der Vf. fand, 'bei seinen Unterweisungsstunden in den schönen Wißenschaften', die meisten deutschen Poetiken 'zu ästhetisch' behandelt, und da er der Meinung ist, 'man solle den Musenzögling allererst mit dem Äußerwerke der Dichtkunst bekannt machen', damit

er sich 'unvermerkt an das Geleise der erforderlichen Taktik gewöhne', schrieb er diese Abhandlung über die deutsche Versekunst, die an sich sehr kurz und nur durch eine Menge meistens vom Vf. selbst verfertigter Beispiele zu einem Buche ausgedehnt ist. Was von Andern ist, wird sorgfältig angegeben. 'Daß ich nie fremdes Gut für meine Arbeit auszugeben gewohnt bin', sagt Hr. Prändl, 'erhellet, denke ich, sattsam aus den Vorreden zu meinen fünf mathematischen Werken und zu den Anfangsgründen der Landwirthschaft'. Er wünschte, 'das Vaterland möchte ihn auch in diesem Betrachte' (als Dichter) 'als einen brauchbaren Mann kennen lernen'. Daß er 'seine Arbeiten selbst zum Muster aufgestellt', that er nicht 'aus stolzer Anmaßung, sondern wie ein Schreibmeister den noch ungeübten Lehrlingen lieber eigenhändige Vorschriften, als schönere Kupferstiche vorlegt'. 'Obgleich der innere Werth dieser meiner Muster', sagt er, 'welches Geständniß ich natürlich gerne ablege, nicht an die deutschen Klassiker des goldnen, oder doch wenigst des itzigen silbernen Alters hinreichet; so mögen selbe doch immerhin als eine anpassende Nahrung für das schwache Jugendalter gelten' u. s. w. Bei den meisten sei das Nonum prematur in annum beobachtet worden. Rec. bescheidet sich zwar gern, daß ihm, da er nur in dem silbernen Zeitalter, und in einer Provinz lebt, wo man ein ganz andres Deutsch redet, als in Baiern, kein Urtheil zusteht: doch glaubt er, daß diese Gedichte durch das lange Liegen nichts gewinnen konnten. Vielleicht wären sie von größerem Werthe gewesen, wenn man sie noch vor dem goldenen Alter, etwa vor hundert Jahren oder so, hätte bekannt machen können. Wir enthalten uns auch alles Urtheils über den theoretischen Theil, und laßen den Leser nur aus einigen Proben schließen, in wie fern Hr. P. 'in diesem Betracht ein brauchbarer Mann' sei. Von der begriffsmäßig bestimmten deutschen Silbenzeit weiß er gar nichts, sondern giebt das Gehör als den einzigen Richter über Kürze und Länge an. Klopstock wird derb zurecht gewiesen, daß er 'nicht nur allein Anapäste' am Anfange eines Verses annehme, sondern daß bei ihm 'im Contexte' sogar Spondeen und Tribrachen (unerhörte Frechheit!) Platz haben. Das Zeichen der Kürze sei (o). Nach den Regeln über reine und unreine Reime wird überall 'entrathen' und 'Schatten', 'ermahnte' und 'brannte' u. s. w. gereimt. 'Horaz, Merkur, Apoll,

Orkan' werden als Trochäen skandiert. Wir finden Wörter wie 'nießen' st. 'genießen', 'Schankung', und Verse wie folgenden:

Wenn selbes (nämlich 'das Zweig') der Beschwerden Dörner —

Vom Hexameter wird die tröstliche Nachricht ertheilt: 'Im Lateine soll der Hexameter wenigst ein Zäsur (Ruhepunkt) haben: im Deutschen kümmert man sich nicht mehr darum, die für Hrn. P's. eigne Hexameter allerdings authentisch ist. Aber ohe! jam satis est.

Marie Aurore Gräfin von Königsmark. Ein Originalgemälde von C. D. Gloxin. Berlin 1797.

Der Sieg der Verführung über die Unschuld. Die Zeichnung ist richtig, die ganze Anlage verständig ersonnen. Die Aufgabe des Vfs war nach seinen eignen Worten, 'zu zeigen, daß der schnelle Sieg eines Fürsten über Aurora nichts gegen ihre Unschuld und Tugend beweise'. Er hat sie sich dadurch erleichtert, daß er Aurorens Unschuld und ihren Vollkommenheiten wenig Festigkeit und überhaupt wenig Eigenschaften des Geistes zugesellte, welche auch nur einem solchen Liebhaber, der einzig das blendende seines Standes und seines Aeußern für sich hätte, den Sieg erschweren konnten; aber eben dadurch hat er sie nach ihrem eigentlicheren Sinne gelöset. Sie gieng mehr dahin, darzustellen, wie leicht selbst die allgemein anerkannte und bewunderte Unschuld und Tugend in jene Schlingen fallen, als wie schwer der Kampf von beiden Seiten werden kann. In diesem Sinne hat er Auroren nur die flacheren Züge gegeben, die man der Schönheit und Sittsamkeit im Bunde beizulegen pflegt, und sie zwar verschwenderisch mit allen möglichen Talenten geschmückt, aber dafür fast ohne alle Individualität des Charakters gelaßen. Wesen, wie sie, gewinnen im Glanze der Unbescholtenheit leicht die Liebe der umgebenden Welt, und werden, wenn dieser verbleicht, eben am ungerechtesten und bittersten beurtheilt. Nur dagegen wollte der Vf. Auroren in Schutz nehmen. Freilich, wer, nicht etwa schon durch den Ruf mit ihr bekannt, sich bloß an den eingeschränkteren Gesichtspunkt dieses Gemäldes hält, wird nicht so lebhaft Theil an ihr nehmen können; und in der

That treten uns die beiden Schwestern durch ihre eigenthümlichen Physiognomien näher als sie selbst. Ja man möchte sagen, der Vf. habe dadurch das Interesse an Auroren zu heben gesucht, daß er außerdem noch ein Paar anziehende Figuren neben sie stellte, Es sind zwei Freunde und Liebhaber derselben, Abbé le Sage, ein junger Mann, der viel zu ihrer Bildung beigetragen, und im Stillen die edelste Leidenschaft für sie nährte, aber sich während des wichtigen Zeitpunktes abwesend befand, und Graf Vizthum vom Hofe Friedrich Augusts, der, von heftiger Liebe getrieben, sie retten will, doch den entscheidenden Augenblick herannahen sieht, ohne dieß zu vermögen und sich in eben der Stunde ums Leben bringt, wo er sie in den Armen des Kurfürsten weiß. Was man hier für den unglücklichen Liebhaber fühlt, geht auf sie selbst wieder über. Die schöne Freundschaft des le Sage tritt zuletzt sehr glücklich hervor, und endigt die Begebenheit mit einem rührenden Eindrucke. Er wird der wohlthätige Engel, der noch jenseits des Grabes her der verlaßenen Aurora die Hand bietet. Dem Vf., dessen Schreibart rein und gebildet, obwohl nicht frei von trocknen und moralisierenden Stellen ist, gelang auch bei dieser Gelegenheit der Ausdruck vorzüglich.

---

1) Verhängniß. Eine Geschichte in Briefen. Aus dem Engl. 1. Band. Zürich 1797.

2) Das Schloß Montford oder die Ritter von der weißen Rose. Eine Gesch. aus dem eilften Jahrh. 2 Bände. Berlin und Leipzig 1796.

Nr. 1. ist ein englischer Roman nach dem gewöhnlichsten Zuschnitt: flache Anlagen, flache Charakterzeichnung; in der Heldin uninteressante Unbesonnenheit; daneben eine treue Freundin, die das Feuer mit wäßeriger Vernunft zu löschen strebt; eine falsche, welche gleich zu Anfang ohne Maske erscheint; und ächte und angebliche, alte und junge, Liebhaber nach Gebühr. Hier und da ist ein Stückchen Reisebeschreibung eingeflochten, welches so dürftig ausfällt wie alles Uebrige. An der Uebersetzung ist weiter nichts aus-

zuſetzen, als daß ſie überhaupt unternommen worden, und daß di
Damen ſich ſo oft darin die Ausdrücke 'Mannsvolk, Weibsleut
und 'Kerl' ſtatt 'Bedienter' zu Schulden kommen laßen.

Nr. 2. iſt ebenfalls eine engliſches Produkt, und in ſein
Gattung, nämlich als Rittergeſchichte, von keinem ausgezeichnetere
Werthe als das vorhergehende, wenn man es ihm nicht als ein
beſondern Vorzug anrechnen will, daß die Sprache nicht ſchwülſt
iſt, ſondern einen ganz leichten erzählenden Gang nimmt. Es
voll von Begebenheiten; doch haben einige räſonnierende Seite
blicke auf religiöſen Fanatiſmus darin Platz gefunden, und ein l
bendes Paar wird lebendig verbrannt, weil die Schöne aus ein
Kloſter geraubt worden war. Folgende Stelle: 'Meine Mut
war eine Schweſter "des" berühmten Roſamund Clifford, bekan
unter dem Namen "der" ſchöne Roſamund, "deſſen" unglücklich
Ende euch gewiß zu Ohren gekommen iſt' zeigt, daß das Buch zie
lich eilig überſetzt worden ſein muß (freilich war ſolch ein Mißverſta
nur in der engliſchen Sprache durch das unbeſtimmte Geſchlecht
Artikels the möglich) oder daß dem Ueberſetzer wenigſtens die An
doten der engliſchen Geſchichte nicht geläufig ſind.

Flora, oder ländliche Gemählde, von J. C. C. Schrad
Berlin 1796.

Die beſcheidenen Aeußerungen des Verf. dürfen das Urt
über ſein Gedicht nicht beſtechen, da er nicht in dem Kreiße ei
Dilettanten ſtehen geblieben iſt, der nur zu eignem Vergnügen
für ſeine Freunde dichtet, ſondern ſeinen Verſuch dem grö
Publikum mitgetheilt hat. Rec. hat darin keinen Beruf zur La
ſchaftlichen oder irgend einer andern Gattung der Poeſie entde
können, und glaubt, der Vf. hätte ſich bei einer aufmerkſamen V
gleichung ſeiner ländlichen Darſtellungen mit denen eines Ha
Thomſon, Kleiſt, Matthiſſon und Voß ſelbſt überzeugen müßen,
'das lebhafte Gefühl, welches ihn bei Hinwerfung dieſer klei
Bildchen begleitete', nichts weiter war, als 'die ſüße Erinner
der Jugend und reizender Naturſcenen', und keineswegs eine no
haft dichteriſche Begeiſterung. Von allen Mitteln, die es g

mag, Schilderungen, dieſe mißliche Aufgabe für eine ſucceſſive Kunſt, zu beleben, hat er kein einziges in ſeiner Gewalt: eine dem ermüdeten Leſer unendlich lang ſcheinende Reihe von gleichgültigen und unzuſammenhängenden oder doch nur durch den Kalender in Beziehung ſtehenden Bildern einer gemeinen Natur wird ſeelenlos heruntergeorgelt, und dieß eintönige Geleier nimmt nicht eher ein Ende, als mit dem vollbrachten Kreißlaufe des Jahres. Die angebrachten Figuren bewegen ſich nicht bedeutungsvoll und dem Charakter der jedesmaligen Scene gemäß vor einem maleriſchen Hintergrunde; ſie ſchwimmen willkürlich in einem Bildermeer herum, das im Einzelnen zwar buntſcheckig genug gemiſcht, im Ganzen aber doch farblos iſt. Was kann dürftiger ſein, als die idyllenhafte Epiſode von Ithon und Zilla, die an ſich gar keinen Sinn, und auf die Entſtehung der Maiblume, welche zu erklären ſie erdichtet wird, gar keinen Bezug hat? Beſonders in den Uebergängen iſt der Vf. unglücklich. Nach einer langen Nomenklatur von Pflanzen, dergleichen zu wiederholten Malen vorkommen:

Waldangelik und Peterlein, Möhren, und Fenchel und Eppig.
Jetzo ſchimmern die Wucherblumen, Romeien und Rainfarn,
Leberkletten und Doſten, die Wieſenrauten und Wundklee.
Gelber Weiderich blühet, und Ackerglöckchen und Goldkraut u. ſ. w.

welche endlich ſo ſchließt:

Die Weihermummeln und Fröſchling,
Dreiblattroſen und Schmergeln und Waßerſcheeren und Pfeilkraut.

heißt es auf einmal:

Fleißig lebt 'hier' ein Volk, und unter Germaniens Völkern
Raget es ruhmvoll empor, bewohnend ein nördliches Ländchen;
Hoch erhob es ein Fürſt u. ſ. w.

Nun erklärt es ſich ſogleich, daß mit dieſem hoch erhobnen und doch unter den Sumpfpflanzen wohnenden Volke die Bewohner der preußiſchen Lande gemeint ſind, und es folgt eine lange Lobrede auf Friedrich den Großen. Am Schluß derſelben erfahren wir, daß 'Walter, der alte geſchäftige Walter' ſich auch freute. Sein Enkel Karl, der Förſter Otto und ſeine Gehülfin Martha, lau-

ter Perſonen, mit denen wir hier urplötzlich Bekanntſchaft ſtifte
ſcheinen ſich ebenfalls zu freuen, was ihnen gern zu gönnen i
Wir wißen nicht, warum ſich der Vf. das Geſetz auferlegt hat, d
Blumen jeder Jahreszeit her zu nennen, da es doch nicht ſein Zw
war, ein botaniſches Lehrgedicht zu liefern, welches übrigens, m
Geiſt und Schwung ausgeführt, wohl nicht ein ſo unbefriedigend
Mittelding ſein möchte, wie er meint. Wir verweiſen ihn auf ei
Stelle im 4. Geſang der Geſundbrunnen von Neubeck, als auf e
Beiſpiel, wie man dergleichen Gegenſtände beſeelen kann. Die hi
eingeſtreuten Betrachtungen, z. B. über die Unſterblichkeit, über d
Stadt- und Hof-Leben, ſind entlehnte, weitſchweifige Gemeinplätz
Kurz, dieſe Flora iſt in jedem Betracht, auch im Ausdruck u
Versbau, äußerſt mittelmäßig. Der letzte Mangel iſt am wenigſt
zu entſchuldigen, da die ruhigern Gattungen des ſinnlichen Zaube
der gewählteſten Harmonie vorzüglich bedürfen, und ſich darin, au
bei einem beſchränkten Talent, durch Fleiß und Studium viel leiſt
läßt. Wer ſich jetzt noch Hexameter wie folgende erlaubt:

Auch der goldgefiederte Aemmerling naht ſich der Speiſe.
Kaum bewölkt ſich nach längerer Winterhelle mit krauſen.

und Skanſionen wie Nachmittag ∪–∪, ſollte der wohl Voßen
Luiſe mit einem empfänglichen Ohre geleſen haben? Auch Sprac
fehler (die man überhaupt ſelten bei unſern Kunſtjüngern vergebli
ſucht) kommen vor: 'See' für lacus weiblich, 'Pflug' geſchlechtle
'der Lager', 'der Tuch', 'ſchmelzte' als Intranſitiv u. ſ. w.

---

1) Henriette et Emma, ou l'éducation de l'amitié. Par
1796.

2) Henriette und Emma, oder Vernunft und Schwärmere
Aus dem Franz. überſ. v. A. Wilhelmi. Leipzig 179

Allem Anſchein nach iſt obiger Roman aus England na
Frankreich verpflanzt, ob es gleich nicht angegeben wird, und er ſi
in Anſehung der Sprache wie ein Original leſen läßt. Schaupla
Sitten und Charaktere ſind auf engliſchem Boden zu Hauſe; vo

züglich die mystische Verirrung der Lady Emma, die mit so vieler Herzenskälte gepaart ist. Indessen war die Geschichte wohl einer Uebersetzung werth: die Anlage ist einfach, und die Ausführung voll ruhigen leichten Lebens; die Schreibart entspricht beiden. Ohne die Erregung eines leidenschaftlichen Interesses wird die Aufmerksamkeit doch immer beschäftigt, und Henriettens würdiger Charakter ist so anziehend dargestellt, daß man selbst in der ruhigen Ehe, welche sie zuletzt führt, noch gern bei ihr verweilt. Der exaltierte, kindisch thätige Kopf der Lady Emma, welchen die erziehende Freundin nicht ganz zur Vernunft bringen konnte, macht gegen diese einen guten und nichts weniger als gesuchten Kontrast. Die andern Personen sind alle mit richtigen, wenn gleich nicht scharfen, Zügen hingezeichnet; selbst die Thorheit ist mit einer gewissen Mäßigung behandelt, ohne daß die Wirkung darunter litte. Wir würden dieses Buch besonders empfehlen, wenn man sich nach einer französischen Lektüre für junge Frauenzimmer, die sich in der Sprache üben sollen, umsieht. Es enthält gesunde Moral, ohne daß sie sich aufdrängt, und gerade so viel Beimischung vom Romantischen und von artigen Details, als der Jugend Noth thut.

Wir müßen gestehen, daß sich dieser Roman in der nicht ganz wörtlichen Uebersetzung ins Deutsche, Nr. 2., etwas steifer ausnimmt. Die kleinen Freiheiten, die man sich darin hat nehmen wollen, sind kein Gewinn für ihn geworden; sie kommen uns eher als ein Raub an dem französischen Vorbilde vor. Man vergleiche nur etwa den Anfang und die letzten Kapitel, wo einige zarte Züge in Laurens Benehmen trocken zusammengezogen sind, die bedeutende Erwähnung von Emmas künftigen Thorheiten weggeblieben ist, aber Henriettens einfachem und gesetztem Sinne durch den Zusatz einer weichmüthigen Thräne, welche sie der Deutsche vergießen läßt, Unrecht geschieht. Die Stelle heißt hier: 'Madam Fenton hatte' ('bekam' sollte es heißen) 'keine Kinder. Etelwarts Tochter erhielt den Namen Henriette. Madam Fenton liebte sie mit mehr als mütterlicher Zärtlichkeit. Freilich trat ihr oft, wenn die Kleine sie schmeichelnd umarmte, eine Thräne in die Augen, welche sie ihren Freunden verbarg. Aber es war eine Thräne der wehmüthigen Freude, der getrosten Ergebung in das Schicksal, welches ihr beschieden war'. Im Französischen steht: Madame Fenton n'eut point

d'enfans, elle réunit toutes ses affections sur la fille d'Etelwart et de son amie. On lui donna le nom d'Henriette. Cette enfant trouva dans le coeur de sa marraine les sentimens d'une seconde mère. Wie viel einfacher und beßer!

Claire Duplessis et Clairant. Histoire d'une famille d'émigrés françois. Par l'auteur de Rodolphe de Werdenberg, traduit de l'Allemand par M.*** 3 T. Braunschw. 1796.

Das Unternehmen, dieſen unter uns ſo beliebten Roman in das Franzöſiſche zu überſetzen, rechtfertigt ſich vollkommen durch die gelungne Ausführung: Clara du Pleſſis lieſet ſich hier wie ein franzöſiſches Original, und die urſprüngliche Fülle und Leichtigkeit der Schreibart wird uns in einem neuen Lichte zurückgegeben. Der Eindruck des Ganzen bleibt völlig der nämliche, und wird alſo wahrſcheinlich auch die Ausländer zur Theilnahme hinreißen; denn aller Fehler und Nachläßigkeiten ungeachtet, die man dem Werk überhaupt vorwerfen möchte, liegt ſo viel Reiz in der warmen und kunſtloſen Darſtellung, in dem friſchen Leben, welches darin herrſcht und das ſchwermüthige Ende ſelbſt ſo gut mit jugendlichen Gefühlen verknüpft, daß man geneigt wird, jene ganz zu überſehen, ja vielleicht das flüchtige und gefällige Gemälde dem blühenden Kolorit zu Liebe wirklich großen Kunſtwerken zugeſellt. Der Ueberſetzer ſcheint indeſſen in ſeinem Vorberichte noch etwas kühler davon zu urtheilen: er hat es ſeinen Landsleuten vorzüglich von Seiten der Wahrſcheinlichkeit oder der Wirklichkeit der Begebenheiten ans Herz gelegt, und daher einige Züge, die nicht ganz im Koſtüm franzöſiſcher Sitten ſind, zu entſchuldigen verſucht. Da er ſich hie und da kleine Abänderungen verſtattete, ſo hätte man eigentlich wünſchen mögen, er hätte die Freiheit noch etwas weiter ausgedehnt, und z. B. eben den ſtärkſten Verſtoß gegen die Wahrſcheinlichkeit, nämlich die Scenen geſtrichen oder eingeſchränkt, wo die Mutter zugiebt daß Clara mit Clairant Rollen einſtudiert, und auf einem Geſellſchaftstheater als ſeine Geliebte erſcheint. Auch die Weglaßung einiger ermüdenden Wiederholungen zu Anfange würde vortheilhaft geweſen ſein. Sowohl der Ueberſetzer als der Verfaßer kommt da

bis viermal darauf zurück, daß diese Leidenschaft, qu'un rien avait commmencée, qui n'était au fond qu'une méprise de l'amour propre, exagérée ensuite et exaltée par l'imagination, nur durch diesen oder jenen neuen Zufall mehr Konsistenz gewann. Diese psychologischen Bemerkungen verrathen hier nur das absichtliche Streben, mehr Feinheit in die Schilderung zu bringen, aber sie wirken nicht günstig für dieselbe: die Details der bloßen herzlichen Leidenschaft, wie sie geboren wird und fortgeht, hätten einer solchen Beimischung nicht bedurft. Der Uebersetzer ist darin hier, wie gewöhnlich, sehr glücklich, und sie haben nichts von ihrer Zartheit bei der Uebertragung eingebüßt. Was uns aber auch in dieser am stärksten anzieht, sind die Briefe der beiden Liebenden. Von ihnen darf man behaupten, daß sie wirklich so geschrieben worden sein könnten, und deshalb schön erfunden sind. Hier ist die nachläßige, fortströmende Sprache der Natur und wahrer Zärtlichkeit; ihr Inhalt ist freilich nicht durch Philosophie des Herzens, aber doch durch charakterisierende Aeußerungen, wie sie die Zeit und die Situation erzeugten, und durch die lebhafteste Vergegenwärtigung des Schauplatzes gewürzt. Sollten unsre Nachbarn etwa die sinnliche Glut oder die Spitzfindigkeit der Empfindung darin vermißen, an welche sie gewöhnt sind, so lernen sie doch schlichtere deutsche Liebessitte in der angenehmsten Einkleidung kennen, und laßen sie sich von Seiten der Naivetät gewiß gefallen.

---

1) Euphrosyne. Fürs gesellige Vergnügen. Leipzig 1794.

2) Jahrbuch der Freude für 1797. Leipzig.

3) Anmuth und Schönheit aus den Misterien der Natur und Kunst für ledige und verheirathete Frauenzimmer. Berlin 1797.

Leichte Liederchen mit passenden Melodien, Tänze, Gesellschaftsspiele, Denk- und Trinksprüche, Räthsel u. s. w. machen den Gehalt obiger Euphrosyne aus, die in dem Kupferstiche vor dem ersten Heft in Gesellschaft einer breiten Fortuna weit schwerfälliger erscheint, als in dem Büchelchen selbst. Daß fast alles, was sie ent-

ders ist die Charakterzeichnung mit grellen Lichtern und schwarzen Schatten ganz der Ansicht der Jugend gemäß, welche das Menschengeschlecht in durchaus edle Biedermänner und in abscheuliche Bösewichter einzutheilen pflegt. Nirgends ist das angenommne Kostum eines gewissen National- und Zeit-Charakters (da der Dichter sich in Darstellungen altväterlicher Einfalt am meisten gefällt) ohne alle fremden Einmischungen gehalten: am besten in dem naiven Tone des 'Osterkuchens'; am wenigsten in dem Gedichte 'Benno', das der Vf. freilich in seinem sechszehnten Jahre geschrieben. Am meisten hat wohl allen diesen Erzählungen die Wahl des Silbenmaßes, des fünffüßigen Jamben, geschadet, der sich beßer für die dramatische als für die epische Gattung paßt, auch wenn er mehr Nachdruck und Schwung hat, und nicht so lose auseinander fließt, als hier. Vermuthlich hat wohl Wielands Erzählung 'Geron der Adeliche', die der Vf. bei den Gedichten 'Benno' und 'der Osterkuchen' auch in Manier und Ausdruck vor Augen gehabt zu haben scheint, diese Wahl veranlaßt. Für einen noch wenig geübten Dichter ist es immer vortheilhaft, wenn äußre Schwierigkeiten dem leicht zu flüchtigen Geiste einen Zügel anlegen; wenn ihn die Nothwendigkeit, dem Silbenmaße etwas Gutes aufzuopfern, häufig auffordert, etwas Beßeres dafür wieder zu finden. Wir würden Hrn. V. daher für epische Darstellungen einen mit der äußersten Sorgfalt ausgearbeiteten Hexameter, oder wo der Stoff es fordert, z. B. bei Geschichten aus der Ritterzeit, gereimte Silbenmaße, vorzüglich die achtzeilige Stanze mit dreifachen Reimen empfehlen. Ein Vorbild, wie schön sich diese mit einem alterthümlichen Anstrich und der würdigsten Einfachheit verträgt, kann er in dem Fragment von Goethe, 'die Geheimnisse', finden. Daß ein solcher äußerer Zwang für die Poesie des Vf. wohlthätig wirken würde, davon giebt uns das erste Stück der vermischten Gedichte, in Stanzen, worin die Gesetze der ottave rime großentheils beobachtet sind, einen Beweis. Wir finden darin sehr glückliche Zeilen und Strophen, z. B.:

Beglückt, wem nichts bei diesem Blick begegnet,
Das ihn gereut! Sein ganzes Leben liegt
Ein schöner Garten da, wo Baum an Baum sich schmiegt,
Und süße Frucht den Pilger überregnet,
Der dort sich matt, von Tageslast besiegt,
Im Schatten labt und ihren Pflanzer segnet;

und einige Oden des Horatius. Von dem Letztgenannten haben wir zwar noch keine vollſtändige poetiſche Nachbildung, und jenem überall in ſeinem Muthwillen zu folgen, verbieten ſogar unſre Sitten. Doch haben Ramler durch die ſeinen Gedichten angehängten und in der Berliner Monatsſchrift erſchienenen Ueberſetzungen horaziſcher Oden, dann Klopſtock und Voß durch einzelne Bruchſtücke ſchon gezeigt, wie man dieſen Dichter übertragen ſoll. Die vorliegenden Stücke aus dem Horatius, obgleich mit abgeſetzten Zeilen gedruckt, ſind gar nicht einmal metriſch gearbeitet, und verſetzen uns in das Zeitalter der ehemals beliebten poetiſchen Proſa zurück. Bei den catulliſchen Gedichtchen iſt zwar meiſtens ein gewiſſes Silbenmaß beobachtet, doch iſt es zum Theil nicht das der Originale, und dieß hat einen weſentlichen Einfluß auf den Charakter eines Gedichts, wenn z. B. Hendekaſyllaben in eilfſilbige Jamben verändert werden. Doch würde wahrſcheinlich auch bei größerer Genauigkeit hierin, wie jetzt, die Schalkhaftigkeit, Naivetät und ganz eigne Süßigkeit des Catullus verſchwunden ſein. Iſt der Vf. ſo wenig in unſern Dichtern bewandert, daß ihm Ramlers Uebertragung der Klage auf den todten Sperling entgangen war? Und wenn er ſie kannte, hatte er ſo wenig Takt, daß er die ſeinige ihr gleich ſtellen konnte? Gleich der Anfang des erſten Stücks lautet?

Wem weih' ich dieſes neue Spiel der Laune,
Was jüngſthin erſt der trockne Bimsſtein feilte?

Wie kann der Bimsſtein etwas 'feilen'? und noch dazu 'ein Spiel der Laune'? Im Originale ſteht 'glätten', und nicht der Inhalt des Buchs, ſondern 'das artige neue Büchlein' ſelbſt. Der Anfang der horaziſchen Oden:

Mäcenas, Sproße von Königsahnen,
Du meines Lebens Glück, mein Stolz!
Der freuet des Staubes ſich, der
Auf Olympias Rennbahn ihn deckt u. ſ. w.

verſpricht nichts Beßeres und die geringe Erwartung wird überall beſtätigt. Wer mit den alten Dichtern vertraut und ſeiner Mutterſprache ein wenig mächtig iſt, wird aus dem Stegereif beßer überſetzen. Es wäre zu wünſchen, daß in unſern Schulen an die Stelle

V. 119...135. 'Erfordernisse der Gerücht- und Idealstücke.' V. 179...188. 'Zweifache Form der Poesie.' Der Ausdruck in den Anmerkungen ist unedel, und nicht einmal rein von Sprachfehlern; wir finden 'nicht so fast, des Catull's' u. s. w. Im Texte wäre hier und da noch größere Korrektheit zu wünschen.

Aufsätze aus der Literatur, Weltweisheit und den schönen Wißenschaften von H. E. Warnekros. Greifswald 1796.

Zuerst 'pädagogische Skizzen', das Resultat fleißiger Lektüre und eines menschenfreundlichen Bestrebens; aber so manche einzelne Unrichtigkeiten, oberflächliche Allgemeinheiten und Berufungen auf Autorität verrathen nicht den scharfsinnigen Denker. Die Schreibart ist oft matt, wie der Gang der Gedanken. So lesen wir: 'Ein gewisser Naturtrieb, den die Griechen Storgä nennen, treibt sie (die Aeltern) schon an, diese Pflichten' (gegen die Kinder) 'zu erfüllen. An und für sich ist er nichts als eine passionierte Zuneigung, wird aber bei den Menschen, als mit Vernunft begabten Wesen, durch Grundsätze und Sentiments in eine weise, edle und nützliche Freundschaft und Wohlthätigkeit verwandelt.' Auf der andern Seite reißt das warme Gefühl des Vfs. ihn oft zu Deklamationen hin, zu Hymnen auf die Tugend, auf gute Beispiele, auf die Blattereinimpfung, die er ein holdes Geschenk des Himmels nennt, u. s. w. Eben so gutmüthig, wie er die Jugend behandelt, geht er im zweiten Aufsatze mit dem 'Genie' um. Voll der aufrichtigsten Bewunderung für dasselbe, untersucht er ziemlich leichthin die großen Fragen, worin es besteht, und ob es sich selbst überlaßen oder kultiviert werden muß. 'Auch nenne ich den', sagt er, 'der vermöge seiner Einbildungskraft sich in neuen und vortrefflichen Entdeckungen vor Andern hervorthut, noch kein Genie, wenn nicht zugleich das innere und zarte Gefühl des Schönen und Wahren, vermöge dessen er sich seine Entdeckungen zu Nutze machen, beurtheilen und berichtigen kann, damit verbunden ist.' Die andere Frage entscheidet er für die Kultur, indem er sich wieder rechts und links an Citationen lehnt, und der Sache weder zu viel noch zu wenig thun will. In-

dessen geht er doch zu weit in der dringenden Anempfehlung der Lektüre, als des Hauptmittels zur Bildung: in dieser Ausdehnung getrieben, möchte sie eher die Passivität des Geistes, als seine unabhängige Selbstthätigkeit, begünstigen. Der dritte Aufsatz enthält eine feurige Lobpreisung Luthers, und einen mehr heftigen als kräftigen Ausfall gegen die Verleumdung, nebst Nachrichten von Luthern, die niemand neu sein werden, aber nach des Vfs. Absicht auch nur an ihn erinnern sollen. Dann folgen einige eben so wenig neue Bemerkungen 'über Träume und Nachtwandler', und ein Sermon über 'das Gefühl der Ehre', wo Ninon de Lenclos bei Gelegenheit der Leidenschaften und Affekten neben dem Seneca angeführt wird. Den Beschluß machen verschiedene Poesien des Vfs., allein die Musen scheinen undankbar gegen die herzliche Verehrung, welche er so lobenswürdig gegen sie hegt. Vorzüglich haben sie ihm die Geschmeidigkeit sich in ihren Fesseln leicht zu bewegen, ja sogar alles Gehör für Wohllaut versagt: ein Mangel, dem wenigstens ein fleißigeres Studium der Richtigkeit des Versbaues so viel als möglich hätte abhelfen sollen.

Gedichte von Karl Loos. Leipzig 1797.

Nicht leicht ist uns etwas Schlafferes und Faderes vorgekommen als obige Gedichte, die zum Glück nur wenige Bogen einnehmen, aber dem, der sie zu lesen genöthigt ist (wenn Rec. von sich auf Andere schließen darf), dennoch von unendlicher Länge scheinen. Die beiden längsten und folglich tadelhaftesten Stücke sind 'an Sophie', mit gewaltigen Reminiscenzen aus Bürgers Elegie an Molly und seinem Hohen Liede, aber so ausgewäßert, daß man das Vorbild kaum wiedererkennt, ob sich die Nachahmung gleich auf einzelne Zeilen und Zusammenstellungen von Reimen erstreckt, z. B.

Bürger:	Loos:
In dem Paradies-Gefilde,	Nein! — Mich schützt die Himmelsmilde,
Wie sein Aug' es immer sah,	Die aus deinem Auge strahlt,
Waltet mit des Himmels Milde,	Wesen nach der Gottheit Bilde,
Nach der Gottheit Ebenbilde,	Wie in selige Gefilde
Adonid-Urania.	Sie die Phantasie nur malt!

Wenn ihn Sophie beglückt, so will er nicht fragen

— nach der Sonne Licht,
Nach der Erde Huldigungen,
Oder ihren Lästerzungen,
Nach der ganzen Menschheit nicht.

Wir befürchten, 'die ganze Menschheit' möchte dem Dichter Gleiches mit Gleichem vergelten. 'Adelheid und Ilsenstein', eine Ballade, das zweite längere Stück, erinnert eben so stark, und auf eine für den Vf. eben so ungünstige Art, an Bürger. Das Silbenmaß ist das von des Pfarrers Tochter zu Taubenhain, aber Zeilen wie

An der verabredeten Stelle

können einen Begriff davon geben, wie weit Hr. L. es in der Verskunst gebracht. Ein grausamer Vater, eine zärtliche Tochter, ein treuer Ritter, eine unglückliche Entführung, am Schluße eine 'allnächtliche' Geistererscheinung: man weiß dieß auswendig. Zum Ueberfluße ist noch ein 'geistich' Wesen angebracht, eine Nymphe der Eiche, eine Dryade, die dem Ritter viel Schönes verheißt, aber weder ihm noch dem Leser zu sonderlichem Troste gereicht. Und doch hofft der Vf., 'Welt und Nachwelt werde sich an dem Feuer seiner Seele wärmen'. Welch ein mehr als antarktisches Klima müßte in der Geisterwelt überhand genommen haben, wenn dieß möglich sein sollte!

Lyrische Gedichte aus dem Latein. übers. Ein Versuch für seine Zuhörer von J. A. Nasser. Kiel 1795.

Wir wünschten zu einiger Rechtfertigung oder wenigstens Entschuldigung für diese kleine Schrift annehmen zu dürfen, es sei auf dem Titel ein Druckfehler vorgefallen, und solle heißen: 'Versuche von seinen Zuhörern, herausgegeben von' u. s. w. Freilich bliebe dann immer noch die Frage, wie man doch so unvollkommne Schulübungen dem Druck übergeben konnte. In der That, die Litteratur wird nicht vorwärts dadurch gebracht, wenn man sich nicht schämt, Arbeiten, die Andern schon weit beßer gelungen sind, von Neuem zu machen. Diese Sammlung enthält einige Gedichte des Catullus

und einige Oden des Horatius. Von dem Letztgenannten haben wir zwar noch keine vollſtändige poetiſche Nachbildung, und jenem überall in ſeinem Muthwillen zu folgen, verbieten ſogar unſre Sitten. Doch haben Ramler durch die ſeinen Gedichten angehängten und in der Berliner Monatsſchrift erſchienenen Ueberſetzungen horaziſcher Oden, dann Klopſtock und Voß durch einzelne Bruchſtücke ſchon gezeigt, wie man dieſen Dichter übertragen ſoll. Die vorliegenden Stücke aus dem Horatius, obgleich mit abgeſetzten Zeilen gedruckt, ſind gar nicht einmal metriſch gearbeitet, und verſetzen uns in das Zeitalter der ehemals beliebten poetiſchen Proſa zurück. Bei den catulliſchen Gedichtchen iſt zwar meiſtens ein gewiſſes Silbenmaß beobachtet, doch iſt es zum Theil nicht das der Originale, und dieß hat einen weſentlichen Einfluß auf den Charakter eines Gedichts, wenn z. B. Hendekaſyllaben in eilfſilbige Jamben verändert werden. Doch würde wahrſcheinlich auch bei größerer Genauigkeit hierin, wie jetzt, die Schalkhaftigkeit, Naivetät und ganz eigne Süßigkeit des Catullus verſchwunden ſein. Iſt der Vf. ſo wenig in unſern Dichtern bewandert, daß ihm Ramlers Uebertragung der Klage auf den todten Sperling entgangen war? Und wenn er ſie kannte, hatte er ſo wenig Takt, daß er die ſeinige ihr gleich ſtellen konnte? Gleich der Anfang des erſten Stücks lautet?

Wem weih' ich dieſes neue Spiel der Laune,
Was jüngſthin erſt der trockne Bimsſtein feilte?

Wie kann der Bimsſtein etwas 'feilen'? und noch dazu 'ein Spiel der Laune'? Im Originale ſteht 'glätten', und nicht der Inhalt des Buchs, ſondern 'das artige neue Büchlein' ſelbſt. Der Anfang der horaziſchen Oden:

Mäcenas, Sproße von Königsahnen,
Du meines Lebens Glück, mein Stolz!
Der freuet des Staubes ſich, der
Auf Olympias Rennbahn ihn deckt u. ſ. w.

verſpricht nichts Beßeres und die geringe Erwartung wird überall beſtätigt. Wer mit den alten Dichtern vertraut und ſeiner Mutterſprache ein wenig mächtig iſt, wird aus dem Stegereif beßer überſetzen. Es wäre zu wünſchen, daß in unſern Schulen an die Stelle

der mehrentheils abgekommnen Uebungen in lateinischen Versen metrische Uebersetzungen alter Dichter gesetzt würden: doch müßten sich Lehrer, die wie der Vf. noch gar nicht zu wißen scheinen, wie weit die Nachbildungskunst, besonders in Ansehung der Alten, in unsrer Sprache schon gediehen ist, gefallen laßen, sich hiebei fürs Erste unter die Schüler zu begeben.

Lyrische Gedichte, von Friedr. Raßmann. Halberst. 1797.

Wir erfahren in der Zueignung an Hrn. Prof. Ramler, daß der Vf. auf eine demselben zugeschickte Ode zu Ehren seines 'Wiegenfestes' (Geburtstages) eine sehr schmeichelhafte Antwort und ein Lob erhielt, 'welches zu wiederholen' (aber doch nicht, bestens ins Licht zu stellen) 'ihm die Bescheidenheit verbietet'. Dieß 'brachte in seiner Seele eine solche Begeisterung hervor, daß er den Göttern an dem Tage, wie der Samier einst, eine Hekatombe hätte opfern mögen. Dieß war der' (das) 'ihm aufgesparte Nepenthe, worin er so manche unangenehme Erinnerung, die ihn von seinen ersten poetischen Ausflügen her begleitete, vergeßen, auf einmal vergeßen sollte'. Diese früheren Ausflüge sind uns nicht bekannt geworden: allein ihre Erwähnung zeigt, daß die vorliegenden Gedichte nicht als Versuche eines Anfängers zu betrachten sind; und da sie einen unzweideutigen Beweis liefern, wie weit die Anlagen des Vfs. reichen, so bedauern wir, daß er einen ganzen Band hindurch 'der Dichtkunst die Zügel seines Geistes in die Hände gegeben hat'. Wenn seine Neigung zu ihr so groß war, daß sie ihm 'unser Leben in ein Geistes-Bacchanal zu verwandeln' schien, so hätte er doch nicht über die Ansprüche eines unbekannten Dilettanten hinausgehen sollen; denn schwerlich

gelingt es ihm, 'männlich kühn an der Sterne Jaspisthor zu dringen, und sich an des Ruhmes Strahlenzinnen im Wonnedrang zu weiden'. Wir sind genöthigt, ihm diese 'Glanzjuwele der Wahrheit' zu reichen, um ihn 'vor des Irrthums Vipernhöle vorbei zu führen', in welche ihn allzu nachsichtige Urtheile hineinziehen könnten. Ein blendendes Prachtstück (*πρόσωπον τηλαυγές*) eröffnet zwar die Sammlung, eine 'Hymne an den Fleiß', im Silbenmaß von Bürgers Hohem Liede, dessen festlicher Pomp des Ausdrucks auch sichtbar darin nachgeahmt wird. An die Stelle desselben ist aber Buntscheckigkeit und Kostbarkeit in einem wirklich seltnen Grade getreten. Das Ganze scheint überhaupt mehr 'von' dem Fleiße, als 'auf' ihn gedichtet. Alle Wißenschaften, Künste und Arten der menschlichen Thätigkeit werden durchgegangen, und alles Große, was darin geleistet worden, dem Fleiße zugeschrieben, der doch unter den zum Gelingen erforderlichen Eigenschaften oft eine sehr untergeordnete ist. Der Vf. könnte sich freilich auf Büffons Ansehen berufen, welcher behauptet haben soll, das Genie bestehe eigentlich in der Geduld; allein aus diesem Satze ergäbe sich dann auch vielleicht, daß mehr Genie zur aufmerksamen Lesung eines solchen Gedichtes, als zu seiner Hervorbringung gehöre. Ist es wohl möglich, einem mit der Ermahnung, fleißig zu arbeiten, früh aufzustehn und spät zu Bett zu gehn, den Kopf wirblichter zu machen, als durch das mystische Dunkel folgender Strophe geschieht?

Nimm dafür der Arbeit Spindel;
Hüllt den neugebornen Tag
Kaum in ihre Rosenwindel
Eos, läßt der Zauberschwindel
In dem Reich der Träume nach;

Das ist die große Frage noch! entscheide
Nach dem, was ich dir sicher melden kann.

Bei uns herrscht ein gar strenges Regiment,
Wir armen Theologen müßen warten,
Bis uns das Feuer auf die Finger brennt.

Wie traurig! Ja, ja, eine solche Lage muß wohl 'erotische Dithyramben' und dergl. mehr auspressen. Es ließe sich noch viel Merkwürdiges in diesem Geschmacke auszeichnen: doch Rec. bricht hier ab, damit nicht 'Erynnis' (Erinnys) 'Langeweile' seinen eignen und seiner Leser 'Sinn auf die Folter spanne'.

Intermezzo's in lustigen Stunden für lüsterne Leser. Leipzig 1797.

Das Schild ist sichtbar genug ausgehängt: der Leser, welcher nach der darunter angebotnen Waare greift, erhält ein halb Dutzend Geschichten, die ihm schwerlich pikant genug dünken werden, wie sein Geschmack auch beschaffen sein möge. Rec. ist keiner von den Gelehrten, auf die sich der Vf. in der Vorrede deshalb beruft, die einen solchen Stoff sogleich genau nachzuweisen wißen; aber er kann versichern, daß die Form sehr schlecht ausgefallen ist, und die eingestreuten Verschen, wie z. B.:

Wie aus den Wolken fiel
Da Hans. Das war zu viel
Der Wonne für sein Herz.
Vor seinen Blicken lacht'
In nie gesehner Pracht
Jetzt Gottes schöne Welt.
Weg war der Kummer, weg der Schmerz,
Der ihm im Busen nagt,
Und fürbaß ihn geplagt.

„Ist's wahr, ist's Traum?"
Rief er mit aufgerißnem Maul u. s. w.

ihr nicht haben aufhelfen können.

---

1) Die Fürstentochter. Erfurt 1797.

2) Wilhelmine das Schweizermädchen, oder das Naturmaal. 2 Thle. Berlin 1797.

Nr. 1. ist ein wunderbares Produkt: es giebt vor, aus einer neugriechischen Handschrift herzustammen, und erzählt in mystischer, sonst ziemlich lebendiger Sprache von gewissen Bewegungen alten Freiheitsinnes, und gewissen Verbrüderungen und Aposteln desselben, in gewissen Gegenden von Griechenland. Ein Jüngling Fiordello ist ausgesandt, erscheint in mancherlei Gestalten, und läßt sichs sauer werden; man sieht nur nicht ganz ein, wohin es ihn führen soll. Ein Geist, ein Unsichtbarer, ein Armenier wenn man will, zeigt sich äußerst geschäftig, man erräth aber nicht recht wozu. Die Fürstentochter wird gleich anfangs auf eine furchtbare Weise eingeführt: schlau, hinreißend, kalt, alle Herzen bestrickend und unmenschlich. Eine andere weibliche Figur, Fiordellos Geliebte, giebt nur einzelne Laute von sich, und kommt, um wieder zu verschwinden. Fiordello hat sich auch bloß auf einen Schrei, den er von ihr hörte, in sie verliebt. Sie befindet sich eine Zeitlang in der Gewalt der Fürstentochter. Am Ende dieses Theils (auf dem Titel ist vergeßen anzuzeigen, daß hier nur der Anfang des Romans geliefert wird) ist aber Alles so glücklich in Verwirrung gebracht, daß man nicht mehr weiß, an welcher Stelle sich irgend eine der handelnden Personen befindet. Fiordello springt eben mit entblößtem Schwerte jenem davon schwebenden Geiste nach. Wir begehren ihn nicht wieder zurück zu beschwören, und sind auch nicht besonders neugierig auf den 'geheimen Schlüßel' dieses Romans, der zwar (wie er sich selbst nennt) politisch sein mag, aber nicht sehr ästhetisch ist.

Nr. 2. giebt dem Beurtheiler mehr Anlaß, die Mannichfaltigkeit der Wege zu bewundern, welche die Schriftsteller zur Unterhaltung des Publikums ausfindig machen, als sich über Nachahmungssucht zu beklagen. Es hat nicht die mindeste Aehnlichkeit mit irgend einem andern Produkt, das uns in diesem Fache vorgekommen ist. Das Schweizermädchen spielt nur eine sehr untergeordnete Rolle darin. Wir werden zwar anfangs 'tief unten an

nen durchaus keinen Fortschritt in der zweiten Sammlung wahrnehmen, ob sie gleich sechs Jahre nach der ersten erschienen ist; dieser Umstand sollte allein schon den Vf. bestimmen, künftig lieber nur für den Zirkel seiner Freunde zu dichten, als durch öffentliche Ausstellung zu schonungsloser Beurtheilung aufzufordern.

---

1) Kayserbarts Leben und Schicksale, von Rup. Becker. Leipzig 1796.
2) Philippe Welserinn. Eine Geschichte aus dem 16. Jahrh. Berlin 1797.

Der Held obiger Chronik Nr. 1. wird uns für einen Sohn Kaiser Siegmunds gegeben, und sein Dasein gründet sich auf eine von Eberhard Windeck aufbehaltene scandalöse Anekdote, die bei einem Besuche Siegmunds zu Inspruck bei dem Herzog Friederich von Oesterreich vorfiel, nach welcher aber eigentlich der Letztgenannte Kayserbarts Vater sein müßte. Indessen machen seine Begebenheiten keine solchen Ansprüche, daß dem Vf. nicht jede willkürliche Benutzung der in der Geschichte vorkommenden Umstände erlaubt gewesen wäre. Er hat sich dieser auch nur sparsam, aber ziemlich glücklich bedient, um die Begebenheiten seines Helden damit zu heben, der sonst einem jeden gewöhnlichen Abenteurer zu ähnlich gesehen haben möchte. Vielleicht hätte sich noch mehr damit machen, und die Stelle beßer ausfüllen laßen, die jetzt am Ende eine gar zu verbrauchte Gefangenschaft Kayserbarts und seiner Schönen in einem türkischen Harem einnimmt. Alles mögliche Lob verdient dagegen Schreibart und Darstellung. Jene ist nicht in einem nachgemachten veralteten Tone gehalten, in dem man sich so schwer ganz erhält, sondern lebhaft und fließend; und diese ohne ängstliche Beobachtung des Kostums so schlicht behandelt, daß die Sitte der Zeit recht gut dadurch ausgedrückt wird.

Von Nr. 2., einer Komposition derselben Gattung, läßt sich so viel Gutes nicht behaupten. Keine empfindsame Studenten-Liebes-

geſchichte kann ſchaler behandelt, ärmer herausgeſchmückt, und mit ungeſalzneren Charakteren und langweiligeren Dialogen begabt werden, als dieſe Verbindung zwiſchen einem Kaiſersſohne und der Tochter eines augsburgiſchen Bürgers. Da nun außerdem auch in den hier vorgeſtellten Begebenheiten nichts liegt, was etwa, dem Erzähler zum Trotz, zu einer beſondern Theilnahme aufforderte, indem Philippe keine harte Verfolgung, noch ſonſt ein ausgezeichnetes Mißgeſchick erleidet, ſondern während einer Abweſenheit ihres Gemahls, im ruhigen Beſitz des Namens ſeiner Gattin und als Mutter verſchiedener Kinder, in Melancholie verfällt und ſtirbt: ſo wird der Vf. 'die Thränen, die er der Dulderin nicht verſagen konnte, da er an ihr Sterbelager treten und ihr Scheiden von dieſer Erde erzählen mußte' (?), wahrſcheinlich allein weinen. Im Voraus hat er aber auch ſchon deren Gefühl 'verwittert' genannt, welche ſein Büchlein ſo mißvergnügt aus der Hand legen, wie Rec. ſchon allein wegen der leeren und koſtbaren Schreibart desſelben zu thun nicht umhin kann.

Abenteuer einer Nacht in Stambul. Bagdad 1797.

Man denkt ſich bei dieſem Titel vielleicht etwas Geheimnißvolleres oder Nächtlicheres, als darunter verborgen liegt. Er iſt von der Nacht hergenommen, womit der Band ſchließt; allein das Werk ſelbſt umfaßt ſo viele Nächte, als merkwürdige Lebenstage des Helden, der von Geburt ein Pole und ein gar beſcheidner Jüngling iſt. Seine Abenteuer bleiben bis dahin in ganz bürgerlichen Schranken, und werden nur ſo eben ein wenig in die benachbarte Türkei hinübergeſpielt. Sie ſind ohne einen verſchwenderiſchen Aufwand von Abwechſelungen unterhaltend, weil es dem Vf. nicht an Talent zu mancherlei Karikaturzeichnungen fehlt. Nur hat er dem Vater des Helden einen zu widrigen Anſtrich gegeben, und befaßt ſich überhaupt allzuſehr mit dem Gemeinen. Der Onkel hingegen, der von ſeinem Bruder auf eine reiche Heirat bettelt, und immer die leidenſchaftlichſte Unterſtützung findet, der Geizhals, der zugleich Kunſtliebhaber iſt, und andre Geſtalten mehr, ſind wirklich von launiger Originalität. Etwas mehr Geiſt in dem Helden hätte

Ende geführt zu sehn. In diesem ersten Theile ist sie fast nur noch Anlage geblieben: der Knoten ist gut geschürzt, aber die größere Kunst wird sich darin bewähren, ihn gut zu lösen. Ein sehr gebildeter junger Mann von den feinsten sittlichen Eigenschaften und äußerst zartem, regsamem Gefühl, steht zwischen zwei Mädchen, deren Liebe zu ihm durch gleich gewogne Ansprüche unterstützt wird. Die eine ist ein eben so gewandtes als festes, ein so liebenswürdiges als geistvolles Wesen, voll wahrer Empfindung; in der andern haben Natur und Leidenschaftlichkeit bei den naivsten und anziehendsten Reizen noch mehr die Oberhand behalten. Die erstere hat die frühere Liebe, die andre den Umstand für sich, daß sie dem Geliebten von seinen und ihren Aeltern zur Gattin bestimmt ist. Als solche betrachtet sie sich schon, und hält alle Mittel für rechtmäßig, das Herz ihres Gemahls einer Nebenbuhlerin zu entwenden. Diese ist vor den Augen der Welt mit einem entschiednen Wüstling versprochen, der insgeheim den Plan hat, sie zu verführen, aber nicht zu heiraten. So kämpfen alle Theile gegen einander; der Graf kämpft gegen sein eignes Herz, das heißt, er verhält sich leidend, und wird bald von der einen Seite, bald von der andern besiegt. Wo die Geschichte hier abgebrochen ist, scheint die erste Geliebte den Sieg zu behalten; er entflieht mit ihr, aber eine schlaflose Nacht verräth der zweiten seine Flucht, und sie eilt ihnen auf der Stelle nach. Die Schilderungen der Personen und Situationen sind dem Vf. meistens wohl gelungen, nur verwickelt ihn bei seiner Charakteristik das Bestreben nach der feinsten Seelenkennerei nicht selten in unausgleichbare Widersprüche. Er wirft abstechende Züge hin, wie es scheint in dem Zutrauen, noch irgend einen verknüpfenden Faden zwischen ihnen zu erhaschen, und dann das Ansehn eines desto tieferen Forschers zu gewinnen, je paradorer er sich zuerst zeigte: aber der Faden will sich nicht immer haschen laßen, und der Vf. sollte sich hüten, so seiltänzermäßig in der Psychologie zu Werke zu gehn. Wie stimmt es z. B. zusammen, wenn er von Josephen sagt: 'wenig der Stärke ihrer Empfindungen trauend, hatte sie über den Mangel, dieselben zu fühlen, die Kunst sie einzuflößen beinah gänzlich verlernt'; und in demselben Absatz ihr Herz 'ein durstiges Herz', nennt, 'das der höchsten Leidenschaften empfänglich, ewige und heiße Liebe forderte, und bald alles, was es empfand, in einen

zu verzeihen ist, wenn er darin Begünstigung seiner für die Gräfin gefaßten Neigung erblickt. Andre sind so wenig zweckmäßig, wie z. B. die Geistererscheinung, die auf einmal aus den Wolken fällt, oder so nichtssagend, wie die angestellte Gesellschaft von wohlgefällig bunt ausgemalten Originalen, oder auch so durchaus verwerflich in Betracht des dritten dabei aufgeopferten Individuums (so sehr dieß auch entschuldigt wird), wie die Versuchung, welche eine Predigerstochter, in eine Art wielandischer Nymphe umgeschaffen, Herrmannen bereitet, daß man allenthalben ächten Zusammenhang und Haltung vermißt, und statt eines festen, deutlich gedachten Plans bei der Gräfin nur schwankende kindische Kunstgriffe erkennt. Herrmann selbst erscheint daneben als ein zwar unverdorbener Mensch, doch sonst ohne entschiedne Bedeutung, und der Erziehung zum Manne eben so sehr bedürfend, wie etwa der junge Graf selbst, dessen Seltsamkeit noch im Dunkeln liegt und nur in der Vorrede angedeutet wird. Bei aller Schwäche dieser Anlage zeichnet sich der schon erwähnte Vortrag und Stil des Vfs als noch fehlerhafter aus. Er ist in eine gezerrte, weitläuftige Manier verfallen, der keine Geduld gewachsen sein kann. Es sei nun, daß er eine Gegend malen, oder Menschen launig charakterisieren, oder geheime Regungen entwickeln will, durchgehends stellt er die Geduld auf die Probe, und macht es eben darum in der That schwer, einzelne Beweise auszuheben, weil man, um sie vollständig zu machen, ganze Seiten abschreiben müßte. Es giebt eine Weise sich auszudehnen und schwerfällig zu verweilen, grade indem man eine leichte und geistreiche Erscheinung machen möchte, von der eine abgerißne Stelle vielleicht schwach, allein der Eindruck des Ganzen um so stärker zeugt, und wir besorgen sehr, den Leser dahin getrost verweisen zu dürfen.

---

1) Liebe und Treue. Von Grosse. 1. Theil. Halle 1796.
2) Der zerbrochne Ring. Von C. Grosse. 1. Theil. Berlin 1797.

Die Anlage von Nr. 1. ist eine der glücklichen Erfindungen des Hn. G., und erweckt das Verlangen, sie eben so glücklich zu

der Bruder denkt oder vielmehr nicht denkt, auf die Frage der Agnes: aber wie denkst du denn?

Simon. Ich? — das ist eben die Schwierigkeit und meine Unruhe; — seht, es ist schwer zu denken, auf welche Art man denkt: denn, versteht, das, was gedacht wird, soll denken: ein Casus der einen sonst ganz. vernünftigen Menschen wohl toll machen könnte.

Agnes. Wie so?

Simon. Siehst du, jetzt verstehst du mich gar nicht, weil du auf die Gedanken noch gar nicht gekommen bist. — Siehst du, ich denke, und mit dem Zeuge, womit ich denke, soll ich denken, wie dieses Zeug selbst beschaffen sei. Es ist pur unmöglich. Denn das, was denkt, kann nicht durch sich selbst gedacht werden.

Agnes. Es ist wahr, darüber könnte man wirklich toll werden.

Simon. Nun seht ihr, und doch fragt ihr immer noch, warum ich melancholisch bin?]

Dieser Hang ist nicht müßig in dem Gange des Stücks: die Erscheinung der Brüder in dem entscheidenden Augenblicke, wo Agnes umgebracht werden soll, wird dadurch herbeigeführt; Simon hat nämlich traurige Ahndungen von dem Schicksale seiner Schwester gehabt. Alles was den wesentlichern Theil der Handlung ausmacht, von der Zeit an, wo Blaubart abreist und der Agnes die Schlüssel zurückläßt, mit der Warnung, nicht in das siebente Zimmer zu gehen, bis zu seiner Rückkehr: wie ihre Neugier von der leisesten Anregung allmählich zu einer unwiderstehlichen Gewalt steigt; die Beschreibung ihres Eintritts in die schreckliche Kammer; ihr Zustand der höchsten Angst und erhitzten, zerrütteten Phantasie; wie sie dem Blaubart durch schlaue Wendungen den Schlüßel noch einige Zeit vorenthalten will; alles dieß ist mit Meisterhand den ächtesten Zügen der Na-

tur nachgezeichnet. Man könnte wünschen, daß die vorhergehenden Scenen rascher zu diesem Ziele eilten, und durch das Wegbleiben einiger fast nur episodischer Personen hätte das Stück wohl nicht viel eingebüßt. Wir meinen dieß nicht von dem Narren und dem Rathgeber: sie sind ein Paar Karikaturen, die wir ungern entbehren würden. Der Narr legitimiert sich durch genialische Einfälle, und bezahlt allenfalls mit für den Platz des sehr weisen, aber sehr wenig gescheiten Rathgebers. Von beiden gilt was der Dichter in dem eben so gefälligen als sinnvollen Prolog sagt:

Wie Schatten auf- und abwärts schweben, laßt
Durch Traumgestalten euch ergötzen, stört
Mit hartem Ernste nicht die gaukelnden;

und auf die zu große Länge des Stücks möchten wir anwenden was der Narr von seinem Hange zum Plaudern sagt: 'es ist doch bald vorbei, wenn man redet, und da lohnts der Mühe nicht, daß man es so genau nimmt'. In der That wird man beim Lesen durch die klare besonnene Darstellung so leicht fortgezogen, wie man auf einem gebahnten Wege fährt, dessen Länge man nicht aus dem häufigen Rütteln abnehmen kann. Hier und da sind artige Liederchen eingeflochten, [z. B.:

Beglückt, wer an des Treuen Brust
In voller Liebe ruht!
Kein Kummer naht und stört die Luft,
Nur heller brennt die Glut.

Kein Wechsel, kein Wanken;
Zum ruhigen Glück
Fliehn alle Gedanken
Der Ferne zurück:

Und lieber und bänger
Drückt Mund sich an Mund,
So inn'ger, so länger;
Von Stunde zu Stund
Beschränkter und enger
Der liebliche Bund.]

und wenn es nicht unerlaubt wäre, von einem Dichter e
in einer andern Art zu fordern, als er hat leisten wo
so wünschten wir, der Verfaßer hätte seinem Talent
dieser Seite mehr Spielraum gegeben, und auch einen
des Dialogs, versteht sich mit aller Freiheit, versificiert

Wenn Lesern, welche durch die ohnmächtige Ueber
nung bloß leidenschaftlicher Darstellungen verwöhnt
Ton und Weise hier zu *) ruhig und gelinde vorko
sollte, so kann es dem Verfaßer ein Beweis sein, d
seine Umrisse recht rein und einfach gezogen hat.
offenbar ist es nicht Mangel, sondern überlegte Mäßi
wenn er nicht grellere Farben dicker aufträgt.

Ueberhaupt sind aber Kinder im Fache der M
wohl die besten Kenner, und es ist eine mißliche Sac
Erwachsenen vorzutragen. Diese haben meistens sch
vielerlei im Kopfe, um sich einem ganz unbefangenen
der Phantasie hinzugeben. Sie können sich nicht vor
daß es es mit dem bloßen einfältigen Märchen getha
sie allegorisieren es, deuten es, weil sie meinen, es
durchaus noch etwas dahinter stecken.

Bei dem zweiten, welches Peter Leberecht, verm
um sich vor Verantwortung sicher zu stellen, aus der
länischen übertragen zu haben vorgiebt, steckt nun all

*) zu wenig pikant. 1797. 1801.

noch etwas dahinter. Die komische Laune, womit dieß aus eben der Quelle geschöpfte Märchen dramatisiert ist, bleibt nicht in den Schranken des Gegenstandes stehen. Es spielt in der wirklichen Welt, ja mitten unter uns, und was nur bei Aufführung des Stücks hinter und vor den Coulissen, im Parterre und den Logen Merkwürdiges vorgeht, ist mit auf den Schauplatz gezogen, so daß man das Ganze, wenn es nicht zu tiefsinnig klänge, das Schauspiel eines Schauspieles nennen könnte. Es ist zu befürchten, daß es den Theoretikern viel Noth machen wird, die Gattung zu bestimmen, wohin es eigentlich gehört. So viel sieht man ohne tiefe Kennerschaft ein, daß es eine Posse ist, eine kecke, muthwillige Posse, worin der Dichter sich alle Augenblicke selbst zu unterbrechen und sein eignes Werk zu zerstören scheint, um nur desto mehr Spöttereien rechts und links und nach allen Seiten wie leichte Pfeile fliegen zu laßen. Doch geschieht dieß mit so viel fröhlicher Gutmüthigkeit, daß man es ergötzlich finden müßte, wenn auch unsre eignen Vettern und Basen lächerlich gemacht sein sollten. Wer also etwa durch die Lustspiele, die man auf unsern Theatern giebt, in eine zu ernsthafte Stimmung gerathen ist, dem können diese Thorheiten als ein gutes Gegenmittel dienen. Der Kater ist für die Hauptrolle anzusehn: er äußert edle Gesinnungen und ist doch dabei weltklug (seltne Vereinigung!), überall beweist er Gewandtheit und Gegenwart des Geistes. Wie rührend wird es geschildert, daß er, um seines Herrn Glück zu machen, sich die gefangnen Kaninchen am Munde abspart, die er alsdann dem Könige als ein Geschenk vom Grafen von Carabas überreicht! Auch der König beträgt sich mit Würde: man sehe nur den erhabenen Ausdruck seiner Verzweiflung, da das sehnlich verlangte Kaninchen verbrannt ist.

Die Prinzessin ist Dilettantin in den schönen Wißenschaften, und wird dabei von dem Hofgelehrten unterstützt. Kurz, alle Personen bis auf den Popanz 'Gesetz' (den am Ende, da er sich in eine Maus verwandelt hat, der Kater verzehrt, und Freiheit und Gleichheit proklamiert), tragen nach Maßgabe ihres Standes und ihrer Fähigkeiten zu dem Eindrucke des Ganzen bei. Ungeachtet aller dieser Schönheiten fällt das Stück doch in dem Stücke selbst durch. Schon ehe die Vorstellung anfängt, erheben sich die Kenner und Kunstrichter im Parterre, sogar die simpeln Zuschauer (Voriks simple travellers) gegen den wunderlichen Anschlag, ein Kindermärchen aufzuführen. Sie wollen ein Familiengemälde, ein Revolutionsstück, oder sonst etwas der Art sehen. Mit Mühe besänftigt man sie, ihre Ungeduld unterbricht das Stück immer von Neuem; nur bei einigen empfindsamen und moralischen Stellen wird geklatscht. Am Ende des zweiten Akts bricht ein großes Ungewitter los: man trommelt und pfeift, der Dichter kommt in Angst hervorgelaufen, und da nichts helfen will, muß der 'Besänftiger' mit dem Glockenspiel aus der Zauberflöte erst eine Menge unvernünftiger Thiere auf dem Theater, dann die vernünftigen Zuschauer vor demselben bezaubern. Zu Anfange des dritten Akts ist noch Alles in großer Verwirrung: der Dichter berathschlagt mit dem Machinisten, was zu machen sei, und beschwört diesen, das Stück durch eine glänzende Dekoration zu retten; da sie merken, daß der Vorhang schon aufgezogen und dieß also vor den Augen aller Zuschauer geschehen ist, laufen sie beschämt davon. Nun soll der König erscheinen, man hört ihn aber hinter der Scene rufen: 'Nein, ich geh nicht vor, durchaus nicht; ich kann es nicht vertragen, wenn ich ausgelacht werde'. Die Sachen werden doch leidlich wieder ins

Gleis gebracht, und eine Scene, worin der Hofnarr und Hofgelehrte vor dem Könige förmlich disputieren, ob das Stück gut oder schlecht sei, wird mit Ruhe angehört. Am Ende muß doch die Dekoration mit dem Feuer und Waßer aus der Zauberflöte, nebst der Hölle und dem Himmel aus dem Spiegel von Arkadien, noch das Beste thun. Der Hofgelehrte schließt mit einer gereimten Lobrede auf die Katzen.

Man sieht, es geht ziemlich bunt durcheinander: wenn es den Verfaßer nur nicht einmal gereut, sich und Andre unterhalten zu haben! Denn — verstehn wir ihn anders recht — so hätte er sich ja gar über das Publikum selbst lustig gemacht. Nun nahm es zwar, wie bekannt, das heilige Volk von Athen sehr geneigt auf, wenn man es von der Bühne herunter zum Besten hatte: aber nicht alle Nationen besitzen in gleichem Grade die Gabe Spaß zu verstehn, und man will behaupten, es sei nicht der ausgezeichnetste und allgemeinste Vorzug unsrer Landsleute. Dem sei wie ihm wolle: da das Publikum nicht in Person das Empfangene vergelten kann, so mögen es diejenigen thun, mit welchen sich Peter Leberecht besonders in den Stand des Krieges gesetzt hat. Doch sei Scherz die Waffe, denn mit Ernst ist solch ein *) Dämon nicht wegzubannen.

Anmerkung 1801.

Daß diese Anzeige vom Blaubart und dem gestiefelten Kater geschrieben ward, ehe ich mit dem Verfaßer in persönlicher Bekanntschaft, in Briefwechsel oder irgend einem Verhältnisse stand, ja ehe ich nur seinen Namen und Aufenthalt wußte, erinnre ich hier nur für diejenigen, die etwa

*) Poltergeist 1828.

dieses mit andern öffentlich ausgesprochenen Urtheilen über Schriften meines Freundes vergleichen wollen. Denn die gemeinen Ansichten solcher Leser, die sich nun einmal keinen uneigennützigen Bund unter Kunstfreunden zu gegenseitiger Erweckung und Bildung vorstellen können, möchten doch nicht dadurch berichtigt werden.

Anmerkung 1827.

Wiewohl man berechtigt ist, bei dem berühmten Namen meines Freundes Ludwig Tieck etwas Bedeutenderes zu erwarten, als eine flüchtige Anzeige von ein Paar Jugendschriften, so konnte ich es mir doch nicht versagen, diesen Aufsatz hier wieder einzurücken, eben weil er so frühzeitig geschrieben ist, ehe ich mit dem Verfaßer in persönlicher Bekanntschaft, in Briefwechsel oder irgend einem Verhältnisse stand, ja ehe ich nur seinen Namen wußte. Ich freue mich noch jetzt, ich bin gewissermaßen stolz darauf, zuerst in Deutschland den seltenen dichterischen Genius begrüßt zu haben, der nachher mein den Zeitgenoßen verpfändetes Wort, aus seiner schöpferischen Fülle sei Neues und Außerordentliches zu erwarten, so glänzend gelöst hat. Bald suchte ich ihn auf, er wählte seinen Aufenhalt in meiner Nähe, und wie gemeinschaftliche Begeisterung für Poesie und Kunst, meistens auch in den Gegenständen der Bewunderung übereinstimmend, uns zu einander geführt hatte, so beseelte sie auch unsern Umgang. Der heitre gesellige Kreiß gewann durch Zutritt andrer schon berühmter oder seitdem berühmt gewordener Freunde eine große Vielseitigkeit. Die immer erneuerte Betrachtung vollendeter Geisteswerke war unsre Lieblingsbeschäftigung; unsre gröste Freude, die verkannten oder in Vergeßenheit gerathenen Urkunden des Genius zu ent-

decken; selbst der offen ausgesprochene Widerstreit der Meinungen wirkte anregend auf den Geist. Das Meiste, was wir später ausgeführt oder nicht ausgeführt haben, wurde in diesem Zeitraume entworfen. Ich habe seitdem in den geistreichsten und gebildetsten Kreißen gelebt, viele der merkwürdigsten Zeitgenoßen in Deutschland und im Auslande kennen gelernt: aber jener freien und fruchtbaren Gemeinschaft der Geister in dem hoffnungstrunknen Lebensalter wendet sich meine Erinnerung noch oft mit Sehnsucht zu, wie denn auch mein Freund dieses Gefühl in seiner Zueignung des Phantasus ausgedrückt hat.

Tiecks reifere Werke, den Sternbald, die Genoveva, den Octavian, den Phantasus mit aller darin enthaltenen Mannichfaltigkeit, die Novellen, den leider noch nicht vollendeten Krieg der Cevennen, kann man nicht nach ihrem wahren Werth und Gehalt würdigen, ohne in die innersten Geheimnisse der Poesie einzugehn; und man würde sich dabei nur ungern entschließen, die vernachläßigten Ansprüche der dramatischen und der metrischen Technik geltend zu machen, wo die Fülle und Leichtigkeit des ersten Wurfes zu sehr in die Breite geht, weil der reichbegabte Künstler sich niemals entschließen konnte, anders als alla prima zu malen. Eine zauberische Phantasie, die bald mit den Farben des Regenbogens bekleidet in ätherischen Regionen gaukelt, bald in das Zwielicht unheimlicher Ahndungen und in das schauerliche Dunkel der Geisterwelt untertaucht; ein hoher Schwung der Betrachtung neben den leisen Anklängen sehnsuchtsvoller Schwermuth; Unerschöpflichkeit an sinnreichen Erfindungen; heitrer Witz, der meistens nur zwecklos umherzuschwärmen scheint, aber, so oft er will, seinen Gegenstand richtig trifft, jedoch immer ohne Bitterkeit und ernsthafte Kriegsrüstungen;

Meisterschaft in allen Schattirungen der komischen Mimik, so fern sie schriftlich aufzufaßen sind; feine, nur allzuschlaue Beobachtung der Wirklichkeit und der gesellschaftlichen Verhältnisse: dieß sind die Vorzüge, die, bald die einen bald die andern mehr, in Tiecks Dichtungen glänzen. Ich vergaß noch die Grazie, eine ihm so angeborne Eigenschaft, daß sie sich wie von selbst einstellt, und daß er ihr nicht entsagen könnte, wenn er auch wollte. Möge nur mein edler Freund seine bisherige genialische Sorglosigkeit um das künftige Schicksal seiner Hervorbringungen nicht zu weit treiben, und uns bald die versprochene Sammlung seiner Werke schenken!

Bambocciaden. Berlin 1797.

Der Vf. ist sowohl in der geharnischten Vorrede als in dem Buche selbst mit seinen künftigen Recensenten in einen solchen Hader verwickelt, daß man argwöhnen möchte, er sei bei frühern Versuchen von ihren Kollegen nicht aufs freundlichste empfangen worden, und es habe ihn daher bei Bekanntmachung dieser launigen Darstellungen eine unheimliche Empfindung angewandelt: eine Vermuthung, wozu die sonstige Beschaffenheit derselben gar keinen Anlaß giebt. Denn sie sind leicht, natürlich, frei von Uebertreibungen, und ohne die materielle Beihülfe der Leidenschaft unterhaltend. Sie verrathen keineswegs einen Vielschreiber, und das Buch nimmt eher ein Ende, als man es wünscht. Der Titel scheint uns nicht ganz passend gewählt. Vermuthlich den Lesern zu Gefallen, die gar zu gern etwas nicht verstehen, giebt der Vf. eine Erklärung des Wortes, die zwar beiläufig auch auf eine Bambocciate oder Bambochade (nicht

Bambocciade, welches weder recht italiänisch noch französisch ist), außerdem aber noch sonst auf Manches, unter andern auf Fratzen und Karikaturen, anzuwenden wäre. Wenn der berühmte Peter Laar, il Bamboccio, mit einem niederländischen Pinsel, der in Italien nur mehr Feuer gewonnen hatte, die Beschäftigungen und Ergötzungen gemeiner, aber kräftiger, gesunder Naturen malte, die sich in voller Freiheit bewegen, so weiß unser Schriftsteller die Gravität des Vorurtheils, die Anmaßungen der Leerheit, die schiefen Richtungen der Eitelkeit in manchen gesellschaftlichen Verhältnissen der höhern Stände mit Feinheit zu bezeichnen. Dort bringt der unverhehlte Ueberfluß von Leben, hier der versteckte Mangel daran das Komische hervor; dort liegt in der Weise der Darstellung ein gewisses Behagen an ihrem Gegenstande, hier eine eben durch die scheinbare Schonung geäußerte Spöttelei. Der immer zweideutige Ehrenname eines Bamboccio, der weniger die Bewunderung für das Talent, als die Verachtung gegen seinen Gebrauch ausdrückt, kann also, wenn er diesem Schriftsteller nicht eigentlich zukommt, leicht mit rühmlichern Vergleichungen vertauscht werden. Das erste Stück, die 'Geschichte eines Mannes, welcher mit seinem Verstande auf das Reine gekommen', macht jene rechtliche, langweilige, geistlose Nichtswürdigkeit lächerlich, die sich oft im bürgerlichen Leben so viel Achtung erwirbt. Die Hauptperson kontrastiert gut mit den übrigen sie umgebenden Figuren, die sonst sämmtlich nicht viel taugen; es fallen auch etwas niedrige Scenen vor, aber das Platte ist nicht platt behandelt. Die zweite Erzählung, 'Sechs Stunden aus Finks Leben', die neben ihrer belustigenden Seite auch einen ernsten Gehalt hat, verräth eine noch reifere Bildung und geübtere Hand. Sie hat zuerst im 'Archiv

der Zeit' gestanden, erscheint hier aber mit beträchtlichen Zusätzen vermehrt, die im Schooße jener Zeitschrift — wie soll man sagen? — eine Art von bürgerlichem Kriege gestiftet haben müßten. In einer gelehrten Gesellschaft wird einer der Mitarbeiter des Archivs, der pseudonyme Schriftsteller 'Gottschalk Necker', geschildert, wie er im Saale auf und ab trabt, mit allen spricht und lebhaft gestikuliert; wie er hiernächst auf Ersuchen ein dickes Manuskript aus der Tasche zieht, und eine Satire vorliest, die von der Gesellschaft mit Bewunderung aufgenommen wird, wovon aber Fink, der seinen richtigen Geschmack gleich zu Anfange bewährt hat, behauptet, der Vf. habe sich damit nur den Spaß gemacht, zu versuchen, ob man etwas so Schlechtes mit Beifall aufnehmen werde. Diese ganze litterarische Zusammenkunft ist sehr drollig beschrieben, unter andern sind die Reden des angeblichen Kunstkenners, welcher die aufgehaschten Namen immer in verkehrten Kombinationen an einander reiht, und die des Ministers äußerst charakteristisch. Dabei ist der Vf. von jener schwerfälligen Gründlichkeit frei, womit manche unsrer Schriftsteller selbst das Komische, wenn sie sich einmal dazu rüsten, zu ergründen bemüht sind; es wird bei ihm nur mit flüchtigen Zügen angedeutet. Ein Mitglied der Gesellschaft entwirft dem hier noch fremden Fink Bildnisse von den Uebrigen, die zum Theil vortrefflich gerathen sind. Z. B. 'Jene — Madam Moses ist eine Jüdin, und von ihr werden Sie wohl schon bemerkt haben, daß sie sich mit Mühe so viel Grazie erworben hat, daß sie dadurch ungemein mißfällt. — Sie ist in dieser Gesellschaft die eigentliche „schöne Seele", sie hat von Jugend auf viel Umgang mit guten Köpfen gehabt, — welche ihr eine runde Summe von allgemeinen durchgreifenden ästhetischen Ideen

hinterließen, die sie jetzt jedem neuen Bekannten groschenweise zuzählt. — Sie ist immer in irgend einen goethischen Charakter maskiert — am liebsten zeigt sie sich als Prinzessin im Tasso, deswegen lernt sie auch jetzt Latein. Hat ihr Goethe den Charakter nicht recht auf den Leib gemacht, so schneidet sie ihn sich selbst nach der Mode. — Ihre begünstigten Liebhaber indessen behaupten, unter vier Augen wäre sie — Madam Moses.' Gleich darauf: 'Diese Dame heißt Riny und ist eigentlich Mademoisell. Sie lieferte sich einem jungen Menschen in die Arme, der sie nachher mit ihrem Kinde sitzen ließ. Diesen Umstand benutzte sie aufs Beste, und machte es wie jener, welcher auf den Brandbrief des Hauses bettelte, das er selbst in Brand gesteckt hatte. Sie lebt von ihrer verlornen Unschuld. — Da sie ein sehr schönes Französisch spricht, so haben ihre Freunde sie irgendwo als Gouvernante unterbringen wollen; allein sie zieht diese verächtliche Abhängigkeit vor, weil sie hier müßig sein kann.' In solchen Schilderungen erkennt man eben so sehr das geistvolle Auge des Beobachters, als die individuelle Wahrheit des Bildnisses. Doch dieß sind nur beiläufige Ausschmückungen; das Ganze der Erzählung dreht sich eigentlich um eine verwickelte sittliche Frage: wie viel Einfluß die Stimmung des Augenblicks auf unsre Handlungen haben darf? und in wie weit es möglich ist, sich diesem Einflusse zu entziehen? Es hat den Reiz einer dreisten, entschiednen Vielseitigkeit, daß der Vf. uns nur in die beiden entgegengesetzten Ansichten hineinführt, ohne am Ende durch die Wendung der Geschichte oder durch seine eigne Dazwischenkunft eine Entscheidung zu geben, die nur solchen Lesern willkommen sein kann, für die unabhängiges Nachdenken zu unbequem ist. — Da der Vf. den, welcher ihm

die Schmach des Beurtheilens anthun würde, mit so furchtbaren Beschwörungen aus dem Macbeth angeredet, so nehmen wir gleichfalls mit einem Verse dieses Trauerspiels von ihm Abschied:

Bleib, unvollständ'ger Sprecher! sag mir mehr!

Des Amtmanns Tochter von Lüde. Eine Wertheriade für Aeltern, Jünglinge und Mädchen. Bonn 1797.

Inhalt und Behandlung dieser höchst traurigen und daneben leider wahrscheinlichen Geschichte, der auch eine wahre Begebenheit zum Grunde legen soll, können wir hier nicht anders als von der ästhetischen Seite nehmen; denn ob der Vf. gleich bei ihrer Bekanntmachung nur einen moralischen Zweck gehabt zu haben angiebt, so ist doch das Bemühn sichtbar, ihn durch die Kunst zu heben und auszuschmücken. Fast möchten wir auf den Titel als auf ein Beispiel verweisen, in wie fern es ihm damit gelungen sei. Der erste Theil desselben ist einfach, und scheint zugleich, vielleicht durch seine Aehnlichkeit mit der Ueberschrift 'des Pfarrers Tochter zu Taubenheim', eine rührende Ankündigung zu enthalten; der Zusatz hingegen kommt uns überflüßig und geschmacklos vor. So sind im Buche selbst die erste Erscheinung der unglücklichen Tochter, manche Details über ihre jetzige Lage und verwirrte Gemüthsstimmung, und die Erzählung des Vaters, dem Gegenstande sehr entsprechend. Allein die eingestreuten Deklamationen, Gebete und philosophischen Nutzanwendungen; das Verweilen bei der Person Eduards (der beßer ganz in seinem eignen Namen erzählt hätte), da dieser doch nur gleichsam das Organ sein soll, wodurch der Leser die unglücklichen Auftritte erfährt; die allzugehäuften Naturbeschreibungen, die eine vollständige Topographie der Gegend um Ellrich abgeben können, sind eine lästige Zugabe und schwächen den Eindruck des Ganzen. Wenn wir uns indessen auch denken, daß die Darstellung in einem schlichteren Tone wäre gehalten worden, der die Sache ergreifender für sich selbst reden ließe, so würde der Eindruck freilich immer durch

eine Beimiſchung vom Widrigen an ſolche Wirklichkeit erinnern, welche nicht mit einer äſthetiſchen Form beſteht. Wir werden nämlich allzutief in das menſchliche Elend geführt; es iſt hier nicht die Rede vom Kampfe der Leidenſchaft und Natur gegen Verhältniſſe, aus dem, nach einem Ausdrucke des Vfs., das hervorgeht, 'was die Welt ein Laſter nennt'. Der Fall iſt der. Ein Vater von zwei heranwachſenden Töchtern giebt ihnen einen Hofmeiſter, weil er in ſeiner ländlichen Einſchränkung nichts anders für ihre Bildung zu thun weiß. Beide Mädchen verlieben ſich in den jungen Mann, er giebt ihrer Neigung nach, hintergeht und verführt ſie beide. Die jüngſte ſtürzt ſich ins Waßer, und endigt ſo ihr und noch eines andern Weſens Daſeins. Der Unglückliche erſchießt ſich auf dieſe Nachricht vor den Augen ihrer Schweſter. Die Mutter ſtirbt vor Schreck und Kummer. Der Vater verläßt mit ſeiner übrig gebliebnen Tochter den Ort, und kommt in die Gegend, wo Eduard ihn antrifft, und endlich, nach der Niederkunft des Mädchens, ſie nebſt ihrem Kinde eine Grabſtätte findet. — Die Verblendung der Aeltern, und vorzüglich die durchaus nichtswürdige Schwäche des Verführers, Erſcheinungen, welche beide in der menſchlichen Natur gewiß nur zu oft anzutreffen ſind, erfüllen mit lebhaftem Unwillen, der ſich aber ganz und gar gegen einzelne Menſchen wendet, dem Geſchick nichts vorzuwerfen hat, und ſo alle mildere Rührung verzehrt. Nicht aus Leidenſchaft, ja nicht einmal aus Leichtſinn entſpringt hier das Unglück: der Verführer wird nicht durch ſein Herz, ſondern durch die weichlichſte Sinnlichkeit regiert; man kann ihn nicht bedauern und auf keine Weiſe Theil an ihm nehmen, nur ihn verachten. Er wäre daher als erdichteter Charakter ſehr zu verwerfen, und da vollends das Schickſal der Uebrigen von ihm ausgeht, ſteckt er Alles mit ſeinem nachtheiligen Einfluß an. Wir wünſchen von Herzen, daß, was dem Roman abgeht, der Moral hier zu Gute komme, und Aeltern, Jünglinge und Mädchen ſich warnen laßen mögen.

Meisterschaft in allen Schattirungen der komischen Mimik, so fern sie schriftlich aufzufaßen sind; feine, nur allzuschlaue Beobachtung der Wirklichkeit und der gesellschaftlichen Verhältnisse: dieß sind die Vorzüge, die, bald die einen bald die andern mehr, in Tiecks Dichtungen glänzen. Ich vergaß noch die Grazie, eine ihm so angeborne Eigenschaft, daß sie sich wie von selbst einstellt, und daß er ihr nicht entsagen könnte, wenn er auch wollte. Möge nur mein edler Freund seine bisherige genialische Sorglosigkeit um das künftige Schicksal seiner Hervorbringungen nicht zu weit treiben, und uns bald die versprochene Sammlung seiner Werke schenken!

Bambocciaden. Berlin 1797.

Der Vf. ist sowohl in der geharnischten Vorrede als in dem Buche selbst mit seinen künftigen Recensenten in einen solchen Hader verwickelt, daß man argwöhnen möchte, er sei bei frühern Versuchen von ihren Kollegen nicht aufs freundlichste empfangen worden, und es habe ihn daher bei Bekanntmachung dieser launigen Darstellungen eine unheimliche Empfindung angewandelt: eine Vermuthung, wozu die sonstige Beschaffenheit derselben gar keinen Anlaß giebt. Denn sie sind leicht, natürlich, frei von Uebertreibungen, und ohne die materielle Beihülfe der Leidenschaft unterhaltend. Sie verrathen keineswegs einen Vielschreiber, und das Buch nimmt eher ein Ende, als man es wünscht. Der Titel scheint uns nicht ganz passend gewählt. Vermuthlich den Lesern zu Gefallen, die gar zu gern etwas nicht verstehen, giebt der Vf. eine Erklärung des Wortes, die zwar beiläufig auch auf eine Bambocciate oder Bambochade (nicht

Bambocciade, welches weder recht italiänisch noch französisch ist), außerdem aber noch sonst auf Manches, unter andern auf Fratzen und Karikaturen, anzuwenden wäre. Wenn der berühmte Peter Laar, il Bamboccio, mit einem niederländischen Pinsel, der in Italien nur mehr Feuer gewonnen hatte, die Beschäftigungen und Ergötzungen gemeiner, aber kräftiger, gesunder Naturen malte, die sich in voller Freiheit bewegen, so weiß unser Schriftsteller die Gravität des Vorurtheils, die Anmaßungen der Leerheit, die schiefen Richtungen der Eitelkeit in manchen gesellschaftlichen Verhältnissen der höhern Stände mit Feinheit zu bezeichnen. Dort bringt der unverhehlte Ueberfluß von Leben, hier der versteckte Mangel daran das Komische hervor; dort liegt in der Weise der Darstellung ein gewisses Behagen an ihrem Gegenstande, hier eine eben durch die scheinbare Schonung geäußerte Spöttelei. Der immer zweideutige Ehrenname eines Bamboccio, der weniger die Bewunderung für das Talent, als die Verachtung gegen seinen Gebrauch ausdrückt, kann also, wenn er diesem Schriftsteller nicht eigentlich zukommt, leicht mit rühmlichern Vergleichungen vertauscht werden. Das erste Stück, die 'Geschichte eines Mannes, welcher mit seinem Verstande auf das Reine gekommen', macht jene rechtliche, langweilige, geistlose Nichtswürdigkeit lächerlich, die sich oft im bürgerlichen Leben so viel Achtung erwirbt. Die Hauptperson kontrastiert gut mit den übrigen sie umgebenden Figuren, die sonst sämmtlich nicht viel taugen; es fallen auch etwas niedrige Scenen vor, aber das Platte ist nicht platt behandelt. Die zweite Erzählung, 'Sechs Stunden aus Finks Leben', die neben ihrer belustigenden Seite auch einen ernsten Gehalt hat, verräth eine noch reifere Bildung und geübtere Hand. Sie hat zuerst im 'Archiv

der Zeit' gestanden, erscheint hier aber mit beträchtlichen Zusätzen vermehrt, die im Schooße jener Zeitschrift — wie soll man sagen? — eine Art von bürgerlichem Kriege gestiftet haben müßten. In einer gelehrten Gesellschaft wird einer der Mitarbeiter des Archivs, der pseudonyme Schriftsteller 'Gottschalk Necker', geschildert, wie er im Saale auf und ab trabt, mit allen spricht und lebhaft gestikuliert; wie er hiernächst auf Ersuchen ein dickes Manuskript aus der Tasche zieht, und eine Satire vorliest, die von der Gesellschaft mit Bewunderung aufgenommen wird, wovon aber Fink, der seinen richtigen Geschmack gleich zu Anfange bewährt hat, behauptet, der Vf. habe sich damit nur den Spaß gemacht, zu versuchen, ob man etwas so Schlechtes mit Beifall aufnehmen werde. Diese ganze litterarische Zusammenkunft ist sehr drollig beschrieben, unter andern sind die Reden des angeblichen Kunstkenners, welcher die aufgehaschten Namen immer in verkehrten Kombinationen an einander reiht, und die des Ministers äußerst charakteristisch. Dabei ist der Vf. von jener schwerfälligen Gründlichkeit frei, womit manche unsrer Schriftsteller selbst das Komische, wenn sie sich einmal dazu rüsten, zu ergründen bemüht sind; es wird bei ihm nur mit flüchtigen Zügen angedeutet. Ein Mitglied der Gesellschaft entwirft dem hier noch fremden Fink Bildnisse von den Uebrigen, die zum Theil vortrefflich gerathen sind. Z. B. 'Jene — Madam Moses ist eine Jüdin, und von ihr werden Sie wohl schon bemerkt haben, daß sie sich mit Mühe so viel Grazie erworben hat, daß sie dadurch ungemein mißfällt. — Sie ist in dieser Gesellschaft die eigentliche „schöne Seele", sie hat von Jugend auf viel Umgang mit guten Köpfen gehabt, — welche ihr eine runde Summe von allgemeinen durchgreifenden ästhetischen Ideen

hinterließen, die sie jetzt jedem neuen Bekannten groschenweise zuzählt. — Sie ist immer in irgend einen goethischen Charakter maskiert — am liebsten zeigt sie sich als Prinzessin im Tasso, deswegen lernt sie auch jetzt Latein. Hat ihr Goethe den Charakter nicht recht auf den Leib gemacht, so schneidet sie ihn sich selbst nach der Mode. — Ihre begünstigten Liebhaber indessen behaupten, unter vier Augen wäre sie — Madam Moses.' Gleich darauf: 'Diese Dame heißt Riny und ist eigentlich Mademoisell. Sie lieferte sich einem jungen Menschen in die Arme, der sie nachher mit ihrem Kinde sitzen ließ. Diesen Umstand benutzte sie aufs Beste, und machte es wie jener, welcher auf den Brandbrief des Hauses bettelte, das er selbst in Brand gesteckt hatte. Sie lebt von ihrer verlornen Unschuld. — Da sie ein sehr schönes Französisch spricht, so haben ihre Freunde sie irgendwo als Gouvernante unterbringen wollen; allein sie zieht diese verächtliche Abhängigkeit vor, weil sie hier müßig sein kann.' In solchen Schilderungen erkennt man eben so sehr das geistvolle Auge des Beobachters, als die individuelle Wahrheit des Bildnisses. Doch dieß sind nur beiläufige Ausschmückungen; das Ganze der Erzählung dreht sich eigentlich um eine verwickelte sittliche Frage: wie viel Einfluß die Stimmung des Augenblicks auf unsre Handlungen haben darf? und in wie weit es möglich ist, für einen Einflusse zu entziehen? Es hat den Reiz einer seltnen entschiednen Vielseitigkeit, daß der Vf. uns [illegible] den entgegengesetzten Ansichten hineinführt, [illegible] durch die Wendung der Geschichte oder durch eine Dazwischenkunft eine Entscheidung zu geben. [illegible] Lesern willkommen sein kann, für die [illegible] denken zu unbequem ist. — Da der [illegible]

Unterhaltende Romane für Freunde und Freundinnen. 2 Bdchen. Altona u. Leipz. 1797.

Eine Sammlung von Geschichten größeren und kleineren Umfangs, welche der Vf., so viel sich aus einem etwas verworrenen Vorbericht schließen läßt, zum Besten der Menschheit zusammengetragen hat. 'Manches im gemeinen Leben dem besten Menschen betreffende Unglück entspringt, wenn wir es nach seiner Entstehung untersuchen, gemeiniglich aus dem Irrthum einer verfehlten Grundanlage und dem Entwurfe seines vermeinten Wohls derer, die ihn bildeten. — Es würde überflüßig sein, hierüber Beweise zu führen, da selbst das mannichfaltige Verhältniß der unvorausſehenden Umstände, und unsere Leidenschaften uns Drangsale und Uebel zu erwirken vermögend sind.' Deshalb will er nun Beispiele aufstellen, und hofft, 'vorliegende Geschichtserzählungen werden vielleicht seiner vorläufigen Erinnerung wenigstens in etwas entsprechen, wenn sie nicht ganz als zwecklos und mit allgemeinem Mißfallen aufgenommen werden sollten'. Da es wohl möglich ist, daß ein Schriftsteller die Menschheit erbaue oder ihr doch die Zeit vertreibe, sollte er sich auch gegen Orthographie und Grammatik, ja mitunter gegen die Logik versündigen, so wird es mit dem allgemeinen Mißfallen freilich keine Noth haben. Auch verdienen einige dieser Erzählungen wirklich Beifall, wie z. B. 'Ulrike und Sophie', wo in einer wahrscheinlichen Situation die Stärke und Schwäche des weiblichen Herzens recht natürlich und einfach dargestellt ist. Diese Geschichte scheint ein deutsches Original zu sein, die übrigen sind meistens aus dem Französischen genommen. Viele derselben sind unbedeutend, manche verwerflich, wohin wir besonders 'Wildenberg und Ernstthals Schicksale ihres Lebens' rechnen, die auf alle Weise eine höchst gemeine Feder verrathen. Von einer Schreibart, wie folgende, trifft man durch das ganze Buch Spuren an. 'Jetzt nun schickte es sich, daß ich mit der Fräulein Tochter des mir gesetzten Vormunds in Bekanntschaft gerieth, zu welcher Zeit ein fürstlicher Prinz v. K**, der eben auf Reisen war, sich auf dessen Schloße zugegen befand.' — 'Sie war ein Mädchen, an der sich die Natur auf Jahrzehende erschöpft hatte, und welche bei ihrer wirklichen Schönheit von der

rechtschaffensten und edelsten Gemüthsart war.' Von obigem fürstlichen Prinzen heißt es: 'seine körperlichen Reize waren in sehr geringem Grade, und noch weit geringer waren seine besitzenden Eigenschaften'.

---

1) Aesthetische Beurtheilung des Klopstockischen Messias. Von J. C. A. Grohmann. Eine von der Amsterdammer Akademie der Dichtkunst und schönen Wißenschaften gekrönte Preisschrift. Leipz. 1796.

2) Der Messias von Klopstock, ästhetisch beurtheilt und verglichen mit der Iliade, der Aeneide und dem verlornen Paradiese. Von C. F. Benkowitz. Eine Preisschrift, die von der Amsterdammer Gesellschaft zur Beförderung der schönen Künste und Wißenschaften eine doppelte Medaille erhalten hat. Breslau 1797.

Auf wenigen Blättern mit Klarheit, Bestimmtheit und Ordnung vorgetragen, würde der Gehalt der ersten von obigen Schriften immer noch ziemlich unbedeutend erscheinen: aber man verliert ihn gänzlich unter der Verworrenheit, der deklamatorischen Schwerfälligkeit, dem Schwalle nichtssagender Redensarten, den ermüdenden Wiederholungen, wovon sich der Vf. auch nicht einen Augenblick losreißen kann. Er hat schön schreiben wollen, und dieß ist in einem seltnen Grade mißglückt. Hätte er doch fürs Erste nur sich nothdürftig richtig ausdrücken gelernt, so wäre es ihm nicht eingefallen, die Sprache mit barbarischen Wörtern wie 'sich einverständigen, unzuumfaßend, überwesentlich' u. dgl. bereichern zu wollen. Wer Wortfügungen wie folgende macht, 'des würdigen Vernunftbegriffs ungerechnet'; 'Mit der Weisheit der Alten, und der allein Würdigung der Kunst, nur Schönheit und schöne Formen zu dichten — als um welche Würdigung die Künstler, besonders die Maler den Geist der Alten erflehen sollten' u. s. w.; der sollte billig ein fleißiger Schüler der Grammatik werden, ehe er irgend etwas zu lehren unternähme. Wie der Geschmack des Vf. sich in der Ueber-

ladung und den leeren Anmaßungen seiner Prosa (doch eine solche Schreiberei verdient diesen Namen nicht) offenbart, so besteht seine Theorie der Kunst in gedankenlos nachgesprochenen Formeln aus Kants Kritik der Urtheilskraft. 'Daß so für die ästhetische Schönheit des Gedichts die schönste Form, und für die thätigen Kräfte des reflectierenden Urtheilens in dem freiesten, mannichfaltigsten Spiele dieser Dichtungen die gefälligste Zweckmäßigkeit entspringet. Zu diesen zweckmäßigen Formen der Dichtung' u. s. w. 'Satan suchet die größten extensiven Bilder auf, unter welchen er, wie er sagt, Jesum zu finden glaubte, er fängt mit der weitesten Auseinandersetzung an, und malet sie zum größten Umfange aus; — diesen stellt er nun die kleinsten extensiven Bilder entgegen, die er eben so zur größten Kleinheit ausmalet, die aber in dieser Entgegensetzung, da die Vernunft zum Gefühl des Erhabenen keine extensiv große Vorstellung, kein extensiv großes Bild braucht, wohl aber dieses die Einbildungskraft zum theoretisch Erhabenen, wo die Vernunft eben in der kleinsten Extension die größte Intension finden kann, zur höchsten praktischen Erhabenheit für den Messias werden.' 'Es leuchtet daraus von selbst hervor, daß der zweite Theil des Messias einen gewissen gleichen Gang, eine gewisse gleiche Anordnung und Stellung in seinen einzelnen Theilen mit dem ersten haben mußte; denn in Rücksicht des Stoffs verhielt sich das zu dichtende des erhöhten Messias eben so zu ihm, wie das zu dichtende des erniedrigten, hier daß wir den Endzweck seiner Erniedrigung, dort daß wir die Erfüllung, die Erreichung dieses Endzwecks, unter welcher die Erhöhung des Messias besteht, sahen, — und wie der Endzweck dort unter gewissen Bildern, unter gewissen Versinnlichungen, in einer gewissen Form gezeigt wurde, daß diese Form, diese Bilder, im zweiten Theile, um hier die Erreichung jenes Endzwecks darzustellen, ebenfalls auch bleiben mußten, oder die Erreichung dieses Endzwecks unter eben dieser Form, unter diesen bildlichen Vorstellungen mußte dargestellt werden.' Doch damit es nicht scheine, als ob wir die Schrift des Hrn. G. (um uns nach seiner Weise auszudrücken) bloß nach dem Unästhetischen ihrer ästhetischen Form, nach ihrer höchsten Zweckwidrigkeit für das zweckmäßige Spiel der reflektierenden Urtheilskraft verwürfen, so müßen wir schon einige seiner Urtheile und Behauptungen in der Kürze prüfen,

so wenig ihrer Aufstellung eine besondere Prüfung vorangegangen sein kann. Gleich anfangs verdunkelt und verkleidet der Vf. einige Seiten hindurch die schlichten und gar nicht neuen Sätze: daß die Natur theils durch ihre Schönheit dem Menschen gefallen, theils durch sittliche Beziehungen ihn rühren kann, und daß den Alten für jene Seite derselben, den Neuern für diese mehr Empfänglichkeit eigen ist. Allerdings findet man bei den Neuern eine empfindsame Ansicht der leblosen und organischen Natur, wovon die Alten nichts wußten. Sobald man aber die Menschheit mit in den Begriff der Natur hineinzieht (wie der Vf. offenbar thut, wenn er sagt: die ganze griechische Kunst ist Zeuge von jener Abbildung der Natur), so wird die letzte Hälfte der obigen Behauptung unwahr: die bildende Kunst und noch mehr die Poesie der Griechen beweist unwidersprechlich die vollendetste Ausbildung ihres Gefühls für die sittliche Würde der Menschennatur. Mithin fällt der ganze Gegensatz weg, wodurch der Vf. wie durch einen Sturm plötzlich vom Herkules, der Venus, dem Endymion, zum 'Christusbilde', zum 'höchsten Vernunft-Ideal' hin verschlagen wird; und von der Voraussetzung, dieses letzte könne nur die neuere Kunst, und zwar nur in der Person Christi aufstellen, finden wir nicht den Schatten eines Beweises. Auf den Zweifel, ob nicht grade die Vereinigung der Gottheit mit der Menschheit im Messias diese in der Darstellung gänzlich auslöschen muß, weil sie nur von jener getragen zu werden scheint, und weil das, was als freie Selbstthätigkeit einer endlichen Kraft den höchsten Werth hat, für eine unendliche Macht und Vollkommenheit gar nichts ist, hat er sich mit keinem Worte eingelaßen. Da Hr. G. so freigebig mit 'Berücksichtigungen' der alten Kunst ist, und immer auf den Laokoon zurückkommt, welcher im Geringsten nicht hierher gehört, so konnte ihm die griechische Poesie weit schicklichere Vergleichungen darbieten. Am Prometheus des Aeschylus würde er wenigstens nicht, wie am Laokoon, 'den objektiven moralischen Endzweck, zu dessen Erreichung die Schmerzen übernommen worden' (den ja der bildende Künstler, auch wo er vorhanden ist, nicht ausdrücken kann), noch auch 'die freie Causalität und Independenz des Leidenden' vermißen. Er würde noch sonst viel Gelegenheit finden, über seine Behauptungen stutzig zu werden, sobald er anfienge, jene unerreichbar große Darstellung zu begreifen. Abba-

dona ſoll 'der geſammte Menſchheitscharakter, der alles umfaßende Charakter des Menſchengeſchlechts, und zwar von ſeiner gefallnen, geſunkuen Seite und Würde, in einem Ideale zuſammengefaßt ſein, welches uns ſelbſt in unſerer eigenſten Perſönlichkeit, die als Menſchen jedem zukömmt, vorſtellt.' Wie? eine beſtändige Zerknirſchung wäre der natürliche Zuſtand des ſich ſelbſt überlaßnen geſunden Menſchen? Hat es nicht einer Offenbarung bedurft, um die Menſchen zur Anerkennung einer urſprünglichen Verderbniß zu bringen? Wenn Reue, wie ein engliſcher Dichter ſehr treffend ſagt, die Tugend ſchwacher Seelen iſt, in welchen Abgrund von Schwäche läßt uns denn beim Abbadona eine endloſe, unthätige Reue hinabſchauen? Und doch erſtaunt der Vf. 'vor dieſem Ideal der Erhabenheit, vor der Fülle der Ausdehnung in dieſem Charakter'. Auf eine klägliche Art verſtrickt er ſich in eine Beſchreibung des Idealiſierens, nach welcher es etwas bloß Negatives ſein würde, und dann will er gar 'die Individualität des Dichters bloß rein ohne alle Perſönlichkeit dargeſtellt' wißen, damit ſie 'allgemein jeden bezeichnendes Ideal' werde. Die entlehnten Gedanken über das Handeln des Teufels nach einem böſen Princip, ſind ſehr voreilig auf die Poeſie angewandt. Folgt daraus, daß etwas ſich denken läßt, und wißenſchaftlich genommen, ſo gedacht werden muß, wenn man es ſich überhaupt denken ſoll, es werde auch in der Darſtellung anſchauliche Wahrheit haben? Folgt daraus, es dürfe poetiſch dargeſtellt werden? Ein erdichtetes Weſen, das, urſprünglich frei, nicht nur ohne Eigennutz, ſondern zu ſeinem gröſten Schaden, das Böſe aus Luſt daran unaufhörlich verrichtet, wird uns entweder eine bloße Chimäre oder auf die widrigſte Art wahnwitzig ſcheinen. Sehr ungerecht iſt daher der Tadel gegen Milton darüber, daß er ſeinen Teufeln noch menſchliche Triebe gelaßen, und ſie nicht von allem Guten entblößt hat. Eben dadurch, daß Satan im verlornen Paradieſe aus Triebfedern, die er ſich als edel vorzuſpiegeln ſucht, und manchmal mit innerm Widerſtreben, das Böſe ausführt, wird Heroiſmus in ihm möglich: denn die Gewalt des Willens bewährt ſich nur im Streit mit den Neigungen. Eben ſo unverſtändig wird Klopſtock wegen der Schilderung der Leiden in Gethſemane getadelt, als wäre dabei die Würde des Meſſias verletzt: da dieſe Leiden in großer Seelenangſt beſtanden, wie ſollten ſie anders als durch die Symptome derſelben ge-

schildert werden? Doch der Kritiker hat es hier mehr mit der Offenbarung zu thun, als mit dem Dichter. Die Maler werden sehr hart angelaßen, weil sie von den Leiden Jesu nur das Sichtbare malen können. Die Kenntniße des Vf. von der bildenden Kunst, mit der er viel um sich wirft, kann man daraus ungefähr beurtheilen, daß er sagt: 'der alte, weise griechische Künstler gab seiner Statue, die in dem höchsten Schmerze dargestellt wurde, einen Schleier über das Gesicht, um den widrigen Anblick des Schmerzensausdrucks zu verbergen.' Schwerlich hat je ein griechischer Künstler einen so ungeheuern Fehlgriff gethan. S. 188. heißt 'der dogmatische Gott das widrigste Gegenstück der Kunst', und S. 302. gehört 'Klopstock unter die Kunstwerke'.

Bei der Weitläuftigkeit dieses Buchs ist doch die darin gegebene 'analytische Zergliederung' des Gedichtes äußerst unvollständig. Der Vf. verbreitet sich unverhältnißmäßig über einzelne Stellen, indem er sie in poetischer Prosa wiederholt, und über die wichtigsten Punkte, die Anlage und Organisation des Ganzen, über die eigentliche Handlung darin, dann über die Kunst der Ausführung in Sprach- und Versbau, sagt er wenig oder gar nichts. Jenes mag wohl von einer Eigenheit seiner Kritik herkommen, die er in dem ersten der angehängten Briefe an einen Freund so schildert: 'sie glaube nicht aufhören zu können, wenn sie einmal angefangen'. Die treffenden Bemerkungen Schubarts über Klopstocks Messias werden in eben diesem Anhange sehr unbefriedigend widerlegt. Am Ende fragt der Vf.: 'Karl, ich habe eine Beurtheilung von [illegible] Klopstock gemacht; ist das nicht die dritte Sünde, die ich [illegible] heiligen Schutzgeist der Kunst abzubeten habe?' Die [illegible] können wir nicht sagen; aber eine Sünde gewiß!

Die zweite Schrift ist in einem ganz entgegengesetzten Tone abgefaßt: man muß es rühmen, daß der Vf. es dem Leser [illegible] gemacht, ihre ungemeine Schlechtigkeit einzusehen. Der Sprachart ist so wenig schwülstig, daß sie vielmehr mit Trockenheit [illegible] Preis der Plattheit Anspruch machen könnte, wenn sie [illegible] getheilt würde. Statt der chaotischen Verwirrung, [illegible] herrscht, ist hier Alles auf das Ordentlichste eingetheilt [illegible] numeriert; die Vortrefflichkeiten des Gedichts [illegible]

daß durch die ganze Abhandlung die gröbste Verwechselung der Materie mit der Form stattfindet, und daß Hr. B. auch nicht die entfernteste Ahndung davon hat, was schön, was Poesie, was ein Kunstwerk sei? Seine Schlußart ist ungefähr folgende: der Kolossus zu Rhodus war die schönste unter allen griechischen Statuen, denn er hielt eines seiner Beine an der einen, das andre an der andern Seite der Einfahrt in den Hafen, und dieß hätte selbst der olympische Jupiter nicht gekonnt, wenn man ihm die Beine noch so weit aus einander gespreizt hätte. Noch schöner würde eine Statüe sein, die den einen Fuß etwa in Europa, den andern in Afrika hätte, am allerschönsten aber eine, die von der Erde in den Mond hinüberschritte. In der letzten Hälfte des Buchs scheint es, als wolle sich Hr. B. mehr mit dem Poetischen beschäftigen: denn er redet von der Sprache ('derjenigen Diction, oder dem Ausdrucke von Worten, in welchem die Gedanken des Gedichts vorgetragen sind') und dem Silbenmaße. Allein unter seinen Händen werden auch Wörter und Töne zu Sachen, die er zählt, mißt oder wägt, und so bringt er heraus, daß der Messias ganze Scheffel, ja ganze Heuwagen voll Schönheiten vor den übrigen Heldengedichten voraus hat. Hr. B. hat selbst das seiner ganzen Beurtheilung zum Grunde liegende Geheimniß sehr naiv verrathen. Er sagt von einer Stelle der Ilias und der Geschichte des Laokoon beim Virgil: 'Man beraube diese Scenen ihrer schönen Poesie, und es bleiben nichs als Feenmärchen übrig.' Ja so! man beraube die Ilias, die Aeneis, das verlorne Paradies, und den Messias der schönen Poesie, und dann vergleiche man sie mit einander. Da hier nun eigentlich von der schönen Poesie die Rede ist, und Hr. B. uns über diese schlechterdings nichts zu sagen haben kann, so nehmen wir Abschied von ihm, und entschuldigen uns bei unsern Lesern wegen der gründlichen Darlegung seiner fast beispiellosen Unwißenheit und Plattheit mit unsrer Ehrerbietung vor einer 'doppelten Medaille'.

Man sieht, daß, wenn auch die Preise vertheilt wurden, die Lorbern noch ungepflückt geblieben sind. Es wäre in der That sehr zu wünschen, daß ein der Sache gewachsener Kenner eine ausführliche Beurtheilung des Messias unternähme. Die heftigen, aber heilsamen Erschütterungen, welche die erste Erscheinung des Messias für und wider ihn hervorgebracht hat, liegen ein Menschenalter

hinter uns; auch die schreiende, schiefe und einseitige Bewunderung gewisser kindischer Anstauner des großen Mannes und seines Werks ist verschollen; wir stehen allmählich entfernt genug von dem Gegenstande, um einen freien Standpunkt der Betrachtung zu wählen. Es ließen sich dabei die anziehendsten Untersuchungen zur Sprache bringen, z. B. über das Verhältniß des Christenthums zur schönen Kunst, wo denn hauptsächlich der Zweifel zu heben wäre, ob jenes nicht von dem sinnlichen Menschen eine Verleugnung seiner selbst fordert, welche der lebendigen, unbeschränkt freien Bewegung, worein der Dichter ihn zu versetzen sucht, durchaus widerspricht; ob also nicht ein Gedicht, dem überall die Voraussetzung unsrer ursprünglichen Sündlichkeit, und der Unzulänglichkeit unsrer eignen Kraft, um der ewigen Verdammniß zu entgehen, zum Grunde liegt, durch seinen Inhalt dem Eindruck der Form entgegenarbeitet; ob insbesondere ein Geheimniß der Offenbarung Gegenstand der Darstellung werden kann, da der Dichter entweder das Wesen der Sache gar nicht berühren darf, oder, wenn er versucht, den Schleier des Unbegreiflichen wegzuziehen, sich in tausend Widersprüchen und Ungereimtheiten verstricken muß. Ferner, ob das Urchristenthum, oder der Katholicismus, oder der Protestantismus, einer dichterischen Behandlung fähiger sei; ob in dem letzten nicht ein Streben nach Unsinnlichkeit der Gottesverehrung liegt, das, um konsequent zu sein, alle christlichen Gedichte, Gemälde u. s. w. verbieten sollte. Bei den katholischen Vorstellungsarten würde bestimmt werden müßen, welchen Werth das Ideal der Madonna, die reinste und schönste Hervorbringung der neuern Malerei, für die Poesie haben könne? Dante würde einigermaßen einen Begriff davon geben, da uns Klopstock in der Maria fast nur die mater dolorosa zeigt. Ueberhaupt würden Vergleichungen dieser beiden Dichter, der festen, bestimmten Umrisse des Italiäners, der bald der Michelangelo, bald der Raphael der Poesie ist, mit der heiligen, entkörperten, schwebenden Darstellung des Deutschen eben deswegen vorzüglich belehrend sein, weil der Sänger des Messias die göttliche Komödie gar nicht gekannt zu haben scheint; da man hingegen oft veranlaßt wird zu wünschen, er möchte Young und Milton nicht gekannt oder weniger geliebt haben. — Wenn man unbefangen zu den Urkunden des Christenthums zurück geht, so bietet sich der Gedanke zu einem Ge-

darunter begriffnen Dingen die Eigenschaft nicht in gleichem Grade zukommt. Auch 'allererste' und 'allerletzte' sind keine doppelten Superlative, sondern nur ausdrücklichere Erwähnungen der im Superlativ schon enthaltnen Allgemeinheit der Vergleichung. 'Letztere' ist noch schlimmer als 'mehrere' (Klopstock hat durch ein einziges treffendes Wort von beiden die Unschicklichkeit gezeigt: 'mehrere', sagt er, ist das Muster zu 'beßerere', und 'der Erstere' und 'der Letztere', gerade wie 'der Kleinstere' und 'der Größtere'); denn wer von einem Comparativ einen neuen Comparativ macht, thut nur etwas Ueberflüßiges; aber ein Comparativ von einem Superlativ vernichtet den Begriff von diesem und streitet mit sich selbst. Gilt 'ersteres' und 'letzteres', so hat man keinen Grund 'das erste' und 'das letzte' zu verbieten. Wer von zwei vorher genannten Dingen das zweite 'das letztere' nennt, muß zugeben, das vorhergehende, also das erste, sei das letzte; und umgekehrt aus der Benennung 'das erstere' folgt, daß das zweite zuletzt genannte Ding das erste ist. Unstreitig hat bei Bildung dieser Wörter ein Mißverstand obgewaltet: man wollte den Superlativ in solchen Redensarten nicht gebrauchen, weil man ihn für zu stark hielt, man suchte den Comparativ, wovon er abgeleitet wäre (prior, posterior), fand ihn in der Sprache nicht mehr, und prägte einen neuen. Auch ist es in der That ein Mangel, daß wir jenen Comparativ nicht mehr haben, wie z. B. die Engländer: the former, the latter.

Gelegentliche Sprachberichtigungen. 1) Einige Bemerkungen über Campens Theophron, von Heynatz. Hr. C. hat sich aller Gegenerinnerungen enthalten, wiewohl manche von den Bemerkungen gewiß gar nicht unwiderleglich sind. So tadelt Hr. H. 'anderer mit ihm verbundner Wesen' und behauptet, es müße 'verbundnen' heißen. Aber sagt man nicht allgemein im Nominativ 'andere mit ihm verbundene Wesen'? Wenn das zweite Beiwort in Einem Casus die vollständige Biegung hat, so sollte man denken, es verlange sie auch in den übrigen. H. meint, es komme darauf an, ob eine Ruhepunkt zwischen den beiden Beiwörtern ist, und C. schreibe daher unrichtig 'aus freier, auf eigne Ueberlegung gegründeten (r)' Wahl'. H. würde also 'aus freier verständigen Wahl' statt 'verständiger' billi[illegible]einst jenes eben so unrichtig als dieses. Man sieht [illegible]neinigkeit so einsichtsvoller

Sprachlehrer unter einander und mit ſich ſelbſt, daß die Biegung der Adjektive einer der ſchwierigſten Punkte in unſerer Sprache ſey. Es fragt ſich unter andern, in welchen Fällen die Beſtimmungswörter den darauf folgenden Eigenſchaftswörtern die vollſtändige Biegung nehmen, und in welchen nicht. C. ſagt, indem er an einem oberdeutſchen Schriftſteller 'die weitere (n) Folgen' mit dergl. tadelt: 'alle unſere Sprachlehrer, und alle gute (n) Schriftſteller'. Das erſte iſt unſtreitig richtig, denn beide Adjektive ſind Beſtimmungswörter. Auch bei dem zweiten hat Campe Abelung für ſich; aber da 'alle' in den übrigen Fällen die unbeſtimmte Biegung nach ſich fordert, wozu die Ausnahme im Nominativ des Pluralis, gegen die ſich, wie uns däucht, die Mehrheit unſerer guten Schriftſteller (die Oberdeutſchen haben hierin keine Stimme) ſchon erklärt hat? Und doch verlangten wir oben nach 'andere' die beſtimmte Biegung: worin liegt nun der Unterſchied zwiſchen den Beſtimmungswörtern 'andere' und 'alle'? Vielleicht darin, daß jenes den beſtimmten Artikel vor ſich nehmen kann, dieſes aber nicht? Man kann ſagen 'andere gute Schriftſteller', und 'die anderen guten Schriftſteller'. In den Worten 'alle guten Schriftſteller' hingegen vertritt 'alle' gewiſſermaßen die Stelle des beſtimmten Artikels. C. ſagt ferner: 'bei vorausſtehendem beſtimmten (m) Artikel' und 'keine Oberdeutſche (n)'; iſt beides richtig? Die Unterſuchung würde hier zu weit führen. H. nimmt die Weglaſſung des e, welches den Dativ bezeichnet, nach Bedürfniſſen des Wohlklanges gegen C. in Schutz; wie Rec. glaubt, mit Recht, weil unſere Sprache durch den Ueberfluß trochäiſcher Endungen eintönig wird. Dem Dichter iſt jene Freiheit unentbehrlich; aber auch in Proſa kann durch die männliche Endung der Nachdruck verſtärkt, und der Hiatus vermieden werden. Redensarten wie 'von Haus zu Haus' würden durch das angehängte e ihren lebhaften Ausdruck einbüßen. — 2) Vermiſchte Sprachbemerkungen bei verſchiedenen Veranlaßungen von Campe. 3) Nachtrag zu dem im 4. St. befindlichen Aufſatze, von Hn. Peterſen. 4) Nachleſe zur Schätzung einiger deutſchen und fremden Wörter; zu Campens Preisſchrift, von Hn. Reß. Ein Verzeichniß fremder, größtentheils kirchlicher Wörter, wovon die meiſten ſchon vor Jahrhunderten das Bürgerrecht in unſerer Sprache erhalten, auch das ausländiſche Anſehen mehr oder weniger verloren haben, mit Unterſuchungen

Ableitung und bei einigen mit Vorschlägen zu ihrer Abschaffung. Diese werden bei den kirchlichen Wörtern am wenigsten Eingang finden, weil sich eine dunkle Vorstellung von Heiligkeit an die alten Namen geknüpft hat. Ueberdieß ist der Vf. nicht glücklich in Verdeutschungen; z. B. 'Pilger' soll durch 'Reisender, Fremdling, Ausländer' ersetzt werden. Geht hier nicht der Begriff einer Wallfahrt, einer heiligen Reise ganz verloren? Das in der Poesie übliche 'Waller' kommt etwas näher: allein wer wird sich das schöne Wort 'Pilger' nehmen laßen? Wenn R. meint, 'naiv' werde durch 'offenherzig' oder 'unbefangen' gut genug ausgedrückt, so verweisen wir ihn auf das, was Kant und Schiller über den Begriff des Naiven gesagt haben. 'Raisonnieren' soll durch 'beurtheilen' gut genug übersetzt sein. Kann man die logischen Funktionen auffallender mit einander verwechseln? Gegen die behauptete Ableitung des Wortes 'Gaudieb' von 'Gau', Kreiß, Bezirk, nicht von dem alten 'gau', hurtig, behende, hat schon Kinderling das Nöthige erinnert. Die holländische Schreibung 'gaauwdief', wie in dem noch üblichen 'gaauw', da hingegen der 'Gau', wo er in eignen Namen noch vorkommt, 'goo' oder 'goy' geschrieben wird, ist gegen R. entscheidend. Auch 'Hoffart' hat er zwar richtig von 'hoch' und 'fahren', aber von dem letzten nicht in dem rechten Sinne abgeleitet. S. Adelungs W. B. 'Reiten' begriff ja ursprünglich, wie noch jetzt im Englischen und Holländischen, das Fahren im Wagen mit in sich; und wie sollte dieß ein Zeichen des Hochmuths gewesen sein, da zu der Zeit, wo das Wort 'Hoffart' entstand, die größten Fürsten und Herren zu Pferde ritten? — 4) Zu Campen's Preisschrift von Affsprung. Großentheils Vorschläge zu Verdeutschungen. Der Vf. scheint eine besondere Vorliebe für die im Holländischen zum Ersatz fremder, hauptsächlich wißenschaftlicher Wörter, erfundenen Ausdrücke zu haben. Einige verdienen allerdings bei uns eingeführt zu werden, wie 'Vaterländer' für 'Patriot'; andere sind unedel, wie 'Mengelklomp' für Chaos, oder ungelenk und übelklingend, oder gar verfehlt. 'Unseitig' und 'Unseitigkeit' für 'neutral' und 'Neutralität' findet vielleicht Eingang; hingegen für 'Objekt' und 'Subjekt' wird das holländische 'Vorwerp' und 'Onderwerp' schwerlich nachgeahmt werden. 'Vorwurf' hat man ehedem schon in diesem Sinne gebraucht; es ist abgekommen, vermuthlich wegen der Zweideutigkeit,

da es auch reproche heißen kann. Ueberhaupt ist nur 'Subjekt' der Stein des Anstoßes: für 'Objekt' haben wir das sehr gute Wort 'Gegenstand', das wir, wie man weiß, der fruchtbringenden Gesellschaft verdanken. 'Unterstand', welches diese ebenfalls vorgeschlagen hat, ist nicht durchgegangen. Will man von Neuem versuchen es einzuführen, und, für 'objektiv' und 'subjektiv', 'gegenständig' und 'unterständig' wagen? 'Assimilation' wird durch 'Einverleibung', welches incorporation bedeutet, gewiß nicht treffend ausgedrückt. Vielleicht eher 'Verähnlichung' oder 'Anähnlichung'. Bei 'beschwichtigen' schlägt A. das schwäbische 'geschwaigen' vor: wir haben schon das edlere 'schweigen' als Transitivum mit regelmäßiger Biegung. — Sprachuntersuchungen. 1) Ueber Vokale und Konsonanten von Wagner. Der Vf. verwirft die Benennung 'Selbstlaut' als sprachwidrig gebildet; allein seine Gründe treffen den 'Selbstlauter' nicht, den man doch auch häufig gebraucht. Noch mehr hat W. gegen die Benennungen 'Selbstlaut' und 'Mitlaut' von Seiten des Sinnes einzuwenden. Sie sollen einen ganz falschen Begriff von der Sache geben, denn es sei ungegründet, daß man die Konsonanten nicht ohne Hülfe der Vokale aussprechen könne. Ein Geräusch kann man freilich mit dem Munde machen, ohne Vokale auszusprechen, aber auch einen 'Ton' im musikalischen Sinne hervorbringen? Ton, Stimme haben nur die Vokale, und theilen sie den übrigen Buchstaben mit; daher sind auch die alten Namen: φωνήεντα, vocales, so schön und bedeutend gewählt. Den Unterschied zwischen den Konsonanten, daß einige ohne Vokal einigermaßen, andere gar nicht ausgesprochen werden können, haben die alten Sprachlehrer ebenfalls sehr richtig durch die Benennungen ἡμίφωνα, ἄφωνα, liquidae, mutae, bezeichnet. Auch Adelungs Benennung 'Hülfslaut' für Vokal, und 'Hauptlaut' für Konsonant, verwirft Hr. W., und schlägt für jenes 'Grundlaut', für dieses 'Bestimmungslaut' vor, 'weil die Vokale gleichsam der Körper der Sprache sind, der durch die Konsonanten seine Form und seinen Umriß erhält'. Dieß Gleichniß beweist nichts; man kann es umkehren, und schicklicher die Konsonanten als die festen Theile des Sprachkörpers, die Vokale als die weicheren, die jene bekleiden, betrachten. W. hat es selbst kurz vorher besser getroffen, da er die Vokale 'die Seele der Sprache' nennt. Die Seele, die innere Empfindung, offenbart sich durch die Stim-

me, die Stimme aber tönt nur in den Vokalen. Hingegen kommt es bei der Bezeichnung der Gegenstände weit mehr auf die Konsonanten an. Löwe will für Vokal 'Hauchlaut', für Konsonant 'Stoßlaut' einführen. Das ist große Unbequemlichkeit bei der Uebersetzung fremder Kunstwörter, daß gewöhnlich keiner den Andern ganz befriedigt, und jeder es daher nach seinem Sinne macht, so daß man jetzt sich sechserlei verschiedne Terminologien merken muß, wenn man grammatische Untersuchungen liest. 2) Orthographische Aufsätze von v. Winterfeld. IV. Gegenurtheile von Mayer, Cludius, Löwe, Bahrs. Unter manchen guten, zum Theil feinen Bemerkungen finden sich hie wieder mißlungene Verdeutschungen, z. B. von Cl. 'Guß' für Chaos; für 'Versificateur' (beßer sagt man nach dem lateinischen 'Versificator') und 'Versification', 'der Verser' und 'die Verserei'. Dieß würden ja doch Zwitterwörter sein, und die Ableitung von Substantiven in 'rei' kann jetzt nicht mehr ohne den Nebenbegriff der Verächtlichkeit gebraucht werden, wenn sie ihn schon nicht bei allen älteren Wörtern der Art hat. Eine Blondine will Löwe 'eine Hellschöne' und eine Brunette 'eine Braunschöne oder Dunkelschöne' genannt wißen. Also auch, wenn die Blondinen und Brunetten häßlich sind, 'Hellgarstige und Dunkelgarstige'? Man hat ja schon das weniger fremd klingende 'die Blonde', und das völlig deutsche 'die Braune'. 'Die wunderholde Braune', hat ein Dichter in einem sehr artigen Liede gesagt. Noch unglücklicher schlägt L. an einem andern Orte für 'Hiatus' 'Maulsperre' vor, Die Maulsperre wird doch wenigstens so schlimm sein als die Mundklemme? Sehr richtig sagt Bahrs, um eine vorgeschlagne Verbeßerung zurückzuweisen, 'wir vertauschen da eine Ausnahme, an die wir schon gewöhnt sind, mit einer Ausnahme, an die wir uns erst gewöhnen müßen'. Dieß sollte bei Vorschlägen zu Sprachverbeßerungen immer beherzigt werden.

VI. St. Bemerkungen über den Ausdruck in Göthens Iphigenie, von Löwe, mit Zusätzen von Campe (S. 1...37. und fortgesetzt im VII. St. S. 1...50.). C. fühlt und bemerkt mit Feinheit; doch geht er manchmal vielleicht zu sehr ins Kleine: wie er Schönheiten in dem Gedichte findet, an die der Dichter schwerlich gedacht hat, und die auch wirklich nicht vorhanden sind, so tadelt er auch Ausdrücke, Fügungen, Stellungen, die sich Rec. getraut ohne Schwie-

rigkeit zu rechtfertigen. Allein es lohnt die Mühe nicht, über das Einzelne zu streiten, so lange man in den Grundsätzen noch nicht einig ist. Wenn das, was der Vf. stillschweigends voraussetzt, bestimmt ausgesprochen würde, so kämen wahrscheinlich Gesetze zum Vorschein, die, nur für die Prosa gültig, die Poesie zur Prosa herabstimmen würden. Es fragt sich: giebt es eine deutsche Dichtersprache? und soll es eine geben? Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Dem Dichter liegt daran, seine Sprache so viel als möglich von der prosaischen unterscheiden zu dürfen, wo auch ihre innere Vollkommenheit, d. h. die Ausdehnung, die Tiefe und Gewalt ihrer Mittheilungen, nicht unmittelbar dadurch gewinnt. Schon das Aeußere des Gedichtes, Sprache und Rhythmus, muß dem Hörer die Entrückung aus der gewöhnlichen Wirklichkeit in eine ganz andere Welt ankündigen. Dichterische Freiheiten sind also eine Hauptbedingung der Schönheit. Die Gründe, warum dieß und jenes in einer gewissen Sprache erlaubt ist, in einer andern nicht, liegen in der ganzen Eigenthümlichkeit und oft in dem innersten Bau der Sprachen verborgen. Die deutsche ist noch so sehr im Werden und Fortschreiten, daß sich keine feste Gränze setzen läßt, daß vielmehr zu hoffen ist, unsere Dichtersprache werde fortfahren, wie bisher an Höhe und Umfang zu gewinnen. Wenn das Geheimniß der Poesie größtentheils im Rythmus liegt; wenn es eben die Unterwerfung unter das äußere Gesetz desselben ist, was den Dichter von manchen Obliegenheiten der gewöhnlichen Rede frei spricht; wenn z. B. die metrische Vollkommenheit der griechischen Sprache eine Miturſache ihrer göttlichen Freiheit, und die metrische Unvollkommenheit der französischen ihrer kläglichen Gebundenheit ist: so wird auch durch Vervollkommnung der Rhythmik die deutsche Poesie sich immer neue Rechte verdienen. Nur einige einzelne Erinnerungen. VI. S. 9. tadelt Campe etwas, das bloß durch ein Versehen in dem hier eingerückten Abdruck, nicht im Original, steht. Wenn Wortstellungen, wie die, welche Campe VII. S. 6. sehr lebhaft tadelt, nicht erlaubt sein sollen, so mag man die Poesie nur gleich aufgeben. Der angefochtne Ausdruck 'der Gott' ist an seiner Stelle vortrefflich, und ganz im griechischen Sinne, τὸ θεῖον. C. tadelt 'mein tiefstes Herz'. Was würde er erst zu der herrlichen Zeile Shakspeares sagen: In my hearts core, yea in my heart of

heart? Beide Sprachlehrer vereinigen sich darin, 'ein blutend Herz, ein ehern Band' u. s. w. für 'blutendes, ehernes', zu verwerfen. Wir wollen diese Freiheit nicht bloß durch die Unentbehrlichkeit, und durch den guten, alten Besitz der Dichter von den Zeiten der Minnesinger bis auf die unsrigen vertheidigen. Sie muß doch wohl natürlich sein, weil sie sogar im vertraulichen Gespräche vorkommt. Im Italiänischen kann man beim Zeitworte zuweilen die Bezeichnung der Zahl, der Person und der Zeit weglaßen, und für cominciarono (außer cominciaron, und comnciaro) cominciar sagen: verliert oder gewinnt nun die italiänische Poesie durch diese Biegsamkeit der Endsilben? Und hier kann doch eine Verwechselung mit dem Infinitiv stattfinden; dort ist das Beiwort auch ohne Konkretionssilbe durch seine Stellung zwischen dem unbestimmten Artikel und dem Substantiv kenntlich genug. — Wir bemerken noch, daß Löwe völlig irrige prosodische Begriffe hat. Er verwechselt zwei wesentlich verschiedne Dinge, Ton und Silbenzeit, wenn er z. B. 'blutgierig' für einen unreinen Daktylus hält. Es ist ein reiner Palimbacchius. Die erste Silbe hat zwar einen stärkeren Ton; aber die zweite ist eine vollkommne Länge, und kann, in die Arsis des Fußes gerückt, jener ganz gleich werden. L. tadelt am Silbenmaße, in der Voraussetzung als ob ein jambischer Vers aus lauter einzelnen Jamben bestehen müße, da doch selbst die Griechen ihrem Trimeter so häufig fremde Füße einmischten; freilich nach gewissen Regeln, die sich auch im Deutschen nach der verschiednen Natur unseres jambischen Verses entwickeln laßen. Wer, wie VII. S. 30. geschieht, einen trochäischen Hendekasyllabus, 'Zeus ein ehernes Band um ihre Stirne', als einen fünffüßigen Jamben vorschlagen kann, der zeigt, daß er gar nichts von der Sache versteht.

Gelegentliche Sprach-Berichtigungen von Petersen, Campe und H. — Sprach-Untersuchungen. 1) Gedanken über einige Irrungen in der deutschen Rechtschreibung, von Kinderling. Großentheils über die Aussprache und Schreibung der Vokale. K. theilt diese immer in lange und kurze ein, da man sie doch auf drei wesentlich verschiedne Arten, abgebrochen, offen und gedehnt, ausspricht. Manche von den gethanen Vorschlägen sind ausführbar und verdienen Aufmerksamkeit. K. sagt: 'Je mehr allgemeine Regeln eine Sprache hat, desto vollkommner ist sie in ihrer Bildung'. So behauptet

auch Martian, 'die Aehnlichkeit sei der Maßstab, an welchem man die Vollkommenheit einer Sprache berechnen solle'. Nach diesen Sätzen wäre also die Sprache der Wenden in der Niederlausitz, worin, wie man meldet (Berlin Archiv 97. VI. St.), alle Regeln ohne Ausnahme gelten, weit vollkommner als die griechische. In den angeführten Stellen wird formale und reale Vollkommenheit nicht gehörig unterschieden. Jene ist nur Mittel zum Zweck; diese, welche darin besteht, die größte Mannichfaltigkeit von Gedanken, Bildern, Empfindungen, auf das bestimmteste, nachdrücklichste, anschaulichste, tiefste und eigenthümlichste ausdrücken zu können, der höchste Zweck der Sprache. Und doch begegnet es mitunter den Theilnehmern an dieser Zeitschrift, mit Hintansetzung der realen Vollkommenheit zu einseitig und ausschließend auf die formale zu dringen. 2) Ueber 'wann' und 'wenn' von Campe. Eine bündige und lichtvolle Darlegung der Gründe, warum man das ursprünglich oberdeutsche 'wann' nicht aus der Sprache verbannen, sondern vielmehr, was auch schon die Mehrheit beobachtet, 'wann' (quando) und 'wenn' (si) eben so wie 'dann' und 'denn' unterscheiden soll. Campe ist vielleicht noch zu gefällig gegen das 'wenn'; denn auch von Seiten des Wohlklangs empfiehlt sich 'wann', da die tönenden Vokale in unserer Sprache nur allzuselten vorkommen. Die Gegner, mit denen es der Vf. zunächst zu thun hat, widerlegt er auf das befriedigendste; allein Klopstock hat, so viel Rec. weiß, das 'wann' nicht anerkannt (z. B. in den Grammatischen Gesprächen S. 233. übersetzt er ören durch 'wenn'); und man setzt bei diesem tiefen Sprachkenner mit Recht voraus, daß er sich selbst in der Sprache von allem Rechenschaft giebt, wenn er sie auch nicht ausdrücklich darlegt. Er wird doch also zur Verwerfung des 'wann' noch einen andern Grund haben, als die Vorliebe für den niederdeutschen Dialekt? 2) Ueber die Völkernamen von v. Winterfeld. 4) Von überflüßigen Verneinungen von Ebend. 5) Bemerkungen über die lateinischen und deutschen Buchstaben, von Kinderling. Die Frage, ob die letzten abgeschafft werden sollen oder nicht, wird wohl durch die Zeit und den Gang des öffentlichen Geschmacks am besten entschieden werden. Wenn die Einführung der lateinischen Buchstaben allmählich, wie bisher, vor sich geht, möchten wohl die meisten der davon befürchteten Unbequemlichkeiten wegfallen. Indessen ist es sehr gut, daß,

Gebrauch ſich ziemlich deutlich gegen Adelungs Orthographie erklärt hat, z. B. 'Reitz, Geitz, Gebieth, Gebeth', ſtatt 'Reiz, Geiz, Gebiet, Gebet'. Der Vf. hätte alſo, ſtatt mit Widerſpruch gegen den eben genannten Sprachlehrer anzufangen, erklären ſollen, er habe ſeine Arbeit beſtändig vor Augen gehabt und beſtens benutzt. In welchem Grade er dieß gethan, beweiſen unter andern manche etymologiſche Bemerkungen, z. B. bei 'Reppuhn, Flaumfeder', die beinah wörtlich abgeſchrieben ſind. An Veränderungen, weggelaßenen und hinzu gekommnen Wörtern u. ſ. w. fehlt es nicht: ob aber das vorliegende Wörterbuch dadurch zweckmäßiger geworden iſt, als das von Adelung, läßt ſich bezweifeln. Wozu für Ungelehrte die griechiſchen Kunſtwörter, zum Theil mit ihrer Ableitung? Dagegen vermißen wir die Anführung der weniger richtigen, aber auch gebräuchlichen Schreibung an ihrer Stelle im Alphabet, weil der, welcher die richtigere noch nicht kennt, ſonſt lange vergeblich ſuchen kann. Mit einem Worte: bei einer weit beträchtlicheren Verkürzung hätte doch vielmehr geleiſtet werden können.

Auswahl der vorzüglichſten Stellen aus den berühmteſten neuern Schriftſtellern des Inn- und des Auslandes mit Anmerkungen des Herausgebers. Halberſtadt 1797.

Ausgeſchriebne und nothdürftig unter Rubriken gebrachte Stellen von ſehr verſchiednem Gehalte, wie ſie denn auch von einander ſehr unähnlichen Schriftſtellern, Rouſſeau, Gentz, Kant, Gellert, Richardſon, Fielding, Alxinger, Riemeyer, Campe, Necker u. ſ. w., herrühren. Der Herausgeber, (K. A. von Raben) dem nichts davon zugehört, als einige Anmerkungen, die neueſten Weltbegebenheiten betreffend, und eine Vorrede, worin das Excerpieren auf eine ziemlich triviale Art angeprieſen wird, und unter den Erforderniſſen dazu ſogar gutes Schreibpapier und gute Dinte vorkommt (die wohl geſchnittnen Gänſekiele ſind denn doch vergeßen), geſteht ſelbſt, daß ſein Werklein gar nicht zu den unentbehrlichen gehöre, und daß er beim Sammeln dieſer zufälligen Kollektaneen nicht daran gedacht, ſie drucken zu laßen. Er mag es recht gut gemeint haben.

aber er 'giebt ein sehr übles Beispiel. Das Büchermachen ist ja leider nur allzuhäufig nichts als mehr oder weniger verkleidete Ausschreiberei: wenn nun vollends die Sitte einrisse, seine Excerpten-Hefte nur gerade in ihrer ursprünglichen Gestalt ohne alle Zubereitung in die Welt zu schicken, wohin sollte man sich vor der Menge unnützer Bände retten? Wir wollen den Nutzen der Auszüge, wenn sie auf eine vernünftige Art gemacht werden, gar nicht leugnen; allein das Excerpieren ist doch nur eine Nebensache, die für die Bildung nichts wirken kann, wo die Hauptsache, nämlich geistige Gegenwirkung und thätige Aneignung, fehlt. Und wie soll man diese von den Lesern erwarten, wenn die Schriftsteller selbst nichts als leidende Werkzeuge ihrer Lektüre sind?

Brutus oder der Sturz der Tarquinier. Weißenfels und Leipzig 1796.

Mit der nämlichen Bequemlichkeit, womit sich unsre Ritterromane durch das Dialogisieren ausspinnen laßen, führt man jetzt auch häufig Römer und Griechen redend ein. Welch eine Reihe erhabner und beweglicher Gesinnungen läßt sich freilich bei einer Reihe von Thaten darlegen, wie sie mit Roms Befreiung verbunden waren! Wir lesen hier von Lucretia, Brutus, Horatius Cocles, Mucius Scaevola, Publicola u. s. w., und bekommen als Zugabe noch andre bunte Scenen, z. B. die Listen des alten Tarquin, die Freiheitsfeste der Gabier nebst dem dazu gehörigen Liede, den Tod des Sextus, wie er von der Hand einer Frau fällt, die nach einem langen Gebete über den Text 'Hilf mir meine Weiblichkeit besiegen' den Mord ihres Gatten an ihm rächt. Die Monologe und öffentlichen Reden sind überhaupt nicht gespart, und man muß es an dem Vf. vielfältig bewundern, daß er so genau gewußt hat, wie es in einem römischen Herzen aussieht, und was auf Römer wirkt. Bei Gelegenheit, da die jungen Tarquinier mit Brutus nach Griechenland reisen, erfahren wir auch, wie es dort beschaffen ist, und was wir von der Tugend und den verschiednen Staatsverfaßungen zu halten haben. Wirklich läßt sich das ganze Werk nicht anders, denn als ein wohlgemeintes Exercitium ansehn, wodurch sich ein

Gebrauch sich ziemlich deutlich gegen Adelungs Orthographie erklärt hat, z. B. 'Reitz, Geitz, Gebieth, Gebeth', statt 'Reiz, Geiz, Gebiet, Gebet'. Der Vf. hätte also, statt mit Widerspruch gegen den eben genannten Sprachlehrer anzufangen, erklären sollen, er habe seine Arbeit beständig vor Augen gehabt und bestens benutzt. In welchem Grade er dieß gethan, beweisen unter andern manche etymologische Bemerkungen, z. B. bei 'Repphuhn, Flaumfeder', die beinah wörtlich abgeschrieben sind. An Veränderungen, weggelaßenen und hinzu gekommnen Wörtern u. s. w. fehlt es nicht: ob aber das vorliegende Wörterbuch dadurch zweckmäßiger geworden ist, als das von Adelung, läßt sich bezweifeln. Wozu für Ungelehrte die griechischen Kunstwörter, zum Theil mit ihrer Ableitung? Dagegen vermißen wir die Anführung der weniger richtigen, aber auch gebräuchlichen Schreibung an ihrer Stelle im Alphabet, weil der, welcher die richtigere noch nicht kennt, sonst lange vergeblich suchen kann. Mit einem Worte: bei einer weit beträchtlicheren Verkürzung hätte doch vielmehr geleistet werden können.

Auswahl der vorzüglichsten Stellen aus den berühmtesten neuern Schriftstellern des Inn- und des Auslandes mit Anmerkungen des Herausgebers. Halberstadt 1797.

Ausgeschriebne und nothdürftig unter Rubriken gebrachte Stellen von sehr verschiednem Gehalte, wie sie denn auch von einander sehr unähnlichen Schriftstellern, Rousseau, Gentz, Kant, Gellert, Richardson, Fielding, Alxinger, Niemeyer, Campe, Necker u. s. w., herrühren. Der Herausgeber, (K. A. von Raden) dem nichts davon zugehört, als einige Anmerkungen, die neuesten Weltbegebenheiten betreffend, und eine Vorrede, worin das Excerpieren auf eine ziemlich triviale Art angepriesen wird, und unter den Erfordernissen dazu sogar gutes Schreibpapier und gute Dinte vorkommt (die wohl geschnittnen Gänsekiele sind denn doch vergeßen), gesteht selbst, daß sein Werklein gar nicht zu den unentbehrlichen gehöre, und daß er beim Sammeln dieser zufälligen Kollektaneen nicht daran gedacht, sie drucken zu laßen. Er mag es recht gut gemeint haben,

wenn er sich den hier eingeführten buchstäblich zum Muster nähme, und auf solche Art fehlen die aufgestellten Beispiele unsers Schriftstellers beständig. Es ist nicht zu verwundern, daß es nachher mit dem fürstlichen Jüngling eine äußerst traurige Wendung nimmt. Er wirft sich mit einer so rastlosen Gewalt auf die Gegenstände, daß die Liebe, und zwar eine unglückliche Liebe, wobei ihm seine Mutter im Wege steht, leicht eine fixe Idee bei ihm werden und in Wahnsinn übergehn konnte. Wir verlaßen ihn in einem wahrhaft herzzerreißenden Zustande, wo er, seiner Sinne nicht mehr mächtig, nebst dem Lande, das er retten wollte, wieder in die Hände seiner abscheulichen Mutter fällt. Ein zweiter Theil wird ihn hoffentlich befreien, und allem Vermuthen nach in eben dem Grade Tadel und Theilnehmung finden, wie der erste.

Von der Darstellung der Rede durch die Schrift als Versuch einer Rechtschreibung für die Deutschen. Berl. 1797.

Der Vf., der sich unter der Vorrede 'Johann Gottfried Richter' unterzeichnet, zeigt sich in obiger Schrift als einen denkenden Kopf, wiewohl er die Gabe des leichten und geschmackvollen Vortrags nicht in einem vorzüglichen Grade besitzt. Er geht mit nichts Geringerm um, als damit, die Schreibung zur Wißenschaft, zur Rechtschreibung im strengsten Sinne des Wortes, zu erheben. Daß er an sie zu große Forderungen macht, und von dem, was sie auch bei der vollkommensten Einrichtung leisten kann, zu hohe Erwartungen hegt, beweist zum Theil schon der Titel: die Schrift kann die Rede im Grunde niemals 'darstellen', sondern nur bezeichnen. Eine Darstellung macht uns mit ihrem Gegenstande bekannt, wenn er uns auch vorher noch nie vorgekommen wäre; die Schreibung, selbst die regelmäßigste, wo jeder verschiedne einfache Laut sein besonderes Zeichen, und zwar nur Eines hat, und wo jedes Zeichen immer einerlei bedeutet, kann uns die richtige Aussprache nicht lehren, sondern uns nur daran erinnern, wenn wir sie schon haben. Denn außerdem daß man die Bedeutung der Schriftzeichen nur durch genaue Beschreibung der Bewegungen, welche die Sprachwerkzeuge bei

jedem Laute vornehmen müßen, oder durch Beispiele lernen kann (da doch keines von beiden in der Schreibung selbst begriffen ist); so hat auch jede Sprache ihren eigenthümlichen Ton, ihre Musik, ihren lebendigen Hauch, tausend Feinheiten der Aussprache, die zu flüchtig sind, um durch die Schrift aufgefaßt und festgehalten zu werden. Wie in keiner Sprache der Eigensinn und die Unregelmäßigkeit des Schreibgebrauchs größere Irrungen gestiftet hat, als im Englischen, so hat man auch vielleicht nirgends die Genauigkeit in der schriftlichen Bezeichnung, besonders was die Mitteltöne der in einander sich verlaufenden Selbstlauter betrifft, höher getrieben, als in den Werken der englischen Orthoepisten. Reichen sie aber deswegen, wenn man dem Schüler auch jeden einzelnen Laut oft genug vorgesagt hätte, um ihn seinem Gedächtnisse einzuprägen, zur Erlernung der eigenthümlichen englischen Aussprache hin? Muß man dazu nicht häufig Engländer reden hören, und die Organe üben, es ihnen nachzumachen? — Der Vf. giebt es als einen Vortheil der von ihm vorgeschlagenen Schreibung an, daß man in den Gegenden Deutschlands, wo unrichtig ausgesprochen wird, die richtige Aussprache daraus lernen würde. Hiezu wird Können und Wollen vorausgesetzt, welches beides größtentheils fehlt. Man glaubt in den Provinzen, wo am übelsten geredet wird, gar nicht, daß es anders sein könne oder müße; und wenn ein Einheimischer, der auswärts gelebt hat, eine verbeßerte Aussprache nach Haus bringt, so hält man dieß wohl gar für bloße Ziererei. In vielen Fällen unterscheidet die gewöhnliche Schreibung deutlich genug: bekümmert man sich in jenen Provinzen wohl im Geringsten darum? Sieht man nicht schwäbische Dichter 'Menschen' und 'wünschen', 'Enkel' und 'Winkel', und österreichische 'Schönen' und 'können' u. s. w. reimen? Gesetzt aber, die Bemühung wäre überall vorhanden (welches doch nur in dem Falle sich erwarten läßt, wenn es einen Mittelpunkt des guten deutschen Aussprache gäbe, der ein äußerliches, Alles überwiegendes, Ansehen genöße, wie die Hauptstädte in Frankreich und England): folgt daraus, daß man überall gut aussprechen kann? Legt nicht der Bau der Sprachorgane und die frühe Angewöhnung unübersteigliche Hindernisse in den Weg? Der Vf. sagt, die Schreibung des einfachen Lautes sch durch drei Zeichen gebe Anlaß zu der Trennung 'S—chinken', wie die Westphalen

sprechen. Diese Abweichung muß wohl einen ganz andern Grund haben; sonst würde sie sich nicht auf die an die Niederlande grenzenden Gegenden einschränken. Wenn man nun für das untrennbare sch ein einfaches Zeichen setzt (der Vf. hat das lange ſ gewählt) wird es dadurch den Bewohnern jener Gegenden weniger schwer oder unmöglich, den ächten gezischten Laut zu sprechen? — Es ist keine leichte Aufgabe, für alle Fälle zu bestimmen, was eigentlich reine deutsche Aussprache sei, da kein Landstrich ganz von fehlerhaften Eigenheiten frei ist. Das Zweifelhafte kann also nicht durch das Ansehen einer Provinz, noch weniger durch Mehrheit der Stimmen, sondern es muß nach dem allgemeinen Charakter der Sprache, und nach Gesetzen des Wohlklangs entschieden werden. Aber sicher anzugeben, was mit jenem am besten übereinstimmt, erfordert eine erstaunlich feine Wahrnehmung, und nach den verschiednen Gewöhnungen durch die Aussprache bildet sich auch das Ohr verschieden. Möchten daher unsre Sprachlehrer diesen Theil ihrer Wißenschaft sorgfältiger und ohne Parteilichkeit und Vorurtheil bearbeiten! Der Vf. beweist seine Einsicht und Genauigkeit in der Beobachtung durch das Meiste, was er über die Aussprache sagt; und er hätte ohne Zweifel etwas weit Nützlicheres geliefert, wenn er diese, und nicht die Rechtschreibung zum Zweck seiner Schrift gemacht, und die neue Bezeichnung bloß zum Behuf des Unterrichts in der Aussprache, wie die englischen Orthoepisten, erfunden hätte. Allein er dringt auf ihre wirkliche Einführung, ob er gleich wiederholt versichert, er theile die gutmüthige Hoffnung seiner Vorgänger, mit solchen Vorschlägen Eingang zu finden, gar nicht. Hierin hat er nun sehr Recht. Es war von jeher das Schicksal der orthographischen Reformationen, wenn sie von angesehenen Männern herrührten, wenige Anhänger und vielen Widerspruch zu finden; wenn dieß aber nicht der Fall war, gar keine Aufmerksamkeit zu erregen. Was mag also der Reiz dieser vergeblichen Bemühungen sein, daß man immer von Neuem zu ihnen zurückkehrt? Will man gern etwas Neues vorzunehmen scheinen? Es ist ja etwas sehr Altes! die in unsrer Sprache im vorigen Jahrhundert gemachten Versuche sind bekannt; man hat dergleichen auch in andern Sprachen gewagt. Selbst in das Italiänische, welches eine vorzüglich gleichförmige und einfache Schreibung hat, wollte schon Trissino einige griechische Buchstaben, ferner das K u. ſ. w.

einführen. (Man ſehe ſeinen Dialœgœ, intitulatœ il Castellanœ, ſeine epistola de le lettere nuœvamente aggiunte an den Papſt Clemens VII., ſeine pœetica u. ſ. w.) Die Schreibung unſers Vfs. (er iſt indeſſen im Buche ſelbſt bei der gewöhnlichen geblieben) wird man aus einer Probe am kürzeſten kennen lernen:

'Slyclix so unterwerfe ix nixt blòc disen fersux einer rextsreibung der strengsten pryfung der saxferstendigen, sondern ix bite aux rext sèr darum. Einen ferfàcer, daer ec mit untersuxungen zu tùn hat, one untersuxung mit oberflexlixem tadel oder lob abfertigen; dac muc six kein rextlixer rezensént erlauben.'

Man ſieht, Klopſtocks Vorſichtsregel, den Eindruck des Ungewöhnlichen ſo viel als möglich zu ſchwächen, iſt hier eben nicht beobachtet worden; auch ſonſt weicht der Vf. in vielen Stücken von Klopſtock ab, z. B. er leugnet die Verdoppelung der Konſonanten, welche dieſer vertheidigt. Es iſt eigentlich nur ein Wortſtreit: verſteht man unter der Verdoppelung, daß das ganze Geſchäft der Sprachorgane bei der Hervorbringung eines gewiſſen Konſonanten wiederholt werde, ſo werden die Konſonanten freilich nicht verdoppelt; denn dieß wäre nicht ohne Pauſe in dem Worte (Lap pen, hat—ten) möglich. In ſofern aber ein ſolcher Konſonant unſtreitig am Ende der einen Silbe und auch am Anfange der andern gehört wird, kann man ihn doppelt, oder wenn man genauer reden wollte, getheilt nennen; und die in den meiſten Sprachen übliche Verdoppelung bezeichnet dieß ſehr ſchicklich. Das geſchärfte s, ſſ (das Anfangs-ſ der Franzoſen), hält der Vf. mit Recht für einen einfachen Laut. Eber das behauptet er auch von ng und nk. Von jenem (dem n nasal) hat es Klopſtock ſchon gegen frühere Vertheidiger der Meinung geleugnet, weil man es nicht zu Anfange der Silbe ausſprechen könne. So viel iſt wohl gewiß, daß man in dieſen Zuſammenſtellungen kein reines n hört: aber dieſe Wahrnehmung iſt nichts Neues; man erinnere ſich nur an das griechiſche γγ und γκ. Der Vf. verwirft das v nicht ganz; er meint, es gebe im Deutſchen einen Mittellaut zwiſchen f und w. In den Beiſpielen, die er giebt, wird immer eins oder das andre ausgeſprochen: der holländiſchen Sprache iſt ſolch ein Mittellaut eigenthümlich, den aber Deutſche faſt nie recht ausſprechen lernen. So ſorgfältig

Hr. R. gewesen ist, jedem Laute sein besondres Zeichen zu bestimmen, so ist es ihm doch entgangen, daß es im Deutschen zweierlei ch giebt, wenigstens so verschieden als das zwiefache th im Englischen: das eine spricht man nach a, o, u, z. B. ach; das andre nach e, i, z. B. ich. Viele Ausländer, denen jenes gar keine Schwierigkeit macht, bringen dieses nie recht zu Stande. Bürger hat in einer Abhandlung über den Reim den Unterschied umständlich dargethan. — Die obigen Bemerkungen ließen sich leicht mit einer Menge andrer vermehren; allein es ist zu viel verlangt, daß man Vorschläge, deren Unausführbarkeit im Ganzen einleuchtet, im Einzelnen genau prüfen soll, wie doch der Vf. zu erwarten scheint. Wir wiederholen es, über die deutsche Aussprache würde er etwas Nützliches leisten können.

Karoline Merton. Ein Roman auf Wahrheit gegründet. Nach dem Engl. 1. Thl. Leipz. 1797.

Ein Roman wie dieser ist nur ein Bericht, wie ein halb Dutzend Heiraten zu Stande gekommen sind, ob es gleich am Ende heißt: 'Welch eine vortreffliche Lehre der Moral kann nicht aus diesen mannichfaltigen und abwechselnden Ereignissen gezogen werden! Wir sehen hier die Häßlichkeit des Lasters u. s. w., die Weisheit, Würde und Belohnung der Tugend u s' w.' Wirklich sehen wir aber nichts als das allerflachste Machwerk; und wenn es für deutsche Produkte kein stärkerer Beweis ihres Gehaltes ist, in das Englische übersetzt, als für englische, verdeutscht zu werden, so dürfen sich unsre Schriftsteller nichts darauf zu Gute thun, daß der erste Fall immer häufiger wird.

Die Savoyardiſche Familie, herausg. von C. A. Fiſcher. Riga 1797.

Ein recht artiges, anziehendes Gemälde. Der Vf. desſelben trifft die Familie in einem Schweizerbade, und begleitet ſie als Hausfreund nach Chambery, von da auf ihrer Flucht vor den Franzoſen im J. 1793. nach Genf, Nyon u. ſ. w. Er theilt ihr Wohl und Weh um ſo herzlicher, da er für die ältere Tochter die ſanfteſte Zuneigung empfindet, und ſteht ſeinen Freunden auf das Thätigſte bei, denn er begiebt ſich insgeheim nach Chambery, um eine Summe Geldes zu holen, welche man dort vergraben hatte. Nach mancher überſtandnen Gefahr ſieht er die Familie wieder glücklich werden, ſieht den Verſprochnen derjenigen, die er liebte, zurückkehren, um den ſie lange getrauert hatte, und wird nun durch eine anderweitige Beſtimmung plötzlich genöthigt, ſich von ihr und den Ihrigen zu trennen. An dieſem Faden iſt eine gefällige Darſtellung ſeiner häuslicher Verhältniſſe und mancher Scenen, wie der Augenblick ſie mit ſich brachte, gereiht. Das Ganze iſt kurz, doch dürfen wir in einer Rückſicht behaupten, es müßte noch kürzer ſein: denn wir treffen hie und da auf Lückenbüßer, wohin wir einige zu lang gerathne Betrachtungen und eingeflochtne Erzählungen rechnen. Die Geiſtergeſchichte iſt bei weitem nicht ſchön genug vorgetragen, um die Wiederholung einer allgemein und unter mancherlei Geſtalten bekannten Anekdote zu entſchuldigen. Ueberhaupt iſt der durch das ganze Büchlein verbreitete Glaube an das Wunderbare, an Ahndungen, Geiſter u. ſ. w. mit einer gewiſſen Affektation und vielleicht Nachahmung eingeführt, die ein etwas dürftiges Anſehn hat. Indeſſen läßt ſich nicht einſehen, warum der Herausgeber gegen die moraliſchen und politiſchen Meinungen des ungenannten Vf., durch eine eigne Erklärung von dieſem, ſo feierlich verwahrt werden mußte, da die erſten in nichts ketzeriſch ſind, als in jenem unſchuldigen Punkte, und die letzten höchſtens durch die Aeußerung fehlen könnten, daß ſich die Franzoſen gegen ihre Freunde ganz menſchlich zu betragen wißen.

Goethes Hermann und Dorothea.

Taschenbuch für 1798. Berlin.

Obgleich dieß Gedicht seinem Inhalte nach in der uns umgebenden Welt zu Hause ist, und, unsern Sitten und Ansichten befreundet, höchst faßlich, ja vertraulich die allgemeine Theilnahme anspricht, so muß es doch, was seine dichterische Gestalt betrifft, dem Nichtkenner des Alterthums als eine ganz eigne, mit nichts zu vergleichende Erscheinung auffallen, und der Freund der Griechen wird sogleich an die Erzählungsweise des alten Homerus denken. Sollte dieß weiter nichts auf sich haben, als eine willkürliche Verkleidung des Sängers in eine fremde altväterliche Tracht? Sollte die Aehnlichkeit bloß in Aeußerlichkeiten des Vortrags liegen? Es wäre wenigstens nicht billig, vor der Untersuchung so vermuthen: jene, auch dem oberflächlichen Betrachter sich darbietende, Wahrnehmung muß uns daher ein Wink sein, sie weiter zu verfolgen. Wenn ein Werk nach der aus ihm hervorleuchtenden künstlerischen Absicht zu beurtheilen ist, so darf die Rücksicht auf das homerische Epos hier so wenig ein überflüßiger Umweg scheinen, daß sie vielmehr das sicherste, ja das einzige, Mittel sein möchte, ein so viel möglich von *) allen Einflüßen eines einseitigen modernen Geschmacks gereinigtes Urtheil über den dichterischen Werth von Hermann und Dorothea zu bilden.

Gäbe es eine gültige Theorie der Poesie, worin die Vorschriften dieser Kunst aus den unabänderlichen Gesetzen des menschlichen Gemüths hergeleitet, nach dessen nothwendigen Richtungen die ursprünglichen Dichtarten bestimmt und

*) allem materiellem Interesse und von 1797. 1801.

ihre ewigen Gränzen festgestellt wären: so würden wir auch über das Wesen der epischen Gattung im Klaren sein, und der Kunstrichter hätte nur die schon bekannte Lehre auf einen vorliegenden Fall anzuwenden. Bis eine solche Wißenschaft zu Stande gebracht sein wird, muß man zufrieden sein, sich über Sätze, die man unmittelbar zu einer Kunstbeurtheilung braucht, mit dem Leser nothdürftig verständigt zu haben. Nicht nur dieß, sondern was eine Kritik am besten leitet und beurkundet, die Vergleichung mit klassischen Vorbildern, ist dadurch sehr erschwert worden, daß man diese seit Jahrhunderten durch das Medium irriger Kunstlehren angesehen, angebliche Tugenden an ihnen gepriesen, und was sich als ihre erste Vollkommenheit bewähren dürfte, getadelt oder gar nicht erkannt hat. Eine Geschichte der alten Poesie, worin, mit Hinwegräumung so vielfach gehäufter und tief gewurzelter Vourtheile, ihr Gang nach der Wahrheit und mit durchgängiger Beziehung auf jene Wißenschaft verzeichnet wäre, würde vielleicht darthun, daß die Griechen durch eine ganz einzige Begünstigung der Natur (deren sie sich stolz bewußt waren, wenn sie im Gegensatz mit hellenischer Eigenthümlichkeit alle übrigen Völker Barbaren nannten) auch hier die Pflicht des Schönen aus freier Neigung erfüllt, und eine Reihe eben so vollendeter Urbilder für die Hauptgattungen der Poesie, wie für die verschiednen Stile der Bildnerei und Baukunst aufgestellt haben: wodurch denn die ziemlich allgemeine Meinung, die den alten Dichtern ein ein unverjährbares, fast ungemeßnes, Ansehen zugesteht, erst in Erkenntniß verwandelt werden würde.

Was das homerische Epos anlangt, so liegt es dem Theoristen ob, sein Wesen auf die ersten Gründe der Poetik zurückzuführen und an diesen zu prüfen; dem Geschichtschrei-

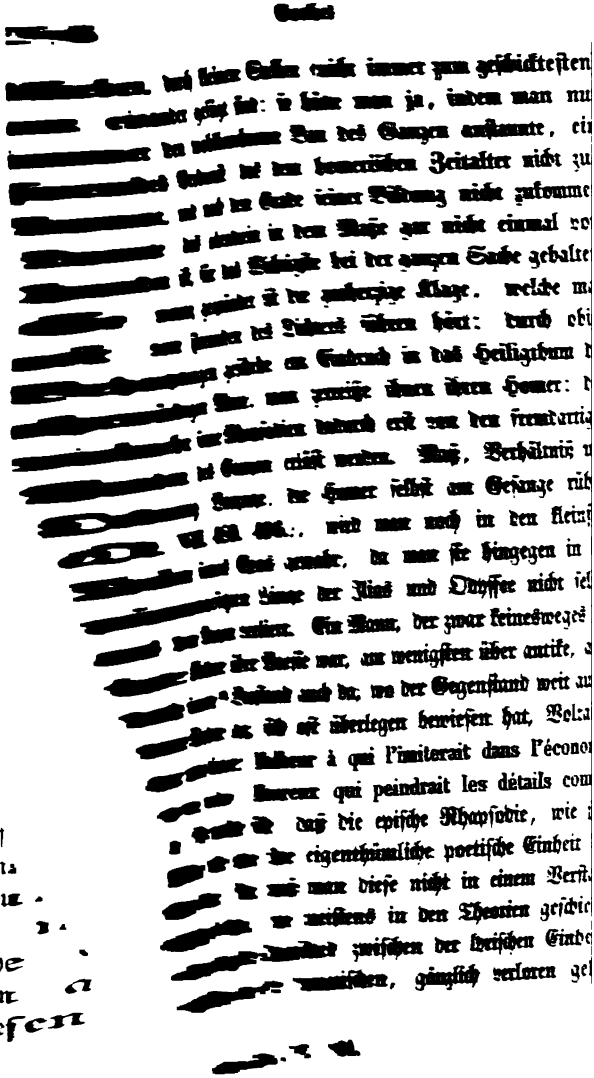
der der griechischen Poesie, es *) nach seinem Ursprunge zu erklären, das heißt, dessen nothwendige Entstehung aus einer bestimmten Stufe der Bildung zu zeigen, und es in das richtige Verhältniß mit den folgenden Stufen zu rücken. Wir begnügen uns hier mit dem Versuch, in aller Kürze eine in sich zusammenhängende Charakteristik der ursprünglichen epischen Gattung zu entwerfen, und davon zu der Frage überzugehn, wie der Dichter die Aufgabe gelöst hat, jene in unserm Zeitalter und unsern Sitten einheimisch zu machen.

Wir müßen hiebei zuvörderst alle gangbaren und in unsern Lehrbüchern immer wiederholten Begriffe von der sogenannten Epopöe gänzlich bei Seite setzen. Man hat dem Homer die unverdiente Ehre erzeigt, ihn zu deren Stifter zu machen: und wie man dieses künstliche, aus grundlosen theoretischen Behauptungen und Mißgriffen einer beabsichteten Nachahmung zusammengesetzte Gebäude für die würdigste, umfaßendste und prachtvollste Schöpfung der Dichterkraft ausgiebt, so pflegt auch jener schlichte Altvater unter den Baumeistern solcher Epopöen obenan zu prangen. Die historischen Untersuchungen eines scharfsinnigen Kritikers über die Entstehung und Fortpflanzung der homerischen Gesänge, die vor Kurzem die Aufmerksamkeit aller derer auf sich gezogen haben, welche Fortschritte in den Wißenschaften zu erkennen wißen, geben uns zum Glücke einen festen Punkt, wovon die künstlerische Betrachtung des Homer in einer ganz entgegengesetzten Richtung ausgehen kann. Wenn die Ilias und Odyssee aus einigen großen, für sich Bestand habenden Stücken zusammengeschoben, und diese wiederum, wo Lücken

*) genetisch zu 1797. 1801.

gen Gränz
s Wesen d
strichter hä
nden Fall
nde gebrach
ätze, die m
mit den
ur dieß,
rkundet, d
rch sehr er
n durch d
he Tugende
e Vollkomm
annt hat.
wegräumung
rtheile, ihr
Beziehung
ielleicht darth
Begünstigung
wenn sie im
lle übrigen
ht des Schön
he eben so vo
er Poesie, wie
d Baukunst au
allgemeine Mein
jährbares, fast
tniß verwandelt
s das homerische
ob, sein Wesen
hren und an diesen

[illegible] durch kleine Stellen [illegible] immer zum geschicktesten
[illegible] einander gesagt sind: so hätte man ja, indem man nu
[illegible] den [illegible] Bau des Ganzen anstaunte, ei
[illegible] das dem homerischen Zeitalter nicht zu
[illegible] nicht zukomme
[illegible] in dem Maße gar nicht einmal vo
[illegible] bei der ganzen Sache gehalte
[illegible] die [illegible] Klage, welche m
[illegible] des Lichters führen hört: durch obi
[illegible] ein Eindruck in das Heiligthum d
[illegible] man zerreiße ihnen ihren Homer: d
[illegible] dadurch erst von den fremdartig
[illegible] erläßt werden. Maß, Verhältniß u
[illegible] die Homer selbst am Gesange rüh
[illegible] wird man noch in den klein
[illegible] gewahr, da man sie hingegen in
[illegible] Länge der Ilias und Odyssee nicht se
[illegible] Ein Mann, der zwar keinesweges
[illegible] Poesie war, am wenigsten über antike,
[illegible] auch da, wo der Gegenstand weit au
[illegible] oft überlegen bewiesen hat, Volta
[illegible] à qui l'imiterait dans l'écono
[illegible] qui peindrait les détails com
[illegible] daß die epische Rhapsodie, wie
[illegible] eigenthümliche poetische Einheit
[illegible] man diese nicht in einem Verst
[illegible] meistens in den Theorien geschic
[illegible] zwischen der lyrischen Einhe
[illegible] gänzlich verloren ge



gängige Vollständigkeit und innere Wechselbestim-
Ganzen und der Theile kann die Vernunft be-
und diese höchste poetische Einheit haben die
n der durchaus selbständigen und in sich beschloße-
nisation ihrer Tragödie erreicht. Die epische Ein-
ɣt sich nicht auf die Vernunft, die im homerischen
noch längst nicht genug geübt war, um solch eine
; an ein dichterisches Werk zu machen; sondern sie
die Phantasie, d. h. sie ist nichts weiter als Um-
bare Begränzung. Daher läßt sie sich denn auch
olut bestimmen: sie kann vergrößert und erweitert
bis die Masse der Anschauungen die sinnliche Auf-
aft übersteigt; und Aristoteles (der doch, wie man
m epischen Gedicht die Gesetze der Tragödie vor-
vollte) findet nur deswegen, Homer habe wohl ge-
t den ganzen trojanischen Krieg in Einem Gedichte
eln, weil es dann nicht mehr leicht übersehbar
ος) gewesen sein würde. Auf der andern Seite
che Einheit auch theilbar: kleine Stücke der Ilias
e enthalten sie noch in sich; Episoden von weni-
(z. B. Il. IV. 372...398.) können für sich als
diges Epos betrachtet werden, und sind wahr-
eistentheils Auszüge aus längeren nicht mehr
Weit entfernt also, daß es gewaltsamer
ft hätte, um einzelne Rhapsodien zu grö-
zusammen zu heften, in denen Uebereins
d lebendiger Zusammenhang schon durch die
war, ist diese Leichtigkeit der Theilung und
vielmehr eine natürliche Eigenheit der Gat-
welcher sie Pindarus sehr schicklich

Wäre der Gegenstand des Epos eine einfache untheilbare Handlung, so leuchtet es ein, daß diese Trennbarkeit und Vermehrbarkeit (man erlaube uns den Ausdruck) sich mit dem Wesen desselben nicht vertragen könnte; aber das darin Dargestellte ist immer eine Mehrheit: es sind Vorfälle, Begebenheiten. Aristoteles sagt: 'der epischen Gattung gemäß nenne ich die Vielheit der Fabeln' (ἐποποιϊκὸν δὲ λέγω τὸ πολύμυθον). Bloß physische Begebenheiten, bei denen nicht Menschen thätig, und zwar ihrem Charakter gemäß thätig wären, würden freilich wenig Anziehendes für den Geist haben. Allein es ist gewiß, daß wir bei dem Bemühen, uns ein Geschehenes zu erklären, die Triebfedern und Beweggründe des Thuns gar nicht als vom Menschen hervorgebracht und abhängig, sondern als in ihm gewirkt denken, sie also auch nicht von der gesammten Masse der bewegenden Naturkräfte, als etwas Entgegengesetztes, absondern. Handlung im strengeren Sinne, das heißt Richtung der Kraft durch einen freien Entschluß, würde demnach eine in der Erfahrung vorkommende Thätigkeit erst durch den Standpunkt der Betrachtung, und in der Poesie durch den Standpunkt der Darstellung werden. Die Beantwortung der Frage, ob die Idee der *) Freiheit des Willens in der poetischen Darstellung nur durch Versinnlichung ihres Gegentheils erscheinen, ob eine durch jede äußere Gewalt unüberwindliche Selbstbestimmung ohne die Entgegensetzung einer unvermeidlichen Bestimmung von Außen, d. h. des Schicksals, anschaulich gemacht werden kann, und ihre Anwendung auf die griechische Tragödie, liegt außerhalb unsers Weges. Doch wird eine merkwürdige Andeutung im Wilhelm Meister

*) Freiheit in der poetischen Darst. 1797. 1801.

über den Unterſchied des Romans (der ſo viele Analogie mit dem epiſchen Gedichte hat oder haben ſollte) und des Drama jeden forſchenden Kunſtrichter zu weiterm Nachdenken auffordern. 'Im Roman', wird daſelbſt behauptet, 'ſollen vorzüglich Geſinnungen und Begebenheiten vorgeſtellt werden, im Drama Charaktere und Thaten; man könne dem Zufall im Roman gar wohl ſein Spiel erlauben, das Schickſal hingegen habe nur im Drama Statt.' Wie zufällig in Homers Geſängen der ganze Hergang der Geſchichte erſcheint, ſelbſt da, wo etwas einer entſcheidenden Schickung Aehnliches vorkommt (wie Il. VIII. 66...77.) liegt am Tage.

Der Unterſchied der epiſchen und dramatiſchen Dichtart, welche neuere Theoriſten unter dem Namen der pragmatiſchen dem Weſen nach für einerlei erklärt haben, möchte alſo doch, wenigſtens wenn wir dabei ſtehen bleiben, was Epos und Tragödie bei den Alten wirklich war, etwas tiefer liegen, als in der äußern Form, als darin, 'daß die Perſonen in dem einen ſprechen, und daß in dem andern gewöhnlich von ihnen erzählt wird.' Ueberdieß iſt es vergeblich, aus dem Begriff der Erzählung und des Dialogs die höchſten Vorſchriften für jene Dichtarten entwickeln zu wollen. Dieß könnte nur in dem Fall gelingen, wenn die Kunſt nichts weiter als eine leidende Nachahmung der Natur wäre, wozu man ſie leider oft genug herabgewürdigt hat. Da ſie aber eine ſelbſtthätige, nach Geſetzen des menſchlichen Gemüths erfolgende, Umgeſtaltung der Natur iſt, ſo muß die poetiſche Erzählung, der poetiſche Dialog erſt durch das Weſen der Dichtart, die ſich *) beider bedient, ſeine Beſtimmung empfangen. Die dieſer immer untergeordnete Rückſicht auf die

*) derſelben 1797. 1801.

gewöhnliche Wirklichkeit tritt nur da ein, wo von der kunstgemäßen Wahrheit der Darstellung die Rede ist. Im alten Drama erzählen die Personen häufig, im homerischen Epos werden sie fast beständig redend eingeführt, und in lyrischen Gedichten kommt sowohl Erzählung als Gespräch vor: aber wie durchaus verschieden in jeder von diesen Gattungen! Der epische Dialog ist eben so wenig ein bloß natürlicher, als der tragische, dem er ganz entgegengesetzt ist; beide sind bis in ihre feinsten Bestandtheile nach dem Charakter des schönen Ganzen, wozu sie gehören, gebildet.

Man hört zuweilen von Homers kühner Begeisterung, von seinem raschen wilden Feuer nicht anders reden, als ob er etwa ein Dithyrambendichter oder gar ein enthusiastischer Prophet gewesen wäre. Es scheint wohl, daß hiebei Verwechselung *) der besungenen Gegenstände mit der Person des Sängers zum Grunde liegt. Seine Helden haben allerdings gewaltige Leidenschaften, aber er selbst erscheint völlig leidenschaftslos: was er erzählt, muß jedem fühlenden Hörer Theilnahme abnöthigen, aber er selbst äußert die seinige nie. Wie ein bloß beschauendes Wesen steht er über seinen Helden und über seinen Göttern, ordnet und trägt die in seinen mächtigen Tönen lebende Welt mit göttlicher d. i. rein menschlicher Besonnenheit und Ruhe. Wie unter dem heitern umgebenden Himmel findet in dem Umfang seines Geistes jedes Ding eine schickliche Stelle, und erscheint in seinem wahren Lichte. Mit Einem Worte: das homerische Epos ist ruhige Darstellung des Fortschreitenden. Es ist niemals Darstellung des Ruhenden, oder sogenanntes poetisches Gemälde. Dieses ist dem Homer so fremd, daß, wo

*) des Objectes mit dem Subjecte zum G. 1797. 1801.

er beschreibt, er es auf eine Art thut, die das Ruhende in Fortschreitendes verwandelt: z. B. die Figuren auf dem Schilde des Achill; wiewohl dieser in den letzteren späteren Gesängen der Ilias vorkommt, und jener Homer, von dem die ersten Rhapsodien herrühren, ihn schwerlich so gedichtet hätte. Die über eine stürmische Theilnahme erhabne, und weder durch augenblickliches Anspannen noch Nachlaßen veränderte Gemüthslage des Sängers macht zuerst alle Theile seines Gegenstandes auf gewisse Weise einander gleich; sie verleiht ihnen einerlei Rechte auf die Darstellung: die weniger bedeutenden, aber zum stätigen Fortgange nöthigen (z. B. das Aufstehn, Zu-Bett-gehn, Eßen, Trinken, Händewaschen, das Anlegen der Fußsohlen, Kleider und Waffen u. s. w.), werden nirgends verdrängt, und behaupten dicht neben den wichtigsten den ihnen zugemeßnen Raum. Die Zeitverhältnisse der Wirklichkeit werden aufgehoben, und Alles fügt sich in eine nach den Gesetzen schöner Anschaulichkeit geordnete dichterische Zeitfolge, wo das Dauernde, wenn die Einbildung es auf einmal erschöpfen kann, nur einen Moment der Darstellung einnimmt, und das noch so schnell Vorübergleitende bis zur vollendeten Entfaltung des in ihm sich drängenden Lebens festgehalten wird. Nirgends ein Stillstand des Gesanges; aber auch nirgends ein unzeitiges Forteilen, sondern das schönste Gleichgewicht und Maß der stätigen und unermüdlichen Bewegung. Der Sänger verweilt bei jedem Punkte der Vergangenheit mit so ungetheilter Seele, als ob demselben nichts vorher gegangen wäre, und auch nichts darauf folgen sollte, wodurch das Erquickliche einer lebendigen Gegenwart überall gleichmäßig verbreitet wird. In jedem Augenblicke ist daher zugleich sar[illegible] regung und Beruhigung; und das epische Geb[illegible]

einem Garten des Alcinous, wo die Früchte ununterbrochen nach einander reifen, und jede zu ihrer Zeit sich willig vom Baume löst, um dem Genießenden in die Hand zu fallen.

Von diesem innern geistigen Rhythmus im Vortrage des Epos ist der demselben eigenthümliche Vers nur Ausdruck und hörbares Bild. Aristoteles nennt ihn *) das ruhigste und am meisten Gewicht habende unter den Silbenmaßen (τὸ γὰρ ἡρωϊκὸν στασιμώτατον καὶ ὀγκωδέστατον τῶν μέτρων ἐστί). Der griechische Hexameter hat weder einen fallenden Rhythmus, wie z. B. der trochäische Tetrameter, der daher leidenschaftlich mit fortreißt (κινητικόν, ὀρχηστικόν); noch einen steigenden, wie der jambische Trimeter, der sich bei einem gehaltnen Hinanstreben doch entschieden rüstig und gleichsam handelnd zeigt (πρακτικόν, natum rebus agendis); sondern er ist schwebend, stätig, zwischen Verweilen und Fortschreiten gleich gewogen, und kann deswegen, ohne zu ermüden, den Hörer auf einer mittleren Höhe in ungemeßne Weiten forttragen. Seine Mannichfaltigkeit, die überdieß an dem ursprünglich nach einem Zeitmaße gesungenen Verse weit weniger hervorstechen konnte, ist dabei wohl nur Nebensache. Warum unter dem reichsten epischen Wechsel eine so einfache metrische Formel unzählich oft wiederkehren darf, da eine noch so beschränkte pindarische Ode nicht ohne vielfach verschlungene Strophen bestehen kann; möchte denen schwer fallen zu erklären, die in der Theorie des Silbenmaßes vom Grundsatz der nachahmenden Harmonie ausgehen, und dadurch hier, wie überall, den Künstler zum bloßen Kopisten der Natur machen. Ist aber das Silbenmaß, ganz allgemein mit Ab-

*) das beständigste und 1797. 1801.

straktion von allen besondern Bestimmungen genommen, die Erscheinung des Beharrlichen im Wechselnden, verkündigt es die Identität des Selbstbewußtseins; so ist es klar, daß dieses im Zustande der hellsten Besonnenheit (der Unterscheidung des Selbst von den in ihm vorgestellten Objekten) stärker hervortritt, als in einer von Regungen durchdrungenen, strebenden Seele. Die äußeren Gegenstände schreiben dem menschlichen Gemüthe in der Kunst, wo sie ihm bloß Stoff sind, das Gesetz nicht vor, sondern sie empfangen es von ihm; und so ist es auch in Ansehung des Silbenmaßes. Aristoteles bemerkt sehr richtig, daß der Jambe am meisten den dialogischen Ton (λεκτικὴ ἁρμονία) an sich habe, wovon der Hexameter sich weit entferne; dieser sei der erzählenden Darstellung geeignet, und es würde sich nicht schicken, ein Epos in einem andern Silbenmaße, oder gar in gemischten Silbenmaßen (z. B. die Erzählung in Hexametern, die Reden in Trimetern) zu dichten. Dennoch rühmt er es (c. 16.) am Homer, daß er in eigner Person so wenig als möglich sagt, und nach einer kurzen Vorrede sogleich einen Mann oder eine Frau redend einführt. Wie stimmte dieß nun zusammen, wenn der Dialog im Epos nicht in so fern seine Natur ablegen müßte, daß seine unstätige Flüchtigkeit durch die gleichförmige Ruhe der Darstellung gefeßelt wird?

Da die Reden bei weitem den größten Theil der homerischen Gesänge einnehmen, so ist es für den richtigen Begriff der Gattung eine Hauptsache, ihren Charakter recht zu fassen. Selbst in den kürzesten und leidenschaftlichsten ließe sich bei einer feinen Zergliederung etwas nachweisen, wodurch sie epistert sind. In den ausführlicheren findet man alle wesentlichen Eigenschaften der ganzen Rhapsodie deutlich ausgedrückt. Man bemerkt kein Hinstreben zu einem Haupt-

ziel, wenn dies auch in dem Inhalte der Rede vorhanden ist; jedes, wodurch das Folgende vorbereitet wird, scheint doch nur um sein selbst willen da zu stehn: ganz das verweilende Fortschreiten, die sinnlich belebende Umständlichkeit, die besonnene Anordnung, die leichte Folge, die lose Verknüpfung, wie im Epos überhaupt. In diesem Sinne sind auch die zusammengesetzten Beiwörter und die Episoden zu nehmen, die in leidenschaftlichen Reden, wenn man die Darstellung als bloße Natur verstehen sollte, sehr fehlerhaft sein würden, und oft unverständig genug getadelt worden sind. Die Willigkeit des epischen Sängers zu Episoden überzugehn, wo sie sich irgend gefällig anschlingen laßen, liegt darin, daß die Gegenstände sich seiner nie bemeistern: er kann sich daher selbst in dem entscheidendsten Augenblicke leicht abmüßigen, um der Phantasie etwas Entfernteres nahe zu rücken. Was von der Rede und Episode, gilt auch vom homerischen Gleichnisse; es dient nicht bloß, sondern genießt im schönen völligen Umrisse freies Leben, und ist gleichsam ein Epos in verjüngtem Maßstabe. Mancher wird es vielleicht zu weit getrieben finden, wenn wir behaupten, auch in der homerischen Wortstellung und Wortfügung, der faßlichsten, losesten, aber gefälligsten, die sich denken läßt, erkenne man die Verknüpfungsweise der Rhapsodie, und die Sprache sei durch die feinen ausfüllenden Partikeln und den vielsilbigen Ueberfluß ihrer Biegungen einzig gemacht, die stätige sanft hingleitende Folge zu bezeichnen. Aber von der erstaunenswürdigen Konsequenz dieser bloß durch einen glücklichen Instinkt gefundnen und zur Vollendung gebrachten Dichtart kann es unter andern ein Beispiel sein, daß die Redefigur, wo die gegenwärtige Zeit statt der vergangenen gebraucht wird, die einem lebhaften Erzähler so natürlich ist

und deren sich schon Virgil fast unaufhörlich bedient, in der ganzen Ilias und Odyssee nicht ein einziges Mal vorkommt. Apollonius enthält sich derselben auch, weil er der homerischen Form, die nun freilich, nachdem der Geist entwichen, zur Formel geworden war, treuer bleibt als Virgil. Er ist matt und kalt; das am meisten Summarische im Homer ist lebendiger als das Ausgeführteste bei ihm. Ueberhaupt verbrauchten die spätern epischen Dichter zu kurzen Werken sehr viel mythischen Stoff: das Geheimniß der schönen Entfaltung war verloren gegangen.

Virgil schuf mit römischem Nachdrucke eine ganz eigne Art der Epopöe. An ihm, der den Neueren weit mehr Vorbild geworden ist als Homer, kann man den Unterschied der vermischten Gattung, der wir jenen Namen geben, von dem reinen ursprünglichen Epos auffallend zeigen. Abgesehen von der künstlicheren Verknüpfung des Ganzen, und dem Bestreben, tragische Nothwendigkeit in die Handlung zu bringen, hört man in der Aeneis gar nicht jenen ruhigen Rhythmus des Vortrags. Virgil verräth oder affektiert Theilnahme, und geht darin bis zu manierierten Ausrufungen über und an seine Helden. (IV. 408. ff.) Seine Sprache hat Feierlichkeit, Hoheit, Pracht, womit er selbst gemeine Dinge zu überkleiden sucht; da hingegen Homers Ausdruck kräftig, aber einfältig, niemals prangend und übertreibend, und durchaus nur durch Entfaltung veredelnd ist. Die ruhigen Reden beim Virgil sind rhetorisch, die leidenschaftlichen mimisch; sie ahmen nämlich das Stürmische und Unordentliche der Gemüthsbewegungen unmittelbar nach. Er ist stellenweise mehr oder weniger homerisch, wo der Stoff ihn zur Ruhe veranlaßt, wie bei den Wettspielen im fünften Buch vorzüglich; am wenigsten in der mit Recht bewun-

derten Geschichte der Dido, einem tragischen Bruchstücke, das nicht nur der am wenigsten homerische, sondern geradezu der modernste Theil seines Gedichtes heißen kann.

Bei den obigen Betrachtungen über das alte Epos*) ist mit Fleiß nicht von dem mythischen Elemente desselben, noch weniger von dem, was bloß national und lokal darin ist, die Rede gewesen. Man darf sich nicht wundern, daß die modernen Nachfolger Homers das Absonderungsvermögen, die Darstellung vom Dargestellten, Form und Stil vom Inhalte zu scheiden, nicht besessen zu haben scheinen, da es den Theoristen der Epopöe, welchen Homer doch immer die oberste Autorität ist, so offenbar daran gefehlt hat. In das Heroische, in das Wunderbare, in das Erhabene, in die Wichtigkeit der Handlung, in den Umfang des Gedichts, in die Würde der Personen, in die Feierlichkeit des Tons, und worein nicht alles, hat man das Wesen der Epopöe gesetzt. Besonders hat man das Wunderbare, worunter man hier die Dazwischenkunft der höheren Wesen verstand, zu einer unerlaßlichen Bedingung gemacht. In der alten Tragödie erscheinen die Götter häufig; sie streiten für und wider einen Helden, wie in den Eumeniden des Aeschylus; oder die Scene spielt auch ganz in der Götterwelt, wie im Prometheus. Dennoch kann man sie deswegen nicht in dem Sinne wunderbar nennen, wie das homerische Epos: weil dort die Götter mit den Menschen in demselben Bezirke der Nothwendigkeit stehen und handeln; in dem letzten hingegen erscheint die Einwirkung der Götter in noch höherem Grade

*) (wobei Rec. einige Gedanken aus einer noch nicht erschienenen Geschichte der griechischen Poesie von Friedr. Schlegel benutzt und mit den seinigen verarbeitet hat) 1797.

zufällig als das Thun der Menschen. Wenn das Wunderbare (Aristot. Poet. c. 24.) vorzüglich aus dem Grundlosen entspringt, was über den uns erklärbaren Lauf der Dinge hinausgeht, so mußte allerdings in Homers Zeitalter ein Ueberfluß daran vorhanden sein. Denn man begriff sehr wenig von der Kette der Ursachen und Wirkungen in der Natur: darum ließ man sie durch lebendige Wesen verrichten; der Mensch hatte sich noch nicht zum Bewußtsein der vollständigen Selbstbestimmung durch Freiheit erhoben, daher gestand er den Göttern Einfluß auf seine Entschließungen zu. Aber wer bestimmte nun das Wollen der Götter? Es scheint, sie hätten dazu wieder ihre Götter nöthig gehabt, und so ins Unendliche fort. Ist die selbstthätige Unabhängigkeit der ganz menschlich vorgestellten Götter begreiflich, so wäre die der Menschen es auch gewesen. Kann ein Dichter im Zeitalter der erleuchteten Vernunft uns zu dieser Stufe ihrer Kindheit zurück versetzen wollen? Ganz richtig hat man bemerkt, daß Homers Helden weniger groß sind, weil sie so Vieles nicht durch sich selbst ausführen. Wenn das Bemühen der Olympier, für und wider sie, uns einen Schimmer höherer Würde um sie her zu verbreiten scheint, so versetzen wir uns nicht genug in die homerische Denkart. Damals mischten sich ja die Götter in die gemeinsten Händel des Lebens; sie waren so wohlfeil, daß Autolykus durch die Gunst des Hermes mit Dieberei und Meineid geschmückt sein konnte (Od. XIX. 396.), und auch die Bettler ihre Götter und Erinnyen hatten (Od. XVII. 475.). Wer wird es leugnen, daß die über Alles reizende Unvernunft der homerischen Götterlehre seine Dichtung mit der blühendsten Mannichfaltigkeit bereichert und die auserwählte Gefährtin des frischen lustigen Heldenlebens ist? Allein soll man mit

Homer in demjenigen wetteifern, was ihm die Zeit verliehen hat, und sich quälen, es ihr zum Trotz hervorzurufen? Der Mythus (in der Bedeutung, da er noch von der historischen Sage unterschieden wird) kann nur dann für die Poesie begünstigend sein, wenn er lebt, d. h. wenn er als Mythus, als die unwillkürliche Dichtung der kindlichen Menschheit, wodurch sie die Natur zu vermenschlichen strebt, entstanden, und noch bestehender Volksglaube ist. Er kann nicht die willkürliche Erfindung eines Einzelnen sein. Aus diesem Grunde gewährt die Ritter- und Zauber-Sage des Mittelalters, die nichts anderes war, als der abenteuerliche Geist der Zeit in Bilder gekleidet, dem romantischen Heldengedicht den Vorzug der Lebendigkeit und volksmäßigen Wahrheit, den das künstlich ersonnene Wunderbare der modernen Epopöen durchaus nicht haben kann. Schon Virgil hätte als Beispiel warnen sollen, wie wenig mit der Dazwischenkunft der Götter ausgerichtet wird, wenn sie nicht mehr Volksglaube ist, und also nicht zu dem Bilde des Weltganzen gehört, welches die Phantasie des Dichters aus der Wirklichkeit auffaßt. Die neueren Epopöendichter haben vor allen Dingen das Uebernatürliche gesucht; sie haben nicht nur dieß, sondern sogar das Außernatürliche gefunden, und sich zuletzt in der Hölle und im Himmel verloren. Es fehlt nur noch an einer gänzlich extramundanen Epopöe. Ihre Werke sind daher auch bloß gelehrt, und haben nie von den Lippen des Volks getönt (Tassos befreites Jerusalem ausgenommen, mit dem es hierin *) eine eigene Bewandtniß hat), da Homer der populärste aller Sänger war, weil seine Dichtung vom Leben ausgieng, und darauf zurück führte.

*) eine ganz eigene 1797. 1801.

Es ist also offenbar, daß man sein Epos auf eine ganz entgegengesetzte Art, als man bisher gethan, nachbilden muß, wenn es überhaupt geschehen soll. Dieser Zweifel wird diejenigen befremden, die gewohnt sind, die homerischen Epopöen als den Gipfel der Poesie, als den höchsten unerreichbaren Schwung des menschlichen Geistes anzusehen: eine Meinung, von der man selbst bei der neumodigeren Ansicht, den hellenischen Sänger in einen wilden Naturſohn, einen rohen nordischen Barden zu *) verkleiden, nicht abgewichen ist; denn es hängt mit der empfindsamen Klage über das Elend der Kultur zusammen, die Poesie für eine Naturgabe zu halten, die durch Bildung unvermeidlich verloren gehe. Die Griechen selbst scheinen den Homer durch eine sehr begreifliche Verwechselung des Ehrwürdigsten mit dem Vollkommensten obenan zu stellen; und wer wäre mit ihm zu vergleichen, wenn der Name einen einzelnen Menschen, den alleinigen Schöpfer der Ilias und Odyssee, bezeichnete? Aber die Harmonie der griechischen Bildung läßt schon vermuthen, daß die Poesie mit den übrigen Künsten und Bestrebungen gleichen Schritt gehalten haben wird; und die Geschichte zeigt uns, wie sie sich von leichter Fülle (epische Periode) zu energischer Einzelheit erhob (lyrische Periode), und durch innige Verschmelzung beider endlich zu harmonischer Vollständigkeit und Einheit gelangte (dramatische Periode). Wenn also die lyrische Poesie mit dem Jugendalter, die dramatische mit dem männlichen verglichen werden kann; so vereinigt die epische die Unbefangenheit des Knaben mit der Erfahrenheit und dem sichern Blick des Greises. Die epische Schönheit ist die einfachste, und konnte daher zunächst

*) travestieren 1797. 1801.

nach den wilden rhythmischen Ergießungen
freies Spiel, sondern Entledigung vom
dürfnisses waren, gefunden werden. Bei
früheste Muse des nach Bildung strebende
in ihr zuerst das ganze Bewußtsein sein
wacht. Also nicht als die höchste oder
als eine reine, vollendete Gattung hat das
ihren Werth. Seiner Einfachheit wegen
ohne Kunstsinn als Natur genießen, was
dungen eines Sophokles zum Beispiel *).
In diesem Stücke, wie in allem Wesentli
mann und Dorothea, ungeachtet des gro
Zeitalter, Nationalcharaktere, und Sprach
würdig mit seinen großen Vorbildern über

Ein Dichter, dem es nicht darum
Studium nach der Antike zu verfertigen,
ursprünglicher Kraft, national und volksmäßi
es einem epischen Sänger geziemt, wird
im klassischen Alterthume suchen, noch wen
greifen dürfen. Damit die lebendige Wah
werde, muß seine Dichtung festen Bode
unter sich haben, welches nur durch die
Sitte oder der Sage möglich ist. Beides
auf eins hinaus: denn eine Sage aus
wird nur dadurch zu solch einer Behandlu
sich mit ihr ein anschauliches Bild von de
und Lebensweise unter dem Volke fortge
könnte vielleicht ein schweizerischer Dichte

*) nicht mehr möglich 1797. 1801. **
1797. 1801.

den Zeiten der Befreiung der Schweiz und der Entstehung des Bundes mit Vortheil episch behandeln, weil ihr Andenken durch Verfaßung, Volksfeste, und wenig veränderte Sitten immer noch neu erhalten wird. Wenn der Dichter aber keine Sagen vorfände, oder aus Wahl keinen Gebrauch von vorhandenen machte, so müßte er nothwendig in seinem Zeitalter, unter seinem Volke daheim bleiben. Es fragt sich nun weiter, was er in diesem Kreiße herausheben, ob sich die Darstellung lieber auf das öffentliche oder auf das Privat-Leben wenden soll. Man wird geneigt sein zu glauben, Begebenheiten, die auf das Wohl und Wehe vieler Tausende den wichtigsten Einfluß haben, seien vorzüglich geschickt, auch in der Poesie groß und ergreifend zu erscheinen; was allerdings gegründet ist, so lange man sie nur durch allgemeine Ansichten in große Massen zusammen faßt. Allein damit kann sich die epische Ausführlichkeit nicht begnügen: *) sie muß sehr ins Einzelne gehn, sie kann den Gang einer Begebenheit durchaus nur an bestimmten Thätigkeiten der Mitwirkenden fortleiten; und hier ist es eben, wo sich die unüberwindliche Sprödigkeit eines solchen Stoffs offenbaren würde. Was nämlich wißenschaftlich oder mechanisch betrieben wird, wobei nach politischen und taktischen Berechnungen eine Menge Menschen wie bloße Werkzeuge mit gänzlicher Verzichtleistung auf ihre sittliche Selbstthätigkeit in Bewegung gesetzt werden; was für die lenkenden Personen selbst einzig Angelegenheit des Verstandes ist, die außerhalb der Sphäre ihrer sittlichen Verhältnisse liegt: dem ist schlechterdings keine poetische Seite abzugewinnen. In den öffentlichen Geschäften des Friedens kann nur da, wo die Verfaßung

*) sie fodert ein großes Detail, sie 1797. 180'

verschafft nun den Vortheil, daß an den handelnden Personen jene Entwickelung der Geisteskräfte, wodurch eine Welt von höheren sittlichen Beziehungen sich aufthut, die für den roheren Menschen gar nicht vorhanden ist, mit Einfalt der Sitten verträglich wird. Einfalt aber, gleichsam der Stil der Natur und der Sittlichkeit im Erhabnen, wie Kant sagt, ist dem epischen Gedichte überhaupt angemeßen, weil sie uns in dem Dargestellten einen Widerschein von der Einfachheit der Darstellung erblicken läßt. Vollends in einem solchen, welches seinen Stoff aus unserm Zeitalter und einheimischen Sitten entlehnt, ist sie das einzige Mittel, die Handelnden mit dichterischer Würde, die kein Rang verleiht, zu umgeben. Wir meinen hier nicht die abgemeßne Feierlichkeit mancher modernen Epopöenhelden, die man sich gepanzert und dabei mit Allongenperücken und Manschetten vorstellen kann; sondern etwas, das uns mit ähnlicher Ehrerbietung erfüllen könnte, als den Griechen zu Homers Zeit die heroische Kraft seiner großen Gestalten einflößen mußte, an welcher die Welt schon damals hinauf sah. Und was wäre dieß anders als edle Einfalt? Mag der Weltmann immerhin darüber spotten, daß hier die Wirthin zum goldenen Löwen als ein Vorbild weiblicher Vernunft und milder Größe besungen wird; daß Hermann seiner Geliebten, einer Bäurin, den Vorschlag thut, als Magd in das Haus seiner Aeltern zu kommen: der Dichter befragt nur Natur und Sittlichkeit, und wo sie reden, versinkt jede Uebereinkunft der Meinung und der Mode in ihr Nichts.

Die Sitten wären also gefunden: aber nun hat der Dichter eine epische Begebenheit zu suchen. In der glücklichen Beschränkung jener Stände finden zerstörende Leidenschaften, kühne Unternehmungen, erstaunenswürdige Thaten

natürlicher Weise nicht statt. Und dennoch bedarf er, zwar keiner tragischen Verwickelung, aber doch eines Vorfalles, welcher Größe für die Phantasie habe. Er muß seine Menschen in entscheidende Lagen stellen, damit nicht bloß die Oberfläche ihres Daseins geschildert, sondern ihr Innerstes an das Licht gedrängt werde. Wenn nun die Dichtung nicht über den stillen Kreiß des häuslichen Lebens hinausgeht, und nur die anlockendsten Scenen desselben zu schmücken sucht, so ergiebt sich hieraus die Idee zu ländlichen Sittengemälden im epischen Vortrage, einer anmuthigen gemischten Gattung, wovon wir an Voßens Luise ein so vortreffliches und in seiner Art einziges Beispiel besitzen. Ein eigentliches Epos ist es freilich nicht, wie es denn der Dichter selbst auch nicht so genannt hat, da es mehr Darstellung des Ruhenden, als ruhige Darstellung des Fortschreitenden ist. Denn Familienfeste, wie ein Spaziergang, ein Besuch nach einiger Trennung, selbst eine auf überraschende Art früher gefeierte Hochzeit zweier Liebenden, deren Verbindung schon vor dem Anfange des Gedichtes ausgemacht war, und deren Gefühle für einander durch das Ganze hin *) unverändert bleiben, sind etwas nur physisch, in der Zeit, nicht ethisch, d. h. im Gemüth und in den innern Verhältnissen der Handelnden, Fortschreitendes.

Der große Hebel, womit in unsern angeblichen Schilderungen des Privatlebens, Romanen und Schauspielen, meist Alles in Bewegung gesetzt wird, ist die Liebe. Die phantastische Vorstellungsart, das, wodurch die Natur den Menschen in das Heiligthum der geselligen Bande nur einführt, was die in ihm schlummernden Kräfte zu edler Thä-

*) dieselben gegen einander bleiben 1797. 1801.

tigkeit zu wecken bestimmt ist, als den Mittelpunkt und das letzte Ziel des Lebens anzusehn, und es dadurch in eine müßige Schwelgerei des Gefühls zu verwandeln, ist uns leider so geläufig, daß wir die Häßlichkeit und Verworrenheit unsrer gewöhnlichen Romanenwelt gar nicht gewahr werden. Bei der Schlaffheit solcher Leser, die in einem Romane, gänzlich unbekümmert um sittliche Eigenthümlichkeit, nur das gehörige Maß von gesetzlosem Ungestüm der Leidenschaft verlangen, darf es nicht wundern, wenn ein *) Werk wie Wilhelm Meister unbegriffen angestaunt wird, weil es die Vielseitigkeit der menschlichen Bestrebungen mit der höchsten Klarheit auseinander breitet, und daher der Liebe nur einen untergeordneten Platz einräumt. Auch in Hermann und Dorothea ist sie nicht eine eigentliche romanhafte Leidenschaft, die zu dem großen Stile der Sitten nicht gepaßt hätte; sondern biedre, herzliche Neigung, auf Vertrauen und Achtung gegründet, und in Eintracht mit allen Pflichten des thätigen Lebens, führt jene einfachen, aber starken Seelen zu einander.

Ohne ein Zusammentreffen außerordentlicher Umstände würde daher auch die Entstehung und Befriedigung solch einer Liebe in den leisen unbemerkten Gang des häuslichen Lebens miteintreten, und nicht mit schleuniger Gewalt unerwartete Erscheinungen hervorrufen. Dieß letzte hat der Dichter durch ein einziges Mittel bewirkt, woraus dann Alles mit so großer Leichtigkeit herfließt, als hätte gar keine glückliche Erfindungskraft dazu gehört, es zu entdecken.

*) Wilhelm Meister (ein Werk, nach welchem vielleicht die Nachwelt von der Höhe unsrer heutigen Bildung einst allzugünstig urtheilt) unbegriffen u. s. w. 1797. 1801.

Auf den Umstand, daß Hermann Dorotheen als ein fremdes, durch den Krieg vertriebnes Mädchen unter Bildern der allgemeinen Noth zuerst erblickt, gründet sich die Plötzlichkeit seiner Entschließung, der zu befürchtende Widerstand seines Vaters, und das Zweifelhafte seines ganzen Verhältnisses zu ihr, das erst mit dem Schluße des Gedichtes völlig gelöst wird. Durch die zugleich erschütternde und erhebende Aussicht auf die großen Weltbegebenheiten im Hintergrunde ist Alles um eine Stufe höher gehoben, und durch eine große Kluft vom Alltäglichen geschieden. Die individuellen Vorfälle knüpfen sich dadurch an das *) Allgemeine und Wichtigste an, und tragen das Gepräge des ewig denkwürdigen Jahrhunderts. Es ist das Wunderbare des Gedichts, und zwar ein solches Wunderbares, wie es in einem Epos aus unsrer Zeit einzig stattfinden darf; nämlich nicht ein sinnlicher Reiz für die Neugier, sondern eine Aufforderung zur Theilnahme, an die Menschheit gerichtet.

Es versteht sich von selbst, daß das oben über die unbestimmte epische Einheit Bemerkte bei einem ganz erfundnen Stoffe einige Einschränkung leidet. Was die schon durchgängig **) dichterisch gestaltete Sage gegeben, kann der Sänger fast in einem beliebigen Punkte aufnehmen (nach Homers eignem Ausdruck Ἔνθεν ἑλών, Od. VIII. 500.), und auch, sobald die Rhapsodie eine schöne Rundung gewonnen hat, bei einem schicklichen Einschnitte wieder fallen laßen; denn er darf darauf rechnen, daß die Hörer über die weiteren, ihnen schon bekannten, Schicksale seiner Helden nicht in Unruhe bleiben werden. Aber die Aufführung von Personen, denen nur die Macht des Dichters Leben verliehen

*) Allgemeinste 1797. **) poetisirte Sage 1797. 1801.

hat, macht eine vollkommnere Befriedigung, eine strengere Begränzung nothwendig. Uebrigens ist jedoch die Anlage des Ganzen durchaus episch, und nicht dramatisch. Keine künstliche Verwickelung, keine gehäuften Schwierigkeiten, keine plötzlich eintretenden Zwischenvorfälle, keine auf einen einzigen Punkt hindrängende Spannung. Alles ist einfach, und gleitet ohne Sprung in einer unveränderten Richtung fort, deren Ziel man bald vorhersieht. Man kann sagen, daß Verknüpfung und Auflösung durch das Ganze gleichmäßig vertheilt ist, oder vielmehr, daß durch eine Mehrheit von kleineren an einander gereihten Verknüpfungen und Auflösungen das Gemüth immer von Neuem angeregt, doch nie in dem Grade mit fortgerißen wird, daß es die Freiheit der Betrachtung verlöre. Die häufig bewirkte Rührung ist daher niemals eine durch Ueberraschung abgejagte, oder das bloße Mitleid mit geängstigten Seelen, sondern die sanfteste und reinste, welche allein dem Adel der Gesinnungen gilt.

So einfach wie die Geschichte ist auch die Zeichnung der Charaktere. Alle starken Kontraste sind vermieden, und nur durch ganz milde Schatten ist das Licht auf dem Gemälde geschloßen, das eben dadurch harmonische Haltung hat. Bei Hermanns Vater wird die mäßige Zugabe von Eigenheiten, von unbilliger Laune, von behaglichem Bewußtsein seiner Wohlhabenheit, das sich durch Streben nach einer etwas vornehmeren Lebensart äußert, durch die schätzbarsten Eigenschaften des wackern Bürgers, Gatten und Vaters reichlich vergütet. Der Apotheker unterhält uns auf seine Unkosten; aber er thut es mit so viel Gutmüthigkeit, daß er nirgends Unwillen erregt, und selbst sein offenherziger Egoismus, von dem man anfangs Gegenwirkung befürchtet, ist harmlos. Dergleichen naiv lustige Züge sind ganz im

Geiste der epischen Gattung: denn ihr ist eine idealische Absonderung der ursprünglich gemischten Bestandtheile der menschlichen Natur fremd, woraus erst das rein Komische und Tragische entsteht. Uebrigens kann man Herzlichkeit, Geradsinn und gesunden Verstand den allgemeinen Charakter der handelnden Personen nennen; und doch sind sie durch die gehörigen Abstufungen individuell wahr bestimmt. Die Mutter, den Pfarrer und den Richter, unter denen es schwer wird zu entscheiden, wo die sittliche Würde am reinsten hervorleuchtet, erwähnten wir schon vorhin. Wie schön gedacht ist es, beim Hermann die kraftvolle Gediegenheit seines ganzen Wesens mit einem gewissen äußern Ungeschick zu paaren, damit ihn die Liebe desto sichtbarer umschaffen könne! Er ist eins von den ungelenken Herzen, die keinen Ausweg für ihren Reichthum wißen, und denen die Berührung entgegenkommender Zärtlichkeit nur mühsam ihren ganzen Werth ablockt. Aber da er nun das für ihn bestimmte Weib in Einem Blicke erkannt hat, da sein tiefes inniges Gefühl wie ein Quell aus dem harten Felsen hervorbricht: welche männliche Selbstbeherrschung, welchen bescheidenen Edelmuth beweist er in seinem Betragen gegen Dorotheen! Er wird ihr dadurch beinahe gleich, da sie ihm sonst an Gewandtheit und Anmuth, an heller Einsicht und besonders an heldenmäßiger Seelenstärke merklich überlegen ist. Ein wunderbar großes Wesen, unerschütterlich fest in sich bestimmt, handelt sie immer liebevoll, und liebt sie nur handelnd. Ihre Unerschrockenheit in allgemeiner und eigner Bedrängniß, selbst die gesunde körperliche Kraft, womit sie die Bürden des Lebens auf sich nimmt, könnte uns ihre zartere Weiblichkeit aus den Augen rücken, mischte sich nicht, dem Jüngling gegenüber, das leise Spiel sorgloser, selbstbewußter Liebens-

würdigkeit mit ein, und entriße nicht ein reizbares Gefühl, durch vermeinten Mangel an Schonung überwältigt, ihr noch zuletzt die holdesten Geständnisse. Hinreißend edel ist ihr Andenken an den ersten Geliebten, dessen herrliches Dasein ein hoher Gedanke der Aufopferung verzehrt hat. Seine Gestalt, obgleich in der Ferne gehalten, ragt noch am Schluße unter allen Mithandelnden hervor, und so wächst mit der Steigerung schöner und großer Naturen das Gedicht selbst gleich einem stillen, mächtigen Strome.

Mit eben der Kraft und Weisheit, womit der Dichter bei der Wahl oder vielmehr Erschaffung des Darzustellenden dafür gesorgt, daß es der schönen Entfaltung so würdig, so rein menschlich, und doch zugleich so wahr und eigenthümlich wie möglich wäre, hat er den anmaßungslosen Stil der Behandlung dem Werke nicht von Außen mit schmückender Willkür angelegt, sondern als nothwendige Hülle des Gedankens von Innen hervorgebildet. Es scheint, als hätte er, nachdem er das Wesen des homerischen Epos, abgesondert von allen Zufälligkeiten, erforscht, den göttlichen Alten ganz von sich entfernt, und gleichsam vergeßen. Wie überhaupt leidende Annahme leicht, freie Aneignung und Nachfolge aber eine Prüfung der Selbständigkeit ist, so wäre es auch keine so schwierige Aufgabe, einen modernen Gegenstand ganz in homerische Manieren zu kleiden. Allein es fragt sich, wie es bei dieser Anhänglichkeit an den Buchstaben um den Geist stehen würde. Alle Form hat nur durch den ihr inwohnenden Sinn Gültigkeit, und bei veränderter Beschaffenheit des Stoffes, worin sie ausgeprägt werden soll, muß der Geist auch anders modificierte Mittel, sich auszudrücken, suchen. Dergleichen äußerliche Abweichungen sind alsdann wahre Uebereinstimmung. Homers Rha-

rhapsodien waren ursprünglich bestimmt, gesungen, und zwar aus dem Gedächtnisse gesungen zu werden; in einer Sprache, welche in weit höherem Grade als die unsrige die Eigenschaften besitzt, derentwegen Homer die Worte überhaupt geflügelt nennt. Die häufige Wiederkehr einzelner Zeilen, die Wiederholung ganzer, kurz vorher da gewesener, Reden, und manche kleine Weitläuftigkeiten konnten daher vor dem Ohr des sinnlichen Hörers, das sie tönend füllten, leichter vorüberwallen: dem heutigen Leser (der nur allzu selten der Poesie Stimme zu geben, oder sie auch nur zu hören versteht) möchten sie einförmig und ein unwillkommener Aufenthalt dünken. In Hermann und Dorothea kommt nur eine einzige Wiederholung vor, und, so gespart, thut sie eine Wirkung, die bei häufigerm Gebrauche verloren gegangen wäre: sie lenkt die Aufmerksamkeit zweimal auf die so bedeutende Schilderung von Dorotheens Tracht und Gestalt*). Homer pflegt jede Rede durch eine ganze Zeile anzukündigen, wobei denn oft dieselbe wiederkommt. Unser Dichter thut jenes ebenfalls, doch so, daß er immer mit den Nebenzügen wechselt; mehrmals läßt er aber die Rede mitten im Hexameter anfangen, schickt auch wohl einige Worte davon voran, und flicht dann die Erwähnung der redenden Personen kurz ein: beides thut Homer niemals, vielleicht weil der Vortrag des Sängers Pausen in der Mitte des Verses, um dergleichen deutlich von einander zu scheiden, nicht gestattete. Das Vergangene nie als gegenwärtig vorzustellen, ist der Gattung so wesentlich eigen, daß der Dichter, vermuthlich ohne sich

*) 1797. folgen die Verse des 5. Gesanges:

Aber ich geb' euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider, bis
Und umschlägt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel.

besonders daran zu erinnern, jene oben bemerkte Ausschließung des Präsens der Zeitwörter in der Erzählung durchgehends beobachtet hat. Homerismen, wenn wir es so nennen dürfen, in Wendungen und Redensarten, haben wir gar nicht entdecken können; es müßte denn etwa Hermanns Ausdruck sein: 'dem ist kein Herz im ehernen Busen', wo sowohl 'sein' mit dem Dativ statt 'haben', als das Beiwort 'ehern' nicht bei uns einheimische Redensart ist. Aehnlichkeiten wie 'denn mir war Zwiespalt im Herzen', und *διάνδιχα μερμήριξα*, oder wie *καί με γλυκὺς ἵμερος αἱρεῖ*, 'und süßes Verlangen ergriff sie'; oder Anwendung jener Formel, wodurch die übereinstimmenden Aeußerungen Vieler in Eine Rede zusammengefaßt werden:

Ὣδε δέ τις εἶπεσκεν, ἰδὼν ἐς πλησίον ἄλλον,

Denn so sagte wohl eine zur andern flüchtig ans Ohr hin,

und kurz nachher:

Aber ein', und die andre der Weiber sagte gebietend;

können nicht für Homerismen gelten, da diese natürlichen Wendungen, da wo sie stehen, ganz an ihrer Stelle sind. Jene Figur, daß der Dichter die Person, die er redend einführt, selbst anredet, welche im Griechischen bei einigen Namen die Bequemlichkeit des Versbaues mag veranlaßt haben, ist hier nur ein paarmal zu einer etwas drolligen Wirkung benutzt:

Aber du zauberteſt noch, vorsichtiger Nachbar, und sagteſt.

Was den lieblichen Ueberfluß an Beiwörtern betrifft, so bietet unsere Sprache Mittel genug dar, es darin dem griechischen Sänger gleich zu thun. Aber es giebt im Homer manche an sich schöne und*) edle Beiwörter, die, ein-

*) treffende 1797. 1801.

mal für allemal festgesetzt, dadurch einen Theil ihrer Bedeutsamkeit verlieren, daß sie ohne nähere Beziehung auf den jedesmaligen Zusammenhang der Stelle wiederkehren. Sie scheinen eine Erinnerung an den Ursprung der epischen Kunst zu sein, da der Sänger Ausdruck und Vers für die vorgetragene Geschichte während des Gesangs ersinnend, durch solche Halbverse, die allgemeines Eigenthum waren, Zeit gewann. Bloß zum Behufe der Poesie gebildete Zusammensetzungen müßen uns einen stärkeren Eindruck von Pracht und Festlichkeit geben, als den homerischen Griechen; nicht als ob sie bei ihnen in die Sprache des gewöhnlichen Lebens übergegangen wären, sondern die epische Poesie war ihnen überhaupt etwas Gewöhnlicheres als uns. Mit gutem Grunde ist daher der deutsche Dichter in diesem Stücke etwas weniger freigebig gewesen; die Beiwörter sind bei ihm nicht allgemeine Erweiterung, sondern an ihrem bestimmten Platze bedeutend, und er hat sich weit häufiger der einfachen, als der zusammengesetzten bedient. Wo er dergleichen selbst bildet, geschieht es auf die leichteste Weise durch Verbindung eines Umstandswortes mit einem Adjektiv oder Particip, z. B. 'der wohlumzäunete Weinberg, der vielbegehrende Städter, der allverderbliche Krieg'. Nur einmal finden wir ein Substantiv mit einem Particip zum Epitheton verknüpft, 'die gartenumgebenen Häuser'; welches in wohlklingender Kürze das Bild von einem zerstreut liegenden Dorfe giebt. Daß diejenigen, für welche die Poesie nichts weiter ist, als eine Mosaik von kostbaren Phrasen, den Ausdruck in Hermann und Dorothea viel zu schmucklos, das ist nach ihrer Art zu sehen, zu prosaisch, finden werden, ist in der Ordnung. Diese Kritiker würden vermuthlich ein wenig erstaunen, wenn sie erführen, daß Dionysius von Halikarnaß an

einer Stelle der Odyssee, 'die in den gemeinsten, niedrigsten Ausdrücken abgefaßt sei, deren sich etwa ein Bauer oder ein Handwerker bedienen würde, die gar keine Sorge darauf wenden, schön zu reden', das Verdienst der *) dichterischen Zusammenfügung weitläuftig auseinandersetzt. Nach Wolfs Bemerkung 'scheint die homerische Diktion, unermeßlich weit entfernt von dem wüsten Schwulst der Tropen und Bilder, welcher der Kindheit der Sprachen eigen ist, durch ihren gleichmäßigen bescheidnen Ton eine nahe Vorbotin der entstehenden Prosa zu sein'. Ob wir gleich über die damalige Sprache des gemeinen Lebens im Dunkeln sind, läßt es sich doch wahrscheinlich machen, die epische habe sich mehr durch die Zusammensetzung, nämlich durch Wortfügung und Wortstellung, dann durch die mannichfaltigere Biegung, Verlängerung und Verkürzung der Wörter, endlich durch die reichlichere Einschiebung der Partikeln, als durch die Bestandtheile der Rede selbst von jener unterschieden. Die zuletzt genannten Freiheiten sind dem deutschen Dichter fast ganz versagt; desto schwerer war es, wie in Hermann und Dorothea geschehen ist, den Ausdruck durch die unmerklichsten Mittel, durch würdige Einfalt, hier und da einen flüchtigen Anstrich vom Alterthümlichen, die leichteste, klarste Folge und Verbindung der Sätze, hauptsächlich aber durch die Stellung von der gewöhnlichen Sprache des Umgangs zu entfernen **).

*) poetischen Synthesis 1797. 1801.

**) Statt des Folgenden bis zu dem Absatze 'die Abweichungen von der prof.' hat 1797: Wenige Beispiele werden hinreichen um zu zeigen, welch eine feine Linie hier das Poetische vom Prosaischen trennt:

Da versetzte bedeutend die gute verständige Mutter,
Stille Thränen vergießend, sie kamen ihr leichtlich ins Auge.

Die möglichſte Enthaltung von ſolchen Conjunctionen, die auf die Wortfolge Einfluß haben, und von den relativen

---

Dieſe ſchlichten Zeilen ſind dennoch durchaus poetiſch gebildet, wie man ſich überzeugen kann, wenn man ſie durch eine wenig veränderte Stellung und Verknüpfung auflöſt: 'Da verſetzte die gute verſtändige Mutter bedeutend, indem ſie ſtille Thränen vergoß, die ihr leicht ins Auge kamen'. Nun erſt wäre es wirkliche Proſa; doch müßten noch die Beiwörter der Mutter weggelaßen werden, die in einer proſaiſchen Erzählung, ſobald man einmal mit ihrem Charakter bekannt wäre, nicht vorkommen dürften.

— — Der Zug war ſchon von Hügel zu Hügel
Unabſehlich dahin; man konnte wenig erkennen.

Man hänge nur den letzten Satz durch eine Conjunction mit dem vorhergehenden zuſammen, 'ſo daß man wenig erkennen konnte'. Welch ein Unterſchied! Die möglichſte Enthaltung von ſolchen Conjunctionen, die auf die Wortfolge Einfluß haben, und von den relativen Fürwörtern, welche eben ſo wirken, iſt ein Hauptmittel zur dichteriſchen Vereinfachung der Sätze. Auch der häufigere Gebrauch der Participien hebt die Rede, ohne ihr Schmuck aufzuladen:

Viele kamen indeß, der Wöchnerin nahe Verwandte,
Manches bringend und ihr die beßere Wohnung verkündend.

Manchmal vermehrt die Häufung des Verbindungswörtchens den Nachdruck:

Und durch die Hecken und Gärten und Scheunen ſuchte der Späher: — —
Wuchs nicht jeglichem Menſchen der Muth und der Geiſt und die Sprache?

manchmal die Weglaßung:

Rings um die Quelle geſetzt, die immer lebendig hervorquoll,
Reinlich, mit niedriger Mauer gefaßt, zu ſchöpfen bequemlich:

manchmal die Wiederholung desſelben Wortes:

Seht, ſo ſchützt die Natur, ſo ſchützen die wackeren Deutſchen,
Und ſo ſchützt uns der Herr; wer wollte thöricht verzagen?

tigkeit zu wecken bestimmt ist, als den Mittelpunkt und das letzte Ziel des Lebens anzusehn, und es dadurch in eine müßige Schwelgerei des Gefühls zu verwandeln, ist uns leider so geläufig, daß wir die Häßlichkeit und Verworrenheit unsrer gewöhnlichen Romanenwelt gar nicht gewahr werden. Bei der Schlaffheit solcher Leser, die in einem Romane, gänzlich unbekümmert um sittliche Eigenthümlichkeit, nur das gehörige Maß von gesetzlosem Ungestüm der Leidenschaft verlangen, darf es nicht wundern, wenn ein *) Werk wie Wilhelm Meister unbegriffen angestaunt wird, weil es die Vielseitigkeit der menschlichen Bestrebungen mit der höchsten Klarheit auseinander breitet, und daher der Liebe nur einen untergeordneten Platz einräumt. Auch in Hermann und Dorothea ist sie nicht eine eigentliche romanhafte Leidenschaft, die zu dem großen Stile der Sitten nicht gepaßt hätte; sondern biedre, herzliche Neigung, auf Vertrauen und Achtung gegründet, und in Eintracht mit allen Pflichten des thätigen Lebens, führt jene einfachen, aber starken Seelen zu einander.

Ohne ein Zusammentreffen außerordentlicher Umstände würde daher auch die Entstehung und Befriedigung solch einer Liebe in den leisen unbemerkten Gang des häuslichen Lebens miteintreten, und nicht mit schleuniger Gewalt unerwartete Erscheinungen hervorrufen. Dieß letzte hat der Dichter durch ein einziges Mittel bewirkt, woraus dann Alles mit so großer Leichtigkeit herfließt, als hätte gar keine glückliche Erfindungskraft dazu gehört, es zu entdecken.

---

*) Wilhelm Meister (ein Werk, nach welchem vielleicht die Nachwelt von der Höhe unsrer heutigen Bildung einst allzugünstig urtheilt) unbegriffen u. s. w. 1797.

Auf den Umstand, daß Hermann Dorotheen als ein fremdes, durch den Krieg vertriebnes Mädchen unter Bildern der allgemeinen Noth zuerst erblickt, gründet sich die Plötzlichkeit seiner Entschließung, der zu befürchtende Widerstand seines Vaters, und das Zweifelhafte seines ganzen Verhältnisses zu ihr, das erst mit dem Schluße des Gedichtes völlig gelöst wird. Durch die zugleich erschütternde und erhebende Aussicht auf die großen Weltbegebenheiten im Hintergrunde ist Alles um eine Stufe höher gehoben, und durch eine große Kluft vom Alltäglichen geschieden. Die individuellen Vorfälle knüpfen sich dadurch an das *) Allgemeine und Wichtigste an, und tragen das Gepräge des ewig denkwürdigen Jahrhunderts. Es ist das Wunderbare des Gedichts, und zwar ein solches Wunderbares, wie es in einem Epos aus unsrer Zeit einzig stattfinden darf; nämlich nicht ein sinnlicher Reiz für die Neugier, sondern eine Aufforderung zur Theilnahme, an die Menschheit gerichtet.

Es versteht sich von selbst, daß das oben über die unbestimmte epische Einheit Bemerkte bei einem ganz erfundnen Stoffe einige Einschränkung leidet. Was die schon durchgängig **) dichterisch gestaltete Sage gegeben, kann der Sänger fast in einem beliebigen Punkte aufnehmen (nach Homers eignem Ausdruck Ἔνθεν ἑλών, Od. VIII. 500.), und auch, sobald die Rhapsodie eine schöne Rundung gewonnen hat, bei einem schicklichen Einschnitte wieder fallen laßen; denn er darf darauf rechnen, daß die Hörer über die weiteren, ihnen schon bekannten, Schicksale seiner Helden nicht in Unruhe bleiben werden. Aber die Aufführung von Personen, denen nur die Macht des Dichters Leben verliehen

*) Allgemeinste 1797. **) poetisirte Sage 1797. 1801.

hat, macht eine vollkommnere Befriedigung, eine strengere Begränzung nothwendig. Uebrigens ist jedoch die Anlage des Ganzen durchaus episch, und nicht dramatisch. Keine künstliche Verwickelung, keine gehäuften Schwierigkeiten, keine plötzlich eintretenden Zwischenvorfälle, keine auf einen einzigen Punkt hindrängende Spannung. Alles ist einfach, und gleitet ohne Sprung in einer unveränderten Richtung fort, deren Ziel man bald vorhersieht. Man kann sagen, daß Verknüpfung und Auflösung durch das Ganze gleichmäßig vertheilt ist, oder vielmehr, daß durch eine Mehrheit von kleineren an einander gereihten Verknüpfungen und Auflösungen das Gemüth immer von Neuem angeregt, doch nie in dem Grade mit fortgerißen wird, daß es die Freiheit der Betrachtung verlöre. Die häufig bewirkte Rührung ist daher niemals eine durch Ueberraschung abgejagte, oder das bloße Mitleid mit geängstigten Seelen, sondern die sanfteste und reinste, welche allein dem Adel der Gesinnungen gilt.

So einfach wie die Geschichte ist auch die Zeichnung der Charaktere. Alle starken Kontraste sind vermieden, und nur durch ganz milde Schatten ist das Licht auf dem Gemälde geschloßen, das eben dadurch harmonische Haltung hat. Bei Hermanns Vater wird die mäßige Zugabe von Eigenheiten, von unbilliger Laune, von behaglichem Bewußtsein seiner Wohlhabenheit, das sich durch Streben nach einer etwas vornehmeren Lebensart äußert, durch die schätzbarsten Eigenschaften des wackern Bürgers, Gatten und Vaters reichlich vergütet. Der Apotheker unterhält uns auf seine Unkosten; aber er thut es mit so viel Gutmüthigkeit, daß er nirgends Unwillen erregt, und selbst sein offenherziger Egoismus, von dem man anfangs Gegenwirkung befürchtet, ist harmlos. Dergleichen naiv lustige Züge sind ganz im

Geiſte der epiſchen Gattung: denn ihr iſt eine idealiſche Abſonderung der urſprünglich gemiſchten Beſtandtheile der menſchlichen Natur fremd, woraus erſt das rein Komiſche und Tragiſche entſteht. Uebrigens kann man Herzlichkeit, Geradſinn und geſunden Verſtand den allgemeinen Charakter der handelnden Perſonen nennen; und doch ſind ſie durch die gehörigen Abſtufungen individuell wahr beſtimmt. Die Mutter, den Pfarrer und den Richter, unter denen es ſchwer wird zu entſcheiden, wo die ſittliche Würde am reinſten hervorleuchtet, erwähnten wir ſchon vorhin. Wie ſchön gedacht iſt es, beim Hermann die kraftvolle Gediegenheit ſeines ganzen Weſens mit einem gewiſſen äußern Ungeſchick zu paaren, damit ihn die Liebe deſto ſichtbarer umſchaffen könne! Er iſt eins von den ungelenken Herzen, die keinen Ausweg für ihren Reichthum wißen, und denen die Berührung entgegenkommender Zärtlichkeit nur mühſam ihren ganzen Werth ablockt. Aber da er nun das für ihn beſtimmte Weib in Einem Blicke erkannt hat, da ſein tiefes inniges Gefühl wie ein Quell aus dem harten Felſen hervorbricht: welche männliche Selbſtbeherrſchung, welchen beſcheidenen Edelmuth beweiſt er in ſeinem Betragen gegen Dorotheen! Er wird ihr dadurch beinahe gleich, da ſie ihm ſonſt an Gewandtheit und Anmuth, an heller Einſicht und beſonders an heldenmäßiger Seelenſtärke merklich überlegen iſt. Ein wunderbar großes Weſen, unerſchütterlich feſt in ſich beſtimmt, handelt ſie immer liebevoll, und liebt ſie nur handelnd. Ihre Unerſchrockenheit in allgemeiner und eigner Bedrängniß, ſelbſt die geſunde körperliche Kraft, womit ſie die Bürden des Lebens auf ſich nimmt, könnte uns ihre zartere Weiblichkeit aus den Augen rücken, miſchte ſich nicht, dem Jüngling gegenüber, das leiſe Spiel ſorgloſer, ſelbſtbewußter Liebens-

würdigkeit mit ein, und entrisse nicht ein reizbares Gefühl, durch vermeinten Mangel an Schonung überwältigt, ihr noch zuletzt die holdesten Geständnisse. Hinreißend edel ist ihr Andenken an den ersten Geliebten, dessen herrliches Dasein ein hoher Gedanke der Aufopferung verzehrt hat. Seine Gestalt, obgleich in der Ferne gehalten, ragt noch am Schluße unter allen Mithandelnden hervor, und so wächst mit der Steigerung schöner und großer Naturen das Gedicht selbst gleich einem stillen, mächtigen Strome.

Mit eben der Kraft und Weisheit, womit der Dichter bei der Wahl oder vielmehr Erschaffung des Darzustellenden dafür gesorgt, daß es der schönen Entfaltung so würdig, so rein menschlich, und doch zugleich so wahr und eigenthümlich wie möglich wäre, hat er den anmaßungslosen Stil der Behandlung dem Werke nicht von Außen mit schmückender Willkür angelegt, sondern als nothwendige Hülle des Gedankens von Innen hervorgebildet. Es scheint, als hätte er, nachdem er das Wesen des homerischen Epos, abgesondert von allen Zufälligkeiten, erforscht, den göttlichen Alten ganz von sich entfernt, und gleichsam vergeßen. Wie überhaupt leidende Annahme leicht, freie Aneignung und Nachfolge aber eine Prüfung der Selbständigkeit ist, so wäre es auch keine so schwierige Aufgabe, einen modernen Gegenstand ganz in homerische Manieren zu kleiden. Allein es fragt sich, wie es bei dieser Anhänglichkeit an den Buchstaben um den Geist stehen würde. Alle Form hat nur durch den ihr inwohnenden Sinn Gültigkeit, und bei veränderter Beschaffenheit des Stoffes, worin sie ausgeprägt werden soll, muß der Geist auch anders modificierte Mittel, sich auszudrücken, suchen. Dergleichen äußerliche Abweichungen sind alsdann wahre Uebereinstimmung. Homers Rha-

rhapsodien waren ursprünglich bestimmt, gesungen, und zwar aus dem Gedächtnisse gesungen zu werden; in einer Sprache, welche in weit höherem Grade als die unsrige die Eigenschaften besitzt, derentwegen Homer die Worte überhaupt geflügelt nennt. Die häufige Wiederkehr einzelner Zeilen, die Wiederholung ganzer, kurz vorher da gewesener, Reden, und manche kleine Weitläuftigkeiten konnten daher vor dem Ohr des sinnlichen Hörers, das sie tönend füllten, leichter vorüberwallen: dem heutigen Leser (der nur allzu selten der Poesie Stimme zu geben, oder sie auch nur zu hören versteht) möchten sie einförmig und ein unwillkommener Aufenthalt dünken. In Hermann und Dorothea kommt nur eine einzige Wiederholung vor, und, so gespart, thut sie eine Wirkung, die bei häufigerm Gebrauche verloren gegangen wäre: sie lenkt die Aufmerksamkeit zweimal auf die so bedeutende Schilderung von Dorotheens Tracht und Gestalt*). Homer pflegt jede Rede durch eine ganze Zeile anzukündigen, wobei denn oft dieselbe wiederkommt. Unser Dichter thut jenes ebenfalls, doch so, daß er immer mit den Nebenzügen wechselt; mehrmals läßt er aber die Rede mitten im Hexameter anfangen, schickt auch wohl einige Worte davon voran, und flicht dann die Erwähnung der redenden Personen kurz ein: beides thut Homer niemals, vielleicht weil der Vortrag des Sängers Pausen in der Mitte des Verses, um dergleichen deutlich von einander zu scheiden, nicht gestattete. Das Vergangene nie als gegenwärtig vorzustellen, ist der Gattung so wesentlich eigen, daß der Dichter, vermuthlich ohne sich

*) 1797. folgen die Verse des 5. Gesanges:

Aber ich geb' euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider, bis
Und umschlägt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel.

einer Stelle der Odyssee, 'die in den gemeinsten, niedrigsten Ausdrücken abgefaßt sei, deren sich etwa ein Bauer oder ein Handwerker bedienen würde, die gar keine Sorge darauf wenden, schön zu reden', das Verdienst der *) dichterischen Zusammenfügung weitläuftig auseinandersetzt. Nach Wolfs Bemerkung 'scheint die homerische Diktion, unermeßlich weit entfernt von dem wüsten Schwulst der Tropen und Bilder, welcher der Kindheit der Sprachen eigen ist, durch ihren gleichmäßigen bescheidnen Ton eine nahe Vorbotin der entstehenden Prosa zu sein'. Ob wir gleich über die damalige Sprache des gemeinen Lebens im Dunkeln sind, läßt es sich doch wahrscheinlich machen, die epische habe sich mehr durch die Zusammensetzung, nämlich durch Wortfügung und Wortstellung, dann durch die mannichfaltigere Biegung, Verlängerung und Verkürzung der Wörter, endlich durch die reichlichere Einschiebung der Partikeln, als durch die Bestandtheile der Rede selbst von jener unterschieden. Die zuletzt genannten Freiheiten sind dem deutschen Dichter fast ganz versagt; desto schwerer war es, wie in Hermann und Dorothea geschehen ist, den Ausdruck durch die unmerklichsten Mittel, durch würdige Einfalt, hier und da einen flüchtigen Anstrich vom Alterthümlichen, die leichteste, klarste Folge und Verbindung der Sätze, hauptsächlich aber durch die Stellung von der gewöhnlichen Sprache des Umgangs zu entfernen **).

*) poetischen Synthesis 1797. 1801.

**) Statt des Folgenden bis zu dem Absatze 'die Abweichungen von der prof.' hat 1797: Wenige Beispiele werden hinreichen um zu zeigen, welch eine feine Linie hier das Poetische vom Prosaischen trennt:

Da versetzte bedeutend die gute verständige Mutter,
Stille Thränen vergießend, sie kamen ihr leichtlich ins Auge.

Die möglichſte Enthaltung von ſolchen Conjunctionen, die auf die Wortfolge Einfluß haben, und von den relativen

---

Dieſe ſchlichten Zeilen ſind dennoch durchaus poetiſch gebildet, wie man ſich überzeugen kann, wenn man ſie durch eine wenig veränderte Stellung und Verknüpfung auflöſt: 'Da verſetzte die gute verſtändige Mutter bedeutend, indem ſie ſtille Thränen vergoß, die ihr leicht ins Auge kamen'. Nun erſt wäre es wirkliche Proſa; doch müßten noch die Beiwörter der Mutter weggelaßen werden, die in einer proſaiſchen Erzählung, ſobald man einmal mit ihrem Charakter bekannt wäre, nicht vorkommen dürften.

— — Der Zug war ſchon von Hügel zu Hügel
Unabſehlich dahin; man konnte wenig erkennen.

Man hänge nur den letzten Satz durch eine Conjunction mit dem vorhergehenden zuſammen, 'ſo daß man wenig erkennen konnte'. Welch ein Unterſchied! Die möglichſte Enthaltung von ſolchen Conjunctionen, die auf die Wortfolge Einfluß haben, und von den relativen Fürwörtern, welche eben ſo wirken, iſt ein Hauptmittel zur dichteriſchen Vereinfachung der Sätze. Auch der häufigere Gebrauch der Participien hebt die Rede, ohne ihr Schmuck aufzuladen:

Viele kamen indeß, der Wöchnerin nahe Verwandte,
Manches bringend und ihr die beßere Wohnung verkündend.

Manchmal vermehrt die Häufung des Verbindungswörtchens den Nachdruck:

Und durch die Hecken und Gärten und Scheunen ſuchte der Späher: — —
Wuchs nicht jeglichem Menſchen der Muth und der Geiſt und die Sprache?

manchmal die Weglaßung:

Rings um die Quelle geſetzt, die immer lebendig hervorquoll,
Reinlich, mit niedriger Mauer gefaßt, zu ſchöpfen bequemlich:

manchmal die Wiederholung desſelben Wortes:

Seht, ſo ſchützt die Natur, ſo ſchützen die wackeren Deutſchen,
Und ſo ſchützt uns der Herr; wer wollte thöricht verzagen?

ländliche Natur wird ganz aus dem Gesichtspunkte ihrer Bewohner, eifriger Landwirthe, geschildert; nur das Erfreuliche ihrer Ergiebigkeit, des fleißigen Anbaues, der menschlichen Anlagen in ihr (man sehe die Beschreibung des Weinbergs und der Felder des Wirthes, des berühmten Birnbaums, der anmuthigen Quelle) wird gepriesen; denn die, welche am rüstigsten in der Natur wirken und schaffen, sehen sie am wenigsten mit dem Auge des Landschaftenkenners oder des empfindenden Naturliebhabers an.

Homers Gleichnisse sind eigentlich erklärende Episoden, die im Ernste und nicht bloß zum Schein den Zweck haben, etwas deutlicher zu machen; wobei man die ihn umgebenden Hörer nicht vergeßen muß, wie er sie selbst beschreibt:

Gleichwie ein Mann auf den Sänger schaut, der vermöge der Götter
Kundig den Sterblichen singt die lusterregenden Worte:
Ihn ohn' Ende zu hören begehren sie, wenn er nun singet.

Solche Hörer hatten natürlich ein großes Bedürfniß, eine recht sinnlich faßliche Vorstellung von der geschilderten Sache zu bekommen. In der modernen Nachahmung, die hierauf gar keine Rücksicht nahm, ist das epische Gleichniß in einen gelehrten Zierrat ausgeartet, so daß häufig das Bekanntere mit dem Fremderen, das Menschliche mit der thierischen Welt, die unsrer Beobachtung weit entfernter liegt, auch wohl das Körperliche mit dem Geistigen verglichen wird. Schwerlich möchte daher an Hermann und Dorothea etwas vermißt werden, weil es nur Ein ausgeführtes Gleichniß enthält. Dieses eine ist schön und neu, und kommt bei einer Gelegenheit vor, wo es die Mühe lohnt*).

*) 1797. folgen die sieben ersten Verse des 7. Gesanges.

Die Ankündigung des Inhalts, gar kein wesentlicher Theil des Epos, sondern eine entbehrliche Vorbereitung, welche da, wo die besungene Geschichte sich auf Sage gründet, noch mehr Schicklichkeit hat, als wo sie erst durch das Gedicht entsteht, ist von dem deutschen Sänger mit Bedacht weggelaßen. Dagegen flicht er zu Anfange der letzten unter den neun Rhapsodien, die er, wie Herodot die Bücher seiner Geschichte, nach den Musen benannt, doch zugleich noch mit andern bedeutenden Ueberschriften versehen hat, eine sehr gefällige Anrede an diese Göttinnen ein.

Wir haben Hermann und Dorothea in dem Bisherigen nach seiner Eigenthümlichkeit, nach den besondern Bestimmungen des Entwurfs, der Sitten und des Stils zu charakterisieren gesucht. Als ein Individuum seiner Gattung, d. h. als episches Gedicht, haben wir es schon vorher charakterisiert. Denn was wir oben als wesentliche Merkmale des Epos angaben: die überlegene Ruhe und Parteilosigkeit der Darstellung; die volle, lebendige Entfaltung, hauptsächlich durch Reden, die mit Ausschließung dialogischer Unruhe und Unordnung der epischen Harmonie gemäß umgebildet werden; den unwandelbaren, verweilend fortschreitenden Rhythmus: diese Merkmale laßen sich eben so gut an dem deutschen Gedicht entwickeln, als an Homers Gesängen. Verfehlten wir also den wahren Begriff nicht, so wird der Leser, der dieß Urtheil durch eigne Prüfung beurtheilen will, auch wenn er mit den letzten nicht bekannt ist, sie ohne Mühe wiederfinden. Was die Ruhe betrifft, so beugen wir nur noch dem Mißverständnisse vor, als ob der Dichter gegen das, wodurch er die Seelen Andrer so tief bewegt, selbst unempfindlich sein sollte. Er muß es allerdings auf das Innigste fühlen; aber er hat die Selbstbeherrschung, dem

Gefühl keinen Einfluß auf die Darstellung zuzugestehen. Er wird z. B., wo das Gesetz derselben es fordert, gleich nach dem erschütterndsten Augenblicke einen verhältnißmäßig gleichgültigen, ja einen drolligen Umstand erwähnen, wie es in Hermann und Dorothea, namentlich im letzten Gesange, mehrmals geschieht. Die Enthaltung des Dichters von eigner Theilnahme ist also kein leerer Schein: denn wenn die Darstellung durch das Medium der Empfindung gegangen und von ihr *) gefärbt ist, so sympathisiert der Leser nun eigentlich nicht mehr mit der Sache, sondern mit dem Dichter.

Die Lehre vom epischen Rhythmus verdient eine genauere Auseinandersetzung. Sie ist auch deswegen wichtig, weil sie Anwendung auf den Roman leidet. Ein Rhythmus der Erzählung, der sich zum epischen ungefähr so verhielte, wie der oratorische Numerus zum Silbenmaße, wäre vielleicht das einzige Mittel, einen Roman nicht bloß nach der allgemeinen Anlage, sondern nach der Ausführung im Einzelnen, durchhin poetisch zu machen, obgleich die Schreibart rein prosaisch bleiben muß; und im Wilhelm Meister scheint dieß wirklich ausgeführt zu sein.

Wir enthalten uns hier jedes Rückblicks auf Göthes dichterische Laufbahn**), so fruchtbar an belehrenden Zusammenstellungen, selbst an wichtigen Andeutungen über das Bedürfniß unsrer Bildung nnd das Streben des Zeitalters, von der Originalität zur vollkommnen Gesetzmäßigkeit schöner Geisteswerke, von der Erscheinung der Unabhängigkeit des Individuums zum Abdrucke reiner Menschheit in ihnen fort-

*) tingirt 1797. 1801.

*) (die mit diesem neuesten Werke noch lange nicht geschlossen seyn möge) 1797.

zugehn, eine ſolche Ueberſicht auch ſein würde; und faßen nur unſre Betrachtung des vorliegenden Werks in kurze Reſultate zuſammen. Es iſt ein in hohem Grade ſittliches Gedicht, nicht wegen eines moraliſchen Zwecks, ſondern inſofern Sittlichkeit das Element ſchöner Darſtellung iſt. In dem Dargeſtellten überwiegt ſittliche Eigenthümlichkeit bei weitem die Leidenſchaft, und dieſe iſt ſo viel möglich aus ſittlichen Quellen abgeleitet. Das Würdige und Große in der menſchlichen Natur iſt ohne einſeitige Vorliebe aufgefaßt; die Klarheit beſonnener Selbſtbeherrſchung erſcheint mit der edlen Wärme des Wohlwollens innig verbunden, und gleiche Rechte behauptend. Wir werden überall zu einer milden, freien, von nationaler und politiſcher Parteilichkeit gereinigten Anſicht der menſchlichen Angelegenheiten erhoben. Der Haupteindruck iſt Rührung, aber keine weichliche, leidende, ſondern*) in wohlthätige Wirkſamkeit übergehende Rührung. Hermann und Dorothea iſt ein vollendetes Kunſtwerk im großen Stil, und zugleich faßlich, herzlich, vaterländiſch, volksmäßig; ein Buch voll goldner Lehren der Weisheit und Tugend.

---

1) Weiberlaunen und Männerſchwäche. Ein Originallſtſpiel von F. W. Ziegler. Leipzig. 1797.

2) Die Freunde. Ein Originalſchauſpiel von F. W. Ziegler. Leipzig. 1797.

Das erſte Stück gehört zu denen, die von ihren Verfaßern mehr dem Publikum als ſich ſelbſt zu Liebe geſchrieben werden, da

---

*) zu wohlthätiger Wirkſamkeit erweckende Rührung. 1797. 1801.

dieses leicht mehr Vergnügen dabei hat, als sie Ruhm davon einernten. Es ist nicht nur Wiener Kostum darin beobachtet, sondern es trägt auch ganz die Lokalfarbe. Wir zweifeln nicht, daß es sich recht gut vorstellt, und besonders einige Scenen, wie z. B. die beiden Bedienten, die einander betrunken machen, um sich auszuforschen, die Verhaftung des einen von ihnen, die Ungeduld des Barons, mit lebhaftem Beifall aufgenommen werden. Die Launen und Schwächen haben außerdem nichts sehr Ausgezeichnetes an sich, die Sitten wenig Feinheit, an Charaktere ist gar nicht zu denken, und die Intrigue ist so lose verknüpft, daß sie allenthalben enden, und ihr zu Gefallen das Lustspiel auch etwa nur einen Akt haben könnte. Aber eben diese Leichtigkeit der Behandlung dient dem Ganzen zur Empfehlung, da sie sich glücklicher Weise auch auf den Dialog erstreckt. Hier und da sind die Einfälle freilich etwas gezwungen herbeigeholt, wie mehrmals bei Gelegenheit des Lektüre liebenden Bedienten und seiner Schönen, der Hausmagd, die sich Kants Kritik der reinen Vernunft mittheilen, und: 'der Bunkel liegt im Brodschrank, den kann Er sich holen'; oder auch ziemlich barbarisch, wie 'Erst eßen, dann lieben — Ugolino im Hungerthurm wär' ein Stück Rindfleisch gewiß lieber gewesen, wie eine Venus'.

Das zweite Stück hat mehr von der früheren Art des Verfaßers, und macht also höhere Ansprüche. Er bemühte sich damals, das Ritterliche einigermaßen mit der reineren Sittlichkeit zu verschmelzen. Man kann nicht sagen, daß es ihm damit gelang, denn jenes gewann oft ein äußerst zufälliges Ansehn dabei, wie es hier wiederum der Fall ist. Es ist ganz und gar kein Grund vorhanden, warum das Stück im dreißigjährigen Kriege spielt, und die Helden schwedische Namen haben müßen. Da sei Dekoration und Kleidung noch so sorgfältig angegeben, es wird dem wesentlichen Kostum nicht aufgeholfen. Die Charaktere der beiden Freunde werden nicht männlicher dadurch. Einer von ihnen wird für todt gehalten; der andere vermählt sich mit der Geliebten des ersten, ohne sie als solche zu kennen. Der verloren Geglaubte kommt nach Jahren, in Begleitung seines Vaters, die Jugendgespielin aufzusuchen. Er erfährt nicht gleich, daß sie schon verheiratet ist. Marianne zieht ihren Gatten vor, und giebt selbst den Grund davon an, daß sein Freund eine unmännliche Weichheit an sich gehabt: allein der Gatte

zeigt sich so feige, daß man vermuthen muß, sie irre sich in der Person. Er hat nicht das Herz, die Sache aufzuklären, noch dem Ungestüm des alten Generals, der feuriger, als der Sohn, auf die Vermählung dringt, zu begegnen; der unmäßige Jammer macht ihn für seine Frau fühllos und lähmt ihn gegen seinen Freund: kurz, er spielt eine schlechte Rolle. Die beste ist unstreitig Marianens Mutter zugetheilt, die mit würdiger Festigkeit Alles ins Gleis zu bringen sucht. Nur ist es übertrieben, daß sie ihrer Tochter, welche bisher über die fast nur kindische frühere Verbindung geschwiegen hatte, so pathetische Vorwürfe macht, und inkonsequent, daß sie dieselbe so zur Unzeit erschüttert. Auch kommt selbst bei ihr häufig das moderne Wesen an den Tag: sie schilt die Freunde kultiviert, gerade so, als wenn sie mit der Kultur des siegwartschen Jahrzehends bekannt wäre. Die Reden des Zurückkehrenden schreiben sich aber auch völlig daher. 'O Gott! tödte mich nicht in diesem Augenblicke — ich wüßte sonst den Abstand zwischen dieser Erde und deinem Himmel nicht!' — 'Keusch und heilig liebte ich dich, wie Verklärte lieben. Meine Sinne schweigen auch noch jetzt. Meine Seele verliert sich in der deinigen, und ein Hauch von dir raubt mir alle Körperkraft.' Sehr unversehens löst sich übrigens der Knoten: denn schwerlich wird es bis dahin jemanden einfallen, daß die Mutter eine zweite Gemahlin des Generals, und also Marianne (was der Wink von dem Schweigen der Sinne, womit der Liebhaber ein wenig mit der Thüre ins Haus fällt, allerdings vorbereiten soll) die Schwester ihres ersten Freundes ist.

Wellners und einiger seiner Getreuen Leben, Meinungen und Thaten. 2 Theile. Spandau.

Wie mißlich es mit der Ironie überhaupt ist, wie schwer sie sich im Tone erhält, und wie leicht zu gründlich ausdehnt, davon ist obige Geschichte, zum Theil von dem Theophile Speckius, Schulmeister in Zwätzen verfaßt, ein übrigens ganz rühmlicher Beweis. Sie fängt ganz schlicht an, uns von einem Knaben zu erzählen, der durch die Umstände seiner frühesten Kindheit und seinen nach-

herigen Stand als Gänsehirt zum Visionär gebildet wurde; seine Anlagen, seine Fortschritte, der Nebel eines Gemüths, das sich nur halb noch selbst betrügt, und schon dem Reize nachgeht, auch Andre zu betrügen, das Aeußere des jungen Menschen, und wie er im Reiche der Finsterniß zuerst als Nachtwächter Posto faßt: alles dieß wird recht gut von dem Theophile vorgestellt. Aber nun verliert er sich in eine Schilderung von dem Zustande des Reichs Caramanien und der Verfaßung des — Tempelherrenordens, wobei ihn der trockne Ernst ein wenig zu sehr übernimmt, nämlich wenn man den Gegenstand als Fiktion betrachtet: und wem könnte es einfallen, hier Geschichte zu suchen? wer würde sie rein und unvermischt hier finden? Dann wird unser Robert (der im Buche niemals Wellner heißt, so daß man nicht weiß, wen der Titel eigentlich bezeichnen soll) seiner ihm von dem großen Orden zugetheilten Bestimmung näher geführt, und die Vignette des Titelblattes, eine Katze, welche mit einer Krone spielt, fängt an eine verständliche Beziehung zu haben. Er soll einen großen Monarchen in der Geisterseherei bestärken, welchen der Orden zu seinen Zwecken mit einem Aufwande von Machinerien erzogen hat, deren es in der Wirklichkeit, um ein ähnliches Ziel zu erreichen, wahrscheinlich nicht bedurft hätte. Weil hier entweder manche Scenen aus der großen Welt, oder romanhafte und magische Intermezzos vorkommen, so wird dem Theophile die Feder abgenommen, und einem Andern (zuletzt dem Robert selbst) übertragen, der sie glänzend zu führen versteht, wodurch freilich das Ende des Buchs wieder ein andres Ansehn gewinnt wie der Anfang. Bemerkungswerth ist es, daß, ungeachtet nur ein großer Eifer für die Sache ein Werk dieser Gattung unternehmen kann, mit welcher Einbildungskraft und Kunsttrieb gar nichts zu schaffen haben, jener den Verfaßer nicht zu grellen Schilderungen verleitet, sondern Wellner und seine Getreuen vielmehr immer, ihre versinsternden Absichten abgerechnet, in einem gewissen glänzenden Lichte gehalten werden. Die Geschichte schließt mit einer gänzlichen Ebnung und tiefen Ruhe des caramanischen Reichs, in welchem man das Denken lange genug getrieben hatte, aber schon eine Weile vorher in ziemlich trockne Formeln darin ausgeartet war, und nun gar keine Lust mehr dazu bezeugt.

Julie. Von Rhynvis Feith. Nebst einigen andern Aufsätzen des nämlichen Verfaßers. Mannh. 1797.

Das Original ist holländisch, vorliegende Uebersetzung aber nach der französischen Uebersetzung desselben verfertigt, die schon eine zweite Auflage erlebt haben soll. Die zehnte würde uns in dessen nicht überzeugen können, daß diese Aufsätze irgend ein Verdienst haben, wenn man nicht die fromme Absicht des Vf. dafür gelten laßen will. Sollte diese schwülstige Empfindsamkeit die Herzen der Holländer wirklich gerührt, und irgend ein Zufal sie in Frankreich empfohlen haben? Unter uns wird sie wahrscheinlich für ungenießbar gehalten werden. Zum bloßen Zeitvertreib zu langweilig, zur Gemüthserbauung gar zu leer und ta. kann sich in der That nichts Zweckloseres und Unbestimmteres denken, wie diese Bogen, und der deutsche Uebersetzer ist zu sinnt, daß er so sorgfältig einzelne Flecken derselben einziger Strich durch das Ganze hinreichen würde. Ein Holländer einen Menschen, oder was es ist, einführen ther nennt, und ihn im lapidarischen Stil oder Seufzer in einen Felsen eingraben laßen, und die tigkeit träumend oder wachend verwalten: niemand einer solchen Kleinigkeit willen zur Rechenschaft zie heißen 'Julie, Themiere, der Einsiedler' und 'Alo um das Maß voll zu machen, eine ossianische Dich irgend sein kann, da hängt sich die Geistlosigkeit an welches auch der in den ersten Briefen und Ton ist.

Versuch zur Bildung des Geschmacks in Künste. Von J. G. Grohmann. 1.

Theils schlechte Uebersetzung eines zwecklose und ohne Einsicht gemachte Schriftstellern. Dem angeblichen Verfaßer eigen zu, als die seltne Dreistigkeit, durch den Titel für seine Arbeit zu welches hier zum Theil übersetzt gelie juger des ouvrages de peinture,

Adelheid Sander. Eine neuere wirkliche Geschichte. 2 Thle. Leipzig 1797.

Unter diesem Titel sollte man ein deutsches Original vermuthen, auch ist nirgends der kleinste Wink gegeben, daß hier eine Uebersetzung aus dem Englischen aufgetischt wird; aber die innere Beschaffenheit des Werks, der ganze Zuschnitt, manche kleinen Sittenzüge und das Grelle der sogenannten Charakterzeichnung würden dieß schon für sich höchst wahrscheinlich machen, wenn der Uebersetzer auch sprachkundiger gewesen wäre, und seine Geschicklichkeit sich nicht bloß darauf beschränkt hätte, andre Namen der Personen und Schauplätze unterzuschieben. Es ist sehr lustig, unter andern auf die Frage zu stoßen: 'schön oder bräunlich?' für fair or brown? wo der Uebersetzer also nicht einmal gewußt hat, daß unter verschiednen Bedeutungen fair auch 'blond' heißt, was er doch hier durch den Gegensatz errathen konnte; oder die gewöhnliche englische Addresse an Geistliche: to the reverend Dr. L. getreulich durch: 'an den würdigen L.' gegeben zu sehen. Aber so muß sich ein unerlaubtes Verfahren immer von selbst verrathen! Einer Menge andrer Angliciſmen nicht zu gedenken, ist die Verdeutschung auch sonst sehr kläglich beschaffen, was durch den ungemeinen Schwulst des Buchs und die moralischen Abschweifungen noch auffallender wird: denn das Kostbare und Steife nimmt sich in einer schlechten Uebertragung vollends unleidlich aus. Wir lesen: 'die ungeheure Mannichfaltigkeit von Schönheiten'; 'eine höchst furchtbare Schönheit'; bei Gelegenheiten, wo es kein Spott, sondern der bitterste Ernst damit ist. Dann: 'Baron Weilers Gesundheit wurde für bedenklich gehalten'; 'die Luft Italiens wurde von seinen Aerzten empfohlen, und seine Gemahlin wurde für das einzige Mittel zu seiner Wiederherstellung gehalten'. Der letzte sonderbare Umstand kann durch nichts erklärt werden, als daß es vermuthlich ursprünglich so heißt: 'Die Luft Italiens wurde von seinen Aerzten empfohlen, und von seiner Gemahlin für das einzige Mittel gehalten' u. s. w. Der Werth des Romans selbst, oder vielmehr das einzige Wohlgefallen, welches man daran haben kann, beruht auf der interessanten Figur der Heldin, die man aber immer nur als Erscheinung im Hintergrunde erblickt. Das Uebrige ist un

natürlich und verworren, das Komische darin sehr grob, und die Entwicklung raßelt wie ein Postwagen, mit dem die Pferde flüchtig geworden sind.

Gustav oder die Widersprüche des menschlichen Herzens. Ein Charaktergemälde. Leipz. 1797.

Der Vf. hat Sorge getragen, uns auf alle Art von dem 'Zweck und Ziel' seines Werkchens zu unterrichten, und er hat wohl daran gethan, denn es redet für sich selbst nicht vernehmlich genug. Dem Fehler des Auffallenden ist er glücklich aus dem Wege gegangen, wiewohl das, nach der Vorrede zu urtheilen, seine eigne Meinung nicht zu sein scheint. 'Mancher Umriß', sagt er, 'mag zu scharf, manche Perspektive verschoben, manche Farbe zu grell, zu blühend aufgetragen, aber um desto hervorspringender, um desto ausdrucksvoller kann das Ganze dadurch werden'. Wir wollen nicht weiter mit ihm darüber rechten, daß er sein 'Gemälde' durch Gründe empfiehlt, die jeder Fratze zu gut kommen, da es die Eigenschaft des 'Hervorspringenden' und 'Eindrucksvollen' mit dergleichen gar nicht gemein hat. Schiefe Ansichten haben wir ihm freilich hier und da vorzuwerfen, allein seine Gegenstände sind trivial, oft platt genug ausgewählt und eben so flach behandelt. Der Held hat übrigens wohl wenig Theil an der Ueberschrift 'Charaktergemälde'; er ist ein ganz rechtlicher, aber sehr gewöhnlicher Mensch, in dem es wenig Widersprüche aufzulösen giebt, und der von Weiß zu Schwarz (S. das Motto auf dem Titelblatte) nur darin übergeht, daß er sich anfangs ein Gewißen daraus macht, eine verheiratete Herzogin zu lieben, und es nachher doch gut. Den größten Fleiß hat der Vf. auf die Zeichnung weiblicher Figuren gewandt, die ihm im Einzelnen weniger mißrathen sind, weil er sie ziemlich aus der Menge aufgegriffen hat, als sein Begriff von dem Geschlechte überhaupt ein verunglückter sein mag. Er hat ihn allen seinen Männern mitgetheilt; sogar einer unter diesen, der eine recht gute Frau besitzt, ist so undankbar, ihm darin beizufallen. Wie dieser Begriff ungefähr beschaffen ist, läßt sich aus folgender Note ersehen: 'Der Mann muß nie seinen Werth verkennen, um einem Geschöpfe, das

dem männlichen Geschlechte Glück, Ehre, Reichthum, Alles schuldig ist, und sich zum Danke damit bläht, zu fetiren'. Sollte ein Schriftsteller, der bei Gelegenheit einer Närrin alle Frauen für Geschöpfe erklärt, die für sich selbst nichts sind, wohl ernstlich im Stande sein, seinem Plane gemäß, 'die Grenzen von dem Schein und Sein der Menschheit zu zeichnen?'

Adolf und Aline, oder Jugendjahre zweier Liebenden. Von Karl Albrecht. Warschau 1797.

Eine lang gesponnene, verdünnte Bearbeitung des aus den kleinen Romanen von Friedrich Schulz und andern Uebertragungen aus dem Französischen bekannten Antönchen und Trudchen, gegen das Ende mit allerlei Zusätzen beschenkt, die so tief unter aller Kritik sind, daß sie es zweifelhaft machen, ob bei diesem Schriftsteller mehr Stirn dazu gehört hat, fremdes Gut zu plündern oder eignes Machwerk aufzutischen.

Recenſionen aus der Jenaiſchen allgemeinen Literatur-Zeitung. 1798.

bloße Erdichtung verstehn will. — Der Vf. scheint auch in seinem Urtheil über einzelne Beispiele nicht ganz konsequent zu sein. Wie könnte er sonst im Alf von Dülmen, aus dem er den Stoff zu dem nachstehenden Trauerspiel gezogen hat, die noch so gut ausgedachte Rechtfertigung des Otto von Wittelsbach wegen der Ermordung Kaiser Philipps so lebhaft billigen, da doch offenbar 'eine Erdichtung in den Triebfedern und Veranlaßungen dieser oder jener Handlung' dabei stattfindet.

Das Trauerspiel selbst ist ein nicht minder lobenswürdiger Versuch gegen die Barbarei unserer Ritterstücke anzukämpfen, als die vorhergehende Abhandlung, obgleich unter ähnlichen Einschränkungen. Denn freilich erinnert es noch zu sehr an seinen Ursprung; es ist mehr nur dialogisiert als dramatisch behandelt; der ganzen Darstellung fehlt es an Leben und mehr noch an Klarheit, sowohl was die Personen als die Geschichte betrifft, deren Fäden höchst verworren durch einander laufen. Sprache und Gesinnungen tragen den eignen Vorschriften des Vfs. zuwider (wie man denn nicht immer macht was man will) einen ganz und gar modernen und oft trübsinnigen Charakter an sich. Es ist nicht möglich, das mindeste Interesse für Alf von Dülmen zu faßen, den eine so eingebildete Leidenschaft umhertreibt, und die Theilnahme an Alix schmachtet wie sie selber dahin. Für sich selbst genommen bleibt also noch viel zu wünschen übrig: allein die Vergleichung mit unzähligen Stücken dieser Gattung kann diesem freilich nicht anders als sehr vortheilhaft sein.

Das Petschaft. Eine abentheuerliche Geschichte. 2 Theile. Frankf. a. M. 1797.

Ob Schreibfehler, wie folgende, von denen das ganze Buch wimmelt: 'Stubenthier' für Stubenthür, ich 'flüchte' ihnen bei, die Männer 'verschweren' sich gegen ihn, eine 'weißr' Staatsverfaßung, 'überwünden', 'können' statt kennen, sie 'verbürgt' ihr Gesicht statt verbirgt, sie 'nur zährt' sich, u. s. w. bloße Druckfehler sind, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen, da sie wenigstens nicht angemerkt worden, und die innere Beschaffenheit des Romans keine Entschei-

Lebendigkeit seiner Darstellung, sondern auch auf seine Moralität etwas zu Gute. Die vier ersten Bogen sind mit einem naiv-empfindsamen Gemälde der Stimmung eines jungen Mädchens angefüllt, die von einem Traume erwacht, worin ihr der Pater Bernhardo, den sie kürzlich in einem benachbarten Kloster gesehn hat, erschienen war. Es ist durchgehends in folgendem ermüdenden Tone des Selbstgesprächs in der dritten Person abgefaßt: 'Vielleicht sind ihm seine Heiligen und seine Messen Alles, und er hat wohl gar keinen Sinn mehr für Weltfreude. Ja dann bedauert sie ihn wirklich, dann ist sein Geschmack völlig verdorben, und da ist er auch gewiß manches Guten gar nicht mehr fähig; das hängt ja Alles zusammen wie eine Kette,' (ja wohl!) 'das eine kann ohne das andre nicht sein. Das sieht sich denn doch auch sonnenklar ein, daß er denn überhaupt gar keinen Geschmack hat: denn wie könnte er sonst so ein einförmiges seelenloses Leben lieben' u. s. w. 'Nein, da paßt er wirklich nicht zu ihr, sie liebt wohl mit unter die Einsamkeit, aber sie muß auch damit abwechseln können' u. s. w. 'O es ist erschrecklich, daß er den Stand gewählt hat; wenn sie nur die Veranlaßung begreifen könnte: wie konnt' er denn je so unsinnig sein, solch ein eingesperrtes Klosterleben zu führen' u. s. w. 'Er ist ja nicht immer eingesperrt; sie ist ihm ja selbst auf freiem Felde begegnet' u. s. w. Nachdem diese Expositon auf die Seite geschafft ist, geht es an die Geschichte, wo wir gleich die allerabscheulichste Mutter auftreten sehen, ungeachtet einige Aeußerungen im vorerwähnten Monolog, wo die Tochter von der glücklichen Ehe ihrer Aeltern spricht, etwas anders erwarten ließen. Es heißt von ihr: 'erbärmliches elendes Weib! rufen hier gewiß mehrere, und wünschen daß ein Paar Ruthenstreiche, von dem Herrn Fähndrich abgeprallt, die Blöße der Madame getroffen hätten'. Daß der Vf. solche Wünsche bei den Lesern voraussetzt, zeigt genugsam, wie sehr er überhaupt darauf rechnen darf, ähnliche zu erregen. Die 'unschuldige' Franziska flüchtet vor den Zudringlichkeiten der schlechten Personen, womit sie zu thun hat, ins Kloster; zugleich von der heißesten Begierde nach dem Pater Bernhardo getrieben, mit dem sie endlich auch zusammentrifft, und einen höchst weltlichen geistlichen Vater in ihm findet. Ihre Unschuld, giebt der Vf. vor, hält sich noch eine Weile gegen seine niederträchtige Sinnlichkeit, bis

werden können, wie die Klöster. Die Verfaßerin führt uns aus dem Schooße einer einfachen Existenz, wo man die reinste mildeste Luft athmet, zu den bethörenden Kreißen der Eitelkeit, der Sinnlichkeit und der besondern Verderbniß, die meistens in jenen Anstalten stattfindet, wo Mädchen in Haufen gebildet werden sollen: Wesen, die es am wenigsten ertragen, fabrikmäßig behandelt zu werden, und denen man Unterricht und Bildung nicht unmittelbar genug aus den Händen der Natur, der augenblicklichen Ereignisse und der innigen Erfahrungen zukommen laßen kann. Selbst die leiseren Nachtheile solcher Institute überhaupt werden berührt, wie z. B. die Entwöhnung von häuslicher Stille und Einförmigkeit, und dagegen die Gewöhnung an ein unaufhörliches Geräusch und Thun und Treiben unter einander, die allerdings sogar bei ganz jungen Geschöpfen oft bis zur Leidenschaft steigt, und sie mit dem unnatürlichsten Gefühl von Langerweile bekannt macht. Und wer würde bei der Schilderung der ungeheuern Mißbräuche und Ausartungen, denen sie vollends in großen Städten unterworfen sind, gleichgültig bleiben können? Ein so individuelles Ansehn der hier aufgestellte Fall hat, so kann er doch für tausende gelten. Die betäubende Einflüße der Eitelkeit, des bösen Beispiels, der Furcht vor dem Lächerlichen, auf ein junges, nur durch unschuldige Beschränktheit gewaffnetes, Gemüth müßen überall die nämlichen sein, und die Veranlaßungen dazu finden sich sicher in jeder öffentlichen Anstalt, die schon dadurch das Schild der Unzuverläßigkeit und des Leichtsinnes aushängt, daß sie einen schlüpfrigen Boden zum Schauplatze wählt, wo Alles zu bloßem Glanz und Schein hinreißt; wo eine so wichtige und zarte Angelegenheit, wie weibliche Erziehung, der Gefahr hingegeben wird, als flimmernder Putz behandelt zu werden. Alle diese Wahrheiten hat die Vfn. in Handlung und Leben gekleidet, oder vielmehr sie läßt sie aus Leben und Handlung hervorgehn. Sie hat sich keines fremden Hülfsmittels bedient, um ihre Dichtung anziehender zu machen, nicht des Hebels einer Theilnahme erregenden Leidenschaft, oder sonstiger, die Einbildungskraft anlockender, Beiwerke. Das Interesse entspringt allein aus der Hauptsache, und hängt dennoch durch die Gewalt einer beseelten Darstellung und einer fortreißenden Schreibart bis an das Ende fest. In dem hinzukommenen zweiten Theile glauben wir beide

Wie verhaßt ist dieser Stand,
Der dich mir auf ewig raubt,
Und die hochgeborne Hand
Dir zu geben nicht erlaubt.

Es ist zu vermuthen, daß die erste schikanedersche Arbeit in ihrer Unschuld immer noch beßer dazu dienen möchte, einen lustigen Eindruck hervorzubringen, als obige angeblich veredelte Bearbeitung.

Alix Gräfinn von Toulouse. Ein Trauerspiel.... nebst einer Vorrede über unsere Ritterromane. Meißen 1797.

Die Vorrede betrifft mehr noch unsere sogenannten historischen, als unsere Ritter-Romane; was über die letzten hier gesagt, sehr gut gesagt wird und nicht oft genug wiederholt werden kann, zeugt indessen mehr von dem gereinigten Geschmack des Vfs., als seine Bemerkungen über die ersten bestimmte und feste Begriffe verrathen. 'Historische Wahrheit, unverfälschte, wahre, richtige Darstellung der Thatsache', läßt sich von dem 'geschichtlichen Romanschreiber', selbst nach dem hier entworfenen Ideal, nicht erwarten. Einige hauptsächliche Thatsachen unverändert zu laßen, reicht zur historischen Wahrheit noch nicht hin; soll er aber 'bekleiden, herausheben, Farben vertheilen' dürfen, 'Leidenschaften reden laßen, und mit Herz und Phantasie bei Stellen verweilen, bei denen der Geschichtschreiber mit ein Paar ruhigen Federzügen kalt vorübergeht': so leidet das Gemälde schon nothwendig eine Verfälschung, und es ist zu fürchten, daß eine weit schädlichere Ansicht der Geschichte dadurch befördert werde, als die gänzlich romantische ist, nämlich eine empfindsame. Derjenige Irrthum, welcher der Wahrheit am nächsten zu kommen scheint, läßt sich immer am schwersten ausrotten; wir haben allerdings Werke solcher Art, denen man theils diesen Vorwurf, theils den Vorwurf der Langweiligkeit machen kann. Was der Vf. aber sonst von dem 'poetischen Geschichtschreiber' begehrt, das geht den Geschichtschreiber, im höchsten Sinne des Wortes, überhaupt an, und würde jede andere Darstellung der Geschichte, als die strengste und lauterste, ausschließen, die ebenfalls Poesie in der Seele ihres Schreibers erfordert, wenn man unter Poesie nicht

bloße Erdichtung verstehn will. — Der Vf. scheint auch in seinem Urtheil über einzelne Beispiele nicht ganz konsequent zu sein. Wie könnte er sonst im Alf von Dülmen, aus dem er den Stoff zu dem nachstehenden Trauerspiel gezogen hat, die noch so gut ausgedachte Rechtfertigung des Otto von Wittelsbach wegen der Ermordung Kaiser Philipps so lebhaft billigen, da doch offenbar 'eine Erdichtung in den Triebfedern und Veranlaßungen dieser oder jener Handlung' dabei stattfindet.

Das Trauerspiel selbst ist ein nicht minder lobenswürdiger Versuch gegen die Barbarei unserer Ritterstücke anzukämpfen, als die vorhergehende Abhandlung, obgleich unter ähnlichen Einschränkungen. Denn freilich erinnert es noch zu sehr an seinen Ursprung; es ist mehr nur dialogisiert als dramatisch behandelt; der ganzen Darstellung fehlt es an Leben und mehr noch an Klarheit, sowohl was die Personen als die Geschichte betrifft, deren Fäden höchst verworren durch einander laufen. Sprache und Gesinnungen tragen den eignen Vorschriften des Vfs. zuwider (wie man denn nicht immer macht was man will) einen ganz und gar modernen und oft trübsinnigen Charakter an sich. Es ist nicht möglich, das mindeste Interesse für Alf von Dülmen zu faßen, den eine so eingebildete Leidenschaft umhertreibt, und die Theilnahme an Alix schmachtet wie sie selber dahin. Für sich selbst genommen bleibt also noch viel zu wünschen übrig: allein die Vergleichung mit unzähligen Stücken dieser Gattung kann diesem freilich nicht anders als sehr vortheilhaft sein.

Das Petschaft. Eine abentheuerliche Geschichte. 2 Theile. Frankf. a. M. 1797.

Ob Schreibfehler, wie folgende, von denen das ganze Buch wimmelt: 'Stubenthier' für Stubenthür, ich 'flüchte' ihnen bei, die Männer 'verschweren' sich gegen ihn, eine 'weiße' Staatsverfaßung, 'überwünden', 'können' statt kennen, sie 'verbürgt' ihr Gesicht statt verbirgt, sie 'nur zährt' sich, u. s. w. bloße Druckfehler sind, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen, da sie wenigstens nicht angemerkt worden, und die innere Beschaffenheit des Romans keine Entschei-

dung darüber an die Hand giebt. So viel ist gewiß, daß man dergleichen schreiben kann, ohne es bei Führung der Feder bis zur Orthographie gebracht zu haben. Der Unwahrscheinlichkeiten giebt es hier so viele wie der Druckfehler, wogegen sich freilich von wegen der 'Abenteuerlichkeit' der Geschichte nichts einwenden läßt, als daß diese weder romantisch, noch auf irgend eine Weise anziehend dadurch geworden ist. Ein Unbekannter (Armenier) spielt nebst seinem 'Petschaft' die Hauptrolle darin; zur Abwechselung ist es einer von der wohlthätigen Klasse dieser großen Zunft. Außerdem giebt es noch einen leidlich einfältigen Helden, eine Marquise, die ihren Liebhaber, einen deutschen Prinzen, umgebracht hat, und einige Böswichter, denen man recht sehr verbunden sein würde, wenn sie ihren letzten Streich, womit der zweite Theil schließt, so ausgeführt hätten, daß von dem Herrn Gustav und seinen Begebenheiten nie wieder die Rede wäre.

Julchen Grünthal. Dritte Ausg. 2 Thle. Berlin 1798.

Schon vor Jahren hatte dieses treffende Gemälde aus dem wirklichen Leben die allgemeine Aufmerksamkeit an sich gezogen, und wir können annehmen, daß es nicht leicht einem unsrer Leser, der sich für die Sittengeschichte seiner Zeit interessiert, unbekannt geblieben sein wird. Die Aechtheit der ursprünglichen Farben würde es schon genugsam vor der Gefahr des Verbleichens geschützt haben; aber freilich hat es durch die neue Bearbeitung des nämlichen eben so kräftigen als feinen Pinsels noch sehr an Frische und Umfang gewonnen. Die ausgezeichnete Vorzüglichkeit desselben beruht besonders darauf, daß die Abhängigkeit von einem edlen Zwecke der Belehrung und Warnung mit unabhängiger Kunst vereinbart ist, und daß die Vielseitigkeit eines hellen Verstandes die Einseitigkeit, welche immer mit einer entschieden bestimmten Richtung verbunden sein muß, so überlegen darin gemildert hat. Es gleicht von dieser Seite dem vor einiger Zeit erschienenen Werk eines großen Meisters, der Nonne von Diderot, mit dem es ja auch, was den Gegenstand betrift, Aehnlichkeit hat. Wenigstens läßt sich wohl behaupten, daß die Pensionen in großen Städten Einzelnen eben so verderblich

Dame, in welches man uns eintreten ließ, war kalt und unfreundlich, und noch naß vom Scheuern, weshalb uns auch das Mädchen die Weisung gab, uns ja auf den von Leinwand gelegten Fußsteigen aufzuhalten. In diesem unwirthlichen Zimmer sah man keine Spur einer weiblichen Niederlaßung, außer einem mit Büchern bepackten Sopha, und einem mit Visitenkarten eingefaßten Spiegel. — Mein Stiefvater schien über den seltsamen Empfang betroffen zu sein. In der That machten wir, jeder auf seinem Leinwandstreifen dem andern gegen überstehend, eine possierliche Gruppe; er auf den Fußtritt seiner Schwester lauschend, ich, in mich gekehrt, meine Colombine im Arm, den Blick vom gegen überhängenden Spiegel abwendend, aus Furcht, die Figur zu erblicken, die im Hause schon Lachen erregt hatte.' — 'Von dieser Zeit fieng ich an auf den Ton auszugehn, und alles dafür zu halten, was von dem Gewohnten abstach. Das Geräusch der Kokette, womit sie aller Augen auf sich zu ziehen suchte, die Pedanterie der Anspruchvollen, die mit studiertem Ausdruck ihre Belesenheit auskramte; jede Besonderheit hielt ich für das Rechte. So wurde ich immer ungewisser in dem, was ich eigentlich sein müßte; und erst lange nachher, als ich zu vergleichen Gelegenheit und Reife genug hatte, fand ich, daß ich einem Phantom nachgejagt war; daß es in der charakterlosen Menge keinen bestimmten Ton giebt noch geben kann; daß alles Beginnen und Treiben nur Convenienz und Laune des Augenblicks ist, und daß auf schwankendem Grunde nie etwas Festes und Dauerndes aufgeführt werden kann.'

Jene Bekenntnisse sind überhaupt ein vorzüglicher Theil des Werkes, was Charakteristik und allgemeine Anwendbarkeit betrifft. Sie enthalten scharfe Beobachtungen, wie sie der feste gesunde Sinn auffindet. Ein andres Zeugniß von unbestechlichem Beobachtungsgeist, der seiner eignen Lieblinge nicht schont, und zugleich von reiner Darstellung, giebt der Spott, welchen die Vfn. dem leichtsinnigen Kreiße, worin die fromme Karoline lebt, über diese auszuschütten erlaubt, ohne sie unmittelbar in Schutz zu nehmen, und sie uns dennoch ehrwürdig zu erhalten weiß. Oft darf sie uns nach ihrem Zwecke widrige Eindrücke nicht ersparen, dergleichen z. B. die angeblich philosophische Erzieherin Brennfeld hinterläßt; dafür entschädigt sie aber durch so angenehme Bildnisse wie das der Fürstin

Eudoxia, wie denn die Auftritte im Hause des russischen Liebhabers alle sehr gefällig ausgeführt sind.

Demjenigen Publikum, wofür gewöhnliche Romanenschreiber arbeiten, wird durch die Strenge der moralischen Tendenz, welche durch das ganze Buch herrscht, keineswegs geschmeichelt: noch weniger der immer herrschender werdenden Denkart des Zeitalters durch die Abhängigkeit, worin das Sittliche im Menschen von seinem religiösen Glauben vorgestellt wird, und die, um gegen Einwendungen gesichert zu sein, nur als Thatsache der Beobachtung verstanden werden darf: nämlich daß die meisten Menschen eines außer sie hingestellten Gesetzes bedürfen, nicht als ob alle dessen bedürfen sollten. Aber gewiß wird Julchen Grünthal jeden denkenden Leser interessieren, so lange es weibliche Erziehungsanstalten, große Städte, und überhaupt künstlich-sittliche Verhältnisse giebt.

Friedrich Mathissons Gedichte. Vierte Aufl. Zürich. 1797.

Diese doppelte neue Auflage, wovon die eine mit zierlicheren und größeren lateinischen Lettern gedruckt, und mit einem Kupfer aus dem berühmten Gedicht Psyche, nach Angelika Kaufmann von Lips gestochen, nebst einigen Vignetten von demselben Grabstichel geschmückt ist, giebt einen angenehmen Beweis, daß es nicht immer eines leidenschaftlichen Interesse bedarf, um unsrer Lesewelt ein Buch zu empfehlen, und daß Empfänglichkeit für die sanfte Verschmelzung landschaftlicher Gemälde, für zarte Harmonie des Ausdrucks und auserlesenen Wohlklang nicht selten unter uns sind. Uebrigens ist die Sammlung nach der dritten Auflage vom J. 1794 unverändert geblieben; nicht einmal die seitdem einzeln in den Horen und im schillerschen Musenalmanach erschienenen Gedichte sind hinzugekommen. Wir wünschen, daß bald eine neue Ausgabe mit beträchtlicheren Vermehrungen zu erwarten sein möge.

Aller guten Dinge sind drei. Ein Lustspiel von Karl Albrecht. Warschau. 1797.

'Die Hauptabsicht, in der ich dieß Stück schrieb, war die, daß ich den Schauspielern ein Lustspiel in die Hände liefern wollte,

dessen Aufführung man beiwohnen könnte, ohne schamroth zu werden'; so sagt der Verfaßer in der Vorrede. Wenn er uns grade das Gegentheil versicherte, so würden wir ihm vollkommen glauben dürfen. Fast möchte es scheinen, als triebe er, so zu sagen, Ironie mit dem werthen Publikum, wenn er fortfährt seinen Abscheu vor 'Zweideutigkeiten' und 'schmutzigen Einfällen' zu bezeugen, hätte er das nämliche Lustspiel nicht den beiden jungen Großfürsten von Rußland gewidmet. Er weiß also wirklich selbst nicht, bei welchen Gelegenheiten man schamroth zu werden pflegt. Sollte er aber wohl jemals, in Berlin zum Beispiel (woher er seine Vorrede datiert), ein Stück haben vorstellen sehen, in welchem es so schamlos wie in dem seinigen zugienge? Eine Frau, die ihren schwachen alten Mann bis zum Wahnsinne quält; gegen ihre Hausgenoßen das pöbelhafteste Betragen beobachtet; den Männern auf die Stube läuft, um sich ihnen anzubieten, da sie gesonnen ist sich scheiden zu laßen; sich die ärgsten Beleidigungen gefallen läßt; sich zuletzt mit ihrem Gelde wirklich noch einen Elenden erkauft, und nun nebst zwei andern Pärchen die gleiche Ehre genießt, die Schlußscene gruppieren zu helfen; dann ihre Schwester, ein niederträchtiges Geschöpf, das von der Gnade Andrer lebt, und der am Ende ein Bedienter auf die Frage 'Par bleu, wo soll ich denn bleiben?' zuruft 'Kaufen Sie sich ins Spittel!', worauf die ganze Gesellschaft im Chor einfällt 'Ins Spittel! ins Spittel!' — Wo mag Hr. A. gelernt haben, dergleichen Dinge für seine Ergötzlichkeiten zu halten? Wie sehr er sie in diesem Lichte betrachtet, erhellet freilich auf eine merkwürdige Weise aus dem lächerlich weitläufigten Artikel der 'Charaktere und Kleidungen der handelnden Personen', wo er jenes freche Weib 'eine Frau von vielem Verstande und — feurigem Temperamente' nennt, 'durch das sie bei ihren Liebesavantüren zu manchen unbedachtsamen Schritten verleitet wird'. Mit eben so vielem Grunde könnte man das Unternehmen des Herrn A. Schriftsteller zu werden, nur ein unbedachtsames nennen, und behaupten, er habe es mit vielem Verstande ausgeführt.

Beihülfe eines analogen Mittels, versinnlicht darzustellen. Unter dem Worte Manier versteht man die Versinnlichung jener geistigen Intention, in sofern dazu entferntere, bloß analoge Mittel angewendet werden.... Ich möchte die Manier einen bloßen Behelf der Kunst nennen: sie verhält sich zum Stil wie der Schein einer Sache zur Sache selbst; sie hat als ein bloßes Zeichen der Realität, keinen eigenthümlichen Charakter in Rücksicht auf das Kunstwerk selbst; sie erscheint darin als ein dem Stil untergeordnetes Mittel; und wenn man der Manier einen Charakter zugestehen will, so ist es bloß der, welchen die Individualität des Künstlers auf eine unwillkürliche Weise in die Ausführung eines Kunstwerks überträgt.... Da in der Natur Alles Stil ist; so wird sie auch, als Nachahmung in der Kunst, am nächsten durch den Stil erreicht.' Auf der andern Seite erhebt sich aber auch die Kunst eben dadurch am weitesten über die Natur: denn diese charakterisiert nur das Einzelne vollständig, allseitig und mit der strengsten Konsequenz, da hingegen die Schöpfungen der Kunst allgemeine Bedeutung und Gültigkeit haben sollen. Hierin liegt der Grund der folgenden Sätze. 'Der Künstler muß jedoch stets von einer geistigen Intention bei seinen Bildungen ausgehen. Bloße Nachahmung irgend einer Wirklichkeit aus der Natur erzeugt kein Kunstwerk. Eben so wenig gebührt dieser Name einem solchen Produkt, an dem die ursprüngliche geistige Intention sich nirgends als Stil äußert, sondern bei der Ausführung, in bloße Manier aufgelöst, verloren gegangen ist. Dieser Satz ist so wahr, daß ein Porträtmaler, den sein Beruf an einen bestimmten Gegenstand aus der Natur fesselt, nur dann erst ein Künstler genennt werden kann, wenn er nicht bloß die Außenseite des nachzubildenden Gegenstandes, als Form mit dem Auge richtig auffaßt; sondern wenn er, durch einen innern Sinn geleitet, auch das Charakteristische dieses Gegenstandes ergründet, und das Reinste, Entscheidendste und Wohlgefälligste davon in seiner Schilderung zu einer geistigen Intention werden läßt, um dadurch auch die für ihn so sehr beschränkte Nachahmung der Natur zu einem Kunstwerke zu erheben.' Die Begriffe von Stil und Manier sind für alle darstellenden Künste von einer so unübersehbaren Wichtigkeit und zugleich mit solchen Dunkelheiten umgeben, daß sie nicht oft genug von verschiednen Seiten beleuchtet und erörtert werden können. Man

ſteht, der Verfaßer iſt dabei ganz ſeinen eignen Weg gegangen, ohne zu einer entlehnten Terminologie ſeine Zuflucht zu nehmen. Die erſt vor Kurzem geſchehene Uebertragung der Lehre vom Stil und der Manier, die in den bildenden Künſten einheimiſch war, auf die Poeſie, iſt gewiß ein weſentlicher Fortſchritt in der Theorie derſelben, der aber freilich, ſo lange darin noch die untereinander zuſammenhängenden irrigen Grundſätze der Nachahmung und der Täuſchung herumſpuken, nicht in ſeinem ganzen Umfange geltend gemacht werden kann. Die Anwendung eben dieſer Begriffe auf die Schauſpielkunſt (nämlich in Bezug auf das darzuſtellende und das darſtellende Individuum; denn von mimiſchen Nationalmanieren iſt ſchon oft die Rede geweſen, wenn auch nicht unter dieſer Benennung) iſt, ſo viel wir wißen, ein neuer, und wie uns dünkt, ein ſehr glücklicher Gedanke. Den Ausdruck Manier gebraucht der Verfaßer in den obigen Sätzen nicht in dem Sinne, wo es etwas ſchlechthin Verwerfliches, eine ungebührliche Einmiſchung des Subjektiven, welche den Kunſtzweck vernichtet, bezeichnet (dieß, das Manierierte, drückt er aus: 'in bloße Manier aufgelöſt'); ſondern er nennt Manier ein Hülfsmittel zu Ergänzung der Darſtellung, das unvermeidlich da eintritt, wo die objektive Bezeichnungsart nicht hinreicht, oder wo das Subjektive nicht bei Seite geſchafft werden kann. Je unabhängiger und für ſich beſtehender eine Kunſt ihre Hervorbringungen aufſtellt, je weniger ſie den Schein der Realität ſubſtituiert, deſto mehr kann ſie der Manier entrathen, und deſto weniger darf ſie ſich auch derſelben bedienen. Dieß gilt von der Bildhauerkunſt; (die Behauptung, 'daß wir in der Natur nichts anders gewahr werden, als Stil; und daß der Bildhauer, unter allen Künſtlern hierin der Natur am nächſten tritt', müßte alſo wohl berichtigt werden 'treten ſoll'; denn daß dieſe Kunſt eben ſo ſtark wie jede andre in das Manierierte ausarten kann, beweiſen die Beiſpiele der Bernini u. a. zur Genüge.) Der Schauſpieler hingegen ſtellt ſein Objekt an ſeinem eignen Subjekte dar, und ſoll die ganze Erſcheinung ſeiner Perſon in Schein verwandeln. Dieſe Aufgabe iſt, in ihrer ganzen Strenge genommen, unauflösbar, und kann nur durch Annäherung erreicht werden. Es fragt ſich alſo, wie der Schauſpieler die individuellen Beſtimmungen ſeiner Perſon, die nicht zu ſeiner Rolle paſſen, die wenigſtens ihr Begriff nicht fordert, die er aber nicht wegzuräumen

vermag, am besten unterbringen soll, so daß sie der Richtigkeit der Darstellung am wenigsten hinderlich werden. Die Mimik der Griechen, so wunderbar sie uns nach dem Wenigen, was wir von ihr wißen, vorkommen mag, konnte der völlig idealen Darstellung des Dramatikers durch gleiche Idealität entsprechen: das Individuum verschwand so viel möglich durch den Gebrauch der Masken, des idealischen Kostums, der musikalischen Deklamation, welche der Stimme einen allgemeinern Charakter giebt u. s. w. Es läßt sich also ermeßen, daß in dieser Mimik der Stil durchgehends geherrscht haben, und daß sie fast eben so frei von Manier gewesen sein wird, als die bildenden Künste der Alten. Da aber das Interesse des modernen Dramas größtentheils auf individueller Charakteristik beruht, so muß diese auch das Ziel unsers Schauspielers sein: sein Individuum muß daher als solches, nicht als eine allgemeine Theatermaske, erscheinen, und es muß ihm erlaubt sein, Nebenbestimmungen aus demselben zu dem, was ihm der Dichter vorgezeichnet, hinzuzufügen. Der 2. Abschnitt beschäftigt sich mit diesem nothwendigen Gebrauch der mimischen Manier. 'Eine jede auf dem Theater darzustellende Person hat einen bestimmten Stil, den ich den Geist oder den Charakter einer Rolle nennen will; was als Manier in die Darstellung derselben zuweilen übergehen darf, bezieht sich bloß auf das Analoge, welches die Individualität des Schauspielers, zu einem dem Stile jederzeit angemeßenen, obwohl etwas willkürlichen Gebrauche darbietet.' — 'In der richtigen Beurtheilung, was als Stil in einer Rolle behandelt werden müße, und wie selten nur die Manier zur Versinnlichung derselben hinzutreten dürfe, liegt das Feinste und Schwerste des Studiums der Schauspielkunst.' Die hier nur angedeuteten Lehren des Vfs. werden unfehlbar durch die weitere Ausführung noch sehr an Klarheit gewinnen, so wie schon die an den zergliederten Rollen gegebnen Beispiele viel zu ihrer Aufhellung beitragen. 3. Abschn. Vom Vortrage der Rede. 4. Abschn. Von der Pantomime oder dem Geberdenspiel. 'Die Pantomime im eigentlichen Verstande, ist der äußerliche körperliche Ausdruck der innern geistigen Regungen Der Schauspieler wird dabei von einem physiognomischen Kunstsinne zwar geleitet, allein seine pantomimische Darstellung braucht darum nicht physiognomisch wahr zu sein, obwohl sie pathognomisch wahr sein muß. Was er auf der Schau-

bühne mimisch schildert, schwebt zu rasch vorüber, als daß eine strenge psychologische Analyse, nach welcher die Physiognomik das Aeußere mit dem Innern vergleichen würde, je dabei angestellt werden kann.... Was die Malerei an charakteristischen Hauptzügen auf das Gesicht des Schauspielers übertragen kann, wird für hinreichend angesehen, auffallende Disharmonien zwischen den permanenten Gesichtszügen des Schauspielers, und der Physiognomie der darzustellenden Person, wo solche der Illusion zu nachtheilig sein würden, vergeßen zu machen.' Diese Sätze sind in sofern ganz richtig, als auf dem Theater ein physiognomischer Schein hinreicht, um den natürlichen physiognomischen Sinn der Zuschauer zu befriedigen; weil die Physiognomik als Wißenschaft selbst noch hypothetisch ist, und die Kürze der Zeit nebst der theatralischen Perspektive eine nähere Prüfung nicht zuläßt, wie sie z. B. beim historischen Gemälde stattfindet. Dem Mißverständnisse, als ob der Vf. die Mimik bloß auf das pathognomische beschränkte, und die physiognomische Mimik, die man noch schicklicher die ethische nennen könnte, gänzlich verwürfe, hat er dadurch hinlänglich begegnet, daß sich seine Zergliederung der beiden Rollen hauptsächlich mit den Modifikationen beschäftigt, welche die Darstellung der vorübergehenden Regungen und Zustände durch die Unterlage der beharrlichen Eigenthümlichkeit, das Pathos durch das Ethos erfahren muß. *) Wenn wir die Mimik in ihrem ganzen Umfange betrachten, so zerfällt sie in Rücksicht auf die Wahrheit in die ethische oder physiognomische, und in die pathognomische; in Rücksicht auf Hervorbringung einer entschiednen Wirkung, welche nur durch Absonderung der Bestandtheile der menschlichen Natur und Zusammendrängung in reinere, ununterbrochnere Massen möglich ist, in die tragische und komische; in Rücksicht auf Umbildung der Natur nach Gesetzen der Schönheit in die malerische und mustkalische, die man auch im Sinne der Alten unter die Benennung der rhythmischen zusammenfaßen kann. Als eine Abart der malerischen ließe sich die ruhende plastische Mimik betrachten, worin Lady Hamilton so sehr bewundert worden ist, und die mehr kultiviert zu werden verdiente. (Das Eigenthümliche davon besteht

*) [Das Folgende ist zum Theil in den Charakt. und Krit. II. S. 353 f. wiederholt.]

nämlich in einer so reinen vollendeten Darstellung eines so bedeutend gewählten Moments, daß sie die dauernde Betrachtung erträgt und verdient.) Vor der Hand bedürfen wir zwar noch keiner eigentlich rhythmischen Mimik, weil sie nur zu einer Idealität der dramatischen Darstellung paßt, die dem Geiste unsers Theaters durchaus fremd ist: aber eine Mittelgattung, welche wir die poetische Mimik nennen wollen, könnte vielleicht in einiger Zeit von Nutzen sein. Sie würde da ihre Anwendung finden, wo die dramatische Charakteristik zwar individuell ist, die Bezeichnungsart aber poetische Energie hat (wie z. B. im tragischen und romantischen Theil von Shakspeares Stücken), wo also auch, dem Vortrage der Verse gemäß, das Geberdenspiel stärker und voller accentuiert werden muß. In Engels Mimik wird zugleich mit dem Gebrauch des Silbenmaßes im Drama dieser Zweig der Schauspielkunst ganz verworfen; die Lehre vom Tragischen und Komischen wird gar nicht berührt; das ganze Werk handelt mit Uebergehung der ethischen Mimik von der pathognomischen, über die es unstreitig das schätzbarste bis jetzt vorhandene ist. Man sieht also, wie viel noch zu thun übrig bleibt! — 5. Abschn. Vom Unterschiede der tragischen und komischen Schauspielkunst. 6. Abschn. Von den Anlagen des Schauspielers und den Mitteln zu seiner Bildung. 7. und 8. Abschn. Von den Rollen Falstafs und Hamlets. Die Entwickelung der ersten scheint uns ungemein gelungen zu sein; derselbe feine Beobachtungsgeist herrscht auch in der zweiten, aber da Hamlets Charakter, wie bekannt, zu den verwickeltsten gehört, die man je auf die Bühne gebracht, so muß sie natürlich mehr Stoff zu Einwendungen darbieten.

Wir zweifeln nicht, die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums werde den Vf., als welchen wir hier Hrn. Kammerherrn von Einsiedel in Weimar nennen dürfen, auffordern, nach diesem Entwurfe an die Ausführung eines größern Werks zu gehen, dessen Gemeinnützigkeit dadurch befördert werden wird, wenn er sein Augenmerk bei der Schwierigkeit der Materien ganz vorzüglich auf Klarheit lenken will, damit es nicht bloß für den Kenner, sondern auch für den Schüler der Schauspielkunst geschrieben sei. Beispiele würden dabei das Beste thun müßen, und solche Zergliederungen, wie die der beiden Rollen, und zweier Kupferstiche von Garrick in der Rolle Richards des Dritten, könnten die allgemeine Theorie nicht

leicht in zu großer Anzahl begleiten. Gezeichnete Figuren müßten der Anschaulichkeit der Beschreibung zu Hülfe kommen, wozu bloße Umrisse, aber nach einem weit größern Maßstabe als die Figuren bei Engels Mimik am tauglichsten sein würden.

Die auffallende Uebereinstimmung einiger Stellen dieser Schrift (keine der oben angeführten gehört darunter) mit einigen Blättern des Jubelseniors von Jean Paul ist auf folgende Art entstanden: Hr. von Einsiedel steht mit dem Vf. desselben, Hrn. Richter, in freundschaftlicher Korrespondenz, und erhielt von ihm einen durch Mittheilung seines Manuskriptes veranlaßten Brief über diese Gegenstände, als er grade mit der Durchsicht desselben für den Druck und der Abfaßung der Vorrede beschäftigt war. Er benutzte also die darin enthaltnen Bemerkungen, und Rec. holt hier in seinem Namen die unterlaßene Angabe ihres Urhebers nach. Da gegenwärtige Schrift nicht sogleich gedruckt ward, so erschienen dieselben Gedanken noch früher im Jubelsenior, wo Hr. Richter als Eigenthümer ebenfalls Gebrauch davon gemacht hatte.

Essais en vers et en prose. Par Joseph Rouget de Lisle. Paris 1796.

Der Ruhm dieses Dichters, oder wenigstens eines Gedichtes von ihm, ist in alle Welttheile verbreitet; sein Name wird in der Weltgeschichte genannt werden: er ist der Verfaßer und (was noch mehr an jene mächtigen Wirkungen erinnert, welche vor Alters die Poesie in Verbindung mit der Musik hervorgebracht hat) zugleich der Komponist des bei so vielen siegreichen Kämpfen gesungnen Schlachtliedes, das man gewöhnlich L'Hymne des Marseillais nennt. Mit Recht hat er selbst das Exegi monumentum darauf angewandt; aber auf seine übrigen Produktionen läßt es sich durchaus nicht ausdehnen, und man könnte ihm für seinen Ruhm

nichts Beßeres rathen, als, nachdem ihm eins so wunderbar geglückt, auf seinen Lorbern zu ruhen. Diese Sammlung enthält zwar recht artige Stücke in den leichtern Gattungen der Poesie, aber nichts, was man nicht eben so gut und beßer bei andern Dichtern fände: nichts Eigenthümliches, Selbständiges, geschweige denn etwas Unvergängliches. Die einzige prosaische Erzählung Adélaide et Monville ist in hohem Grade matt und unbedeutend. Der Zweifel, ob etwa bloß das Bedürfniß und die Umstände das Glück der Marseiller Hymne gemacht haben, ob sie nichts weiter als eine gewöhnliche französische Ode ist, tritt also ganz natürlich ein. Indessen ist es auch sehr glaublich, daß ein glücklicher Moment der Begeisterung den Dichter über seine Sphäre emporgehoben und in den Stand gesetzt hat, grade den Brennpunkt zu treffen, wo das mitgetheilte Gefühl die Gemüther elektrisiert. Wenn wir das Marseiller Lied, ungeblendet vom Vorurtheil und nicht in seinem majestätischen Gefolge von Siegen, wovor freilich alle Kritik sich verstummend flüchten muß, betrachten, so scheint es allerdings nicht unwürdig, die Gesinnungen eines großen und freien Volks zu verkündigen; einfach und kraftvoll; aber doch nicht völlig frei von den radikalen Gebrechen der französischen lyrischen Poesie: konventionellen Gemeinplätzen und deklamatorischen Wendungen. So enthält unter folgenden Versen:

Français, pour nous, ah! quel outrage!
Quels transports il doit exciter!
C'est nous qu'on ose méditer
De rendre à l'antique esclavage!

der erste einen ziemlich kahlen Ausruf, und der zweite ist völlig matt. An andern Stellen scheint der Geist der Freiheit selbst der Sprache vollere Töne, kühnere Rhythmen, als

lief gearbeitet ist. Wie entgieng diese zweideutige Zeiterscheinung dem scharfsinnigen Beobachtungsgeist des Herrn Hofmann und Hochstätter? Wußten sie denn nicht aus eigener Erfahrung, wie schwer dem guten Wiener Volke von Seiten seines Kopfs, wie leicht von Seiten seines Magens beizukommen ist?' — Die Eudämonia wird hier mehrmals, bloß durch Anführung ihrer eignen Worte in ihrer ganzen Lächerlichkeit gezeigt; und dieß ist um so verdienstlicher, je schwerer es einem rechtlichen Manne ankommen muß, sich mit dergleichen kakodämonischen Schriften einzulaßen; was einem Satiriker nun schon von Amtswegen obliegt.

Die 'Reisen zu Waßer und zu Lande von Scaramuz' treiben sich dem gröſten Theile nach in allerlei erbaulichen Abenteuern herum, die mit vieler Laune erzählt sind (besonders die Scene mit der holdseligen schönen Unbekannten, deren unter dem Siegel der heiligsten Verschwiegenheit empfangene Gunstbezeugungen er am nächsten Tage dem Polizeidirector anvertrauen muß, weil er seine goldne Uhr dabei eingebüßt hat); gegen das Ende aber, in der Bittschrift der Berliner Destillateure und der Beschreibung der dortigen Charité schließt sich der Spott an eine so bestimmte Wirklichkeit an, daß sein Werth zum Theil auf der bestimmten Richtigkeit der Angaben beruht, auf deren Untersuchung sich das Geschäft des Kunstrichters nicht erstreckt. Am Schluße dieser so muthwillig angefangnen Erzählung zeigt sich der Hang des Dichters zu ernsten Betrachtungen überzugehen, welcher auch in der poetischen Satire 'der Dekalog' den Ton angiebt. Es werden darin mehr Mißbräuche gerügt, als Thorheiten belacht. Die nähere Beziehung auf das Lokal der oben genannten Hauptstadt ist gewiß zweckmäßig: die grelleren Kontraste, welche aus einer zusammengedrängten Menschenmasse hervorgehen, sind dem Satirendichter nothwendig, und die Darstellungen der gröſten, die es gegeben hat, sind in Rom, Paris und London zu Hause. Uebrigens scheint uns dieß Stück nicht grade das stärkste des Bfs. Es würde schwer sein, von der Anordnung befriedigende Rechenschaft zu geben, und die dialogische Form ist zu sehr auf der Oberfläche geblieben: A und B lösen einander nur ab, ihre Rollen sind nicht gehörig gesondert und entgegengesetzt, und man sieht nicht, daß ihre Reden in Wechselwirkung ständen. Bei dem Liede 'De-

mokritus an die Abderiten' drängte sich dem Rec. die Bemerkung auf, daß es mit der förmlichen Ankündigung des Lächerlichen eine eigne Sache ist, und daß Demokritus, wenn er seinen Spott auf diese Weise trieb, wohl manchmahl möchte allein gelacht haben. 'Der arme Thoms, ein Bruchstück aus den Bekenntnissen des Weiberfeindes', gehört zu demselben Roman, auf den schon voriges Jahr eine mitgetheilte Probe begierig machen mußte, und erregt lebhaftes Interesse. Ob das psychologische Phänomen eines Menschen, der vom sechsten bis zum achtzehnten Jahre noch völlig taubstumm gewesen, nachher aber den freien Gebrauch von Gehör und Sprache wieder erlangt, und nun noch seiner früheren Gewöhnung, sich durch bildliche und umschreibende Ausdrücke zu helfen, treu bleibt, so wie es hier aufgestellt wird, eine strengere Prüfung ertragen würde, will Rec. nicht entscheiden. So soll der Knabe Thoms die Schwalben 'Träumerinnen der Felskluft' genannt haben; da die Armuth seiner Sprache daher rührte, daß der Vorrath seiner Zeichen nicht vermehrt ward, so ist es ja doch wahrscheinlicher, daß er vor dem sechsten Jahre das Wort 'Schwalbe', als zwei so dichterische Ausdrücke würde vernommen haben. Und wie soll man vollends die ungeschickten Verwirrungen glaublich finden, die Thoms noch immer durch seine willkürlichen Umschreibungen anrichtet, da er schon längst den Gebrauch seines Gehörs und seiner Sprache wieder hat, und durch Umgang, Reisen und Lektüre gebildet ist? Man erkennt in beiden Fällen Willkür der Darstellung, dort der Rührung zu Lieb, hier zu einem satirischen Zwecke. Für diese könnte man sie am leichtesten zugestehen: allein bei dem schwermüthigen Kolorit der Erzählung ziehen die satirischen Einschaltungen weniger an, und bekommen das Ansehen eines Gemäldes, dessen Rahmen mehr werth ist als es selbst. Einige kleinere Incohärenzen, z. B. daß der Knabe Thoms die Zahlen nicht kennen soll, und sie doch den Augenblick drauf wieder zu kennen scheint; daß sein Sohn Lorenzo hinter einem Reif herläuft, und nach manchen Begebenheiten, und nachdem sein Vater einen großen Theil von Europa durchreist, ein noch nicht dreijähriger Knabe ist, wird der Vf. bei einer sorgfältigeren Bearbeitung leicht wegnehmen können. Schwerer möchte es halten, das Gefühl des Lesers von dem plötzlichen Edelmuthe des Prinzen nach einer solchen Verworfenheit zu überzeugen, und mit Thomsens An-

hänglichkeit an den Mörder ſeiner Geliebten auszuſöhnen. — Unter verſchiednen eingeſtreuten Liedern iſt beſonders 'der ſterbende Lorenzo' von einer ſüßen und rührenden Zartheit.

Von den beiden ſchon bekannten Satiren 'der Menſch' und 'die Helden' erſcheint die erſte ſorgfältig durchgearbeitet, die zweite, ſo viel ſich Rec. erinnern kann, ziemlich in der Geſtalt, worin ſie zuerſt im deutſchen Merkur gedruckt ſtand. Sie gehören nicht zu der gemäßigten, leichten Gattung, worin Horaz Muſter iſt, und die allein durch die Erſcheinung der höchſten Freiheit des Gemüths poetiſch wird, ſondern haben mehr den leidenſchaftlichen Schwung der juvenaliſchen Satire. Es iſt über dieſe letzte Gattung noch ſo wenig Eindringendes, viel weniger Erſchöpfendes geſagt, daß ſich Rec. mancher Bemerkungen lieber ganz enthält, weil er ſie in dieſen Grenzen nicht gehörig würde entwickeln können. So viel ſieht man gleich ein, daß man dem Dichter das Subjektive, die Stimmung, worin es difficile est, satiram non scribere, den gewiſſermaßen excentriſchen Geſichtspunkt zugeben muß: weil es ihm ſonſt unmöglich fallen würde, das alltägliche Schauſpiel des Lebens in ein Gemälde mit ergreifenden Kontraſten zu verwandeln. Aber es fragt ſich, wo iſt, bei dieſer Mittelgattung zwiſchen rhetoriſcher Behandlung des Wirklichen und freier Dichtung, die Grenze, auf welcher das Subjektive nichts Objektives mehr zur Unterlage hat, und der Nachdruck der Schilderung in deklamatoriſche Uebertreibung übergeht? Sie kann um ſo leichter verfehlt werden, je allgemeiner der Gegenſtand iſt; und bei dem ſo oft behandelten der erſten Satire, dem Mißbrauche der Vernunft, ſcheint dieß wirklich hie und da der Fall zu ſein. Die thieriſche Schöpfung wird überall dem Menſchen als Muſter vorgehalten, und der Unfähigkeit des beſchränkten Inſtinkts vor der unendlichen Perfektibilität den Vorzug ertheilt, die freilich nicht ohne Corruptibilität gedacht werden kann. Es bedürfte nur einer etwas veränderten ſubjektiven Wendung, um von dem Elende der hier geprieſenen Thierwelt ein eben ſo ſchauderhaftes Gemälde aufzuſtellen, wie z. B. Hume es wirklich entworfen hat. Es wird gerühmt, daß die Thiere nie gegen ihre eigne Gattung wüthen. Damit hat es nicht einmal ſeine volle Richtigkeit, denn man weiß, daß die großen Hechte ſich die kleinen recht wohl ſchmecken laßen u. dergl. mehr; aber geſetzt, es wäre: was bedeutet

der bloße Gattungsbegriff, da doch in der ganzen thierischen Schöpfung ein lebendes Wesen immer zerstörend über das andre herfällt? — Wie würde ein Schiffszimmermeister zu folgenden Zeilen den Kopf schütteln:

> Schau! Eichen, die im Lenz ein Vorgebirg umschatten,
> Besuchen es im Herbst als Masten und Fregatten.

Ohne die darin liegenden Unrichtigkeiten aufzuzählen, macht Rec. nur darauf aufmerksam, daß man dem Satiriker nicht, wie jedem andern Dichter, dergleichen nachsehen kann: man nimmt es genau mit ihm, wie er es mit den Dingen genau nimmt, und weil er sich um Alles bekümmert, muß er auch von Allem unterrichtet sein.

Das zweite Gedicht hat, außer dem Vortheile eines näher bestimmten Gegenstandes, auch an Reichthum, Schwung und Genialität noch Vieles vor dem ersten voraus. Wir fühlen hier die würdige Hoheit, ja die tragische Gewalt der ernsteren Satire, und die Phantasie, wenn sie sich diesem furchtbaren Bilde von den Greueln des Krieges entziehen möchte, wird durch die Darstellung unwiderstehlich gefeßelt. Die Erzählung des Knaben, der seinen Vater in der Schlacht verloren hat, ist wahrhaft herzzerreißend, und doch mischt sich eine mildere Rührung in den Eindruck, weil das Schrecklichste durch das Medium einer armen Kinderseele gegangen ist. Die Aufforderungen zu dem gedankenlosen Taumel eines Siegesfestes mitten zwischen solchen Jammerscenen sind von großer Wirkung, ob sie gleich über die Grenzen der Gattung in das lyrische Gebiet hinüberstreifen, so wie auch die Rhythmen, die alsdann fast dithyrambisch werden. Der männliche Charakter der Satire verlangt, daß auch in der erschütterndsten Leidenschaftlichkeit noch eine Art von Selbstbeherrschung durchschimmere.

Silbenmaß und Sprache sind, einige Härten ausgenommen, die durch das Bestreben nach Gedrängtheit so leicht verursacht werden, mit großer Einsicht und Kraft behandelt. Der Dichter hat sehr wohl gethan, sich nicht ganz an den regelmäßigen Alexandriner zu halten, dessen Symmetrie, so gut sie für das Sententiöse paßt, bald einförmig wird. Ueber die Wahl der tauglichsten Versart zur Satire wären wohl noch manche Versuche zu machen. Eine allzu enge Beschränkung ist lästig, und Freiheiten, die nicht genug bestimmt sind, ziehen gar zu gern eine gewisse Laxität der Behand-

lung nach sich. Wollte man fünffüßige gereimte Jamben wählen, die vor den sechsfüßigen so manche rhythmische Schönheit voraus haben, so wäre vielleicht die zugleich regelmäßige und abwechselnde Verschlingung der terze rime anzurathen, welche auch von den Italiänern zur Satire gebraucht werden. Die immer vollkommnere Bearbeitung und zunehmende Popularität unsers Hexameters erregt den Wunsch, die Satire (ohne andre Formen auszuschließen) durch Anwendung dieser Versart noch näher zu ihren großen römischen Vorbildern zurückgeführt zu sehen. So viel Rec. weiß, hat nur Bodmer in seinen letzten Tagen deutsche Satiren in Hexametern gedichtet; und freilich konnten so schwache und ungelenke Versuche nicht sonderlich zur Nachfolge reizen.

Oeuvres poissardes de J. J. Vadé et de L'Ecluse. Paris 1796.

Man hat sich durch die Erzählung der frühern Revolutionsscenen an eine so widrige und furchtbare Vorstellung von den Pariser Fischweibern (deren Einfalt und Leidenschaftlichkeit auch oft genug von Parteiführern gemißbraucht worden sein mag) gewöhnen müßen, daß man sie gern mit diesem lustigeren Bilde von ihren Sitten aus älterer Zeit vertauscht, dessen Aehnlichkeit aber vermuthlich wenig oder gar nicht gelitten hat. Vadé, den Diderot im Jaques unter die Inspirierten der Flasche zählt, war der Erfinder des genre poissard, welches sich, wie in der Vorerinnerung richtig bemerkt wird, dadurch vom Burlesken unterscheidet, daß dieses eine bloß durch die Phantasie geschaffne Gattung des Komischen ist, in jenem hingegen wirkliche Natur dargestellt wird. Man kann die vorliegenden Dichtungen nicht kürzer und genauer beschreiben, als durch die Benennung poetischer Bambocciaten. Nur freilich haben die Bambocciaten der Malerei den Vorzug, daß sie für sich selbst sprechen, da die poetischen,

um ihre ganze Wahrheit und Lebendigkeit geltend zu machen, mimiſcher Talente des Vortrags bedürfen, welche Vadé denn auch in hohem Grade beſeßen haben und deswegen in den pariſiſchen Geſellſchaften ſehr aufgeſucht worden ſein ſoll. So ſehr ſich ein angeblich feiner, aber eigentlich prüder Geſchmack daran ärgert; ſo haben doch von jeher die gebildetſten Nationen großes Behagen an dergleichen Mimen aus dem niedrigen Leben gefunden. Geſunde, derbe, durch Arbeit abgehärtete Naturen ſieht man ſich hier, unbekümmert um die Schranken der Anſtändigkeit, lebendig bewegen; die Grobheit der poissardes iſt naiv und drollig, und ihr entzündbarer Ungeſtüm nicht ohne Gutmüthigkeit. Sehr artig iſt dieß durch die Zuſammenſtellung mit einer feineren Empfindungsart in den Bouquets poissards gehoben, worin der Dichter ſeiner Geliebten die Händel erzählt, in die er bei dem Einkauf eines Straußes für ſie mit den Dames des halles geräth. Z. B.

„V'là," dit-elle, „du beau, mon roi,
T'nez voyez-moi toutça. V'là-t'y d'la fine orange?
Et ces oeillets? ça parle; on vous voit ça de loin.
Tenez, fleurez-moi ça! ça f'rait revenir un ange,
S'il était mort." ..... Pendant ce baragouin
Elle ajuste un bouquet énorme,
Mais presque aussi gros qu'un balai.
„Comment le trouvez vous?" Moi, lui dis-je, fort laid.
„Allez, monsieu le beau, que Charlot vous endorme!
Tirez d'ici, meuble du Châtelet!"
Un tel propos n'était point agréable.
Je me suis vu donner au diable
Par cent vendeuses de bouquet.
Ces dames souvent s'abandonnent:
Si Lucifer prenait les gens qu'elles lui donnent,
Vous ne me reverriez jamais.

Pourtant sans le secours de Flore,
Je prétends vous offrir mon hommage à mon tour.
Votre éclat seul vous pare et vous décore:
Les lys de la candeur, les roses de l'Amour
Forment votre ornement, et brillent plus encore
Que les fleurs que chacun vous présente en ce jour.
Ah! direz vous, la ruse est bonne!
Ne voulant rien donner, il fait un compliment etc.

Hingegen La pipe cassée, poëme épi-tragi-poissardi-héroi-comique (man ſieht, der Dichter hat den Kunſtrichtern die Verlegenheit erſpart, es unter eine Gattung zu bringen) en quatre chants, iſt ganz in der niedern Welt zu Hauſe, wo die Scene ſpielt. Doch ſind auch hier nur die Reden der Perſonen im Poiſſardendialekt; der Dichter ſelbſt bedient ſich des burleſken Tones und Silbenmaßes. So beſchreibt er zum Beiſpiel, wie ein Muſikant zum Tanze aufſtreicht.

Soudain il sort du violon,
Qui par sa forme singulière
Avait l'air d'une souricière,
Des sons, que les plus fermes rats
Auraient pris pour des cris de chats.

Die Poiſſardenſprache iſt vorzüglich reich an ſchimpfenden Benennungen und Vergleichungen. Man hat Shakſpeares Erfindſamkeit hierin bewundert; aber ſeine Kraft im Schimpfen iſt nichts gegen dieſe Natur. Der Ausdruck wird dann auch am fremdeſten, wie überhaupt für den Ausländer Manches zu rathen übrig bleibt. Um einen Begriff von dem Tone zu geben, wählen wir eine der verſtändlichſten und am meiſten charakteriſtiſchen Stellen aus einer Chanson en l'honneur de Mam'zelle Manon la Couturière. Ihr Geliebter iſt durch Liſt und Gewalt angeworben, ſie wendet ſich an den König um ſeine Freiheit zu erlangen:

Yà Fontainebleau z'alle arrive,
Quasi presque aussi mort' que vive,
S'jette au cou de monsieux d'Villeroi,
Qu' alle prit d'abord pour le roi.

Monsieux, votre sarvante. J' suis l'vôtre;
C' n'est pas moi qu'est l'roi, dit-y, c'est un autre:
Mon enfant, tenez l' v'là tout là bas. —
Ah! monsieux, je l'vois; n' bougez pas.

Sire, excusez si j'vous dérange,
Mais c'est qu' je n'dors, ni bois, ni mange,
Du depuis que l'amant que j'ai,
Sur vot' respect, z'est engagé.

On z'y a forcé sà signature
De signer un papier plein d'écriture;
Il ne serait point zenrolé,
Si zon ne l'avait pas violé.

Le roi, qu'est la justice même,
Dit: Vous méritez qu' votre amant vous aime;
Puis lui fit donner mille zécus
Et son congé par la-dessus.

Ah! dit-elle, roi trop propice,
Sign' avait queuqu' chose pour vot' sarvice,
Je pourrions nous employer, dà! .....
Le roi dit, qu'il n'voulait rien pourça etc.

Das Lächerliche der Sitten wird durch den Kontraſt mit den Geſchlechtern noch erhöht, und ſo nehmen ſich auch hier die Zänkereien der Weiber und die Zärtlichkeiten der Männer am luſtigſten aus. Sehr drollig hat Vadé dieſe in den Lettres de la Grenouillère, entre Mr. Jérosme Dubois, Pêcheur du Gros-Callou et Mlle Nanette Dubut, blanchisseuse de linge fin, geſchildert. Nur bei einem Stücke, Discours des halles et des ports, iſt es namentlich angege-

ben, daß es von L'Ecluse herrührt. Den Beschluß machen Chansons grivoises und burleske Lobgesänge auf ein Paar Heilige.

Was einem Deutschen beim Lesen dieser Sammlung auffallen muß, ist, daß man unter uns das Komische, welches aus der naiven Charakteristik der Dialekte und der unvollkommnen Sprecharten entspringt, das schon die Griechen gekannt, und die Italiäner auf den höchsten Grad getrieben haben, das sich auch im weiten Umfange unsrer Sprache und unsers Nationalcharakters im Ueberfluße findet, viel zu sehr vernachläßigt.

Oeuvres morales et galantes de Duclos, suivies de son voyage en Italie. IV tomes. Paris 1797.

Schon der Titel dieser Sammlung zeigt an, daß sie aus sehr heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, was nicht befremden dürfte, wenn sie sich auf Duclos sämmtliche Werke erstreckte: da hier aber seine historischen Arbeiten weggelaßen sind, so dürfte es dem ungenannten Herausgeber schwer fallen, einen triftigen Grund für diese Zusammenstellung anzugeben. Das, worin der Werth der Reise nach Italien besteht, sind offenbar die politischen und historischen Bemerkungen und Ansichten, in denen der Vf. der berühmten Mémoires secrets nicht zu verkennen ist. Man findet auch hier von jenen prophetischen Aeußerungen, welche damals für paradoxe Kühnheit gelten mochten, aber durch die Bestätigung der Zeit sich als die Aussprüche eines scharfen und sichern Verstandes bewähren. Wie ein Mann, der die Gegenstände niemals unwillkürlich verschönerte, aber auch nicht feindselig auf ihre Verhäßlichung ausgieng, vor 30 Jahren Verhältnisse und Personen ansah, die seitdem zum Theil ein Eigenthum der Geschichte geworden sind, zum Theil auf dem Schauplatze der politischen Welt ihre Rolle noch fortspielen, bleibt immer unterrichtend und merkwürdig. Um nur ein Beispiel zu geben, so fügt Duclos, nachdem er vielversprechende Züge von

dem jungen Herzog von Parma erzählt hat, nach seiner trocknen Art hinzu: en fait d'éloges les plus justes donnés à des princes, il faut prendre des dates, et fixer les époques. Das gänzliche Stillschweigen von den Werken der schönen Kunst ist ebenfalls charakteristisch: man thut auf ein so glänzendes Fach nur dann freiwillig Verzicht, wenn man sich bewußt ist, ganz bestimmt ein eignes zu haben; man muß daher bei dem zur Mode gewordnen leeren Kunstgeschwätz diese Enthaltung manchen Reisenden eher wünschen, als von ihnen erwarten. Daß Duclos auch ein ganz außerhalb seiner Sphäre liegendes Verdienst zu schätzen wußte, erhellet aus seinem warmen Lobe Winckelmanns. Doch diese Reise ist schon durch eine Uebersetzung unter uns bekannt geworden. Die Oeuvres galantes bestehen in zwei Romanen: Mémoires sur les moeurs de ce siècle, und Confessions du Comte de ***, einem Feenmärchen Acajou et Zirphile und Histoire de Madame de Luz, Anecdote du règne de Henri IV. Die Romane sind, was schon der Titel des ersten ankündigt, Schilderungen der pariser großen Welt, wie Duclos sie aus eigner Theilnahme an ihren Thorheiten, oder durch Beobachtung zu kennen Gelegenheit hatte. Das Lob, Beiträge zur Sittengeschichte dadurch geliefert zu haben, kann man ihm also nicht absprechen; aber man muß gestehn, daß diese Beiträge weder sehr tröstlich, noch sehr ergötzlich sind. Die in beiden Erzählungen aufgestellte Lebensart eines Helden der Mode, eines jungen Mannes von Stande, an den die Frauen wetteifernd bemüht sind das zu verlieren, was sie freilich längst nicht mehr besitzen, erscheint eben durch die Abwechselung einförmig. Jede sogenannte Geliebte macht immer sehr bald der nächsten Platz, und der Ueberdruß an diesen Eroberungen steht natürlich mit ihrer Leichtigkeit in gleichem Verhältnisse. Chamfort nennt dergleichen Händel, etwas unhöflich, aber wahr, des coucheries sans amour. Dazu kommt nun noch, daß Duclos, bei dem überhaupt ein auffallender, ja ein seltner, Mangel an Einbildungskraft sichtbar ist, sich fast nirgends zur Lebendigkeit einer Dichtung zu erheben weiß, und das Individuelle immer nur durch den Begriff zu faßen sucht. Seine Erzählung ist nicht im mindesten verführerisch: und bei solch einem Gegenstande war doch nur zwischen dem Lüsternen und Widrigen zu wählen. Die Aufstellung eines weiblichen Charakters, worin strenge

Selbstbeherrschung mit der reinsten Zärtlichkeit sich vereinigt, kann in beiden Geschichten das Gefühl nur unvollkommen versöhnen: der Mann, dem nach Erschöpfung aller Verirrungen noch solch ein Glück zu Theil wird, ist dessen nicht werth, man begreift nicht recht, wie er dazu kommt; und Beispiele von gleich ehrenvollen Ausnahmen im männlichen Geschlechte zu geben hat Duclos ganz vergessen. Nach dem Anblicke jener schlaffen Verkehrtheit, welche das, was unter die wichtigsten sittlichsten Verhältnisse gehört, zur Sache der Konvention und der Mode macht, gewährt daher die Histoire de Madame de Luz, so traurig sie an sich ist, einen wohlthätigen Eindruck. Eine Frau von der reinsten Tugend, welche die einzige Schwäche ihres Herzens glücklich bekämpft, sieht ohne Schuld ihre Reize dreimal fremden Verbrechen zum Opfer fallen, und erliegt endlich dem Gram über ihre unwillkürliche Entehrung. Das Kostum der Zeit ist gut gehalten, und es läßt sich daraus abnehmen, daß Duclos in seinen Romanen etwas Besseres geschildert haben würde, wenn er es um sich her gesehen hätte: dichten konnte er nun einmal nicht. Acajou et Zirphile ist so artig und unterhaltend, als ein Märchen, das eigentlich ohne Phantasie, nur vermittelst des Witzes zusammengesetzt wird, irgend sein kann. Man kennt es aus der Bearbeitung von Fr. Schulz unter dem Namen Muku und Bstbst. Auch von den Confessions du Comte de *** haben wir eine Uebersetzung, aber eine schlechte. Gut oder schlecht, sie war unnöthig.

Der schätzbarste Theil der ganzen Sammlung sind unstreitig die Considerations sur les moeurs de ce siècle, die den ersten Band ausfüllen. Hier zeigt sich Duclos auf die vortheilhafteste und eigenthümlichste Art. Das entschiedne Uebergewicht seines Verstandes über die andern Seelenkräfte, welches da, wo er auf Darstellung Anspruch macht, Kälte und Trockenheit hervorbringt, hat hier nur die Kürze, Klarheit und Bestimmtheit des Vortrags befördert. Es giebt genialische Beobachter, denen eine feurige Einbildungskraft und Leidenschaftlichkeit des Charakters, sonst die beiden Hauptquellen von Irrthümern, Wahrheit entdecken und das verworrenste Gewebe der Triebfedern mit kühnen Blicken durchdringen helfen: zu diesen gehörte Duclos nicht, aber was ruhige Schärfe des Urtheils und Feinheit des Geistes vermag, hat er redlich geleistet. Dabei ist er

von der Eitelkeit frei, welche den Menschenkenner von Profession so leicht anhängt, die Menschen noch schlechter finden zu wollen als sie sind, um auf diese Art ihrem Scharfsinn auf Unkosten ihres Herzens ein Kompliment zu machen. Seine Bemerkungen schildern theils die Welt, wie sie überall und immer ist, theils wie sie damals in Frankreich war; und die Wahrheit des Allgemeinen, das jederzeit geprüft werden kann, verbürgt die auch sonst bestätigte Genauigkeit bei dem Lokalen. Man hat hier, wie bei den Mémoires, oft Veranlaßung, darüber zu erstaunen, daß ein solcher Hof einen Mann zum Historiographen gemacht hat, der so sehr im Stande war, die Geschichte desselben zu schreiben.... Selbst für den wißenschaftlichen Sittenlehrer können diese Beobachtungen nicht ohne Werth sein: wenn Duclos gleich in Ansehung der Grundsätze die Irthümer seiner Zeit theilt, indem er glaubt, daß sich alle moralischen Begriffe aus dem intérêt bien entendu ableiten laßen, so nöthigt ihm doch ein richtigeres Gefühl an andern Stellen, ihre innre Nothwendigkeit und Unabhängigkeit von Berechnungen des Verstandes anzuerkennen; und dergleichen Widersprüche sind belehrender und achtungswürdiger als die Konsequenz der Flachheit.

Geschichte eines Geisterſehers aus den Papieren des Mannes mit der eisernen Larve. Herausg. von Cajetan Tschink. 1...3 Band. Wien 1790...1793.

Geschichte eines Geisterſehers. 2 Bände. Ff. u. Lpz. 1797.

Wir wißen nicht, welche Bewandtniß es mit obigem zweiten Abdrucke dieses Romans hat, da weder der Name des Verlegers angegeben, noch bemerkt ist, daß er eine neue Auflage sei, auch der dritte Theil noch fehlt....

Die vornehmeren Geistergeschichten haben es mit unsern alltäglichen Spukereien sehr oft gemein, daß sich die Ueber- oder Unterirdischen um Kleinigkeiten inkommodieren, und sehr geringe Zwecke durch die fürchterlichsten Erscheinungen erzielt werden Man muß es daher diesem 'Seher' schon zum Verdienst anrechnen, daß er einen Plan befolgt, welcher der Rede werth ist. Er ist auf eine Anekdote

aus der portugiesischen Geschichte vom König Sebastian gegründet, der im J. 1578. in einer Niederlage blieb, welche seine Armee bei einem Zuge nach Afrika erlitt. Etwa zwanzig Jahre nachher erschienen vier Pseudo-Sebastiane, von denen einer sein Vorgeben so glaublich zu machen wußte, daß noch jetzt Zweifel bestehen, ob er wirklich bloß eine jesuitische Erscheinung gewesen sei. Die geheime Gesellschaft, die hier zu Anfange versammelt ist, und eben nicht mit einer neuen Erfindung eingeführt wird (denn der erzählende Held des Buches geräth unter sie, da er in einem einsamen verrufenen Gebäude übernachtet), beschäftigt sich mit Abwerfung der spanischen Herrschaft, unter welcher sich Portugal befand, und der Wiedereinsetzung Sebastians, der irgendwo als Einsiedler und Greis von 108 Jahren leben soll. Unser junger Geisterliebhaber wird, da man seine hohe Geburt erfährt, von den Verbündeten für ein brauchbares Werkzeug ihrer Absichten erkannt. Man vertraut ihm zwar noch nichts, aber Seltsamkeiten und Wunder verfolgen ihn auf allen Wegen und Stegen. Vor allen setzt ihm ein Namenloser, ein Unbegreiflicher, welcher nachher mit einer vertraulicheren Benennung nur 'der Irländer' heißt, so zu, daß er sich endlich dem Willen der geheimen Obern fügt und für sie zu handeln beginnt. Das Interesse des Sebastian kreuzt sich noch mit einem andern Zwecke im Hintergrunde, und eben um diese Bereicherungen der Intrigue zu begünstigen, ist der Zeitpunkt der Begebenheit bis zu demjenigen, wo der Herzog von Braganza sich des portugiesischen Throns bemächtigte, vorgerückt worden. Indessen begehren wir überhaupt nicht, dieses höchst verworrene Gewebe mit der Geschichte genau zu vereinbaren. Zum Schaden desselben ist nur allzuviel Fremdes eingemischt; die erdichteten Gestalten laßen sich nicht einmal ordentlich gruppieren; es giebt Episoden in Menge, die zum Theil nur sehr lose in die Haupthandlung eingeflochten, oder nur skizziert, und damit auch auf der letzten Seite noch Räthsel übrig bleiben, nicht ausgeführt sind. Unser Schriftsteller hat so wenig wie viele andre einen Begriff von weiser Sparsamkeit: wenn sie die Wirkung recht erhöhen wollen, so setzen sie Lichter ohne Zahl auf; sie laßen die Schläge des Wunderbaren so dicht herunter fallen, daß einer den andern entkräftet, und dem Leser über allen Räthseln die Neu-[illegible]de vergeht. Man sieht selten, wie der Plan vor- oder rückwärts

geht, oder was etwa durch dieſen oder jenen Streich gewonnen werden möchte. Ob irgend ein feſter Gang beobachtet wird, davon iſt nicht die Frage, ſondern bis zu welcher Länge ſich das Buch ausſpinnen läßt. Der Stoff wäre hier für ſich ſelbſt reichhaltig genug, allein das Intereſſe iſt durch die läſtige Ueberladung desſelben durchaus geſchwächt; die Erfindungen ſind mannichfaltig, aber oft matt, und von Seiten der Charakterzeichnung iſt nichts gethan, jene zu heben. Man kann nicht unbedeutender ſein als der Held. König Sebaſtians geheimnißvolle Erſcheinung iſt eigentlich gar nicht benutzt worden. Er iſt nur ein Scheinbild; ſonſt würde es auch dem alten Manne nicht ziemen, daß er ſich mit ſolchen Täuſchungen perſönlich abgäbe. Der Irländer iſt ein Vogel, der ſchon ſeine beſtimmten Farben hat, wie Papageno ungefähr: er iſt ſeitdem längſt zur förmlichen Maſke unter uns geworden. Das Einzige, was wir dem Vf. danken, iſt, daß ſich die weibliche Hauptfigur, Amalia, weniger verſchroben wie die übrigen zeigt. Zuletzt tritt noch ein Gegen-Irländer auf und zettelt eine Gegenverſchwörung an, durch welche der Held ſein Leben verwirkt. Das Haupt wird ihm abgeſchlagen; dem ungeachtet geht er mit demſelben davon, und kriecht unter die bekannte eiſerne Maſke. Der philoſophiſche Theil des Buches iſt den geringen Geiſteskräften, die der Held zu ſeiner Vertheidigung gegen den Irrthum aufzuwenden hatte, angemeßen.

The Monk, a romance. By M. G. Lewis. 3 Voll. Lond. 1797.

Der Mönch. Aus dem Engl. von Friedr. v. Oertel. In drei Theilen. Leipz. 1797.

In England iſt man bei der zweiten, wo nicht gar dritten, Ausgabe dieſes auffallenden Produktes, Frankreich und Deutſchland ſind mit Ueberſetzungen beſchenkt worden. Hin und wieder iſt der Mönch verboten; allenthalben aber ſcheint er viel geleſen zu werden. Was ſoll man dazu ſagen? Ein tüchtiger Schlag verfehlt ſeiner Wirkung nicht, und man kann dem jugendlichen Feuer des Hrn Lewis, der, wie man weiß, dieſen Roman vor ſeinem zwanzigſten Jahre ſchrieb, die Macht zu erſchüttern nicht abſprechen;

währt seinen Anhängern im Einzelnen noch gültigere Entschuldigungen. Den Grundstoff hat er aus einer spanischen Erzählung genommen: Spanien ist schicklicher Weise der Schauplatz der Begebenheit geblieben, und die Sitte nirgends verletzt, das Kostum des Gegenstandes aber noch beßer beobachtet worden. Das Kolorit brennt gleichsam von dem Ausbruche einer langgenährten mönchischen Begierde mit dem Satan im Hintergrunde, und der erste Eindruck ist ungefähr wie der von manchen gothischen Gebäuden, in welche das Licht durch gelbe Glasscheiben fällt. Uebrigens gehört die Eröffnung der Scene zu den anlockenden Seiten des Buchs: sie ist wirklich sehr dramatisch und führt uns in die Mitte der Anschauung. Die Glocken läuten, ganz Madrid strömt zur Kirche der Kapuziner, um den heiligen Helden, den schönen und beredten Ambrosio, predigen zu hören, dessen Glorie doch bald durch eine unheimliche Ahndung verdunkelt wird. Noch ist er zwar kein Heuchler, außer in so fern er sich selbst belügt; allein der Stolz auf seinen unbefleckten Wandel ist eine billige Reizung für den Bösen, der von jeher der demüthigen Hoffart besonders feind gewesen ist. — Die Hauptpersonen finden sich hier meistens beisammen, und der Vf. zögert auch nicht, uns vermittelst eines Traums und einer Wahrsagerin düstere Blicke in die Zukunft werfen zu laßen, welches mit dem Ton der ganzen Komposition recht gut übereinstimmt. Es liegt sogar eine Milderung des Schrecklichen darin, daß wir die unschuldige Antonia von Anfang als das ausersehene Opfer betrachten, und bei dem Bilde, das wir zuerst von ihr bekommen und behalten, scheint in der That eine beßere Ueberlegung den Pinsel geführt zu haben. Man sieht nur ihre holde Einfalt und Begränztheit: ihr ist, ganz wie es sich für ein Opfer schickt, die Natur des Lammes ertheilt, und man kann sagen, daß dieß den schrecklichen Kontrast mit ihrem Mörder verstärkt und doch auch erträglicher macht, weil es fast nur ein sinnliches Mitgefühl erlaubt. Wo es möglich ist, bleibt sie in der Ferne zurück, und im ersten Theile hören wir nichts weiter von ihr, indessen die Versuchungen des Mönchs beginnen. Sie sind in den lieblichsten Farben angelegt, und dennoch schimmert eine gewisse Glut hindurch, die sie leicht als eine Schattierung des hölliſchen Gemäldes, nur freilich als die feinste, verrathen. Die Verführung ist hier beinahe so reizend ge-

ſchildert als in Cazottes Diable amoureux, in welchem der Vf. auch das Vorbild einer ſolchen Ausführung mag gefunden haben. Nichts kann beßer erſonnen ſein, als den Mönch zuerſt durch eine Abbildung der Madonna in ſeiner Zelle zu reizen; nichts anziehender hingeſtellt werden, als der junge, ſchwermüthige Roſario, der ſich durch die ſchönſten Abſtufungen in eine unwiderſtehliche Verführerin mit den Zügen jener Madonna verwandelt. Dazwiſchen thut der Auftritt mit der Nonne Agnes, welche den ſtrengen Mönch umſonſt zum Erbarmen mit dem Vergehen ihrer Liebe anfleht, und einem fürchterlichen Looße von ihm überantwortet wird, der ſelbſt ſeinem Falle ſo nahe ſteht, die zerreißendſte Wirkung. Wir ſehen ihn denn wirklich fallen, und damit geht der menſchliche Theil der Dichtung zu Ende: das Uebrige iſt vom Teufel. Aber freilich, wen er bei Einem Haare gefaßt hat, der iſt ſein auf ewig, und ſo iſt man denn auch hier wie verdammt, das Uebrige auszuleſen. Es hebt eine Epiſode von der Agnes an, wo uns wohl bekannte Geſpenſter und der ewige Jude, der ein flammendes Kreuz an der Stirn trägt, vorgeführt werden. Eine Räubergeſchichte, wo Reiſende in einer einſamen Waldhütte gaſtfreundlich Aufnahme finden, wo ſie aber mit Mühe der ihnen zugedachten Ermordung entkommen, iſt zwar mit großer Wahrheit und glücklichen Zügen ausgeführt, doch iſt ſie eine gar zu willkürliche Zugabe und verräth ſich eben dadurch als eine von den mancherlei Ausbeuten, welche der Vf. von fremdem Boden auf ſein wucherndes Feld übertragen hat.... Sie hat hier weiter keine Verbindung mit den Uebrigen, als daß ſie dem Werke auch im Umfange ein beſcheidnes Maß überſchreiten hilft. Wir treffen weiterhin noch mehrmals auf einzelne, mit verſprechendem Talent behandelte Auftritte, aber das Ganze beweiſt die tiefſte Barbarei der Einbildungskraft und des Geſchmacks. Dieſe ſcheint den Vf. ſelbſt verhindert zu haben, manche Mittel, die in ſeiner Gewalt ſtanden, treffender für ſeine furchtbare Kataſtrophe zu benutzen, und die gemeinen Romanenhandgriffe auszuſchließen, die jene nur ſchwächen können. Zu den letzten gehört die Braut, welche gleich für Medina wieder in Bereitſchaft iſt. Ihre ſonſt ſehr maleriſche Erſcheinung als die Heilige bei einem religiöſen Aufzuge hätte ſich vielleicht anderswo bedeutender anbringen laßen. Zu den Unterlaßungsfehlern muß man es rechnen, daß es nicht auf eine natür-

liche Art und allmählich an den Tag kommt, Antonie, die er geschändet, sei seine Schwester, und die von ihm ermordete Elvira seine Mutter, sondern daß er es erst von dem Teufel hören muß, und zwar zu einer Zeit hören muß, wo er schon zu stumpf ist, um es wirklich zu vernehmen. Auch auf den Leser, der diese Entdeckung längst errathen konnte, wirkt sie hier nichts mehr: das Maß der Scheußlichkeiten ist längst voll; das Gemüth hat sich entweder dagegen gestählt, oder ist darunter erlegen. Der doppelte Besuch des Teufels in eigner Person, da er doch in der That an dem untergeordneten Geist in der schönen Maske genug gewesen wäre, um Ambrosios Verschreibung zu erhalten, ist ebenfalls für die Wirkung übel berechnet. Wenn wir mit Beelzebub nicht verschont werden konnten, so wäre es doch beßer gewesen, ihn bis zu dem Moment, wo er den Ambrosio holt, zur versparen. Zur Warnung für diejenigen, welche den Mönch auf sonstige Empfehlung zur Hand zu nehmen geneigt sind, zeichnen wir den Schluß aus, als das Ziel wohin eine solche Lektüre führt: 'Sprachs und setzte die Klauen in des Mönchs Glatze, und sprang mit ihm vom Felsen. Die Höhlen und die Berge erschallten von Ambrosios Geschrei. Höher und höher schwang sich der Teufel und ließ dann den Gemarterten los. Herab stürzte der Mönch durch den weiten Luftraum; eines Felsen scharfe Spitze fieng ihn auf; er rollte von Absturz zu Absturz, bis er zertrümmert und zerbrochen an des Flußes Ufern liegen blieb. Noch war Leben in seinem zerknickten Gebeine, aber vergebens waren seine Bemühungen aufzustehn, seine zermalmeten Knochen versagten ihm den Dienst. Jetzt stieg die Sonne am Horizont herauf, und schoß ihre sengenden Strahlen auf das Haupt des sterbenden Sünders. Myriaden von Insekten lockte die Wärme hervor; sie saugten das Blut aus Ambrosios Wunden, drangen in seine Beulen, stießen ihre Stacheln in seinen Körper, und ließen ihn die unerträglichste Pein fühlen. Die Adler des Felsen zerrißen sein Fleisch stückweise, und hackten ihm mit krummen Schnäbeln die Augen aus. Ihn quälte ein brennender Durst, er hörte dicht neben sich des Flußes Murmeln, aber vergebens wollte er sich vollends hinschleppen. Blind, verstümmelt, ohne Hülfe, unter wüthenden Gotteslästerungen und Flüchen, unter Verwünschungen seines Daseins, unter Furcht vor den noch größeren Martern nach dem Tode, schmachtete

der Elende drei volle Tage. Am vierten erhob sich ein heftiger Sturm; die tobenden Winde zerschellten Felsen und Wälder; durch den umnachteten Himmel schoßen rothe Blitze; in Strömen fiel der Regen; der Fluß schwoll an; die Wellen traten aus ihren Ufern; sie erreichten den Ort, wo Ambrosio lag, und führten des Verzweifelnden Leichnam mit sich fort.' — Doch freilich, was hätten wir hiegegen einzuwenden? Die Stelle ist ja fast wörtlich aus Veit Webers Teufelsbeschwörer genommen, der zu seiner Zeit Bewunderer genug gefunden hat. Der Vf. könnte auch nicht beßer thun, als dieses Kleinod seinem Werk einzuverleiben, mit dem es so sehr aus Einem Stück ist, daß man die Fuge gar nicht bemerkt. Durchgehends herrscht in demselben die Konsequenz einer gothischen Natur, obige Fälle nicht ausgenommen, wo der Vf. mit seinem geplünderten und eignen Reichthum wie ein Verschwender umgegangen ist; einer Natur, die von keiner Haltung und Mäßigung weiß, und das Licht der schöneren Kunst, wo die Anlage dazu wirklich vorhanden, in unterirdische Flammen verkehrt. Durch fremde Einmischungen, Häufung der Gräuel, und selbst durch die fast immer so gezwungne Einführung seiner Gedichte (wovon eines, das Lied des Verbannten, sich durch große Schönheiten auszeichnet, und durch den glücklichen Gebrauch der im Englischen, wenigstens in den ernsteren Gattungen, meistens vernachläßigten weiblichen Reime eine höhere Harmonie gewonnen hat, als die lyrischen Gedichte der Engländer zu haben pflegen) hat der Vf. bewiesen, daß er keinen Begriff von verständiger Zurückhaltung, von Harmonie und Einheit hat, sondern nur seinen ganzen Vorrath anzubringen bemüht war; manche Gemüthsstimmungen, Situationen und die fortreißende Gewalt der einmal losgelaßenen Begierde hat er mit unleugbarer Wahrheit aufgefaßt. Bemerkungswerth ist es, daß manche englische Kunstrichter eben von dieser Seite seine Moralität, und zwar aus dem Grunde haben verkennen wollen, weil sich jene Gewalt an einem der Kirche angehörigen Subjekte zeigt; andre aber seine Kunst, weil er unnatürliche Uebergänge dabei gewagt haben soll, indem er z. B. den Mönch, noch mit dem Eindruck einer furchtbaren Erscheinung erfüllt und zum ersten Male mit zauberischem Werkzeuge ausgerüstet, der Befriedigung seiner Begierden nachgehen läßt: da doch wirklich häufige Erfahrungen zeigen, daß selbst schreckliche Erschütterungen

der aufgeregten Sinnlichkeit zum Sporn dienen, und die Heftigkeit thierischer Wollust der Grausamkeit so nahe verwandt ist. Uns scheint im Gegentheil, der Vf. hat so viel eingesehn, daß er seine Menschen nicht als wahnsinnige Teufel darzustellen hatte. Ambrosio wird mehr wie einmal durch Regungen der Menschlichkeit oder des mit dem Laster verbundnen Ueberdrußes von der Begehung seiner Verbrechen abgeschreckt; ja nach der entsetzlichsten seiner Thaten fühlt er ganz den Jammer derselben, und das ist wenigstens Natur, wenn es auch bloß die sinnliche sein sollte. Bei allem, was der Vf. verspricht, ist es denn doch sehr zweifelhaft, ob er je etwas leisten wird, das eines reineren Wohlgefallens werth wäre; und dieß haben sich diejenigen mit zu verdanken, die seinen ersten Versuch ungebührlich begünstigten.

Dem Uebersetzer kann man seine Wahl nicht verdenken, und seine Arbeit verdient alles Lob. Wir haben nur wenige Unrichtigkeiten bemerkt. Die Uebertragung der Verse ist freilich ziemlich steif gerathen, das nämliche Lied ausgenommen, welches oben erwähnt wurde, und das hier, obgleich einige Züge des Originals noch beßer hätten benutzt werden mögen, doch die schmelzende Innigkeit desselben im Ganzen erreicht, ja vielleicht übertrifft. Wir errathen nicht, warum der Uebersetzer sich an die englische verdünnende Erweiterung der dänischen Ballade gehalten, und nicht die schon vorhandene deutsche Nachbildung des Originals in Herders Volksliedern gegeben hat, woher doch unstreitig Hr. Lewis das Stück entlehnte. Er hat nämlich in Deutschland gelebt, und man findet noch andere Spuren von seiner Bekanntschaft mit der deutschen Romanenwelt. Die englischen Kunstrichter haben nicht ermangelt, diese Aehnlichkeit mit gewissen deutschen Dolch- und Geisterdichtungen zu bemerken, von denen sich doch der Mönch durch Klarheit der Darstellung vortheilhaft unterscheidet, und ihn als einen Zögling of the wild German school anzusehn. Diese Herren erfahren meistens nur das, was in den unteren Regionen unserer Litteratur vorgeht, und haben sich danach einen allgemeinen Begriff von ihr gemacht; auch ist es recht gut, daß sie von dem, was eigentlich die Fortschritte unsrer Bildung bezeichnet, keine Notiz nehmen: sie würden es schwerlich recht faßen.

1) Adèle de Senange ou Lettres de Lord Sydenham, en deux Volumes. Hamb. 1796.

2) Adele von Senange oder Briefe des Lord Sydenham. Aus dem Franzöſ. von L. F. Huber. Tübingen 1795.

Dieſe liebenswürdige Dichtung der Frau von Flahault iſt durch die Ueberſetzung und ſpäter im Original längſt unter uns verbreitet geweſen. Sie wird alſo nicht mehr als Neuigkeit, ſondern vielmehr als ein Werk angezeigt, das über dieß zufällige Verdienſt hinaus allen ſeinen Reiz behalten hat, und um ſo ſicherer behalten wird, da er nicht auf einzelnen Zügen, ſondern auf der Uebereinſtimmung zwiſchen der Anlage und Ausführung des Ganzen beruht. Beide ſind von gleicher Zartheit, und die erſte ſo glücklich erſonnen, daß das liebliche Detail der andern wie von ſelbſt daraus hervorzugehen ſcheint. Das geſchilderte intereſſante Verhältniß des alten väterlichen Gemahls zu der blühenden Gattin, die er durch ſeine Hand und ſeinen Namen vom Kloſter errettet hat, und dem jungen Freunde, iſt, da es zwiſchen unverdorbnen Seelen beſteht, weit einfacher als der erſte Blick es anſieht; und doch begünſtigt es alle Feinheit der Darſtellung, und kein andres würde die Anmuth und geiſtvolle Fröhlichkeit Adelens, ihre gefühlvolle Beweglichkeit und alles Kindliche dieſes holden Kindes in ein ſo reines Licht geſetzt haben. Aus der Güte des Alten, die durch keinen Zuſatz von übel angebrachtem Heroiſmus entſtellt wird, aus der jugendlichen Strenge des Liebhabers, und Adelens ſelbſtändiger und doch ſo liebevoller Unbefangenheit entwickeln ſich die mildeſten Kontraſte, die niemals aufhören Kontraſte zu ſein, und eine Kette von Scenen, die, bald munter, bald rührend, immer von der ſittlichſten Grazie belebt werden. So iſt die erſte Erſcheinung des Herrn von Senange mit unbeſchreiblicher Leichtigkeit behandelt; und bei verſchiednen andern iſt ein feiner Muthwille ſichtbar. Die Eigenthümlichkeit des Engländers offenbart ſich ohne Uebertreibung und Trivialität; das Einzige, wodurch ſie in das letzte verfallen möchte, iſt der etwas leere Hang, Guineen auszutheilen, und der große Triumph, den er über ſeine Wohlthätigkeit feiert, wenn er dieſen durch die damit verbundene Naivetät nicht wieder gut machte. Man kann übrigens

wohl nicht umhin, die Sorge des Hrn. von Senange ein wenig zu theilen, der dem künftigen Gemahl Schonung und Gerechtigkeit empfiehlt, oder auch vorauszusehn, daß sie ihm zuweilen gegründete Unruhen bereiten könnte: aber in der That wird die Geschichte dadurch nur pikanter, daß man jenseits des Endes noch etwas erblickt, woran sich Theil nehmen läßt. Nur können wir nicht bergen, daß Adelens letztes Betragen ernstere Besorgnisse erweckt, die nicht mehr bloß dazu dienen, sie anziehend zu machen. Der Mangel an Muth gegen ihre Mutter, der unter diesen Umständen nicht kindische Schüchternheit, sondern sklavische Furcht ist, könnte auf Charakterlosigkeit schließen laßen, und bleibt ein wirklicher Flecken für das Bild, an dem man sich nur leichte Schatten gefallen laßen mag. Mit wie weniger Schwierigkeit wäre er wegzunehmen! In der Uebersetzung ist er, wir wißen nicht, ob mit Vorbedacht oder zufälliger Weise, durch Weglaßung der letzten Briefe schon gemildert, aber freilich der Leser über den Ausgang in Ungewißheit gelaßen worden. Die Vfn. theilt uns in einer Vorrede (die sich, so wie die Zugabe eines eben nicht bedeutenden Märchens, Aglae, nicht bei der Uebersetzung befindet) einige ihrer Ideen über den Roman überhaupt mit, welche glückliche Ansichten enthalten, wohin wir unter andern die hohe Schätzung des Don Quixote rechnen; wenn gleich über den Ursprung des Romans manche Verwechselung mit dem epischen Gedichte vorfällt, und uns Deutschen besonders solche Beispiele wie das von der Clarissa, die jedermanns Bewunderung errege, im Gegensatze mit Homer, der allen Frauen und vielen Männern unzugänglich, dem Enthusiasmus der Gelehrten allein überlaßen sein soll, nicht gut gewählt dünken möchten. Die Stelle, welche die Verfaßerin für ihr eigenes Werk angegeben hat, ist eine von den mannichfaltigen Ansichten des Romans, die vollkommen gelten können, wenn sie so vortrefflich ausgeführt sind. Sie hat sich mehr an die Wirklichkeit gehalten, an den häuslichen täglichen Kreiß des Daseyns; aber sie hat Gehalt und Anmuth hineingelegt, und so hat sie sich im besten Sinne rapprochée de la nature, wie es ihre Absicht war.

Die Uebersetzung drückt den Geist des Originals vollkommen aus; doch könnte sie freilich in einzelnen Stellen mit mehr Fleiß gemacht sein.

Rhapsodien aus den Papieren eines einsamen Denkers. Herausg. von K. L. M. Müller. Leipzig. 1797.

Der Vf. macht in einer kurzen Vorrede nicht Anspruch darauf, 'neue noch nie gekannte Ansichten von Dingen zu geben, welche die Menschen interessieren. Er wollte bloß denen, welche durch die Freuden des Denkens gern ihrer höhern Natur sich bewußt werden, eine Unterhaltung verschaffen, an welcher ihr Herz Theil nehmen könnte, weil er überzeugt ist, daß nur durch die innige Vereinigung des Gedankens mit dem Gefühle der Mensch den Weg zu allem Großen und Edlen zu finden vermag.' Diesen Zweck konnte er nicht verfehlen, da er die ungezweifelte Wahrheit des letzten Satzes an sich selbst zu bewähren strebt. Man sieht, daß er die Lehren der Philosophen, denen er hauptsächlich folgt, eines Kant und Schiller, nicht bloß studiert und begriffen, sondern daß er sie auch gefühlt hat; die Klarheit seines nur selten an das Deklamatorische streifenden Vortrags wird von einer sanften Wärme belebt. Die Aufsätze sind: I. Ideen über den Einfluß der Moralität auf das schöne Betragen in der Gesellschaft. II. Ueber die Illusion bei einem Werke schöner Kunst Die Mißverständnisse, gegen welche der Vf. hier mit treffenden Waffen streitet, als ob der Zweck der Kunst bloß die wahrste Nachahmung und die Bedingung ihrer Wirkung die Täuschung, nicht der freie schöne Schein sei, möchten, wiewohl sich schon mächtige Stimmen dagegen erhoben haben, doch nicht so leicht aus der gemeinen Meinung zu vertreiben sein, weil sie aus der ganzen Beschaffenheit der modernen Bildung, und aus dem Mangel an Bedürfniß für eigentlich schöne Kunst bei so Vielen entspringen. Der Verfaßer drückt sich wenigstens nicht genau aus, wenn er sagt, 'die Kunst solle sich einzig und allein damit beschäftigen, Zustände der Empfindung in menschlichen Seelen darzustellen.' Dieß heißt die Künste bloß von der musikalischen Seite betrachten, da sich diese doch eher zu der plastischen Seite hinüberziehen läßt als umgekehrt. Wenn man auch zugiebt, daß der Künstler niemals unmittelbar ein äußeres, sondern immer ein inneres Objekt darstellt; so ist doch die Anschauung desselben ganz verschieden von der Empfindung, der Richtung des Gemüths auf seinen eignen Zustand ohne Bezug auf ein Objekt. Selbst wo diese zu einer freien Darstellung erhoben

werden ſoll, muß ſie dem betrachtenden Künſtler ein Gegenſtand der Anſchauung werden. — III. Ueber Lebensgenuß. Briefe an einen Freund. IV. Ueber Elend und Glückſeligkeit. V. Kunſt und Natur, vertraute Freundinnen. Die Einkleidung in den beiden letzten Aufſätzen iſt ſchwach; überhaupt iſt der fünfte am wenigſten befriedigend. Die ſcharfe Sonderung und Beſtimmung der Begriffe, ohne welche hier wenig auszurichten war, iſt verabſäumt. Wenn der Vf. künftig, wie er es gewiß vermag, ohne Führer auf eignem Wege weiter vordringen will; ſo iſt ihm ausgebreitete Beobachtung, Studium der Poeſie, und der ihr verſchwiſterten Künſte, nicht in der Theorie, ſondern in ihren Werken, endlich Studium der Kunſtgeſchichte zu empfehlen. Unterſuchungen, die nicht bloß reine Spekulation ſind, ſondern ein in der Sinnenwelt vorkommendes Objekt haben, können nur durch die genaueſte Bekanntſchaft mit dieſem ihren ganzen Umfang und die gehörige Tiefe erhalten.

Briefe äſthetiſchen Inhalts mit vorzüglicher Hinſicht auf die Kantiſche Theorie, von C. F. von Schmidt-Phiſeldeck. Erſte Sammlung. Ueber die allgemeinen Grundſätze der Aeſthetik, und die Dichtkunſt insbeſondere. Altona. 1797.

Philoſophieren iſt ein männliches Geſchäft: es ſoll und kann nicht von Säuglingen und Unmündigen getrieben werden. Zwar nennt ein Dichter die Philoſophie mit Recht 'der Trübſal ſüße Milch', aber es ſoll doch kein Kinderbrei aus ihr gemacht werden, wobei der Lehrer nur das Amt der Wärterin verſehen und ſorgen müßte, ihn ja recht weich zu kochen, umzurühren und gehörig zu verſüßen. Ihr ganzer Werth, ja ihr Weſen beruht auf ſelbſtthätigem Gebrauche der Denkkraft: und wie kann der Andre dazu erwecken, der ihn ſelbſt nicht übt? Wenn der Lehrer ein Schüler iſt, der nicht bloß auf das Wort ſeines Meiſters ſchwört, ſondern auch nirgends bewährt, daß er eigne, urſprüngliche Gedanken

haben kann, ſo muß an die Stelle der freien Mittheilung, wodurch allein der lebendige Geiſt einer Philoſophie fortgepflanzt werden kann, eine gänzlich paſſive Ueberlieferung treten, die ſich an das Caput mortuum derſelben hält. So iſt es denn auch nur allzuhäufig unter uns ergangen, und auf dieſe Art ſind ſo viele Bände, wie man glaubt, mit dem beſten Fug und Rechte, angefüllt worden, daß man es befremdlich findet, wenn jemand meint, es könnte wohl anders ſein. Erläuterungen dunkler philoſophiſcher Lehren, die nicht bei den Worten des Vortrags ſtehen bleiben, ſondern in das Weſen der Sache ſelbſt eindringen und aus neuen Anſichten derſelben hervorgehen, ſind gewiß etwas ſehr Schätzbares; aber der Philoſoph, der ſie geben will, muß in ſo fern gewiſſermaßen über dem Urheber der Lehre ſtehen; denn er muß ſie in ſich zu einer deutlicheren Erkenntniß erhoben haben als jener. Es bleibt daher das Meiſterſtück der logiſchen Kunſt, wenn der tiefe ſelbſtändige Denker, ohne der Strenge der Wißenſchaft etwas zu vergeben, der gemeinen Faßungskraft entgegen zu kommen weiß. Auch die Entwickelung einer fremden Lehre kann eine wahre Bereicherung ſein, wenn der Geiſt, der ſie ſich angeeignet hat, ſchon für ſich mit dem Gegenſtande der Unterſuchung vertraut, den verpflanzten Keim durch eigne nährende Beſtandtheile entfaltet.

Was aber die erſte Hälfte obiger Schrift enthält, iſt nichts dergleichen, ſondern nur eine verdünnende Wiederholung von Sätzen aus Kants Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft. Dieſe Schrift gehört gewiß nicht zu ſeinen ſchwerſten; und ob ſie gleich im Zuſammenhange mit ſeinem ganzen Syſtem, und durch Einſicht in dasſelbe vollſtändig begriffen werden kann, ſo darf man doch wohl behaupten, daß, wer die hier daraus vorgetragnen Lehren nicht in der Urſchrift verſteht, noch kein wahres Bedürfniß für ſolche Spekulationen haben kann. Hr. v. S. P. iſt nicht dieſer Meinung ge-

wesen; sonst hätte er die Freundin, an welche diese Briefe gerichtet sind, unmittelbar an das Studium jener kantischen Schrift gewiesen, und dann weiter mit ihr daraus und darüber philosophiert. Seine Schreibart ist leicht und fließend, nur daß sie manchmal in das Gezierte und Kostbare verfällt; aber klarer sind Kants Lehren vom Schönen und Erhabnen durch seine Bearbeitung nicht geworden, außer ungefähr auf die Art, wie Waßer klarer als alter Rheinwein genannt werden kann. Vielleicht hat Kant in keiner zum System gehörigen Schrift seinem Geiste so freien Lauf zu kleinen Zügen und Abschweifungen gelaßen, worin sich der große Meister gleichsam zur Erholung als genialischer Beobachter, als witziger Kopf, als liebenswürdiger Gesellschafter zeigt, als gerade in der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft; und an die Stelle dieser geistvollen, lebendigen Originalität ist hier eine matte, nur nicht langweilige, Einförmigkeit getreten. Doch, dieß ist bei weitem noch nicht das Schlimmste. Es finden sich Spuren genug, daß der Vf. gar nicht recht in den Geist des Systems, aus welchem er schöpft, eingedrungen ist. So, um nur eins auszuheben, gebraucht er häufig den Ausdruck 'sinnlich vollkommen', und bringt ihn sogar in seine Definition der Poesie, 'sie sei die Kunst der sinnlich vollkommnen Darstellung ästhetischer Ideen durch die Rede'. Vollkommenheit wird durch den Verstand erkannt; eine sinnliche Vollkommenheit, d. h. die vermittelst der Sinne wahrgenommen werden kann, findet nur nach einem Systeme Statt, welches die sinnliche Wahrnehmung und die Verstandeserkenntniß nicht für specifisch verschieden ausgiebt, sondern jene für dunklere Erkenntniß hält, die durch erhöhte Grade der Deutlichkeit in diese übergeht, wie es in der Wolfisch-Baumgartenschen Theorie geschah. In Kants Philosophie werden gleich am Eingange Sinnlichkeit und Verstand scharf gesondert, und einander entgegengesetzt: wie könnte es also nach ihren Grundsätzen eine sinnliche Vollkommenheit geben? Der Vf. ist mit sich selbst im Widerspruche, wenn er, um Mendelssohn zurecht zu weisen, sagt: 'was ich als vollkommen erkenne, ist für mich in so fern kein Gegenstand der ästhetischen Beurtheilung'. — In der zweiten Hälfte des Buches, die von der Dichtkunst insbesondre handelt, werden die in der ersten vorausgeschickten allgemeineren Grundsätze so wenig angewandt, daß sich gar nicht einmal ein Einfluß derselben bemerken läßt: der Leser

wird im 24sten Briefe plötzlich aus Kants Kritik der ästhetischen Urtheilskraft in Engels Theorie der Dichtungsarten versetzt. So folgt der Vf. meistens bald dieser, bald jener Autorität, nicht sonderlich darum bekümmert, wie ihre Lehren unter einander zusammenhängen; und seine eignen Gedanken über Poesie, wo er deren vorträgt, sind verworren und unhaltbar. Auch in der Wahl der Beispiele und in den einzelnen Urtheilen zeigt sich Mangel an wahrer Einsicht in die Sache. Shakspeare wird ein Künstler ohne Studium genannt, der alle Augenblicke gegen Schicklichkeit und Konvenienz verstößt. Rec. wäre neugierig, hievon einen Beweis zu lesen. Gegen unsre Konvenienz, das möchte sein, aber gewiß nicht gegen die seines Zeitalters und Volkes, und selten gegen die in der Natur gegründete Schicklichkeit. Meint der Vf. die Versehen gegen das Kostum? Bei allen historischen Verletzungen desselben weiß Shakspeare das poetische Kostum, das Kostum der Sache, immer sehr gut zu beobachten. Später wird ein Gleichniß eben desselben Dichters ganz irrig erklärt. Nicht die menschlichen Schicksale, sondern die davon abhängigen Gemüthslagen und Gesinnungen der Menschen werden mit Tönen einer Pfeife verglichen, die Fortuna nach Belieben hervorlockt. Und als ob den Vf. ein Unstern verfolgte, so oft er von Shakspeare redet, entschlüpft ihm dann wieder ein Irrthum in Betreff eben dieses Dichters. 'Der Dichter des Messias hat keine komische(n) Erzählungen geschrieben, und Shakspeare — dieser Riese unter den Schauspieldichtern — sang keine Höltyschen Elegien.' Höltysche freilich nicht, denn niemand dichtet in einer fremden Individualität: aber in dem Sinne, worin Höltys Gedichte elegisch heißen, können viele von Shakspeares Sonetten und einige seiner zarten Lieder wenigstens eben so gut Anspruch auf den Namen machen. Doch diese einzelnen Irrthümer sind Kleinigkeiten gegen das, was dem Vf. bei seinem Vortrage über Prosodie und Versbau widerfährt. Er muß es selbst noch gar nicht erfahren haben, oder er hält es doch vor seiner Freundin geheim, daß die deutsche Silbenzeit begriffsmäßig bestimmt ist; denn er lehrt, die Länge und Kürze der Silben hänge von der Beschaffenheit der Vokale und Konsonanten und von der Häufung der letzten ab, da dieß in unsrer Sprache doch bloß als untergeordnete Nebenbestimmung darauf einwirkt. Die Folgen dieser Theorie zeigen sich dann auch nachher in

ganz falſchen Angaben der Quantität über eingerückten Verſen; der Vf. kann wirklich einen deutſchen Hexameter nicht mit Sicherheit ſkandieren. S. 257 ſteht: Abendroth, und

Wie da mein Geiſt auf der Entzückung Flügel

Auf dieſe Art werden wir einen Ueberfluß von Spondeen in unſrer Sprache bekommen. Der Vf. überſieht ſie aber wieder, wo ſie ſind; z. B.

Unſer tägliches Brod. Preis ſei ihm und Anbetung

Die Silbe An iſt an und für ſich lang, da es hingegen Und nur durch die Arſis werden ſoll, der Klopſtock hier wohl zu viel zugemuthet haben möchte. Auch gegen die Skanſion von ſei ihm ließe ſich Manches einwenden, doch hat ſie der Dichter vermuthlich ſo genommen. — 'Wenn in einem Verſe, deſſen letzter Abſchnitt aus einer einzigen Silbe beſteht, dieſe Silbe mit der Endſilbe eines ähnlichen Verſes gleich klingt, ſo iſt dieſer Reim männlich; weiblicher Reim entſteht aus dem Einklange der beiden letzten Silben in Verſen, die mit einem vollen zweiſilbigen Fuße ſchließen.' Welche Beſchreibung! Nur bei trochäiſchen Verſen läßt ſie ſich rechtfertigen; bei Jamben ſchließt ja aber der männliche Reim den Vers katalektiſch, der weibliche hyperkatalektiſch. So iſt die Trivialität, welche in dieſem ganzen Abſchnitte herrſcht, noch obendrein mit Verworrenheit gepaart. Die ſtolbergiſche Ueberſetzung des Sophokles ſoll eine ſehr ſchöne Idee von griechiſchen Chören (nach ihren Silbenmaßen) geben können. Nichts weniger! Dieſe Ueberſetzung weicht durch den Gebrauch kurzer Strophen, welche in den griechiſchen Chorgeſängen niemals vorkommen, gänzlich vom Charakter der Originale ab. S. 272. wird in aller Geſchwindigkeit, ohne Gründe, entſchieden, die ganze dramatiſche Poeſie bedürfe der Verſifikation nicht, und gefalle am beſten im proſaiſchen Gewande. — Die Einkleidung in Briefform iſt unbedeutend, die Eingänge ſind ungefähr wie folgender. 'Sie wollen, daß ich fortfahren ſoll, meine Freundin, und ich gehorche.' Da dieſer Gehorſam ſo weit geht, daß er den Vf. dahin brachte, über Dinge zu ſchreiben, die er noch nicht recht verſteht, möchte ihn doch ſeine Freundin vermögen, entweder gar nicht oder erſt nach gründlicherem Studium fortzufahren!

Merkwürdige Rechtsfälle. Nach dem Franz. des Pitaval. Herausg. von Schiller. 4 Theile. Jena 1792. 1795.

Man kann den Werth der vorliegenden Sammlung nicht treffender bestimmen, als es S. in der Vorrede bereits gethan hat. Sie enthält 'eine Auswahl gerichtlicher Fälle, welche sich an Interesse der Handlung, an künstlicher Verwickelung und Mannichfaltigkeit der Gegenstände bis zum Roman erheben, und dabei noch den Vorzug der historischen Wahrheit voraus haben. Man erblickt hier den Menschen in den verwickeltsten Lagen, welche die ganze Erwartung spannen, und deren Auflösung der Divinationsgabe des Lesers eine angenehme Beschäftigung giebt. Das geheime Spiel der Leidenschaft entfaltet sich hier vor unsern Augen, und über die verborgenen Gänge der Intrigue, über die Machinationen des geistlichen sowohl als weltlichen Betruges wird mancher Stral der Wahrheit verbreitet. Triebfedern, welche sich im gewöhnlichen Leben dem Auge des Beobachters verstecken, treten bei solchen Anläßen, wo Leben, Freiheit und Eigenthum auf dem Spiele steht, sichtbarer hervor, und so ist der Criminalrichter im Stande tiefere Blicke in das Menschenherz zu thun'. Es wäre in der That zu verwundern, wenn so mancherlei vorzügliche Eigenschaften dieser Lektüre nicht gleich von ihrer ersten Erscheinung an ein sehr ausgebreitetes Publikum erworben hätten, und es einer besondern Empfehlung noch bedürfte, da sie zugleich alle diejenigen besitzt, die einen ungebildeteren Hang befriedigen, und dem natürlichen Wohlgefallen am Abenteuerlichen, Räthselhaften, Furcht und Mitleiden Erregenden, Genüge leisten können. Pitavals Rechtsfälle dürfen im Originale keinem Rechtsgelehrten, ja keinem Psychologen, unbekannt sein; in der deutschen Bearbeitung sind sie überdieß noch ein eigentlich populäres Buch geworden. Das Juristische darin, was nicht allgemein verständlich war, ist weggelaßen, aber alles beibehalten, was für den Gang der Processe wesentlich und überhaupt erforderlich sein konnte, um den Gegenstand, die Thatsache, worauf es ankommt, von allen Seiten zu betrachten; eine Uebung, welche selbst den gemeinsten Verstand zu schärfen, und so, durch Aufklärung über manche Verhältnisse des Lebens, sittlich gute Eindrücke zu befördern vermag. Der deutsche Bearbeiter hat die Ausgabe und Redaktion der Causes célèbres von

alle die seinigen beizubringen, für Grundsatz der Fechtkunst gelten soll. Daß niemand, der von der Sache etwas weiß, aus dieser Schrift etwas lernen wird, ist noch zu wenig gesagt; auch der ganz Unkundige kann nichts wahrhaft Ersprießliches daraus erfahren. Wenn der Vf. nur das Ausschreiben beßer verstände, das er noch ehrlich genug eingesteht, so hätte sein Produkt nicht so unaussprechlich kahl und leer ausfallen können. Seine Meinung ist eigentlich gewesen, daß der Anfänger in der Dichtkunst diese in die Kürze gebrachten Regeln bei seiner Arbeit ungefähr so vor sich solle liegen haben, wie ein ungeübter Rechner das Einmaleins. Eine schülerhafte Idee, und höchst schülerhaft ausgeführt!

Ruth oder die gekrönte häusliche Tugend. In sechs Gesängen. Zürich 1795.

Der Vf., Hr. Georg Geßner, Diakon an der Waisenkirche in Zürich (er nennt sich nicht auf dem Titelblatte, aber unter der Zueignung an Lavater) erklärt sich über diesen ersten poetischen Versuch mit ächt christlicher Demuth. Er hofft, 'wenigstens den Eindruck, den das alte Urkundenstück selbst in seiner natürlichen Einheit macht, durch das, was er zur wirklichen Geschichte hinzuzudichten sich erlaubt, nicht verdorben zu haben'. Rec. befürchtet jedoch sehr, daß dieß geschehen sei, wenn er auch das Buch Ruth ohne alle theologischen Rücksichten bloß von Seiten der Darstellung betrachtet. Aller fremde Schmuck ist bei diesem alten, einfältigen und dadurch anziehenden Sittengemälde überflüßig und störend; und der, welchen Hr. G. ihm geliehen, ist in der That so fremd und unpassend, als es nur möglich war ihn zu erfinden. Alle Reden, Betrachtungen, Gebete seiner Personen haben gar nichts von jenem patriarchalischen Charakter an sich, sondern sind grade so beschaffen, wie sie gottseligen Leuten der heutigen Welt geläufig sein mögen. Die Urschrift füllt wenige Blätter; hier ist die Geschichte in sechs lange Gesänge

ausgesponnen, ohne daß die Handlung anders als durch unbedeutende Umstände, die eigentlich gar keinen Einfluß auf sie haben, erweitert worden wäre. An die Stelle jener kräftigen Einfalt ist also ermüdende Weitschweifigkeit getreten. Diese läßt sich selbst mit der guten Absicht den Leser zu erbauen nicht entschuldigen, wenn man nicht die Langeweile für ein nothwendiges Ingrediens der Andacht hält. Wenn z. B. die Gottheit (die nächtliche Stimme, die Elkana vernimmt, soll ja doch unmittelbar von ihr herrühren) folgendergestalt eingeführt wird:

Die Tugend und der einfaltsvolle Glaube
Ziehn sie (die Ruth) empor vom niedern Staube!
Sie ist gereift durch heiße Gluth der Leiden
Zu nie geahnten wonnevollen Freuden,
Ich habe sie erwählet mir,
Indem ich sie zu meinem Volk erhob, —
Ihr Enkel sei der Israelen Lob!
Er trägt auf seinem Haupt die schönste Krone,
Und sitzet herrlich auf dem Königsthrone u. s. w.

kann dieß unsre Ehrfurcht vor dem höchsten Wesen verstärken, ja ist es nur anständig, ihm so prosaische, gemeine Verse anzudichten? Eben das gilt von einer andern Stelle bei der Vermählung Ruths mit Boas:

Gott blickte mit Erbarmen ohne Namen
Herab, und sprach mit Siegelkraft sein 'Amen!
Du frommes Ahnenpaar! gesegnet sei
In deiner Enkel Kron' einst deine fromme Treu!'

So sprach der Herr, und alle Himmel schweigen
Und staunen dem geheimnißvollen Wort,
Das sie noch nicht verstehn; die Fürsten neigen
Die Kronen, jeder hebt von seinem Ort
Sich auf, ihm ehrfurchtsvoll das Knie zu beugen u. s. w.

Hier geht die Wirkung weit über die Ursache hinaus, und von der Faßungskraft 'aller Himmel' wird in der That nicht der beste Begriff gegeben. Die Frömmigkeit empfiehlt der Vf. überall; allein ihm scheint die Bemerkung entgangen zu sein, die Lessing irgendwo macht, daß der Dichter nicht zu verschwenderisch mit der Tugend umgehen dürfe, die er durch seine Darstellung erhöhen will. Naemi stellt unaufhörlich fromme Betrachtungen an; Ruth stimmt ihr darin bei oder fügt ihre eignen hinzu; Elkana, ein heiliger

Einsiedler, bei dem die beiden Frauen eines (man weiß nicht, warum veranstalteten) Ungewitters wegen einkehren müßen, offenbart ungemeine Frömmigkeit; Zadok, ein Freund des Boas ist ebenfalls sehr fromm; Boas selbst fließt von frommen Gesinnungen über. Ruths außerordentliche Tugend muß übrigens durch kleine Züge oder gar durch müßige Reden und Empfindungen geschildert werden, da die Haupthandlung sie gar nicht beweist. Sie folgt ihrer Schwiegermutter; dieß war Anhänglichkeit: aber auch Pflicht, da sie noch einen eignen Vater und Mutter hatte? Die Vertauschung ihres Nationalgottes gegen Jehovah erscheint (Ruth I. 16.) beinah bloß als Wirkung jener Anhänglichkeit. Ihre Vorliebe für ein fremdes Volk können wir, die wir keine Israeliten sind, der Moabiterin am wenigsten für ein Verdienst anrechnen. Am Ende wagte sie doch bei ihrer Niederlaßung in Bethlehem nichts Schlimmeres, als keinen zweiten Mann zu bekommen. Daß sie, nach Hrn. Gs. Erfindung, die Habseligkeiten der Naemi vor der Abreise heimlich aufpackt und ihren Bruder damit vorausschickt, ist ein ziemlich alberner Einfall von ihr. Sie konnte wohl denken, daß die arme Naemi erschrecken würde.

'Sei ruhig!' sagt ihr Ruth, die in die Hütte kam,
'Mein Bruder zieht voran mit dem Gepäcke,
Hätt' ich gedacht, daß dieß dich so erschrecke,
Ich wäre hier geblieben; sieh', ich nahm
So eben noch dein Bett' — o, dir es nachzutragen,
Das wirst du nun mir nicht versagen.'

Von ihrer Ankunft in Bethlehem heißt es:

Noch bei dem Brunn am Thore saßen
Die Wittwen; kaum daß man sie sah,
So scholl es schon durch alle Gaßen:
'Naemi, die nach Moab gieng, ist wieder da!'

Wen erinnert dieß nicht an die gellertsche Fabel

Und wo ein Bär den andern sah,
Da hieß es, Pez ist wieder da?

Wir erfahren aus Ruths Munde, worin das Gericht bestanden, mit welchem die patriarchalische Galanterie des Boas sie beim Aehrenlesen erquickte:

Da gab er mir den besten Gerstenbrei
Von frisch gedörrten Körnern zugerichtet;

Ein köstliches Gericht, wobei
Man Kraft gewinnt, und neu gestärkt sein Werk verrichtet.

Bei der Hochzeit ist indessen die Tafel noch weit beßer besetzt:

— — Purpurwein,
Und Semmelbrod, und reich gewürzte Kuchen
Bereiten sie, die Gäste zu erfreun.

Die artige, naive Bitte der Ruth an Boas, 'seinen Flügel über sie zu breiten', die es dadurch noch mehr wird, daß er ihr 'wie ein Mann in voller Männerkraft' vorgekommen war, ist hier wörtlich beibehalten worden. Dagegen hat es dem Vf. doch zu bedenklich geschienen, sie mit auf dem Lager zu den Füßen des Boas liegen zu laßen: sie wirft sich in dem Gedicht nur vor ihm nieder. Ihre Methode, ihn zu wecken, ist ein wenig sonderbar; sie lüftet ihm nämlich den Mantel. Wie und wo sie den übrigen Theil der Nacht zugebracht, erfährt man nicht. Doch kann dabei auf den redlichen Boas kein Verdacht fallen; denn sogar bei der Hochzeit wünscht er zwar mit Ruth allein zu sein, aber bloß um

Im stillen Ueberdenken sich zu freun,
Wie Gottes Pfade stets vom Guten überfließen.

Nach diesen Proben des Inhalts glaubt Rec. der Mühe überhoben zu sein, umständlich darzuthun, daß der Ausdruck matt, weitschweifig, prosaisch, und, wo er poetisch sein soll, voll mißlungner Bilder, daß der Versbau unerträglich schleppend ist; oder schweizerische Provinzialismen, wie 'entwegen', 'anbahnen', Sprachfehler wie 'die Steine, die ich auszuweichen habe', und falsche Reime wie 'legt' und 'entdeckt' zu rügen.

Almanach des Muses, pour l'an V de la républ. Franç. Paris 1797.

Die in Frankreich einheimische Sitte der Musenalmanache und das Wohlgefallen an Spielen des Witzes konnte durch die revolutionären Stürme nur unterbrochen, nicht aufgehoben werden. Ein Zeichen von der Wiederkehr der den Musen unentbehrlichen Ruhe ist die politische Toleranz, die man in dieser Sammlung bemerkt,

wo z. B. der ehemalige Abbé Delille neben Le Brun und andern republikaniſchen Dichtern erſcheint. Von dieſen werden doch Chenier und Rouget de Lisle vermißt, oder vielmehr ſie kommen nur nicht vor. Es iſt, als könnte man ſich immer noch nicht von dem Vorurtheile einer gewiſſen litterariſchen Ariſtokratie losmachen, die ehedem nur allzu ſehr in Frankreich herrſchte: außer den ci-devant de l'académie Française (des quarante, qui ont de l'esprit comme quatre) wird auch der neue Adel der membres de l'institut national (deren Verſtandes-Doſis wohl noch nicht ſo genau berechnet iſt) ſorgfältig neben den Namen aufgeführt. Deſorgues hat in einem ſatiriſchen Dialog zwiſchen einem Dichter und einem Mitgliede des Inſtituts ſehr kräftig ſeinen Grimm darüber ergoßen, daß für die Poeſie nur alle vier Jahre ein Preis ausgeſetzt iſt. Dieſe ſcheinbare Vernachläßigung konnte allerdings einen edeln Unwillen rege machen: allein wo ſind die Meiſterwerke, die dergleichen akademiſche Aufgaben hervorgerufen hätten? Alles Zunftmäßige iſt der Freiheit der ſchönen Kunſt zuwider. Nur der allgemeine Beifall kann den Dichter krönen, und die Kampfrichter ſollten bloß das Organ der öffentlichen Stimme ſein. Wenn aber die Regierung einigen wenigen Dichtern das Recht verleihen wollte, jener vorzugreifen, und über die Werke aller übrigen zu entſcheiden, ſo hätte der vom Inſtitut ausgeſchloßene Dichter noch mehr Urſache in ſeiner Wuth auszurufen:

Ciel, mais votre institut est un vrai coupe-gorge!

Eine kleine Nachleſe aus der Hinterlaßenſchaft verſtorbner Schriftſteller, Chamfort, Greſſet, Florian, Guibert, Piron, Thomas, die man hier findet, zeugt mehr von der Verehrung für die vergangne, als dem Reichthume der gegenwärtigen Periode. Das Epigramm von Piron enthält eine ſolche Bosheit gegen die Jungfrau Maria, daß es ſich ehedem wohl nicht hätte ans Licht wagen dürfen. Der auch etwas profane, aber allerliebſte Einfall Guiberts, wodurch er den beſchäftigten Voltaire, auf deſſen Landgute er aufs beſte bewirthet ward, aber ohne vorgelaßen zu werden, endlich bewog ihn zu ſehen, iſt nicht unbekannt:

J'étais venu voir le dieu du génie;
Je voulais l'écouter, l'admirer en tout point:
Mais il est comme dieu dans son eucharistie,
On le mange, on le boit, mais on ne le voit point.

Messaline, traduction de Juvenal, von Thomas, ist ein Bravurstück, das zur Genüge beweist, worüber der Vf. mit einigen Freunden gewettet hatte, die französische Sprache könne, wie die römische, das ekelhaft Unanständige mit der Würde oder wenigstens dem Pomp der rhetorischen Satire vereinigen. Die kleinen Sachen von Chamfort stehen schon in seinen Werken. Von dem liebenswürdigen Greise Mancini-Nivernois sind einige Fabeln eingerückt, die aber alle aus seiner Sammlung derselben genommen sind. Noch andre Stücke sind schon früher in der Décade philosophique, wenn wir uns nicht irren, oder sonst gedruckt erschienen: kurz, man nimmt es in Frankreich mit der Neuheit (oder eigentlicher zu reden, der Neuigkeit) der Gedichte nicht so genau, da sie doch in einem Musenalmanache, der gleichsam eine poetische Weihnachtsbescherung ist, gefordert werden kann, während man die Vortrefflichkeit der sämmtlichen Stücke nur wünschen darf.

Von einigen längeren Gedichten, die noch zu erwarten sind, findet man Fragmente; unter andern von Marmontel aus einem Gedichte Sur la Musique, auf das man schon dadurch begierig wird, daß es eine sonderbare Mittelgattung zwischen der didaktischen und komisch erzählenden zu sein scheint. In den hier gegebenen Bruchstücken, die pikant genug sind, treten der Abbé Trigaud und Gluck als die Helden der lustigen Darstellung auf. Die Wahrheit folgender Schilderung von Glucks Musik,

Sur les débris d'un superbe poëme
Il fit beugler Achille, Agamemnon;
Il fit hurler la reine Clytemnestre;
Il fit rouler l'infatigable orchestre;
Du coin du roi les antiques dormeurs
Se sont émus à ses longues clameurs,
Et le parterre, éveillé d'un long somme,
Dans un grand bruit crut voir l'art d'un grand homme;

möchte vielleicht vor dem musikalischen Kunstrichter schwer zu rechtfertigen sein; aber dieß darf den poetischen nicht kümmern. Noch drolliger ist es erzählt, wie Trigaud an dem Gerüste eines Zahnbrechers die tragischen Accente des Schmerzes studiert wißen will. — Der Anfang einer Patriarchade Ismaël von Flins wird uns Deutschen als eine etwas verspätete Erscheinung vorkommen; ob man sich gleich die Noth des Erzvaters Abraham zwischen zwei Weibern,

wo z. B. der ehemalige Abbé Delille neben Le Brun und andern republikaniſchen Dichtern erſcheint. Von dieſen werden doch Chenier und Rouget de Liſle vermißt, oder vielmehr ſie kommen nur nicht vor. Es iſt, als könnte man ſich immer noch nicht von dem Vorurtheile einer gewiſſen litterariſchen Ariſtokratie losmachen, die ehedem nur allzu ſehr in Frankreich herrſchte: außer den ci-devant de l'académie Française (des quarante, qui ont de l'esprit comme quatre) wird auch der neue Adel der membres de l'institut national (deren Verſtandes-Doſis wohl noch nicht ſo genau berechnet iſt) ſorgfältig neben den Namen aufgeführt. Deſorgues hat in einem ſatiriſchen Dialog zwiſchen einem Dichter und einem Mitgliede des Inſtituts ſehr kräftig ſeinen Grimm darüber ergoßen, daß für die Poeſie nur alle vier Jahre ein Preis ausgeſetzt iſt. Dieſe ſcheinbare Vernachläßigung konnte allerdings einen edeln Unwillen rege machen: allein wo ſind die Meiſterwerke, die dergleichen akademiſche Aufgaben hervorgerufen hätten? Alles Zunftmäßige iſt der Freiheit der ſchönen Kunſt zuwider. Nur der allgemeine Beifall kann den Dichter krönen, und die Kampfrichter ſollten bloß das Organ der öffentlichen Stimme ſein. Wenn aber die Regierung einigen wenigen Dichtern das Recht verleihen wollte, jener vorzugreifen, und über die Werke aller übrigen zu entſcheiden, ſo hätte der vom Inſtitut ausgeſchloßene Dichter noch mehr Urſache in ſeiner Wuth auszurufen:

Ciel, mais votre institut est un vrai coupe-gorge!

Eine kleine Nachleſe aus der Hinterlaßenſchaft verſtorbner Schriftſteller, Chamfort, Greſſet, Florian, Guibert, Piron, Thomas, die man hier findet, zeugt mehr von der Verehrung für die vergangne, als dem Reichthume der gegenwärtigen Periode. Das Epigramm von Piron enthält eine ſolche Bosheit gegen die Jungfrau Maria, daß es ſich ehedem wohl nicht hätte ans Licht wagen dürfen. Der auch etwas profane, aber allerliebſte Einfall Guiberts, wodurch er den beſchäftigten Voltaire, auf deſſen Landgute er aufs beſte bewirthet ward, aber ohne vorgelaßen zu werden, endlich bewog ihn zu ſehen, iſt nicht unbekannt:

J'étais venu voir le dieu du génie;
Je voulais l'écouter, l'admirer en tout point:
Mais il est comme dieu dans son eucharistie,
On le mange, on le boit, mais on ne le voit point.

Messaline, traduction de Juvenal, von Thomas, ist ein Bravurstück, das zur Genüge beweist, worüber der Vf. mit einigen Freunden gewettet hatte, die französische Sprache könne, wie die römische, das ekelhaft Unanständige mit der Würde oder wenigstens dem Pomp der rhetorischen Satire vereinigen. Die kleinen Sachen von Chamfort stehen schon in seinen Werken. Von dem liebenswürdigen Greise Mancini-Nivernois sind einige Fabeln eingerückt, die aber alle aus seiner Sammlung derselben genommen sind. Noch andre Stücke sind schon früher in der Décade philosophique, wenn wir uns nicht irren, oder sonst gedruckt erschienen: kurz, man nimmt es in Frankreich mit der Neuheit (oder eigentlicher zu reden, der Neuigkeit) der Gedichte nicht so genau, da sie doch in einem Musenalmanache, der gleichsam eine poetische Weihnachtsbescherung ist, gefordert werden kann, während man die Vortrefflichkeit der sämmtlichen Stücke nur wünschen darf.

Von einigen längeren Gedichten, die noch zu erwarten sind, findet man Fragmente; unter andern von Marmontel aus einem Gedichte Sur la Musique, auf das man schon dadurch begierig wird, daß es eine sonderbare Mittelgattung zwischen der didaktischen und komisch erzählenden zu sein scheint. In den hier gegebenen Bruchstücken, die pikant genug sind, treten der Abbé Trigaud und Gluck als die Helden der lustigen Darstellung auf. Die Wahrheit folgender Schilderung von Glucks Musik,

Sur les débris d'un superbe poëme
Il fit beugler Achille, Agamemnon;
Il fit hurler la reine Clytemnestre;
Il fit ronfler l'infatigable orchestre;
Du coin du roi les antiques dormeurs
Se sont émus à ses longues clameurs,
Et le parterre, éveillé d'un long somme,
Dans un grand bruit crut voir l'art d'un grand homme;

möchte vielleicht vor dem musikalischen Kunstrichter schwer zu rechtfertigen sein; aber dieß darf den poetischen nicht kümmern. Noch drolliger ist es erzählt, wie Trigaud an dem Gerüste eines Zahnbrechers die tragischen Accente des Schmerzes studiert wißen will. — Der Anfang einer Patriarchade Ismaël von Flins wird uns Deutschen als eine etwas verspätete Erscheinung vorkommen; ob man sich gleich die Noth des Erzvaters Abraham zwischen zwei Weibern,

die sich nicht vertragen, auch in gar nicht patriarchalischen Zeiten lebhaft denken kann. In dem Temple de la Sensibilité, fragment d'un poëme en quatre chants, von Saint-Cyr, wird die abgenutzte allegorische Einkleidung, die der Titel angiebt, und die eigentlich nichts verkleidet, noch einmal wiederholt. Die merkwürdigsten Fragmente sind aus einem Gedicht sur l'imagination, von Delille. Da das Höchste der Kunst, die ächte Idealität der tragischen Darstellung, die Ruhe der epischen, der musikalische Schwung der lyrischen Gattung, der französischen Sprache verschloßen, oder wenigstens ihren Dichtern ein Geheimniß geblieben zu sein scheint; da ihre Poesie nur durch fröhliche Ansichten des geselligen Lebens und leichte Kombinationen des Witzes und der sanftern Empfindung glänzt und einen eigenthümlichen Charakter behauptet: so bleibt ihr nichts übrig, als die schon lange in der englischen Poesie herrschende Wendung zu nehmen, und vorzugsweise die didaktische Gattung zu bearbeiten. In dieser bedarf es der Fiktion nur wenig, eigentlich poetische Sprache der Energie wird nicht vermißt, und eine tönende Rhetorik reicht hin, den erwählten Gegenstand zu schmücken. Freilich hat auch hier die deutsche Sprache Vieles voraus: denn was ist die einförmige Symmetrie englischer Couplets und französischer Alexandriner gegen die Fülle und Gewalt herametrischer Rhythmen? Indessen bleibt es immer ein Verdienst, in dem Höchsten, was eine Sprache vermag, Meister zu sein, und Delille wird daher mit Recht bewundert. Nur wage sich das bloß didaktische Talent nicht in die sittliche Welt der Charaktere und Leidenschaften, wo reine Einfachheit der Darstellung erfordert wird, wo manierierte Oberflächlichkeit im höchsten Grade frostig ist. Man sieht hievon ein Beispiel an der Episode des Gedichts über die Einbildungskraft, Amélie et Volnis. Die schönen Verse können ihr nicht aufhelfen, die Behandlung ist eben so verfehlt, als der Stoff wenig werth. Der Dichter betheuert einmal über das andre seine Theilnahme, behält sie aber für sich allein. Volnis, ein junger Mann von Stande, aber ohne Vermögen, wird durch eine langwierige Krankheit genöthigt, seine Zuflucht zu einer milden Stiftung zu nehmen, und verliebt sich in eine junge Novize, die ihn daselbst verpflegt. Nach seiner Genesung verläßt sie das Kloster und verbindet sich mit ihm. Sie leben glücklich auf Volnis Landsitze (den er vermuthlich vergeßen hatte, da er ins

Hospital gieng), als vornehme Anverwandten ihn besuchen, und die geringere Amelie ihre Verachtung fühlen laßen. Diese macht sich nun Vorwürfe d'avoir dégradé son amant; sie glaubt, die altfränkischen Familienporträte, die Volnis in einem Saale hängen hat, schämten sich ihrer, härmt sich unaufhörlich und — stirbt. Wer könnte wohl mit einem so albernen Tode Mitleid haben? Volnis verfällt indessen, wie billig, in eine Schwermuth, und glaubt seine Geliebte immer noch vor sich zu sehen. Um ihn von dieser Einbildung zu heilen, läßt man ihm eine Schönheit erscheinen, die der Verstorbnen vollkommen gleicht; aber statt von seinem Phantome befreit zu werden, ruft er aus: elles sont deux! Der letzte Theil der Geschichte scheint von der bekannten kopiert zu sein, daß ein Offizier, der einen andern im Duell umgebracht, immer den von der Kugel durchbohrten Schädel bei Nacht durch sein Zimmer rollen zu sehen glaubt. Man rollt einen wirklichen Schädel hindurch, und nun schreit er im gröſten Schrecken 'sie haben sich verdoppelt'. Die Gewalt der Einbildungskraft, die sich bei diesem schauerlichen Gegenstande so furchtbar zeigt, macht in Delilles Anwendung gar keinen Eindruck; und wen die Erzählung etwa ein klein wenig erwärmt haben sollte, für dessen Abkühlung wird durch die prosaische Nutzanwendung bestens gesorgt:

> Tant avec ce penchant toujours d'intelligence,
> L'imagination lui prête sa puissance.

In der Hymne à la Beauté ebenfalls aus dem P. sur l'I. erscheint der Dichter weit mehr zu seinem Vortheile. Er hebt mit diesen volltönenden, majestätischen Zeilen an:

> Toi que l'antiquité fit éclore des ondes,
> Qui descendis du ciel, et règnes sur les mondes;
> Toi qu'après la bonté, l'homme chérit le mieux,
> Toi qui naquis un jour du sourire des dieux,
> Beauté! je te salue.

Nach einer Schilderung der mannichfaltigen Reize, womit das Steinreich, Pflanzenreich und Thierreich ausgestattet sind, geht er zu dem über, was die Schönheit für den Menschen gethan:

> Mais du traitas en roi le roi de la nature.

die sich nicht vertragen, auch in gar nicht patriarchalische
lebhaft denken kann. In dem Temple de la Sensibilité,
d'un poëme en quatre chants, von Saint-Cyr, wird die
allegorische Einkleidung, die der Titel angiebt, und die
nichts verkleidet, noch einmal wiederholt. Die merkw
Fragmente sind aus einem Gedicht sur l'imagination, vo
Da das Höchste der Kunst, die ächte Idealität der tragisc
stellung, die Ruhe der epischen, der musikalische Schwung
schen Gattung, der französischen Sprache verschloßen, ob
stens ihren Dichtern ein Geheimniß geblieben zu sein sc
ihre Poesie nur durch fröhliche Ansichten des geselligen L
leichte Kombinationen des Witzes und der sanftern G
glänzt und einen eigenthümlichen Charakter behauptet: so
nichts übrig, als die schon lange in der englischen Poesie
Wendung zu nehmen, und vorzugsweise die didaktische G
bearbeiten. In dieser bedarf es der Fiktion nur wenig,
poetische Sprache der Energie wird nicht vermißt, und ei
Rhetorik reicht hin, den erwählten Gegenstand zu schmück
lich hat auch hier die deutsche Sprache Vieles voraus: de
die einförmige Symmetrie englischer Couplets und
Alexandriner gegen die Fülle und Gewalt herametrischer
Indessen bleibt es immer ein Verdienst, in dem Höchsten
Sprache vermag, Meister zu sein, und Delille wird daher
bewundert. Nur wage sich das bloß didaktische Talent
sittliche Welt der Charaktere und Leidenschaften, wo rei
heit der Darstellung erfordert wird, wo manierierte Obe
im höchsten Grade frostig ist. Man sieht hievon ein
der Episode des Gedichts über die Einbildungskraft, Amé
Die schönen Verse können ihr nicht aufhelfen, die Bel
eben so verfehlt, als der Stoff wenig werth. Der Dicht
einmal über das andre seine Theilnahme, behält sie
allein. Volnis, ein junger Mann von Stande, aber a
gen, wird durch eine langwierige Krankheit genöthigt, f
zu einer milden Stiftung zu nehmen, und verliebt sich
Novize, die ihn daselbst verpflegt. Nach seiner Gene
sie das Kloster und verbindet sich mit ihm. Sie leben
Volnis Landsitze (den er vermuthlich vergeßen hatte

[illegible] gieng), als vornehme Anverwandten ihn besuchen, und die [illegible] Amelie ihre Verachtung fühlen laßen. Diese macht sich [illegible] Verwürfe d'avoir dégradé son amant; sie glaubt, die altfrän- [illegible] Familienporträte, die Volnis in einem Saale hängen hat, [illegible] sich ihrer, härmt sich unaufhörlich und — stirbt. Wer [illegible] wohl mit einem so albernen Tode Mitleid haben? Volnis [illegible] indessen, wie billig, in eine Schwermuth, und glaubt seine [illegible] immer noch vor sich zu sehen. Um ihn von dieser Ein- [illegible] zu heilen, läßt man ihm eine Schönheit erscheinen, die der [illegible] vollkommen gleicht; aber statt von seinem Phantome [illegible] werden, ruft er aus: elles sont deux! Der letzte Theil [illegible] scheint von der bekannten kopiert zu sein, daß ein [illegible] der einen andern im Duell umgebracht, immer den von [illegible] durchbohrten Schädel bei Nacht durch sein Zimmer rollen [illegible] glaubt. Man rollt einen wirklichen Schädel hindurch, und [illegible] er im grösten Schrecken 'sie haben sich verdoppelt'. Die [illegible] Einbildungskraft, die sich bei diesem schauerlichen Ge- [illegible] furchtbar zeigt, macht in Delilles Anwendung gar kei- [illegible]; und wen die Erzählung etwa ein klein wenig erwärmt [illegible], für dessen Abkühlung wird durch die prosaische Nutz- [illegible] bestens gesorgt:

[illegible] avec ce penchant toujours d'intelligence,
[illegible] imagination lui prête sa puissance.

[illegible] à la Beauté ebenfalls aus dem P. sur l'I. erscheint [illegible] weit mehr zu seinem Vortheile. Er hebt mit diesen [illegible] majestätischen Zeilen an:

[illegible] que l'antiquité fit éclore des ondes,
[illegible] descendis du ciel, et règnes sur les mondes;
[illegible] qu'après la bonté, l'homme chérit le mieux,
[illegible] qui naquis un jour du sourire des dieux,
[illegible] je te salue.

[illegible] Schilderung der mannichfaltigen Reize, womit das Stein- [illegible] und Thiérreich ausgestattet sind, geht er zu dem [illegible] Schönheit für den Menschen gethan:

[illegible] traitas en roi le roi de la nature.

die sich nicht vertragen, auch in gar nicht patriarchalische
lebhaft denken kann. In dem Temple de la Sensibilité,
d'un poème en quatre chants, von Saint-Cyr, wird die a
allegorische Einkleidung, die der Titel angiebt, und die
nichts verkleidet, noch einmal wiederholt. Die merkw
Fragmente sind aus einem Gedicht sur l'imagination, vo
Da das Höchste der Kunst, die ächte Idealität der tragisc
stellung, die Ruhe der epischen, der musikalische Schwung
schen Gattung, der französischen Sprache verschloßen, ob
stens ihren Dichtern ein Geheimniß geblieben zu sein sch
ihre Poesie nur durch fröhliche Ansichten des geselligen L
leichte Kombinationen des Witzes und der sanftern Em
glänzt und einen eigenthümlichen Charakter behauptet: so
nichts übrig, als die schon lange in der englischen Poesie
Wendung zu nehmen, und vorzugsweise die didaktische G
bearbeiten. In dieser bedarf es der Fiktion nur wenig,
poetische Sprache der Energie wird nicht vermißt, und ein
Rhetorik reicht hin, den erwählten Gegenstand zu schmück
lich hat auch hier die deutsche Sprache Vieles voraus: der
die einförmige Symmetrie englischer Couplets und f
Alexandriner gegen die Fülle und Gewalt herametrischer
Indessen bleibt es immer ein Verdienst, in dem Höchsten
Sprache vermag, Meister zu sein, und Delille wird daher
bewundert. Nur wage sich das bloß didaktische Talent
sittliche Welt der Charaktere und Leidenschaften, wo reiz
heit der Darstellung erfordert wird, wo manierirte Obe
im höchsten Grade frostig ist. Man sieht hievon ein
der Episode des Gedichts über die Einbildungskraft, Amél
Die schönen Verse können ihr nicht aufhelfen, die Beh
eben so verfehlt, als der Stoff wenig werth. Der Dicht
einmal über das andre seine Theilnahme, behält sie a
allein. Volnis, ein junger Mann von Stande, aber ol
gen, wird durch eine langwierige Krankheit genöthigt, se
zu einer milden Stiftung zu nehmen, und verliebt sich
Novize, die ihn daselbst verpflegt. Nach seiner Genes
sie das Kloster und verbindet sich mit ihm. Sie leben
Volnis Landsitze (den er vermuthlich vergeßen hatte,

...al gieng), als vornehme Anverwandten ihn besuchen, und die ...ere Amelie ihre Verachtung fühlen laßen. Diese macht sich ...Vorwürfe d'avoir dégradé son amant; sie glaubt, die altfrän... ...Familienporträte, die Volnis in einem Saale hängen hat, ...ihn sich ihrer, härmt sich unaufhörlich und — stirbt. Wer ...wohl mit einem so albernen Tode Mitleid haben? Volnis ...indessen, wie billig, in eine Schwermuth, und glaubt seine ...immer noch vor sich zu sehen. Um ihn von dieser Ein... ...zu heilen, läßt man ihm eine Schönheit erscheinen, die der ...vollkommen gleicht; aber statt von seinem Phantome ...werden, ruft er aus: elles sont deux! Der letzte Theil ...scheint von der bekannten kopiert zu sein, daß ein ...der einen andern im Duell umgebracht, immer den von ...durchbohrten Schädel bei Nacht durch sein Zimmer rollen ...glaubt. Man rollt einen wirklichen Schädel hindurch, und ...er im größten Schrecken 'sie haben sich verdoppelt'. Die ...Einbildungskraft, die sich bei diesem schauerlichen Ge... ...furchtbar zeigt, macht in Delilles Anwendung gar kei... ...; und wen die Erzählung etwa ein klein wenig erwärmt ...für dessen Abkühlung wird durch die prosaische Nutz... ...bestens gesorgt:

...ant avec ce penchant toujours d'intelligence,
L'imagination lui prête sa puissance.

...nne à la Beauté ebenfalls aus dem P. sur l'I. erscheint ...weit mehr zu seinem Vortheile. Er hebt mit diesen ...majestätischen Zeilen an:

...i que l'antiquité fit éclore des ondes,
...i descendis du ciel, et règnes sur les mondes;
...i qu'après la bonté, l'homme chérit le mieux,
...i qui naquis un jour du sourire des dieux,
...auté! je te salue.

...Schilderung der mannichfaltigen Reize, womit das Stein... ...reich und Thierreich ausgestattet sind, geht er zu dem ...die Schönheit für den Menschen gethan:

...lais du traitas en roi le roi de la nature.

die sich nicht vertragen, auch in gar nicht patriarchalisch
lebhaft denken kann. In dem Temple de la Sensibilité
d'un poëme en quatre chants, von Saint-Cyr, wird die
allegorische Einkleidung, die der Titel angiebt, und die
nichts verkleidet, noch einmal wiederholt. Die merk
Fragmente sind aus einem Gedicht sur l'imagination, vo
Da das Höchste der Kunst, die ächte Idealität der tragi
stellung, die Ruhe der epischen, der musikalische Schwun
schen Gattung, der französischen Sprache verschloßen, o
stens ihren Dichtern ein Geheimniß geblieben zu sein
ihre Poesie nur durch fröhliche Ansichten des geselligen
leichte Kombinationen des Witzes und der sanftern
glänzt und einen eigenthümlichen Charakter behauptet: so
nichts übrig, als die schon lange in der englischen Poesie
Wendung zu nehmen, und vorzugsweise die didaktische
bearbeiten. In dieser bedarf es der Fiktion nur wenig
poetische Sprache der Energie wird nicht vermißt, und e
Rhetorik reicht hin, den erwählten Gegenstand zu schmü
lich hat auch hier die deutsche Sprache Vieles voraus: de
die einförmige Symmetrie englischer Couplets und
Alexandriner gegen die Fülle und Gewalt herametrischer
Indessen bleibt es immer ein Verdienst, in dem höchsten
Sprache vermag, Meister zu sein, und Delille wird daher
bewundert. Nur wage sich das bloß didaktische Talent
sittliche Welt der Charaktere und Leidenschaften, wo rei
heit der Darstellung erfordert wird, wo manierierte Obe
im höchsten Grade frostig ist. Man sieht hievon ein
der Episode des Gedichts über die Einbildungskraft, Amé
Die schönen Verse können ihr nicht aufhelfen, die Be
eben so verfehlt, als der Stoff wenig werth. Der Dicht
einmal über das andre seine Theilnahme, behält sie
allein. Volnis, ein junger Mann von Stande, aber o
gen, wird durch eine langwierige Krankheit genöthigt, s
zu einer milden Stiftung zu nehmen, und verliebt sich
Novize, die ihn daselbst verpflegt. Nach seiner Gene
sie das Kloster und verbindet sich mit ihm. Sie leben
Volnis Landsitze (den er vermuthlich vergeßen hatte,

...gieng), als vornehme Anverwandten ihn besuchen, und die ...ngen Amelie ihre Verachtung fühlen laßen. Diese macht sich ...Bewürfe d'avoir dégradé son amant; sie glaubt, die altfrän... ...familienvorträte, die Volnis in einem Saale hängen hat, ...sich ihrer, härmt sich unaufhörlich und — stirbt. Wer ...wohl mit einem so albernen Tode Mitleid haben? Volnis ...ndessen, wie billig, in eine Schwermuth, und glaubt seine ...immer noch vor sich zu sehen. Um ihn von dieser Ein... ...heilen, läßt man ihm eine Schönheit erscheinen, die der ...vollkommen gleicht; aber statt von seinem Phantome ...werden, ruft er aus: elles sont deux! Der letzte Theil ...scheint von der bekannten kopiert zu sein, daß ein ...der einen andern im Duell umgebracht, immer den von ...durchbohrten Schädel bei Nacht durch sein Zimmer rollen ...aubt. Man rollt einen wirklichen Schädel hindurch, und ...er im grösten Schrecken 'sie haben sich verdoppelt'. Die ...Einbildungskraft, die sich bei diesem schauerlichen Ge... ...furchtbar zeigt, macht in Delilles Anwendung gar kei... ...: und wen die Erzählung etwa ein klein wenig erwärmt ..., für dessen Abkühlung wird durch die prosaische Nutz... ...bestens gesorgt:

...avec ce penchant toujours d'intelligence,
...imagination lui prête sa puissance.

...ne à la Beauté ebenfalls aus dem P. sur l'I. erscheint ...weit mehr zu seinem Vortheile. Er hebt mit diesen ..., majestätischen Zeilen an:

...i que l'antiquité fit éclore des ondes,
...i descendis du ciel, et règnes sur les mondes;
...i qu'après la bonté, l'homme chérit le mieux,
...i qui naquis un jour du sourire des dieux,
...auté! je te salue.

Schilderung der mannichfaltigen Reize, womit das Stein... ...reich und Thierreich ausgestattet sind, geht er zu dem ...ie Schönheit für den Menschen gethan:

...is du traitas en roi le roi de la nature.

Die Pracht dieſes Verſes darf uns nicht abhalten, es beluſtigend zu finden, daß ſich die politiſchen Geſinnungen des Dichters ſogar in der Stimmung ſeiner Phantaſie verrathen, daß er kein größeres Bild als grade dieß zu erſinnen gewußt. Er hat, ohne es zu wollen, eine bittre Anklage gegen die Natur vorgebracht, wenn das traiter en roi nach der neueſten Geſchichte Frankreichs verſtanden werden ſoll.

Die Erzählung L'hôpital des fous, conte persan, von Andrieux, iſt von fröhlicher Laune beſeelt und mit gefälliger Leichtigkeit vorgetragen: die beſtimmten Anſpielungen haben der Freiheit der Dichtung keinen Eintrag gethan. Dieß läßt ſich nicht von einer zweiten Erzählung desſelben Vfs., Le procès du sénat de Capoue, rühmen, die, behandelt wie ſie iſt, faſt nur für ein politiſches Lehrexempel gelten kann. Auch Le jour des morts dans une campagne, von Fontanes, und La sépulture von Le Gouvé ſind zum Theil den Zeitumſtänden dienſtbar: ſie eifern gegen die eingerißne Vernachläßigung der jura manium; beide gehören mehr der Rhetorik als der Poeſie an, und ſollten nicht ſowohl Gedichte, als Reden in Verſen heißen.

Von den Nachbildungen ausländiſcher Poeſie ſind ein Paar Idyllen nach Geßner, und die Elegie auf einem Kirchhofe nach Gray, immer noch beßer gelungen, als in Pétrarque, ou chant sur la guerre civile, von Deſorgues, die freie Nachahmung der Kanzone des Petrarca, Italia mia, benche'l parlar sia indarno, von deren mächtigen Tönen die matte Nüchternheit der franzöſiſchen Diktion und Rhythmik für das höhere Lyriſche auch nicht den leiſeſten Nachklang aufbewahrt hat. Ueberhaupt enthält der Almanach kein Stück, das den Namen einer Ode verdiente. Le Brun, Pindare le Brun, wie er S. 16. heißt (durch ſolche Brillen ſieht man noch immer das klaſſiſche Alterthum an!), hat nur ein Paar kleine Beiträge, ſein Verbot zu dichten an die Frauen und die daraus gegen ihn entſtandene Fehde betreffend, geliefert. Er hat dieſen Einfall, der zu albern für den Ernſt und für den Scherz nicht wunderlich genug iſt, durch die Ausführung nicht im Geringſten verzeihlich gemacht. Man macht ſich den Kontraſt ſehr leicht, wenn man die Poeſie der Männer mit allen Attributen der dichteriſchen Götterwelt ſchmückt, die der Frauen hingegen als Autorſchaft in die platte Wirklichkeit

mit ihren konventionellen Schranken und Unbequemlichkeiten setzt. Lebrun erwähnt nicht nur la folle rime et les ingrats lecteurs, sondern auch die Dintenflecke an zarten Händen, und wir erfahren von ihm, was wir schon wußten, daß die Grazien zu Paphos nie 'gereimt' haben. Kurz, er verdient die ironische Beschwörung:

Pour dieu! n'ayons pas tant d'esprit,

in der witzigsten unter den Antworten von Armand Charlemagne, worin er ganz und gar aufs Haupt geschlagen wird; und giebt einen Beweis, daß es nicht so leicht ist, als ein Odensänger sich wohl einbilden mag, zu sinnreichen Spielen hinabzusteigen. Der Almanach ist übrigens an diesen verhältnißmäßig am reichsten, und hat viel Artiges im Fach der scherzhaften Erzählungen, Epigramme, Lieder u. s. w. aufzuweisen. Wir machten, wenn uns der Raum nicht beschränkte, gern noch auf Manches aufmerksam, auf die muthwillige Bittschrift der Römerinnen an den illustrissime Général Bonaparte, doch ja nach Rom zu kommen; auf den milden Leichtsinn, die ganze Liebenswürdigkeit des Nationalcharakters, die sich in dem Stücke eines Ungenannten, l'exemple de Noé, à mon Oncle, ruiné comme moi, offenbart, wo die terroristische Periode mit der Sündfluth verglichen, und der verarmte Oheim aufgefordert wird, es wie der Patriarch zu machen:

Prier d'abord, puis travailler, puis boire.

Nur eine kurze Anekdote mag hier noch stehen, die bei der Sucht vom klassischen Alterthum zu reden, ohne es zu erkennen, oft genug ihre Anwendung findet:

Deux modernes législateurs,
Gens instruits, grands dissertateurs,
Disputaient fort, sans trop s'entendre,
Lorsque l'un d'eux, sans plus attendre.
Eh! mon cher collègue, avec toi
Comment veux-tu que l'on raisonne?
Car tu parles de Sparte, et moi
Je parle de Lacédémone.

Die Uebersicht des französischen Parnasses, welche diese Blumenlese gewährt, wenn sie auch nicht vollständig ist, berechtigt doch zu der Bemerkung, daß die politische Umschaffung Frankreichs auf den

Haupton, den Grad von Höhe und Freiheit, und den Gang ſeiner Poeſie noch nicht den mindeſten Einfluß gehabt hat. Wie ſollte ſie auch? Daß es der Nation, die ſich emphatiſch, und nicht ohne gegründete Anſprüche, 'die große Nation' zu nennen anfängt; noch immer beßer mit kleinen Verſen, als mit großen Gedichten gelingen will, hängt an tauſend großen und kleinen Urſachen. Die höhere ſchöne Kunſt iſt ein Geheimniß, das man dann am wenigſten enträthſelt, wenn man ſchon längſt darin eingeweiht zu ſein glaubt. Eroberungen auf ihrem Gebiete werden nicht im Sturm gemacht: möge die endliche Einſtellung der kriegeriſchen zum Streben nach dieſem friedlichern Ruhme einladen.

---

1) Haß und Ausſöhnung. Ein Schauſpiel. Glatz 1797.
2) Die deutſche Hausmutter. Schauſp. von Jul. Soden, Reichsgrafen. Augsburg 1797.
3) Barbareyen des aufgeklärten Jahrhunderts. Ein Trauerſp. Vom Vf. des Abällino ... aptirt von F. J. Fiſcher. Prag 1797.
4) Modethorheiten. Ein Luſtſp. aus d. Engl. Lpz. 1797.
5) Der Narr aus Liebe oder die üble Probe. Ein Schauſp. von Mayeur, verdeutſcht von Beauregard. Cöthen 1797.

Der Vf. von Nr. 1. hat es, ſeinem Ausdrucke nach, gewagt, ſeine wenige übrige Zeit außer dem ihm angewieſenen Wirkungskreiße der 'Anfertigung' dieſes Schauſpiels zu widmen, weil ihm die Bühne ſtets als Lehrerin der Tugend ehrwürdig war. Aus dem ihm angemeßenen Wirkungskreiße iſt er allerdings dabei herausgetreten. Sein Schauſpiel iſt, ſowohl was Begebenheiten, als was Charaktere und Sprache betrifft, bis auf die wenigen Arien, welche er ſo viel proſaiſchen Abſcheulichkeiten einverleibt hat, eine völlig unnatürliche Zuſammenſetzung, der noch dazu ſelbſt alles das mangelt, wovon ſich theatraliſche Wirkung erwarten ließe.

Nr. 2. ſteht in der That, der kultiviertern Anſehens ungeachtet, auf keiner höhern Stufe. Sollte man der Wahl des Titels nach

nicht glauben, daß es das Bezeichnende einer deutschen Hausmutter sei, mit der ärgsten häuslichen Zerrüttung kämpfen zu müßen: nicht ihr Benehmen, da sie mehr leidet als thut, nur diese ist das Hervorstechende. Das Stück spielt zwischen einem Todesfall und dem Begräbniß. Die Rückkehr eines ausschweifenden Sohnes, der an die Leiche seines Vaters geführt wird, um ihn zur Buße zu bewegen, die unglückliche Ehe des andern, der Wahnsinn einer Tochter, Todfeindschaft, Kassendefekt und ein Kommissär treffen mit dem Tischler, der den Sarg bringt, zusammen. Die Standhaftigkeit der Mutter beschränkt sich darauf, daß sie und der Amtschreiber sich wechselsweise erinnern, daß sie Christen sind; und ihre Thätigkeit auf die Bemühung, beide Eheleute zu versöhnen, weil ihren besondern Begriffen nach die Schwiegertochter doch noch nicht zur Verbrecherin herabgesunken ist, ob sie gleich einen Kassendiebstahl verübt hat, damit ihr Schwiegervater noch nach dem Tode von seinem Feinde, dem Vater ihres Liebhabers, angeklagt werden konnte. So viel erhellt hier wiederum, daß es sehr oft das Bezeichnende deutscher Schauspiele ist, nach der möglichsten Widrigkeit des Eindrucks zu streben, und den Jammer des Zuschauers von erdichtetem Elend auf das wirkliche zu lenken, daß es solche Darstellungen desselben giebt.

Nr. 3. ist der Julius von Sassen vom Vf. des Abällino, welcher oben (A. L. Z. 1796. No. 306.) angezeigt worden. Da eigentlich nur die Namen verändert sind, so kann er in dieser Gestalt für nichts als einen Nachdruck gelten, der nur durch den neuen Titel, welcher dem Stücke gleichsam die Rubrik anweist, worunter es gehört, einigermaßen originalisiert worden ist.

Nr. 4. die schlechte Uebersetzung eines englischen Lustspiels, das man wenigstens nicht gut nennen kann, das aber durch die Rolle eines jungen allzu aufrichtigen Menschen gehoben wird, der als der Sohn eines Wucherers erzogen, seinem natürlichen Vater zuletzt in die Hände fällt, einem alten Thoren von Stande, der ihn allenthalben ausfindig zu machen sucht, um das Vergnügen zu haben, einen Sohn aufzuweisen. So viel wir wißen, existiert eine beßere Bearbeitung dieses Lustspiels unter dem Namen 'die Ränke'. Die Modethorheiten sind darin von der gröbsten Klasse. Indessen ist es immer ergötzlicher als

Nr. 5., ein Gegenstück zu Nina, ou la folle par amour, von dem nämlichen Verfaßer. Außerdem aber, daß dieser zärtliche Wahnsinn einen Mann übel kleidet, ist er auch so gezwungen herbei geführt und von so langweiliger Empfindsamkeit umgeben, daß man hier wohl schwerlich mit dem Uebersetzer von einem glücklichen Geistesprodukt sprechen kann. Wenn seine Arbeit wirklich so gut wäre, als er sie zu machen gedachte, so müßte man sie doch eine verlorne Mühe nennen. Allein es ist ihm nicht einmal gelungen, die grammatikalischen Gallicismen zu vermeiden, viel weniger dem Ganzen ein geschmeidiges Ansehn zu geben.

---

1) Theodor Cyphon, oder der gutmüthige Jude: ein Roman in drei Theilen. Von Georg Walker. 1. Theil. Hildburgh. 1797.
2) Das Dorf Martinsthal. Eine historische Novelle. Leipzig 1797.

Der Uebersetzer von Nr. 1. sagt uns, daß dieser Roman in England vier Monate nach seiner Erscheinung die zweite Auflage erlebt habe, und dieß läßt sich in sofern wohl begreifen, als er im Ganzen die Theilnahme lebhaft erregt, ob sie gleich schon im ersten Theile, manche widrige Schilderungen hindurch, gern zurückweichen wird, um nicht in Fühllosigkeit überzugehn. Des Vfs. Absicht ist, 'nach der Gewohnheit der Sparter, ihren Kindern betrunkne Sklaven zu zeigen, um sie von diesem Laster abzuschrecken', gleichsam im Laster berauschte Menschen als Warnungszeichen aufzustellen. Wer die seinigen 'als zu schwarz und entsetzlich für die Menschheit' ansieht, den verweist er auf ein Beispiel aus der wirklichen Welt, die unnatürliche Mutter des armen Savage (dessen Geschichte in Johnsons Lebensbeschreibungen der englischen Dichter zu finden ist). Allein er vergißt, daß die erforschende Betrachtung eines Ungeheuers für den Kenner der Menschheit überhaupt ein trauriges Interesse haben kann, besonders in sofern es als Schicksal wieder auf die Beßern wirkt, ohne doch eigentlich von der sittlichen Seite lehrreich zu sein. Lehrreich ist die Darstellung der Labyrinthe, worin der

Mensch auf Abwege geräth, aber nicht solcher Individuen, die, wenn man den Ausdruck vergönnen will, schon mißgeboren zu sein scheinen, und bei denen man den Quellen einer durchaus verschrobenen Gemüthsart nicht mehr nachzuspüren vermag. Fänden wir hier nichts mehr als die Gebrüder Cyphon, so würde die Lektüre unerträglich sein. Die sanftern Scenen, in welchen ihr unglückliches Opfer, der Held des Buchs, auftritt, müßen den Leser schadlos halten: sein Aufenthalt im Hause des gutmüthigen Juden, die Bekanntschaft mit seiner reizenden Tochter, für die man sich mehr wie für die weit alltäglichere Verbindung mit Elisen eingenommen fühlt. Das fremde Kolorit abgerechnet, welches die Sprache und Handlungsweise des Juden in die Erzählung bringt, hat sie schon etwas Orientalisches an sich, eine gewisse pedantische Hoheit und Steifheit, welche vermuthlich die Dunkelheit verursacht, über die sich die englischen Kritiker selbst und der Uebersetzer beklagen. In der That hat er sich nicht zum besten herauszuhelfen gewußt, und scheint eben so wenig der englischen Sprache völlig mächtig gewesen zu sein, als der deutschen. Folgende Zeilen des Vorberichts hätten sich doch gewiß geläufiger geben laßen: 'der dargestellte Endzweck ist, die Beschreibungen der Wirkungen der, durch Macht unterstützten, Leidenschaft: und um vor dem Nachgeben einer Leidenschaft abzuschrecken, ist es nicht möglich deren Folgen in ein zu helles Licht zu setzen. Einer Entschuldigung, Kinder zur Widersetzlichkeit anzureizen, bedarf es keinen Augenblick, wenn man die Folge von Unglücksfällen betrachtet und deren Katastrophe bekannt wird'. Diesen und andern Winken zufolge möchte übrigens die Katastrophe leicht so beschaffen sein, daß man mit ihrer Bekanntschaft am Ende lieber verschont geblieben wäre, wenn man noch auf andre Art ein Werk der Einbildungskraft zu genießen wünscht, als durch eine heftige Erschütterung.

Bei Nr. 2., ebenfalls einer Uebersetzung aus dem Englischen, kann sich die Einbildungskraft wieder erholen. Es ist ein völlig unbedeutendes und unschmackhaftes Produkt, das zufällig gelesen werden, und eben so schnell vergeßen sein wird.

Der kluge Mann. Vom Verf. des Erasmus Schleicher. 3 Theile. Leipz. 1795...1797.

Dieser im Jahre 1794. begonnene Roman macht, nachdem er fertig geworden ist, schon eine etwas verspätete Erscheinung. Es kann nun nicht mehr für etwas Neues, kaum für eine Variation der bekannten Melodie gelten, daß der Maschinerie unsichtbar wirkender Hände ein guter Endzweck untergelegt wird. Nur so viel hat der Vf. vielleicht gewonnen, daß er bei seinen dringenden Verwahrungen gegen alle Urtheile über seine 'ungelegten Eier', und den Winken, die er über die besondern Aufschlüße nnd Offenbarwerdungen sittlicher Wahrheiten im letzten Theile giebt, manche Leser mit der Möglichkeit eines Endes, das den Anfang rechtfertigen könnte, hingehalten hat. Freilich werden sie jetzt wohl sehen, daß sie sich kühnlich auf die ersten Bogen hätten verlaßen dürfen, so wie auf alle erste Bogen, die wie diese beschaffen sind, wo man sie gleich mit 'pfeifenden Lüftchen', leichenblaßen Bedienten, ausgelöschten Lichtern, Mord, Gewißensbißen, einem 'Alten' und einigen Brocken Sentenz in Furcht und respektvolle Neugierde zu jagen sucht. Auch die Schreibart ist unter dem, was einem so unbedeutend abenteuerlichen Produkt einigen Firniß verleihen möchte. Selbst die ekelhaften und schmutzigen Beschreibungen abgerechnet, geht ihre sein-sollende Ungezwungenheit oder Energie auf jeder Seite in die gemeinsten Ausbrüche und Ausdrücke über.... Bei Gelegenheit der Banditen können wir nicht umhin zu bemerken, welche eine erstaunliche Fundgrube diese Menschenklasse, wenn sie nur irgend anzubringen ist, für solche Romanschreiber wie den Vf. des klugen Mannes abgiebt, vollends da sie es in ihrer Gewalt haben, die Bosheit dabei so weit hinauf zu treiben wie möglich, oder sogar einige pikante Ehrlichkeit anzubringen. Sie wißen so vortrefflich mit den Dolchen umzuspringen, daß es kein Wunder ist, wenn ihre einmal angesteckte Einbildungskraft nachher jedes öffentlich gewordene Urtheil eines Privatmannes oder Recensenten, der doch schon damit gestraft wird, sie lesen zu müßen, für einen Dolchstoß hält, den sie sich ebenfalls durch auswärts gekehrte Stacheln, als da sind Vorreden oder Nachreden oder launige Einschaltungen ängstlich abzuhalten suchen, wie es denn auch hier der Fall ist. Sie bedenken

nicht, daß den guten Schriftſteller eine Recenſion in perſönlicher Beziehung auf ſich nicht irren kann, ſondern ihn bloß der Sache wegen intereſſieren muß: denn es liegt dem litterariſchen gemeinen Weſen, vorzüglich aber ihm daran, daß das Geſchäft der Kritik gehörig betrieben werde. Dieſem vielſchreibenden Autor haben wir wenigſtens den Gefallen gethan, von den Banditen zu den Recenſenten überzugehen. Um auch ſonſt jede Pflicht gegen ihn zu erfüllen, dürfen wir nicht unterlaßen anzuführen, daß jedes Kapitel im Buche mit einigen wohl oder übel gerathenen Strophen verziert iſt.

Briefe der Vicomteſſe von Senanges und des Chevalier von Verſenay, aus dem Franzöſiſchen. 2 Thle. Bresl. 1796.

Einige 'Ideen über den Roman', eigentlicher über den Weg, den er in Frankreich genommen, machen die Einleitung zu dieſem Werk, und erhöhen die Bedeutung desſelben. Man muß dem Künſtler immer einigermaßen zu Gute rechnen, was er gewollt hat, und dem Franzoſen, daß er die Mängel ſeiner Landsleute einſieht. Jene Ideen enthalten geiſtvolle Bemerkungen und Anſichten, von denen ſich freilich nicht ſagen läßt, daß ſie durch keine Einſeitigkeit beſchränkt werden. Der Vf. ſagt zwar mit Recht, 'der Roman ſo wie er ſein ſoll, iſt eine der ſchönſten Produkte des menſchlichen Verſtandes, weil er eine der nützlichſten iſt: er hat ſelbſt Vorzüge vor der Geſchichte'; aber es möchte ihm doch ſchwer werden, ſeinen Begriffen von ihm bei der näheren Beſtimmung ſo viel Umfang zu geben, daß er die angewieſene Stelle verdiente, und wirklich wäre, was er ſein ſoll. Von den 'zierlichen Kindereien' ſeiner Nation, welche 'die Einbildungskraft erſticken und die Gefühle in Eis erſtarren', geht er zu ihrer Vergleichung mit engliſchen Produkten über, für deren energiſchen Charakter er große Bewunderung hegt. Beſonders meint er einen Grund ihrer Ueberlegenheit in den 'vermeintlich unnützen Dingen' zu finden, womit die Romane unſrer Nachbarn jenſeits des Meeres 'angefüllt ſein ſollen, die ihnen aber dazu dienen, um die großen Wirkungen in das gehörige Licht zu ſetzen und den Eindruck immer wachſen zu laßen'. Allein es iſt zu befürchten, daß er hier mehr auf die richardſoniſche Weitläuftigkeit und die Aufzählung

jedes gehaltenen Geſprächs, jedes eingenommenen Thees, oder die Darſtellungen der modigen Sitten des Tages zielt, als auf die Ausmalung ſolcher Umſtände, die zum Ganzen bedeutend mitwirken, anſchauliche Situationen geben und leiſe die reizende Fülle einer Erzählung bilden. Um den Roman zu beurtheilen, ſollte man wenigſtens alle vortrefflichen, die vorhanden ſind, kennen; man ſollte keiner Nation beſonders angehören, oder doch einer weltbürgerlichen, und ſelbſt ein Weltbürger ſein. Des Vfs. eigner Verſuch zeigt, wie ganz er an der Empfindungsweiſe der ſeinigen hängt, ſo ſehr 'der allgemeine Geiſt' zu loben iſt, 'auf deſſen Eingebung er geſchrieben'. Sein 'moraliſcher Zweck geht dahin, zu beweiſen, daß von der einen Seite ein liebendes Weib dennoch alle ihre Pflichten, die ſelbſt wider ihre Leidenſchaften ſtreiten, erfüllen kann und grade dadurch noch intereſſanter wird; und von der andern, daß ein ſolches Weib von dem verliebteſten Manne, wenn er es wahrhaftig verdient geliebt zu werden, jedes Opfer erhalten kann'. Die Ausführung iſt eine Schattierung, aus dem Farbenton der Prinzeſſin von Cleve und der Liaisons dangereuses gemiſcht; die Hauptſache alſo Tugend, ein wenig mit Nebenwerken von Verderbtheit eingelegt. Das Ganze iſt lebhaft geſchrieben, aber nicht von ſehr fortreißendem Intereſſe: der Vf. hat einer gewiſſen Flachheit der Charaktere, und dem bloß rhetoriſchen Feuer der Leidenſchaften nicht völlig abzuhelfen vermocht. Der 'langweilig raiſonnierenden Briefe' ſind, ungeachtet der guten Vorſätze des Vfs., immer noch zu viele. Das Opfer des Liebhabers beſteht übrigens darin, daß er ſeine Geliebte nicht verführt, und nach dem Tode ihres Gatten ſich noch zwei Jahre Friſt gefallen läßt, ehe er ſich mit ihr verbindet, alſo doch nicht wie in der Prinzeſſin von Cleve um allen Lohn betrogen wird. Die Ueberſetzung hat mit dem Originale das Schickſal gemein, daß der Wille beßer als die That war. Man vermißt es (ſiehe die Nachſchrift des Ueberſetzers) ſehr daneben, weil man zu oft daran erinnert wird. Gleich auf den erſten Seiten kommen ſolche Nachläßigkeiten vor, wie 'Sie, noch in einem Alter, wo man nichts entſagt; Pflichten, an denen ich angekettet bin; ich komme aus den Gärten der Armide, ſie enden zu einer Einöde'. Schwer wäre es aber auch wirklich geweſen, allen Galliciſmen hier zu entgehen, wo ſie in jeder Wendung hätten ausgelöſcht werden müßen.

Bancour von Blairval. 2 Thle. Lpz. 1797.

Eine Geschichte, die kein Ritterroman sein soll, und es auch, mit dem gemeinsten Zuschnitt verglichen, nicht ist, so wie dem Anschein nach keine Uebersetzung, obgleich die Scene in Frankreich spielt. Das altdeutsche Faustrechtskostum ist uns mithin schon erlaßen worden. Man befindet sich, einige wenige Mönchsgräuel ausgenommen, auf einem ganz gesitteten Boden. Der Zusammenhang der Begebenheiten ist äußerst willkürlich, aber selten überraschend: wo Personen Noth thun, wachsen sie gleich aus der Erde hervor; am Ende fügt und schickt sich Alles, und der Vf. kann mit der Beruhigung davon gehen, etwas ganz Unschädliches hervorgebracht zu haben, das sich noch dazu rasch genug weglieſt. Mehr läßt sich in der That über diese beiden Bände nicht sagen.

Pechfackeln. 1. Theil. 1797.

Von dem ersten, was an diesem Buche auffällt, dem wunderbaren Titel, läßt sich schwerlich Rechenschaft geben, es sei denn, daß der Vf. das Licht, was er hier anzündet, selbst nicht für klar genug hält, um es mit dem Schein einer Wachskerze zu vergleichen. Es hat in der That auch mehr von dem blutrothen Glanze einer Pechfackel an sich. Hieraus läßt sich leicht folgern, daß der Inhalt mit der Politik des Tages zusammenhängt. Der Vf. kleidet seine Ideen in Geschichte ein, die er eben nicht auf den Boden der Wahrscheinlichkeit zu versetzen gesucht hat, und so schwer als verworren erzählt. Die Scene soll am Rhein und während des gegenwärtigen Krieges sein. Einige barbarisch kriegerische Auftritte eröffnen sie, bei denen der Held zweimal auf eine überraschende Art mit einem französischen Mädchen, das er schon vorher gekannt hat, zusammentrifft. Darauf sehen wir ihn an einem Hofe, wo der Fürst in Geistesstumpfheit versunken ist, und wie gewöhnlich von einem Pfaffen beherrscht wird. Das nicht ganz Gewöhnliche ist, daß er mit dem Bewußtsein eines großen Verbrechens zu kämpfen scheint, und Winhall endlich in einer Höhle dem lebendig begrabnen vorigen Fürsten

daß die eigentliche Ueberschrift 'Sammlung unterhaltender Aufsätze' doch nicht ganz richtig wäre. 'Der Bräutigamsspiegel', eine komische Operette, ist noch das Erträglichste unter diesen selbstverfertigten Ergötzlichkeiten.

Nr. 3 ist eine Kompilation von englischen Anekdoten, französischen Feenmärchen und deutschen Wirthshausgeschichten, die, nachdem sie die freie Bearbeitung des Herausgebers erlitten, nur noch für die unterste Lesewelt taugt.

Nr. 4 ist ein schlechter Abdruck einiger Gedichte von Hagedorn, Voß, Göckingk, gellertscher Fabeln u. s. w., die man aber hier, wo Alles die dürftigste Absicht verräth, gar nicht nachlesen mag.

---

1) Neueste Entdeckungen im Reiche der Weiber und Mädchen. 1. Bändchen. Gynäkopolis 1797.
2) Und er soll dein Herr sein. 1. Mos. 3, 16. Ein Beitrag zur Berichtigung neuer Mißverständnisse und zur Abstellung alter Mißbräuche. 1797.

Nr 1. ist zunächst den Leipziger Damen und Mädchen gewidmet; die Entdeckungen, ob sie gleich nicht neu sind, scheinen in der That einige lokale Beziehung zu haben. Das Allgemeingeltende darin ist aber zugleich das Beste, wie z. B. die treffenden Bemerkungen über Lektüre, über das Wohlgefallen der Mütter an schönen Töchtern u. s. w. In dem erzählenden oder dramatischen Theil zeigt sich der Vf. von einer weit weniger gebildeten Seite. Indessen kann man nicht wißen, wie viel Nutzen er selbst damit zu stiften vermag. Sei der Ton der Frauen so fein, als er wolle, sei er der Ton einer wirklich großen Stadt, wofür man Leipzig auf keine Weise mit dem Vf. nehmen kann, sobald Leere und Verderbtheit eingetreten sind, so können selbst die trivialen Schilderungen des Gemeinen auf sie passen, und sie erkennen sich vielleicht mit desto größerem Schrecken in einer solchen wieder. Doch sind manche Dinge eingemischt, welche nur für die unteren Stände berechnet sein können, und die also da fern gehalten werden mußten, wo man unter die Augen der Höheren zu kommen wünscht. Diese Aristokratie

muß bei den Frauenzimmern geschont werden, so lange die Dinge noch so vom Anfang herein zu beßern stehn, sonst läuft man Gefahr, die Delikateße der wohlerzogenen und die Vorurtheile derjenigen, die noch erst erzogen werden müßen, zugleich zu beleidigen. Albernheit und Passivität sind überdem schlimmere Feinde des weiblichen Geschlechts, als Lüsternheit, unplatonische Empfindsamkeit ꝛc. Da der Vf. dieß nicht gänzlich übersehen hat, so wünschen wir ihm um so mehr, daß er künftig mit gewandteren Waffen dagegen streiten möge.

Nr. 2. ist von einem philosophischeren Gefühl der Würde des Weibes eingegeben: der Vf. hält sie für nichts anders, als die Würde des Menschen überhaupt. Er sucht aus diesem Gesichtspunkte einen Aufsatz des Hrn. Bendavid in der berlinschen Monatsschrift zu widerlegen, worin jene Einsetzungsworte auf eine humane Weise modificiert werden sollen. Sehr richtig bemerkt er, daß die künstlichen Modifikationen dem Mißbrauche oft mehr Dauer geben, als die buchstäblichen Auslegungen. Er erklärt sich gegen jenes Gesetz, und zieht es nicht mit Bendavid als einen Ausspruch des Ewigen, sondern als bloße Menschenworte in Erwägung. Sein Vortrag ist sehr einfach, zuweilen rauh, aber voll gesunder Wahrheiten. Wir führen zum Beweise folgende Stelle an: 'Es wäre zu wünschen, daß wir gegen die Frauen weniger galant und gütig und dafür desto mehr gerecht wären, damit wir nicht bloß zum Schein und Scherz, oder aus großmüthiger Schonung die Weiber als schöne, aber schwache, Geschöpfe ehrten, sondern im Ernst und aus anerkannter Schuldigkeit die Rechte derselben als Menschen von gleicher Würde respectierten. Denn das ist eben die verderbliche Maxime des Despotismus, dasjenige, was man Andern von Gott und Rechtswegen schuldig ist, als ein freies Geschenk der Güte zu betrachten, um es nach Belieben geben oder versagen zu können; — eine Maxime, die man auch in andern Verhältnissen des menschlichen Lebens in Anwendung gebracht findet' u. s. w.

Söder. Par S. S. Roland. Göttingen 1797.

Die Gemäldegalerie des Frhrn. von Brabeck zu Söder im Hildesheimischen hat einen ausgebreiteten und verdienten Ruf. Schon vor sechs Jahren machte Hr. von Ramdohr den Kennern und Liebhabern die Stücke dieser vortrefflichen Sammlung durch ein kritisches Verzeichniß näher bekannt. Der Urheber obiger Schrift ist ein französischer Ausgewanderter, der bei dem Verlust seines Vaterlandes in dem zuvor nur zum Vergnügen ausgeübten Talente der Malerei eine Hülfsquelle für seine Lage, und auf dem Landsitze des Freihrn. von Brabeck, dieses großmüthigen Beschützers der Künste, eine Zuflucht fand. Er hat sie, durch die eben so angenehm geschriebene als unterrichtende Beschreibung des Schloßes Söder und seiner Umgebungen, welche er hier in Briefen an einen Freund in England liefert, zum Vortheil des Publikums benutzt. Diese Angabe vom Umfange des Inhalts zeigt schon, daß der Vf. keinesweges ein nach der schätzbaren Arbeit des Hrn. von Ramdohr entbehrliches Unternehmen ausgeführt hat. Der Letztgenannte beschränkt sich auf die Galerie allein: aber er giebt ein vollständiges Verzeichniß der Stücke, und zeigt von jedem auch das Maß an. Damals war die Aufstellung und Anordnung noch ganz anders: die Gemälde standen in dem Hause des Freiherrn in der Stadt; die Einrichtung des Schloßes Söder, welches er überhaupt zu einem geschmackvollen Landsitze, hauptsächlich aber für die Galerie, neu erbaut hat, war damals noch nicht fertig. Hrn. Rolands Schrift kann den Reisenden, die Söder immer häufiger besuchen werden, und für deren Bequemlichkeit auch durch einen sehr guten, neu angelegten Gasthof in der Nähe gesorgt ist, um so beßer zum Führer dienen,

da sie in französischer Sprache geschrieben ist, und die Aufmerksamkeit neben den Kunstwerken auf die Anlage des Schloßes und auf den edlen Geschmack, die einfache Pracht in der Verzierung desselben lenkt. Güterbesitzer, die vielleicht nicht im Stande sind, der Kunst einen so reichen Tempel zu widmen, wie der Frhr. von Br., aber doch ihren ländlichen Aufenthalt möglichst erheitern und durch schöne Uebereinstimmung beseelen wollen, finden hier in dem Beispiele eines solchen Kenners fruchtbare Winke für die eigne Anwendung. Vor Allem wäre dem unermüdlichen Eifer, womit er sich die Aufnahme der einheimischen Handwerke und derjenigen Künste, welche die Grenze zwischen den mechanischen und den eigentlich schönen ausmachen, angelegen sein läßt, die häufigste Nachfolge zu wünschen. Nur zu oft erliegt der Muth des deutschen Arbeiters unter dem Mangel an Aufmunterung, da man alles, was zierlich und auserlesen sein soll, aus der Fremde kommen läßt, während er bei gleicher Wohlhabenheit, Nuße und Bildung durch gute Muster den ausländischen Handwerker vielleicht bald übertreffen würde. Freilich haben nicht alle, die ein Schloß erbauen oder verzieren laßen, die nöthigen Einsichten, noch weniger die Geduld, um die Arbeiter selbst zu leiten, und aus unwißenden Dorfbewohnern beinah Künstler zu ziehen. Dieß ist Hrn. v. Br. durch die standhaftesten Bemühungen gelungen, und er hat auch dadurch jenen ächten, auch bei einer ins Kleine gehenden Sorgfalt nicht erkaltenden, Enthusiasmus für das Schöne bewährt. Alles noch so künstliche Schnitzwerk, alle eingelegte Arbeit aus Holz, auch die architektonischen Zierraten aus Marmor sind durch einheimische Arbeiter verfertigt worden; nur zu der Stukkatur ward, weil sich durchaus niemand in Deutschland fand, ein Italiäner verschrieben. Der Vf. sucht mit

Recht nur in dem Mangel des Materials die Urſache, warum dieſe Kunſt und die höhere Bildhauerei unter uns nicht recht gedeihen will. Ueberhaupt ſetzt er indeſſen den Zuſtand der Künſte, und was für ſie geſchieht, in Deutſchland zu niedrig an: ein Irrthum, der bei dem Aufenthalte in Niederſachſen ganz natürlich iſt; Dresden, Berlin und Wien ſcheint er nicht beſucht zu haben. Hingegen ſtimmt ihm Rec. vollkommen bei, wenn er die Blendwerke des engliſchen falſchen Geſchmacks in der Kunſt ſtrenge, doch gerecht, würdigt, und gegen die Ueberſchwemmung mit engliſchen Kupferſtichen eifert, die uns ſchon in merkantiliſcher Hinſicht nachtheilig wird. Es iſt viel zu wenig geſagt, wenn es heißt: cet art n'est point étranger à l'Allemagne. Wie viel engliſche Blätter giebt es denn wohl, die neben den beſten eines Müller die Probe beſtänden? Auch in der Sauberkeit der leichteren punktierten Manier thun wir es ihnen jetzt völlig gleich.

Die Verzierung der Zimmer zu Söder iſt einfach, und hat in denen, wo die Gemälde aufgeſtellt ſind, eher einen ernſten, als fröhlichen Charakter. Eine ſehr einſichtsvolle Anordnung. Der Eindruck der Pracht iſt ganz von der Stimmung verſchieden, womit Kunſtwerke betrachtet ſein wollen; außer daß ſie das Auge auf eine ſinnliche Weiſe blendet und zerſtreut, wie es ſelbſt in der glänzenden Villa des Hrn. Hope bei Haarlem der Fall war. Aus eben dieſem Grunde hat Hr. v. Br. auch in dem ganzen Schloße die Arabeſken ausgeſchloßen, bei denen man ſich ſo leicht gewöhnt, Hervorbringungen der Zeichnung gedankenlos um ſich her zu ſehn. Das Charakteriſtiſche der Sammlung iſt eine Strenge und Feinheit der Wahl, die man oft in großen, berühmten Galerien vermißt. Hr. v. Br. hat ſich dabei gar

nicht durch die Meinung leiten laßen, sondern mit selbständigem Urtheile ausgezeichnete Werke von weniger bekannten Meistern untergeordneten, die ein verehrter Name empfahl, vorgezogen. Daher kommt es denn, daß seine Sammlung Stücke aufzuweisen hat, die einzig in ihrer Art und eine wahre Seltenheit sind. Die Bilder sind nicht, wie gewöhnlich, nach den Schulen, sondern nach den Gattungen aufgestellt; in einem Zimmer Bildnisse, in zweien historische Stücke mit Einschließung der Gesellschaftsgemälde, in einem Landschaften, in noch einem Architekturen und Perspektiven, endlich in einem besonders dekorierten Zimmer Kabinetsstücke. Doch sind die Fächer, wovon weniger vorhanden, eingeschaltet: einige Stellleben bei den historischen Bildern, Blumenstücke bei den Landschaften. Der Vf. erwähnt nur die merkwürdigsten Sachen; aber er sucht, was er beschreibt, auch darzustellen, geht mit leichten Wendungen von einem zum andern über, und belebt seinen zusammenhängenden Vortrag durch eingestreute allgemeine Bemerkungen. Ueber einige Bilder, bei denen sich Hr. von Ramdohr nicht aufhält, ist er umständlich, und umgekehrt. Wo beide ihre Bemerkungen über dieselben Gegenstände mittheilen, ist es anziehend, die Urtheile zu vergleichen. Wir heben nur Einiges aus. Zwei Bildnisse, eines von Bernardo Strozzi, das andre von Tiberio Tinelli, gehören zu den Hauptzierden der Galerie und verdunkeln alles, was sie sonst an vortrefflichen Porträten aufzuweisen hat. Ein Gesellschaftsstück von Karl van Mander, dessen Seltenheit Hr. v. R. anerkennt, wird näher beschrieben und den besten Gerhard Dows an die Seite gesetzt. Von diesem Meister ist ein außerordentlicher schöner Tobias, der von der Blindheit geheilt wird, da. Die Größe des Bildes vermehrt seine Seltenheit, aber könnte auch Zwei-

Von eben dem Verf. ist ein Schauspiel im Druck erschienen, das mit obiger Schrift einigermaßen in Verbindung steht:

La manie des arts, comédie en quatre actes. Par M. S..d S. Roland, peintre. Hannovre 1797.

Dieses Stück wurde auf Veranlaßung des Frhrn. von Br. geschrieben; einige wirklich bei seinen Verhältnissen mit Künstlern, denen er Beschäftigung gab, vorgefallene Züge gaben die erste Grundlage dazu her. Diese machte indessen einer freieren Behandlung Platz, und Hr. v. B. ergötzte sich, den Enthusiasmus für die Kunst in einer komischen, doch immer noch feinen, Uebertreibung dargestellt zu sehen. Der Verf. ist so durchdrungen von den Schwierigkeiten, und äußert sich so bescheiden über seine Arbeit, daß die strenge Kritik eines gesellschaftlichen Scherzes unbillig und überflüßig sein würde. Die Handlung hat so viel Interesse gewonnen, als es bei diesem Gegenstande ohne die gewöhnliche Hülfe einer Liebesintrigue möglich war; die Verse sind leicht, und einige Situationen wahrhaft komisch, unter andern würde die Scene zwischen den Bedienten der zwei Kunstliebhaber, welche ebenfalls die Kunst üben, einander ihre Geschicklichkeit rühmen, ihre Arbeiten zeigen, kritisieren und sich darüber in die Haare gerathen, auf dem Theater gute Wirkung thun.

De l'art de voir dans les beaux arts, traduit de l'Italien de Milizia; suivi des institutions propres à les faire fleurir en France, et d'un état des objets d'arts dont ses musées ont été enrichis par la guerre de la liberté. Par le général Pommereul. An 6 de la republique.

Die hier in einer freien Ueberſetzung gelieferte Schrift des Milizia erſchien zu Rom im Jahr 1792. Schon zehn Jahre früher hatte ſich der Vf. als einen Mann von Verſtande und von Kenntniſſen, beſonders im Fache der Baukunſt, bekannt gemacht. Er gehört zu den Italiänern, die ſich auf der Spur der Algarotti und Bettinelli um ausländiſche, beſonders franzöſiſche, Bildung beworben haben. Freilich hat er von dieſer, ſowohl in ſeinem Vortrage als in der Art die Dinge anzuſehn, nicht immer das Beſte ergriffen. Mit einer ſchreienden und vielleicht nicht einmal natürlichen Lebhaftigkeit, in vornehmer Kürze, und durch Fragen, Antworten und Ausrufungen zerſchnittenem Stile, trägt er die ſchneidendſten Urtheile über Kunſtwerke vor, welche der ſeit Jahrhunderten genoßene Beifall, wenn er uns auch den unſrigen nicht abnöthigen kann, doch auf gewiſſe Weiſe ehrwürdig macht. Die Freimüthigkeit und das Streben nach Unabhängigkeit des Geiſtes, die den Vf. vor ſeinen Landsleuten auszeichnen, ſind in der Lage und den Umgebungen, worunter er ſchrieb, alles Lobes werth; aber der widrig heftige und höhnende Ton, worein er oft verfällt, läßt ſich nur durch den Unwillen über das zu lange getragene Joch der Autorität, und den Ekel vor der bei den italiäniſchen Kunſtbeurtheilern hergebrachten Eintönigkeit der preiſenden Superlative (die indeſſen, wie der Ueberſetzer treffend bemerkt, in der ſanften Sprache weniger beleidigen), und ſelbſt durch

dieſe kaum entſchuldigen. Mengs hätte den Vf. lehren können, wie ſich die ſtrengſte Kritik mit edler Würde und Ruhe vereinigen läßt. Beſonders gegen Michelangelo hegt der ſchwarzblütige Kritiker eine Erbitterung, die bei der Beurtheilung ſeines Moſes, ſeiner Pietà u. ſ. w. über alle Anſtändigkeit ausbricht. Er ſcheint nicht zu wißen, daß es viel kleiner und leichter iſt, eine excentriſche Originalität lächerlich zu machen, als ſie zu fühlen und zu faßen; und dieß iſt von einem Manne, bei dem der trockne Verſtand überwiegt, ohne daß ſein Geiſt je die ſtille Höhe der Vernunft erſchwungen hätte, nicht zu verwundern. Sonderbar nehmen ſich zwiſchen ſolchen Huſarenzügen in das Gebiet der Kunſt entlehnte Sätze von Mengs aus, dergleichen an verſchiedenen Stellen vorkommen. Unter andern wird das Pferd des Mark Aurel gegen Falconets Tadel ganz nach Mengs vertheidigt. Der Ueberſetzer ſelbſt bemerkt, daß Milizias Lehren über das Basrelief buchſtäblich aus eben dem Falconet abgeſchrieben ſind, qu'il n'a pas craint de traiter trop leste-ment. Des Vfs. kecke Entſchiedenheit im Urtheilen muß wirklich verdächtig werden, wenn man ihr auf ſolche Schliche kommt. Noch ſchlimmer geht es aber, wo der Verf. den Philoſophen machen will, in dem allgemeinen theoretiſchen Theile der Schrift. Bald iſt ihm das Schöne bloß ein Vergnügen der Sinne, bald ſoll die ſchöne Kunſt Moral predigen. Dann bezieht er wieder Alles in letzter Inſtanz auf den Nutzen, und ſieht nicht ein, daß der Begriff des Nützlichen dasjenige bezeichnet, was einem beſtimmten Zwecke dient, und daß es daher neben dem Höchſten, welches Zweck an ſich iſt, nur einen untergeordneten Rang behaupten kann. Kurz, er hat keinen einzigen Begriff feſt zu halten und in lichtvoller Ordnung zu entwickeln gewußt. Er hat die Phi-

losophie des Schönen studiert, wie der Sage nach die Hunde aus dem Nil trinken, im Laufen. Bei aller Kürze ist sein Unterricht darüber eben so verwirrt, als ermüdend; und das eingemischte Wahre, das mit so viel Aufheben vorgebracht wird, ist keinesweges neu. Bemerkung verdient es, daß das Wort Aesthetik (esthétique, S. 33) jetzt, da man es unter uns als unschicklich zu besorgen anfängt, bei unsern Nachbarn Eingang findet. — Der bei weitem schätzbarste Theil des Buches ist unstreitig der die Architektur betreffende. Nach einigen allgemeinen Sätzen geht der Vf. die Ueberbleibsel des alten, und die Gebäude des neueren Roms nach der Reihe durch, giebt ihre Hauptcharaktere an, und fügt meistens sein Urtheil kurz hinzu. Die Leidenschaftlichkeit desselben mäßigt sich natürlich von selbst bei einer Kunst, wo es so viel zu meßen und nach mechanischen Gesetzen zu erwägen giebt; doch macht sich die Petulanz des Vfs hier wieder gegen den Michelangelo Luft, besonders bei der Kritik der Petrskirche, womit er schließt.

Der Uebersetzer gesteht in der Vorrede, daß er sich mit seinem Original große Freiheiten genommen: Rec. hat dieses nicht bei der Hand; doch ist nicht zu vermuthen, daß die oben gerügten Fehler dadurch verstärkt sein werden, da in der angehängten Abhandlung 'über die Einrichtungen, welche zur Aufmunterung und Vervollkommnung der schönen Künst in Frankreich dienen können', ein ganz andrer Ton herrscht, und wahrhaft einsichtsvolle Vorschläge gethan werden. Zwar die Meinung theilt der Uebersetzer mit dem Milizia, daß die Künste für die Beförderung der Sittlichkeit arbeiten sollen, wogegen sich auch aus dem politischen Gesichtspunkte, den er nimmt, nichts einwenden läßt, wiewohl man es in philosophischer und artistischer Rücksicht nicht gelten laßen kann,

weil mit der Autonomie der Kunst ihre Wirksamkeit verloren gehen würde. Er bemerkt, daß die Griechen niemals Kunstakademien gehabt; daß die Rivalität der italiänischen Kunstschulen viel dazu beigetragen, die Malerei zu erwecken und mannichfaltig auszubilden. Er glaubt daher, das Ansehen einer einzigen französischen Kunstakademie zu Paris und Rom müße für das aufkeimende Genie mehr drückend als erhebend sein, und schlägt vor, in Frankreich verschiedene in den wichtigsten Städten zu stiften, die französische Akademie in Rom aber ganz aufzuheben, und mit den dazu bestimmten Summen einzelne junge Künstler auf Reisen zu unterstützen. Vorzüglich aber fordert er die Regierung auf, die politischen Begebenheiten durch große Denkmäler zu verherrlichen, und hiebei unter den Künstlern einen edlen Wetteifer zu erregen. Die Kunst würde sich dadurch eine neue Bahn öffnen, und aus dem beschränkten Kreiße abgenutzter religiöser Vorstellungen, einer uns fremden Mythologie und der noch kälteren und zweideutigeren Allegorie endlich einmal hervorgehen. — Das materielle Interesse des Gegenstandes ist zwar an sich nur ein Nebenumstand, er kann aber durch die aufmunternden Auszeichnungen, welche die allgemeine Theilnahme den Künstlern verschafft, äußerst wichtig werden. Man erinnert sich, daß zwei der größten Meisterwerke der Malerei, die Kartons von Leonardo da Vinci und Michelangelo im Rathssale zu Florenz, welche beide Scenen aus florentinischen Kriegen vorstellten, durch den politischen Enthusiasmus während einer kurzen demokratischen Periode hervorgerufen wurden. Freilich würde das Kostum dem heutigen Künstler mehr Schwierigkeiten machen; doch hält sie der Vf. für übersteiglich: und sie sind es auch gewiß noch eher für den Maler, als für den Bildhauer.

Uebrigens ist kaum zu erwarten, daß die Vorschläge des Generals Pommereul so bald Eingang finden werden, da man bisher nur darauf bedacht gewesen ist, auf eine gar nicht republikanische Art durch Zusammenhäufung aller Kunstschätze und Lehranstalten Paris immer mehr zur Hauptstadt zu machen, da es doch, als der Sitz der Frivolität und Zerstreuung, für das Studium und die concentrierte Begeisterung des Künstlers durchaus kein schicklicher Ort ist. Gesetzt aber auch, es würden in Bourdeaux, Lyon u. s. w. Kunstschulen angelegt, und diesen Städten Kunstwerke zu Vorbildern ausgetheilt: so lange Alles von einem Mittelpunkte ausgeht, wird es auch einen einförmigen, engen Zuschnitt behalten. Was die Kunst in Italien hob, war nicht sowohl die Rivalität der Schulen, als derer, welche die Künstler auf eine große Art zu beschäftigen wetteiferten. Und wie soll diese in Frankreich stattfinden, so lange den Theilen der Republik aus Besorgniß vor dem Föderalismus so wenig eignes politisches Leben gegönnt wird? Sehr richtig ist die Bemerkung des Vfs., daß ein neuer Schwung der Künste nur von der Architektur ausgehen kann: der Staat muß erst große öffentliche Gebäude haben, ehe er darauf denken kann, sie mit großen Gemälden zu schmücken. Wie unglücklich die bisherigen Versuche dazu meistens ausgefallen sind, gesteht er selbst ein: que surtout ces monuments décèlent un meilleur goût que celui qui a présidé à l'érection de ceux, provisoires il est vrai, mais très-dignes de n'être que cela, dont la révolution a défiguré Paris!

An der Zertrümmerung so vieler Kunstwerke während jener barbarischen Periode rechnet der General, was äußerst bemerkenswerth ist, einen großen Theil der Schuld den besten Künstlern Frankreichs zu: in der Ueberzeugung, Frank-

reich besitze fast nichts Vortreffliches in den drei Künsten, und es sei beßer, Alles in einem beßern Stile wieder von Neuem zu schaffen, hätten sie durch ihre Deklamationen die allgemeine Zerstörungswuth begünstigt. Ob er ihn gleich nicht nennt, spielt er doch offenbar auf David an. Wer sonst, als dieser, durch seine republikanische Schwärmerei eben so berüchtigte, als durch seinen Sinn und Enthusiasmus für das große klassische Alterthum berühmte Künstler, konnte Werke verachten, die doch ganz andre Männer zu Urhebern hatten, als einen Bernini, dessen Ludwig XIV. immer zu Grunde gehen mochte? Vielleicht ist hier nicht der unrechte Ort, um zu erinnern, daß gewisse Schriftsteller, welche den sogenannten Vandalismus in Frankreich für etwas in der Geschichte aller Zeiten Unerhörtes haben ausschreien wollen, durch ihre Verwunderung über die Revolution am Gedächtnisse Schaden gelitten zu haben scheinen. Der unzähligen christlichen Bilderstürmereien nicht zu gedenken, die sich auch zur Zeit der Reformation erneuerten, weiß man ja, daß in der Blüthezeit der italiänischen Bildung, in dem geschmackvollen Florenz, unter Anführung des Savonarola Haufen der kostbarsten Kunstwerke öffentlich verbrannt wurden; und, wie jetzt David, nahm der sanfte Fra Bartolomeo an diesem Fanatismus Antheil.

Der Plan zur Anlegung eines allgemeinen chalkographischen Instituts, der vom Direktorium empfohlen, vom Rath der 500 aber auf Merciers Vortrag verworfen ward, und den der General in etwas veränderter Form der ausübenden Macht, als zu dessen Ausführung befugt, von Neuem vorlegt, ist zu weitläuftig, um ihn hier mitzutheilen. Den Beschluß macht das Verzeichniß der aus den Niederlanden, Holland und Italien in die französischen Museen gelieferten

Kunstsachen. Schade, daß seitdem schon Stoff zu einem neuen, vielleicht eben so zahlreichen, von den ohne Vortheil für die Republik zerstreuten und verzettelten Kunstwerken, angewachsen ist! So groß jene Bereicherungen sind, so drängt sich doch dabei die Betrachtung auf, daß sie den Verlust in der Meinung Europas und in der Zuneigung der verbündeten Staaten, womit sie erkauft wurden, schwerlich vergüten. Rom wird für die Baukunst immer Metropole bleiben; aber in der Malerei wäre sie auf völlige Nullität reduciert, wenn man ihre großen Fresken entführen könnte, wie der General P. es für möglich hält. Auch die Colonna Trajana wünscht er in Paris zu sehen. Beide Vorschläge werden wohl der Kosten wegen unausgeführt bleiben; die bloße Möglichkeit, daß solche unersetzliche Denkmäler bei dem Transport leiden, oder gar auf der See untergehen könnten, sollte davon abschrecken, Hand an sie zu legen. Doch was auch geschehen mag, der französischen Kunst ist damit noch im Geringsten nicht aufgeholfen; und vielleicht genießen die ihrer schönsten Zierden beraubten Städte und Länder noch nach Menschenaltern den Trost, daß den neuen Eigenthümern der Sinn, sie sich anzueignen, fehle, daß sie dieselben fruchtlos zu bewundern, nicht zu übertreffen wißen.

Novellen, von Doro Caro. 3s Bdchen. Bresl. u. Lpz. 1797.

Dieses Bändchen enthält zwei Erzählungen, den Pilgrim und den Kassendieb. Die beiden ersten Bände sind Rec. bloß aus den Beurtheilungen derselben in der A. L. Z. bekannt: allein aus dem vorliegenden scheint zu erhellen, daß die Gabe des Vfs. mehr auf bloß sittliche, als eigentlich romantische Darstellung geht, weswegen die letzte Erzählung auch die vorzüglichere zu nennen ist. Sein

Ton ist bei weitem nicht leicht, nicht frei genug von psychologisch-moralischen Einmischungen: fremden Gewächsen auf dem romantischen Boden. Die Schreibart ist nicht einfach, noch unabhängig von solchen Begriffen, welche sich schwerlich mit irgend einem reinen Kunstwerke, am allerwenigsten aber mit dem Kostum der freiesten Gattung vertragen. Die üble Gewohnheit des Unterstreichens steht hier unter andern besonders schlecht. Bei allem dem liest man selbst den Pilgrim nicht ohne Theilnehmung. Der Kassendieb, für den sich seine Frau als Schuldige anklagt, schickt sich indessen unstreitig besser für die Feder des Vfs. Der Gegenstand ist gut behandelt, ohne Verschönerung und ohne gehäßige Uebertreibung. Johanne zeigt sich mehr als duldende Heldin: sie wird in jenen Schritt fast hineingeschreckt, alsdann benimmt sie sich aber mit der edelsten Beharrlichkeit. Ein ganz freiwilliger Entschluß wäre zu viel gewesen, da sie ihren nichtswürdigen Gatten nicht lieben konnte und nie geliebt hatte. Auch bricht sie in dem Augenblicke das Schweigen, wo Natur und Edelmuth selbst es von ihr fordern. Wenn es nur Niemanden einfällt, da das Ganze schon sehr dramatisch eingeleitet und entwickelt ist, die Kassendieberei mit diesem neuen Zuge vermehrt auf das Theater zu bringen!

---

1) The German Erato, or a collection of favourite songs translated into English with their original music. Berl. 1797.
2) The German Songster, or a collection of favourite airs with their original music, done into English by the translator of the German Erato. Berl. 1798.

Die obigen beiden Sammlungen rühren von Hrn. Beresford her, einem englischen Geistlichen, der sich gegenwärtig in Deutschland aufhält, und, durch die Reize unsrer Poesie gewonnen, einige Blüthen derselben mit leichter und glücklicher Hand auf seinen vaterländischen Boden verpflanzt hat. Die deutsche Treue bewährt sich beim Uebersetzen so

rühmlich, und die höhere Ueberſetzungskunſt iſt unter uns ſeit einiger Zeit ſo ſehr ausgebildet worden, daß unſre Forderungen in dieſem Fache durch Ueberſetzungen der Ausländer aus den Alten oder aus einer neuern Sprache in die andre nur ſelten befriedigt werden; es muß uns alſo auf eine erfreuliche Art überraſchen, ſie an einheimiſchen Gedichten in einem ausgezeichneten Grade erfüllt, und ſo unſre Poeſie auf die vortheilhafteſte Art in das Ausland eingeführt zu ſehen. In dasſelbe Silbenmaß zu überſetzen, ſofern ſich die Sprache demſelben nicht ganz weigert, ſollte ein Grundgeſetz aller poetiſchen Nachbildungen ſein (welches doch z. B. in den ſo berühmt gewordenen engliſchen Ueberſetzungen von Bürgers Lenore nicht beobachtet iſt), und wer ſich ſelbſt in Arbeiten dieſer Art verſucht hat, wird die Schwierigkeiten zu ſchätzen wißen, womit ſie unter dieſer unerläßlichen Bedingung umgeben ſind, wenn vollends noch die häufige Wiederkehr der Reime bei kurzen Liederweiſen, und die Anpaſſung des untergelegten Textes an die Muſik hinzukommt. Hr. B. hat in ihrer Ueberwindung eine ſeltne Leichtigkeit und ein entſchiednes Talent gezeigt. Er hat ſogar mehr geleiſtet, als ſich nach der Natur ſeiner Sprache erwarten ließ, indem er ihr Silbenmaße aneignete, die ihr auf gewiſſe Weiſe fremd ſind, oder es durch ſeltnen Gebrauch geworden waren. Zu jenen rechnen wir das in Overbecks Liede 'Blühe liebes Veilchen'; zu dieſen 'Roſen auf den Weg geſtreut', beide in der Erato. Ungemein künſtlich und doch ohne Zwang herbeigeführt iſt die Beobachtung der weiblichen Reime in verſchiednen dieſer Lieder, da ſie nach dem Bau des Engliſchen überhaupt nicht ſo häufig ſind, und ihre Vernachläßigung den Mangel noch vermehrt hat, indem viele Worte, die zu Shakſpeares Zeit

noch entschieden zweisilbig waren, seitdem in der Aussprache zusammengezogen sind. Die englischen Dichter scheinen wieder mehr aufmerksam auf die Vorzüge des weiblichen Reims (der seinen Namen bei einer sanftern Schönheit nicht mit Unrecht führt, und den Vers melodischer verhallen läßt), besonders im Lyrischen, zu werden; Nachbildungen deutscher Gedichte geben nähere Veranlaßung dazu: Rec. sah dergleichen in der Handschrift, wo die Abwechselung männlicher und weiblicher Reime ebenfalls beobachtet war.

Jede von diesen Sammlungen enthält zwölf Lieder. Da eine beliebte und populäre musikalische Begleitung nach dem Zwecke des Vfs. die Wahl mit bestimmen mußte, so konnten nicht alle von der poetischen Seite vorzüglich sein. Indessen hat Hr. B. gethan was möglich war, um die zweideutigen Ansprüche solcher Stücke auf Poesie mehr geltend zu machen, ohne ihren Charakter und somit die Uebereinstimmung zur Musik aufzuheben. Dieß ist in der Erato bei zwei Liedern aus der Zauberflöte, und selbst bei dem oben erwähnten von Overbeck der Fall. Das 'bei Männern, welche Liebe fühlen' finden wir hier sehr kenntlich wieder, und vermißen doch, mit Befremden, seine ursprüngliche Plattheit. Aus den albernen Zeilen:

> Mann und Weib, und Weib und Mann,
> Reichen an die Gottheit an,

sind hier folgende edle, wohlklingende, und doch dem Original und der Musik selbst in der Stellung der Worte entsprechende Verse geworden:

> Love and truth, and truth and love,
> Emulate the joys above.

Man möchte es vielen unsrer Opernterte wünschen, durch ein solch verschönerndes Reinigungsbad zu geben: aus dem Englischen eben so gut wieder ins Deutsche übersetzt, würden sie ihrer Musik keine Schande mehr machen.

Belohnender war die Arbeit des Uebersetzers an einigen andern Stücken: an Stolbergs sanftem Liede an die Natur, an Höltys

Aufforderung zur Freude, die ganz den ruhig und leicht schwebenden Gang behalten hat:

Snatch, as long as fortune smiles,
Love and drinking pleasures;
Ruthless death no art beguiles,
Soon he steals our treasures:

vor Allem aber an Goethes 'Ein Veilchen auf der Wiese stand'. Freilich wird die Lage des Uebersetzers um so mißlicher, je eigner der Geist ist, den ein Gedicht athmet, und je mehr er sich Wort und Ton zur individuellen körperlichen Hülle gleichsam angezaubert hat. Man wird da immer noch Manches aussetzen können, weil die poetische Nachbildung hievon eine nie vollkommen zu lösende Aufgabe ist. Jede Sprache hat ihr Konventionelles, und die heutige englische Poesie ist gewiß nicht frei davon: Hr. B. hat aber dergleichen fremdartigen Einmischungen so wenig Raum gelaßen, und im Ganzen die Eigenthümlichkeit so ächt bewahrt, daß wir ihn selbst zu so schweren Unternehmungen auffordern möchten, wie die Uebertragung ganz einheimischer und originaler Romanzen, z. B. Goethes Fischerlied und die Erzählung vom Harfner im W. Meister, sein müßte.

Auch in der zweiten Sammlung zeigt sich der Uebersetzer als einen geschmackvollen Kenner der Musik und der Poesie. Er ließ sich hier mehr noch, als das erstemal, durch die Trefflichkeit der Gedichte zur Wahl bestimmen, und nur vier Lieder von den zwölfen, die er giebt, bedurften der Veredelung, um sie ihrer Melodien werth zu machen. Mit diesen gesteht auch Hr. B. in dem kurzen Vorberichte sich die meisten Freiheiten genommen zu haben. Die Stücke sind: 'Freut euch des Lebens', Burmanns 'Hier schlummern meine Kinder', und zwei, deren Verfaßer auch Rec. nicht kennt, 'Laß, Glück, in ihrem Kreiße Sich Staatenwirbel drehn', und 'Wie lieblich winkt sie mir, die sanfte Morgenröthe'. Jenes allgesungene 'Freut euch des Lebens' zeugt immer von einigem Fortschritte des Volks, bei dem es Gaßenlied geworden ist. Indessen hat dieß Stück einen weit höhern Rang in der Poesie durch den Uebersetzer bekommen; aber ganz so volksmäßig ist es nicht geblieben. Bei dem allen sieht man einen Zug lebendiger Phantasie darin nicht gern verwischt: 'Und wenn der Pfad sich furchtbar engt, Und Mißgeschick uns plagt

und drängt, So reicht die Freundschaft schwesterlich Dem Redlichen die Hand'. Wie matt und lähmend auch die zweite Zeile hier ist (man möchte an deren Statt nur gleich so lesen: 'Der schwarze Fels darüber hängt'), so bleibt man doch in dem selbigen, der Einbildung leicht faßlichen, Gemälde von einem gefahrvollen, dunkeln Wege, durch den die Hand der Freundschaft leitet. Dagegen ist die englische Strophe glanzvoller und weniger poetisch: Whene'er intruding gloom prevails, And sorrow prompts the starling tear, Kind Friendship's smile the cloud dispels, And softens every care. Aus dieser Stelle erhellt, daß der Engländer sich die bequeme Freiheit nicht nahm, womit der Deutsche die beiden letzten Verse der Strophe reimlos läßt. Daß er aber verschlungene Reime statt der ununterbrochenenen gewählt hat, damit sind die Sänger des Liedes nicht zufrieden. Aus andern Ursachen mußte bei Goethes Gedicht an den Mond 'Füllest wieder Busch und Thal' die strenge Treue verleugnet werden. Der Uebersetzer selbst klagt über die Nothwendigkeit dieser Abweichung, 'aber, obgleich ein bewundertes Lied eines bewunderten Dichters, würde es, buchstäblicher übersetzt, einem englischen Leser kaum verständlich gewesen sein'. Sehr glücklich ist die Nachbildung von Jacobis 'Sagt wo sind die Veilchen hin?' Hier scheint es wahrer Gewinn, wenigstens für das Ohr, daß der im Deutschen meist, und doch nicht immer, wiederkehrende Reim des Refrains 'entflieht, verblüht', nicht durch einerlei wiederholten, sondern durch einen durchgängigen, reichen und angenehmen Wechsel versetzt ist. Auch bei diesem Liede, wie in einigen der Erato, war es Verdienst, so viel ungezwungene weibliche Reime im Englischen zu finden. Hier sind die beiden letzten Strophen:

Sagt, wo ist das Mädchen hin,
Das, weil ich's erblickte,
Sich mit demuthsvollen Sinn,
Zu den Veilchen bückte!

Jüngling, alle Schönheit flieht;
Auch das Mädchen ist verblüht.

Say where bides the village maid,
Late you cot adorning;
Oft I've met her in the glade
Fair and fresh as morning.

Swain, how short is beauty's bloom!
Seek her in her grassy tomb!

Die Kenner beider Sprachen werden hier unparteiisch fühlen, wo auf beiden Seiten gegeben und genommen ist. Denn Verfaßer und Uebersetzer haben gegenseitig von einander zurück zu fordern.

Sagt, wo ist der Sänger hin,	Whither roves the tuneful swain,
Der, auf bunten Wiesen,	Who of rural pleasures,
Veilchen, Ros' und Schäferin,	Rose and vi'let, rill and plain,
Laub und Bach gepriesen?	Sang in deftest measures!
Mädchen, unser Leben flieht,	Maiden, swift life's vision flies,
Auch der Sänger ist verblüht.	Death has clos'd de poets eyes!

Die holdselige Phidile unsers (ehemaligen!) Claudius wird auch in England gefallen müßen; so treu und wahr ist sie wieder gegeben. 'Die sechszehn Sommer', die der korrekte Sinn Eberts, beleidigt von dem Hiatus 'Jahre alt', dem belehrbaren Dichter für seine erste Zeile schenkte, machen auch hier, in der wörtlichen Uebersetzung, die angenehmste Wirkung. Der Schluß hat ganz die Naivetät des Originals:

No, not one word — Away he sped.
Ah, would he were returning!

Im Ganzen indessen scheint keins von allen Stücken dem Engländer vollendeter gelungen zu sein, als der bürgerische 'Liebeszauber', welchen wir ganz hieher setzen wollen: .....

Die Dame, welcher die zweite Sammlung gewidmet ist, gehört zu denen, die einen mächtigen Zauberstab führen! Sie ist Gräfin Derby, die ehemalige Miß Farren, die als Milady Teazle in the school for scandal, und Lady Emily in the Heiress, auch als Minna von Barnhelm, ein Londner Publikum entzückte, und einen Pair des Reichs zu einem immer ehrerbietigen Liebhaber, und, nach verschwundenen äußern Hindernissen, zum Gatten zauberte.

Da Hr. Beresford entschloßen ist, auch solchen deutschen Gedichten, welche die Bestechung der Musik nicht bei sich führen, seinen Fleiß zu widmen, so kann man von seinem Geschmack und seiner Kunstliebe viel zu Ehre unserer Dichtkunst im Auslande hoffen.

(Rec. der 2. Ausg. s. unten aus der A. L. Z. 1799. Nr. 217.)

Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1798. — Desgleichen auf das Jahr 1799., herausgegeben von Huber, Lafontaine, Pfeffel u. A. Tübingen.

Dieses Taschenbuch bedarf der Anzeige nicht erst, um sein bestimmtes Publikum mit ihm bekannt zu machen. Von dem dießjährigen sind, so viel wir wißen, drei Auflagen nöthig geworden, und das dem nächsten Jahre gewidmete steht bereits einer zweiten entgegen. Es verdient in der That durch einen solchen Beifall, der bei weitem nicht bloß etwas Zufälliges ist, vor vielen seiner Mitwerber ausgezeichnet zu werden. Die Vereinigung drei geschätzter Schriftsteller zu seiner Herausgabe läßt schon im Voraus die Ausschließung von allem ganz Müßigen und Unzweckmäßigen erwarten. Die Herausgeber, die zugleich die Verfaßer sind, oder es doch ausschließend sein können, wenn andre Beiträge nicht Genüge leisten, haben hier keine Sammlung auf das Gerathewohl veranstaltet, keine Blumenlese, wo sich oft das Höchste und Beste in einer unbedeutenden Gesellschaft verliert, oder Alles vom dürren Anger zusammengerafft wird. — Wer kennt nicht den Eifer, womit der würdige Pfeffel seine ganze schriftstellerische Laufbahn hindurch an der Veredlung der Jugend beider Geschlechter gearbeitet hat? Wer erinnert sich nicht an seiner Epistel an Phöbe, und so mancher andern dahin gehörigen unter seinen Dichtungen? Hier hat er meistens nur Fabeln gegeben; aber man wird ihm wahrscheinlich nicht einwenden, daß dasjenige, was den Menschen überhaupt frommt, den Damen unnütz sei. Selbst bei dem etwas alterthümlichen Reiz seiner 'Galatea' verweilt man nicht ohne Vergnügen. Lafontaine hat für jeden der beiden Jahrgänge eine Erzählung geliefert. Die Entwicklung der ersten beruht auf einem sehr gerechten weiblichen Selbstgefühl sowohl, als dem richtigen Gefühl eines Mädchens vom Unwerth des Mannes, den sie geliebt hatte, und der sich freilich gleich auf der ersten Seite offenbart. Denn wer drei Jahre seines Lebens in der besten Kraft der Jugend 'von den Schultern geschüttelt hat, und nun auf eben der Stelle steht, wo er vor drei Jahren stand, wahrhaftig nicht glücklicher, nicht um einen heitern Gedanken glücklicher'; wer von einer Reise nach Italien keinen an-

dem Gewinn eingeärntet, als das Recht, 'mit einem' (affektierten) 'Entzücken wie ein Anderer davon reden zu können, welches er wohl wünschte, dort empfunden zu haben': der kündigt sich allerdings mit einem recht leeren Kopf und Herzen an, und man kann ihn zuletzt, in so gräßlichen Ausdrücken er erst von seinen Wünschen ('und wenn nun das Geschick sie mit Eiterbeulen bedeckte von dem Scheitel bis an die Sohlen, sie ist mein, mein Eigenthum, mein heiliges, unverletzliches Eigenthum, mein Weib' u. s. w. — Obiges wäre allerdings ein gutes Mittel, das Eigenthum zu sichern!), und dann von seiner Verzweiflung spricht, doch nicht im Mindesten bedauern. Die zweite Geschichte von einem Mädchen, die das Opfer ihres eiteln Vaters und herzlosen Bruders wird, ist mit mehr Fleiß behandelt und die Schreibart reiner. Es finden sich noch zwei andre Aufsätze von ihm, 'Abendgrillen einer liebenswürdigen Frau, oder die doch von einer solchen sein könnten', über den Tanz, über Verleumdung u. s. f., und damit es nicht ganz an geographischer oder naturhistorischer Belehrung fehle, über 'die Hottentotten' nach Vaillant. Im Jahrgange 1799. nimmt eine Anekdote von Mungo Parks afrikanischer Reise, 'die Negerin', diese Stelle ein. Aus eben diesem müßen wir noch besonders ein Paar gefällige Gedichte von Schweighäuser, 'das weibliche Leben' und 'die Insel der Liebe', und eine liebliche Idylle nach dem Französischen eines jungen Frauenzimmers anführen. Die vorzüglichste Zierde beider Jahrgänge aber machen unstreitig die 'Fragmente von Briefen einer Mutter an ihre verheiratete Tochter' (als Beilage zu den Kupfern) von Huber aus. Sie sind Lehre in Beispielen: sie zeigen uns eine junge stillende Mutter, eine andre, der weit ernstere Pflichten obliegen, Kinder von verschiedenen Anlagen, Aeltern und Kinder unter eigenthümlichen Verhältnissen. Sie reden von Erziehung, 'oder vielmehr Nichterziehung', und enthalten eine Menge der geistvollsten Winke, und eben so interessante als rührende Darstellungen, so daß dieser Aufsatz neben dem nächsten Ziel auch das höhere erreicht, und Leser jeder Art fesseln muß. Die Einkleidung ist ungesucht und auf ungewöhnliche Weise pikant, die Schreibart ebenfalls; beide vereinigen in angenehmer Mischung Helle des Verstandes und fast schwermüthige Innigkeit des Gefühls, die ihre Gegenstände gleichsam von der Wurzel an umfaßen, und simple häusliche Vorschriften für die

höchste Sittlichkeit bedeutend machen, ja das ganz Allgemeine durch eine wunderbare Individualität heben. Wir setzen einige Stellen her, obwohl nur das Ganze vollkommen von sich zeugen kann..... Daß der letzte Eindruck sich zu sehr in das Dämmerlicht einer Erscheinung auflöset, ist der einzige Tadel, der diese Fragmente in Betracht der Stelle, wo sie stehen, treffen kann. Sie laßen das Leben hinter sich, in welches sie einzugreifen bestimmt, und worauf sie auch sonst durch und durch anwendbar sind; der Hauch der Wehmuth zerstört sogar die Blüthe der reizenden Adele. Indessen tritt dieß der moralischen Wirkung eigentlich nicht in den Weg. Ein weiches Herz nimmt vielleicht die so schlichte starke Vernunft in der Hülle leiser Schwärmereien um so leichter auf, und wer hier nicht lernen will, darf sich um so williger hingeben. Wir können von dieser Feder nicht zu viel im Taschenbuche finden.

Was die Kupfer betrifft, die alte Krankheit, aber die gehegte und gepflegte Krankheit unsrer Taschenbücher, so weiß man schon, 'die besten in dieser Art sind nur Schatten, und die schlechtesten sind nichts Schlechteres, wenn die Einbildungskraft ihnen nachhilft'; wozu sie denn hier überflüßige Veranlaßung findet. Die Blätterchen von Penzel sind höchst verunglückte Nachahmungen von Chodowiecks Manier, woran die Damen es besonders übel zu nehmen haben, daß er die weiblichen Figuren mit so unförmlichen und dabei oft so entblößten Busen macht; die in punktierter Manier sind wie von Anfängerhänden, ohne Kraft, Haltung und Sauberkeit.

---

1) Mein Zimmer eine kleine Welt, nach dem Franz. des Grafen von Ximenez frei bearbeitet. Nebst einer Vorrede von Hrn. Prof. K. H. Heydenreich. Leipz. 1797.
2) Reise meines Vetters auf seinem Zimmer. Brem. 1797.

Die Vorrede zu dem ersten Büchlein enthält, wie natürlich, eine Lobrede auf dasselbe, und auf die Uebersetzung, der aber schwerlich auch ein unparteiischeres Urtheil streng widersprechen wird. Es herrscht in diesem Werke eines ehemaligen Grafen alle Anmuth

einer feinen geselligen Bildung neben der, welche milde und menschliche Gesinnungen verleihen. Er erlaubt sich Winke, aber keine bittern Ausfälle. Sein Verlust hat ihn nicht um Alles gebracht, wenn ihm die Gabe übrig geblieben ist, sich auf eine so heitre gemächliche Weise, sich selbst gegenüber, zu beschäftigen. Hr. H. bemerkt nämlich, daß die Glücksumstände des siebzigjährigen Greises ein Opfer der Revolution geworden, und er durch seine Dürftigkeit außer Stand gesetzt ist, in Paris zu leben, so daß er (was ein dort eingewohnter Franzose allein schon als ein Unglück ansehen muß) zu der Provinz seine Zuflucht genommen hat, und sich in einem öffentlich bekanntgemachten Schreiben beklagt, daß er in einem so hohen Alter sich noch um Arbeiten bemühen müße, und nicht einmal welche bekommen könne. Die Uebersetzung ist unstreitig mit Sorgfalt und Geschmack ausgeführt, und giebt die leichte Geschwätzigkeit wieder, worauf das Pikante des Originals beruht, was doch hier immer noch mehr in der Form, als im Gehalt zu suchen ist.

In Nr. 2. reiset ein deutscher Vetter, man kann nicht genau sagen, in wie fern es nach eigner Erfindung geschieht. Sein Vorbericht ist von 1794. datiert; das Titelblatt lautet um drei Jahre später. Genug, wenn er ebenfalls artig in einem kleinen Raume zu reisen versteht, und seine Ideen die gehörige Beweglichkeit haben, indeß er in seinem Großvaterstuhl sitzt. Doch muß man gestehen, er hat weder den Muth gehabt, so kurz zu sein, wie der Franzose, noch den Faden so geschickt aus sich herauszuspinnen gewußt. Er hilft sich mit geschichtlichen Episoden, mit Ritterſagen, mit dem Lebenslauf des Barbier Schnipps u. s. w., die weder sehr neu, noch sehr unterhaltend sind. Statt des dort anziehenden geistreichen Muthwillens und allgemeinen Räsonnements, findet man gefühlvolle Häuslichkeiten und satirische Anspielungen. Indessen ist die Schreibart immer angenehm genug, um den Leser keinen unwilligen Begleiter des Vfs. sein zu laßen.

ter. Seine Sitten konnten ihn, wie der Ueberſetzer, Herr von Knebel, in der Vorrede mit Recht bemerkt, billiger Weiſe nicht von den Kathedern und Schulen ausſchließen: denn von dieſer Seite giebt Horaz und ſelbſt Tibull eigentlich weit mehr Anſtoß. Aber freilich, Properz iſt gelehrter, griechiſcher und kraftvoller, als der letztgenannte: und es war beim Studium des Alterthums nur zu oft der Fall, daß man mit Vorbeigehung der ächteren Quelle aus einer abgeleiteten und verdünnten ſchöpfte. Da dem modernen Geſchmack von jeher alles zuſagte, was in den Alten den Anſtrich einer ihnen ſonſt fremden Empfindſamkeit hat, ſo empfahl den Tibull die zarte Wehmuth ſeiner Liebesklagen, die doch nicht ohne Schwäche iſt, ſeine Sehnſucht nach ländlicher Ruhe, ſeine rührende Vorahndung von Tod und Grab. Niemand wird dem Menſchen ſeine Liebenswürdigkeit ſtreitig machen; ſollte er aber als Dichter zum Wettkampfe auftreten, ſo möchte es ihm ergehen, wie dem Euripides, da ſeine Verſe (in den Fröſchen des Ariſtophanes) gegen die Verſe des Aeſchylus gewogen werden, und ein einziges Diſtichon von Properz möchte durch das Gewicht ſeiner Hoheit, Fülle und Harmonie mitunter ganze tibulliſche Elegien in die Höhe ſchnellen.

Wir haben Ueberſetzungen des Properz in Proſa: aber wozu dergleichen? Man fängt an das einzuſehen, und dieſer poetiſche Todtſchlag wird immer ſeltner. Den Gedanken, ihn in Alexandriner mit alternierenden Reimen zu übertragen, wie weiland Hofmannswaldaus Heroiden abgefaßt waren, könnte man nur dann billigen, wenn es wirklich darum zu thun wäre, Gottſcheds goldne Zeit für unſre Poeſie zurück zu rufen. Es findet alſo keine Wahl ſtatt außer dem elegiſchen Silbenmaß. Bei aller Bearbeitung deſſelben in den

Geschichte um irgend einen alten vermaledeiten Spuk, um eine 'wilde Jagd' oder ein 'todtiges Fräulein', 'hämmert' einem verstockten Grafen 'das Herz stark an die Rippen', und 'stinkt' es nachher 'im Schloße nach dem Drachen', so hat man es für 'romantisch' zu nehmen. Ausgepinselt werden die 'Gemälde' mit mühsam aus allen Winkeln zusammengelesenen Reimen: ein Fach, worauf sich die Verskunst des Hrn. S. meistens beschränkt, das er aber auch so ziemlich erschöpft hat. Der etwanige künftige Herausgeber und Ergänzer von Hübners Reimlexikon sei hiermit erinnert, diese reiche Fundgrube ja nicht unbenutzt zu laßen. Welch Entzücken müßte ein philologischer Forscher dieser Art empfinden, wenn er sähe, wie Hr. S. 'den faden Witz des städt'schen Kläffers' (mit dessen eingebildeten oder wirklichen Anfechtungen er sich immer herumschlägt) mit 'den Blättern sternen des Mauerpfeffers' von sich abwehrt? Wer, wenn er gelernt hätte, wie sich die Waldvögel mit 'Wiepen nähren, und wie die blauen Meisen 'piepen', würde nicht gern den armen Weibern

Das abgestürmte Raffholz in den Kiepen

selbst aufladen helfen? In eben diesem Gedichte finden wir 'Frevelrächer', 'Moslerbecher' und 'Iltislöcher' in einer Strophe nicht nur zusammengebracht, sondern dergestalt in einander gewalkt, möchte man sagen, daß selbst 'Mauerbrecher' sie nicht würden trennen können.

Wenn man an Hrn. Ss. Poesie besonders die Armuth und Gleichgültigkeit der dargestellten Natur rügte, so würde dieß nicht so viel bedeuten, daß der Landstrich, wo er [illegible] von der Einseitigkeit seiner beschränkten Phantasie [illegible] zu tragen habe: sonst hätten allerdings einige [illegible]

Landsleute von ihm Recht gehabt, da sie glaubten, dieser märkischen Naturschilderungen als eines Produktes einheimischer Industrie sich annehmen zu müßen. Nein! Poesie und Unpoesie liegen niemals in den umgebenden Gegenständen, sondern im Gemüth des Menschen, und keine sibirische Steppe ist öde genug, um den Schwung des Dichtergeistes zu hemmen. Eine bergichte Landschaft kann als als Reiz für die Einbildungskraft der Poesie fürwahr recht ersprießlich sein, die Musen sollen ja selbst auf Bergen gewohnt haben; allein, daß es damit nicht gethan ist, beweisen die Verse unwidersprechlich, womit Hr. S. sich nicht nur auf einen Berg, 'der gegen andre in der Mark schon ein Riese ist', sondern auf die höchsten Alpen, wiewohl mit 'müden Lenden', erhebt. Wer die Gegenstände so faßt, den möchte man auf die Spitze des Aetna oder Montblanc, ja weit über den Wolken auf den wundervollen Olymp stellen, er würde auch dort auf dem platten Boden des prosaischen Lebens stehen. Ein andrer Beurtheiler in diesen Blättern hat schon vielen Stücken des Hrn. S. ihren Anspruch auf den Namen Poesie streitig gemacht; es scheint aber, daß sich nicht bloß Abwesenheit der Poesie bemerken läßt, sondern daß es einen positiven Gegensatz giebt: wahrhaft antipoetische Ansichten und Gesinnungen. Daraus ist es denn auch erklärbar, daß so etwas ein Publikum findet: denn das gänzlich Negative ist gar nicht vorhanden, und kann also auch nichts wirken. Dergleichen können nun in ökonomischer und moralischer Hinsicht sehr zu billigen sein, z. B. eine gewisse Genügsamkeit mit dem Vorhandnen, die freilich in Einfalt überzugehen scheint, wenn sie Alles durch einander, 'Schilf, Waßerlilien, ein angepfähltes Floß, einen Waßerspatz und Gimpel' für Wunderdinge erklärt; ein Sinn,

der sich im Fall der Noth an Schönheiten weidet, die ausgeklopft und weggefegt werden sollten:

Wie schön die Fensterscheiben rund und düster!
Des Altars Decke, wo die Motte kreucht!
Die schwarzen Spinngewebe, die der Küster
Selbst mit dem längsten Kehrwisch nicht erreicht! u. s. w.

Hiebei kann sich jemand in einer gewissen Lage recht wohl befinden, und eben wegen dieser Verwechselung der Gesichtspunkte stößt sich die Gutmüthigkeit daran, wenn die Kritik so etwas lächerlich macht. Am auffallendsten offenbart sich das antipoetische Princip, wo die Hand an einen schon gegebnen poetischen Stoff gelegt wird, wie z. B. hier in den Liedern geschehen ist, welche Namen alter Minnesänger, Kaiser Heinrichs (nicht zuverläßig des siebenten) und Walters von der Vogelweide, an der Spitze führen. Niemals hat Kaiser Heinrich gewünscht 'ein Kauz' zu sein, sonst wäre er seines Wunsches schon gewährt gewesen.

Was für Gegenstände also auch Hr. Schmidt immerhin besingen wird, er mag sein 'romantisches Gefühl' (von dessen Existenz er uns hiemit benachrichtigt) oder 'die Spuke' anreden, Verse wird er zuverläßig, aber schwerlich Gedichte hervorbringen, und in seinen Gemälden —

Laßt mich trocken reden von der Leber! —

werden sich prosaische Seelen wie in einem gemüthlichen Spiegel erkennen.

Elegien von Properz. Lpz. 1798.

Propertius gehört immer noch, nach Verhältniß seines Werthes, unter die allzu sehr vernachläßigten klassischen Dich-

ter. Seine Sitten konnten ihn, wie der Ueber
von Knebel, in der Vorrede mit Recht beme
Weise nicht von den Kathedern und Schulen a
denn von dieser Seite giebt Horaz und selbst Ti
lich weit mehr Anstoß. Aber freilich, Properz i
griechischer und kraftvoller, als der letztgenann
war beim Studium des Alterthums nur zu o
daß man mit Vorbeigehung der ächteren Quelle
abgeleiteten und verdünnten schöpfte. Da der
Geschmack von jeher alles zusagte, was in den
Anstrich einer ihnen sonst fremden Empfindsamk
empfahl den Tibull die zarte Wehmuth seiner L
die doch nicht ohne Schwäche ist, seine Sehnsucht
licher Ruhe, seine rührende Vorahndung von Tod
Niemand wird dem Menschen seine Liebenswürdi
machen; sollte er aber als Dichter zum Wettka
ten, so möchte es ihm ergehen, wie dem Euripid
Verse (in den Fröschen des Aristophanes) gegen
des Aeschylus gewogen werden, und ein einzig
von Properz möchte durch das Gewicht seiner H
und Harmonie mitunter ganze tibullische Eleg
Höhe schnellen.

Wir haben Uebersetzungen des Properz in
wozu dergleichen? Man fängt an das einzusehen
poetische Todtschlag wird immer seltner. Den Ge
in Alexandriner mit alternierenden Reimen zu
wie weiland Hofmannswaldaus Heroiden abge
könnte man nur dann billigen, wenn es wirkli
thun wäre, Gottscheds goldne Zeit für unsre P
zu rufen. Es findet also keine Wahl statt auß
gischen Silbenmaß. Bei aller Bearbeitung desse

letzten Zeiten bleibt der Pentameter (aus Ursachen, welche dem praktischen Metriker bekannt, dem aber, der es nicht ist, nicht anders als weitläuftig zu erklären sind) in unsrer Sprache ein sehr schwieriger Vers. Im Ganzen genommen hat der Vf. das Distichon sehr in seiner Gewalt: es würde unbillig sein, die metrischen Forderungen hier auf den höchsten Punkt zu treiben, da er sich längst nicht aller Freiheiten im Ausdruck und der Wortstellung bedient, woran uns andre Uebersetzer der Alten beinahe schon gewöhnt haben. Wir stimmen ihm gern darin bei, 'daß es widrig ist, wenn die Sprache durch gezwungne Stellungen gleichsam verzerrt wird, und daß der Dichter durch solche fremde Töne das Gefühl seiner Zuhörer beleidigt und verwirrt'; aber wir möchten die Sprache nicht mit ihm für 'eine feste bleibende Sache' erklären. Sie ist vielmehr die gemeinschaftliche Handlungsweise einer großen Menschenmasse, und nothwendig mit dieser immerfort wandelbar. Der Dichter hat also auch vor Andern das Recht, in die Reihe der Umstände, welche ihren Wechsel bestimmen, einzugreifen, und auf seine Gefahr zu versuchen, wie weit er sie nach seinem Sinn bilden und ziehen könne. Indessen ist es sehr gut, wenn ein poetischer Dolmetscher der Alten auch einmal von dem entgegengesetzten Grundsatze ausgeht, da man über dem Bestreben, sich ihren Formen mit möglichster Treue anzuschmiegen, so leicht die einheimischen Sprachgesetze aus den Augen verliert, und über das Ziel hinausschießt. Bei dem steigenden Bedürfniß (welches sich aus dem Einfluße der klassischen Poesie auf die unsrige abnehmen läßt), die Kenntniß der alten Dichter durch Uebersetzungen zu verbreiten, haben wir uns vor nichts so sehr zu hüten, als vor Einseitigkeit und Manier. Der Strenge nach müßte man es Nachbildungen verschied-

ner Dichter nicht ansehen können, daß sie Ei
haben.

Es sind hier zusammen 36 Elegien geliefert, zu
der beiden ersten, sechs aus dem dritten und eben so
vierten Buche. Wiewohl noch viel zu wünschen übri
verz hat überhaupt 92 Elegien hinterlaßen), so ist d
schöner Anfang gemacht. Ein Theil davon war sch
ren (Jahrg. 1796.) erschienen; aber die damit vorgen
änderungen sind so beträchtlich, daß man sie bei me
als eine völlige Umschmelzung ansehen kann. So ist
Elegie des ersten Buchs fast kein Distichon unveränd
und die meisten haben an Treue, Leichtigkeit und A
wonnen. Wir setzen den Anfang dieses reizenden Ge
neuen Lesearten als Probe her:

So lag Ariadne, da Theseus Segel entwichen,
Ganz von Kummer erschöpft an dem verlaßnen Ge
So lag hingegoßen im Schlaf die Tochter des Cephe
Eben vom rauhen Fels und von den Banden befre
Und so sinkt die Ekone, von rastlos tanzenden Chören
An des Apidanus Rand unter die Blumen dahin:
So schien Cynthia mir die weiche Ruhe zu athmen,
Und ihr sinkendes Haupt stützte der wankende Arm,
Als ich trunken von Wein die schweren Schritte nach
Schleppte; die Knaben bei Nacht schwangen die F
Gänzlich aber noch nicht von allen Sinnen beraubet
Wagt' ich den leisen Tritt näher zu ihr an das B
Und ergriff mich die doppelte Glut, und trieben mich
Amor und Bacchus zugleich, jeder ein heftiger Gott
Sanfter zu faßen im Arm die holde Schläferin, nahe
Mit dem Munde der Hand, Küsse zu drücken dara
Wagt' ich dennoch es nicht der Gebieterin Ruhe zu st
Eingedenk nur zu wohl ihres bestrafenden Zorns.

Das Beiwort languida V. 2. ist jetzt beßer erreicht, als
'Tief in Schlummer versenkt'. Das zweite Distichon

So lag, eben entfeßelt vom Fels, die Tochter des C
Nun, nach langer Pein, wieder der Ruhe geschen

und wich in Sinn und Anordnung viel weiter vom
Ungern vermißen wir noch den eignen Namen Androm

Pentameter V. 6. hatte Hr. v. K. den Namen des Flußes nicht nach der heutigen Aussprache, sondern nach der alten Quantität skandiert:

Matt, an des Apidanus blumichten Ufer dahin;

eine Vergünstigung, die der Bequemlichkeit des Uebersetzens allerdings sehr zu Statten kommen würde, auch des Wohlklangs wegen wünschenswerth wäre, aber eines allgemeinern Einverständnisses, und anfangs wohl auch einer kleinen metrischen Bezeichnung bedürfte. Das vierte Distichon:

So fand Cynthien ich, in weicher Ruhe gestrecket,
Schlummerathmend; ihr Haupt stützte der wankende Arm:

hat jetzt mehr Rundung und Grazie; nur machen die beiden Participien als Beiwörter vor dem einsilbigen Schluß beider Hemistiche eine unangenehme Symmetrie. Nicht ganz richtig hieß es vorhin:

Und der Knaben Gefolg schwungen die Fackeln mir aus;

Sie schwingen die Fackeln vielmehr, damit sie beßer brennen sollen. Die 'Knaben' werden im Deutschen schwerlich für Diener genommen werden, die doch damit gemeint sind; nicht die geringste Spur weiset uns darauf hin, daß der Dichter hier (wie II. El. 29.) von kleinen Götterknaben zu seiner Geliebten hingeführt wurde. Warum nicht lieber 'die taumelnden Schritte' (ebria vestigia) statt 'die schweren', da diese Bestimmung schon in 'schleppte' enthalten ist? Wenn V. 12. nicht mit Fleiß bescheidner gemacht worden ist, so sollte es wohl heißen:

Wagt' ich, nur leise das Bett drückend, der Holden zu nahn.

Das folgende Distichon, das sonst so hieß:

Und beredten mich schon die beiden der heftigsten Götter,
Amor und Bacchus zugleich, brennend in zwiefacher Glut,

hat sehr gewonnen; die Beziehung von 'brennend' war nicht deutlich, und das schöne Gleichgewicht der beiden Hemistichien (Hoc Amor, hoc Liber, durus uterque deus) war verloren gegangen. Jetzt ist es, und mit ihm die steigende Ordnung, glücklich hergestellt. Der Sinn des achten Distichons war in der frühern Lesart schon näher

gegeben, doch das Osculaque admota sumere ad
ganz erreicht. Es ist nicht von der Hand des Di
seiner Geliebten die Rede. Rec. würde vorschlagen

Leicht, wie sie lag, sie zu drücken, mit untergeschobe
Nahend mit schmeichelnder Hand, Küsse zu raube

Es ließen sich viel solche Vergleichungen anstell
gen würden, welche anhaltende Liebe der Uebersetzer
seinem Unternehmen gewidmet hat. Kann das Ziel
ter hinausgerückt werden (und nach der Natur der
fast nie von einer poetischen Nachbildung rühmen:
etum), so sind wir doch nicht berechtigt, es zu thu
durch diese allmähliche Annäherung erst deutlicher e
in der Wahl der Stücke ist Hr. v. K. den Schwierig
dem Wege gegangen. Die Geschichte vom schönen H
war gewiß keine leichte Aufgabe: der zarte Hauch
Muse webt über ihr. In der herrlichen Elegie:

Wanderer, was du hier siehst, die weitumfaßende R
War vor Aeneas Zeit Hügel mit Grase bedeckt,

ist hingegen das alterthümliche römische Kolorit,
wort des Sterndeuters der mystische Ton gut getro

Ueberhaupt wißen wir es dem Uebers
Dank, daß er uns aus dem weniger zahlreiche
verhältnißmäßig so viel gegeben. Hier sieht
den Propertius die Flügel eigner Dichterkraft
ten, und daß er nicht aus Armut des Geiste
an die Griechen hielt. Die Erscheinung
Cynthia hat einen schauerlich großen Charakte
Cornelia Briefe aus der Unterwelt an ihren
offenbart sich eine zarte und heilige Seele, in
heit gekleidet; durch die Art, wie er ihr In
sprochen, hätte sich der Sänger allein schon ei
lichen Kranz verdient. Hievon und von de
Arethusa an den Lycotas sind die sämmtli

Ovids doch nur eine schwächende und zweideutige Kopie. Selbst der Lobgesang auf den Sieg bei Aktium oder vielmehr auf die Einweihung des ihm zum Andenken gestifteten Apollotempels ist für ein abgenöthigtes Gedicht schön genug, und besonders der Schluß so genialisch trotzend:

Freue dich, wenn du noch fühlst, in deinem sandigen Grabmal,
Crassus! zu dir ist der Weg uns durch den Euphrat gebahnt.
Also wechsle die Nacht Gesang und Schale, bis Phöbus
Früh den Tagesstral selbst in die Becher uns taucht.

Abgenöthigt darf man es wohl nennen, da in verschiednen Elegien sich verräth, daß Propertius häufig sogar um Heldengedichte auf Augusts Thaten heimgesucht ward, womit uns zum Glück der Himmel verschont hat. Die so gerühmte und zum Sprichworte gewordne goldne Protektion des Auguſt und Mäcen hatte bei allem dem große Unbequemlichkeiten: sie wollten ohne Rücksicht auf die Gesetze der Kunst und den eigenthümlichen Genius des Dichters ihre Gaben in baarer Poesie zu ihrem Preise bezahlt haben. Der sanfte Virgil fügte sich am willigsten; vom Horaz hat August nie mehr erlangen können, als ein Paar ziemlich kalte Oden, in denen ein übel verhehlter Republikanismus spricht. Properz lehnt mit unnachahmlicher Feinheit der Wendungen die Forderung von sich ab, vorzüglich in der ersten Elegie des zweiten Buchs, welche wir ganz gewiß bloß einer unverschämten Frage Mäcens (ungefähr wie die des Kardinals von Este an Meister Ariosto) zu danken haben: woher er nur immer den Stoff zu so vielen Liebesliedern nehme? — Eben dieser Gesichtspunkt wird in der reizenden [illegible] III. El. 3. Einheit des Ganges entdecken lehren, die der Uebersetzer daran vermißt.

Der anziehende Gegenstand verlockte uns zu allg
merkungen, von denen wir noch zu einigen ins Einz
zurückkehren. Der Uebersetzer hat sich mit Recht nicht
ligerschen Versetzungen gerichtet, die an der, auch du
erneuerten, Mißhelligkeit der Ausgaben, sogar in der
gien, Schuld sind. Er giebt daher auch die zweite u
gie des zweiten Buches nicht zusammengeschmolzen, sond
nur die acht Verse vom Joch der Liebe und vom M
er nicht wie die göttingische und barthische Ausgabe a
dern nach Scaligers Anordnung vorn. Sie scheinen
aber beßer zu beschließen. Es hebt an mit dem V
Freundes, daß Properz den Vorsatz, seine Freiheit
zu behaupten, so bald gebrochen. Er rechtfertigt sich
sie ihn nicht sowohl durch ihre körperlichen Reize, al
bezaubernden Geist wieder an sich gefeßelt, und zwar
befreit zu sein wünsche. Sie mochte ihm Ursachen
gegeben haben (die Zeile Hac ego nunc mirer si flag
ventus? spielt darauf an); nun betrachtet er dieß a
Aufwallung, womit sich bloß der des Joches noch Un
pört, da doch selbst Melampus für die Liebe Schmach
müßen. Indessen kann, bei Properzens kühnen Ueb
unsrer Unbekanntschaft mit den nähern Beziehungen se
das Gefühl nie sicher über so etwas entscheiden, und
müßen das Beste thun. — Nur selten hätte Rec. eine
druck statt des gewählten gewünscht. Ein verwünscht
liebster 'Pantoffel' (II. El. 29. V. 39.) wird sich wo
bringen laßen, ungeachtet das Wort durch seinen Klan
sprichwörtlichen Gebrauch unpoetische Vorstellungen er
würde den Morgenanzug nicht so bezeichnen. Aber die
Schafpelzrock' (IV. El. 1. V. 12: Pellitos habuit, rusti
tres) dürften mit 'Männern, in Felle gehüllt', vertaus
An die Stelle der auserlesenen mythologischen Benenn
Properz gebraucht, hat der Uebersetzer oft bekanntere
gewiß erlaubte Freiheit, da Mythologie den Lesern, fü
arbeitete, überhaupt geläufiger, und also auch der geleh
weniger fremd war, als uns: freilich ist dieser nicht
tönendere, z. B. III. El. 2. V. 1. 2:

Hingesenkt an die Schatten am Helikon, da wo die
Unter pegasischem Huf stürzet vom Felsen herab,

wo das prachtvolle Bellerophontei qua fluit humor equi, wie durch folgende Wendung beibehalten werden könnte:

Hingelagert zur Ruh in des Helikon liebliche Schatten,
Wo dein Quell sich ergießt, bellerophontisches Roß.

die aber der gleich darauf folgenden Anrede an Alba in den Mund kommen würde. — Unter wenigen neugebildeten oder sonst gewagten Wörtern und Redensarten bemerkte Rec. das Beiwort Singvögel, für argutae aves, als ungemein treffend, und der Analogie gemäß, da wir das Wort in Zusammensetzungen schon haben.

An dem Versbau vermißen wir hauptsächlich noch sorgfältigere Benutzung der vorhandenen und wirklich vorkommenden Formen. Wenn der Spondeenzwang die Ohren beleidigt, thut ihnen der gegengesetzte Extrem auch nicht wohl:

Mit des Philetas Epheu wetteifern die Kränze der
Also sträubet sich Anfangs der Jünglinge Sinn in

Die Zumuthung, die bezeichneten Silben zu kürzen, wird durch weniger merklich, daß sie am Abschnitte stehen, aber dafür auch gänzlich auseinander. Manchmal ist sie nicht vermieden auch wo der Ausweg ganz nahe lag. Laßen wir uns nicht auf die Kenner des Wohlklangs, wie wir statt:

Und wie anfangs das Stier unbändig dem Joch

lieber hören:

Und wie der Stier anfangs unbändig dem Joch

Der Pentameter kann die Kürzung noch weniger

Ruder einladen zur Fahrt auf dem lukrinischen
Wie sie durch deine Schuld mir, der unglückliche

und ein Spondee in der ersten oder zweiten Hälfte ist eben das beste Mittel, der ihm vorgeworfenen Schwere (s. S. XI.) abzuhelfen. Nur ein paarmal hat sie sich durchgeschlüpft:

Philoktets langwierige Plage heilte Machaon.
Dreimal ja viermal glücklicher Postumus, wareſt du

Bei weitem die meiſten Diſtichen ſind auch von Se
gerundeten Wohlklangs untadelig.

Für das Bedürfniß der nicht mit dem Alter
Leſer oder Leſerinnen (denn dieſe wünſchte ſich Prope

Daß das einſame Mädchen, den theuern Geliebten e
Oefter auf Schemel und Bank werfe dein Büchle

und wird ſie gewiß in dieſer geſchmackvollen Erſchein
uns finden) iſt durch jeder Elegie angehängte Erklä
durch Kürze und Zweckmäßigkeit empfehlen, geſorg
Amor, mit Herkules Keule und Löwenhaupt belad
antiken geſchnittnen Steine von Hrn. Prof. Meyer
zeichnet, ziert als bedeutendes Sinnbild das Titelbl

---

1) Väterliches Vermächtniß an gute Töchter. A
Lpz. 1798.
2) Der Freund des weiblichen Geſchlechtes. Na
von J. G. Grohmann. Lpz. 1797.
3) Grundſätze zur Bildung für Geiſt und He
Franz. der Marquiſe v. Lambert bearb. v
Lpz. 1798.

Die Leſerinnen haben zwiſchen Nr. 1. und 2. d
ſich nach engliſchen oder franzöſiſchen Vorſchriften
ſie werden ungefähr gleich gut dabei fahren. Die
einem herzlicheren Tone und nach beſchränkteren Be
als die letzten; dieſe geiſtreicher, umfaßender, und
Stufe der Bildung treffender, als jene. Man kennt
die Gattung; ſie dreht ſich meiſtens um die ſo leic
des Nicht-zu-viel und Nicht-zu-wenig, und aller mä
und negativen Vorzüge. Man geſteht alle möglich
das Geſchlecht ein; man ſagt ihm recht ſehr viel
Erſprießliches, hält es aber doch mit einem kleinen V

gefertigt. — 'Die Verhältnisse [illegible] in der Welt', sagt der Engländer im ersten Kapitel, [illegible] in mancherlei Lagen, wo ihr der Religion vorzüglich [illegible] mit Geist und Charakter zu handeln.' Im zweiten: [illegible] Talenten ist Witz das gefährlichste.' Im [illegible] und Vergnügungen: 'die Besorgung des [illegible] eigentlich zum Beruf eines Weibes', und 'beim [illegible] vorzüglich auf Leichtigkeit und Grazie zu sehen'. [illegible] Freundschaft, Liebe und Ehe, und ist das beste [illegible] seinen Töchtern allenfalls auch einen männlichen [illegible]; er empfiehlt ihnen Selbständigkeit, und erlaubt [illegible].

Der Franzose, der zu Anfang [illegible] dieses Jahrhunderts geschrieben haben soll, [illegible] mehr ins Große an: er mischt die Geschichte [illegible] den Einfluß des weiblichen Geschlechtes ins [illegible] berühmten Französinnen, und behauptet, daß [illegible] Schriften seiner Landsmänninnen schon [illegible] Bibliothek bilden könne. Uebrigens finden sich in [illegible] Bemerkungen: er scheint die Frauen auch [illegible] will, daß etwas Rechtliches aus ihnen werde. [illegible] heraus, wenn er sie in 'Träge und Wilde, wie [illegible] Brunetten' eintheilt, aber von der Wilden doch [illegible] als von der Trägen. 'Sie kann wieder zu [illegible] meint er, 'und ihre lose Thätigkeit mäßigen; [illegible] eine weichliche Trägheit so viel über sich, daß [illegible] das Joch der Indolenz abwerfe'. Sehr richtig [illegible] andern Stelle: 'Es ist nicht der Umgang der [illegible] Mädchen verderben kann: alle Thorheiten, die [illegible] werden nur in so fern Wirkung auf dasselbe (sie) [illegible] Mutter [illegible] in dessen (ihrer) Gegenwart [illegible] er, 'daß Stärke des Geistes zur [illegible] Friedens nöthiger ist, als man glaubt'. [illegible] des weiblichen Geschlechts immer [illegible] Nachdenken wecken kann. [illegible] Bücher nicht besonders aus, [illegible]

Hrn. Heydenreichs Bear[illegible] Marquise von Lambert: Avis [illegible]

Klaſſe der vorhergehenden. Die Marquiſe war eine ſehr achtu
würdige Frau: ſie hat ihrem Sohne vortreffliche Sachen g
und glücklich alle Zöglinge der Kriegswißenſchaft, die nur
genug haben, ſie fühlen und verſtehen zu können! Ihre Lehr
hen nicht bloß darauf, dem Zöglinge das Gute anzubilden, ih
ſittet, tapfer und großmüthig erſcheinen zu laßen: ſie ſollen e
ihm heraus bewirken, und manche ihrer Aeußerungen erheb
über die Begriffe ihrer Zeit, wie manche auch wieder mit den
corum derſelben zuſammenhängen. Hr. H. hat eine Rede h
fügt, in welcher das Redneriſche ſtark vorwaltet, und die du
mündlichen Vortrag natürlich ſehr gewinnen muß, ob wir
weit entfernt ſind, ſie für eine bloße Deklamation zu halten.

Die Geſpenſter. Kurze Erzählungen, v. S. Chr. W
2. Theil. Berl. 1798.

Wir zeigen hier den zweiten Theil eines Werks an, d
die möglichſte Verbreitung wünſchen, da es auf alle Weiſe z
nützlichen Volksbuche geeignet iſt. Auch ſcheint der ſo unv
redliche Eifer des Vfs ſchon durch den Erfolg ſeiner Unter
belohnt zu werden, da von dem erſten Theile ſchon eine z
lage erſcheint. Die Schreibart iſt lebendig und faßlich, ob
in das Gemeine zu verfallen. Eine geſundere Anſicht d
kann um ſo eher durch dieſe Erzählungen verbreitet werde
ſonſt alle Reize, welche der Einbildungskraft ſchmeicheln,
führen: Verwickelung, Auflöſung, Ueberraſchungen; ſo da
angezogen fühlt, während ſie von ihren Verirrungen gehei
ſoll. Ein andrer Vortheil dieſer Sammlung wird viel
ſein, die muthwilligen Geſpenſter zu bannen, und die Za
ſichtlich geſpielten Spukereien zu vermindern, da ſie eine
Aufſeher zu fürchten haben. Wie um Wahrheit überhau
es dem Vf. auch nach ſeinen vielfältigen Aeußerungen um
heit der Kritik zu thun; und ſo möchten wir ihn zuletzt
nern, ſelbſt niemals die ſtrengere Kritik bei der Aufnah
eingeſandten Beiträge zu verabſäumen, wie es leicht der
könnte, wenn er dem Werke kein gehöriges Ziel ſetzte, un

sehen kann, so verdient sie doch Achtung, theils in Betracht des Bodens, wo dergleichen eben nicht häufig gepflegt werden, theils um des freiern Geistes willen, der sich darin zeigt, und wovon z. B. 'der Bach' als Beweis angeführt werden kann. Sie enthält auch einige nicht üble Epigramme. Die nicht unterzeichneten Stücke, welche vom Herausgeber und einem seiner Freunde herrühren, sind im Ganzen die vorzüglichsten. 'Die Nachfrage' ist eine recht artige Tändelei. Andre Gedichte sind freilich sehr schlecht, wie z. B. 'das schöne Nönnchen', oder ganz unbedeutend, wie 'das Glück der Ehe'. Härten finden sich allenthalben, sowohl der Versifikation als des Ausdrucks. Von den prosaischen Aufsätzen sind 'die Fragen mit Gründen und Gegengründen' das Bedeutendste, und eben wie sie der Herausgeber vorlegt, als Mittel, den Scharfsinn junger Leute zu üben, allerdings zur Nachahmung zu empfehlen. Einige Kompositionen, worunter eine von Haydn, werden für eine angenehme Zugabe gehalten werden, und sind auch besonders zu haben.

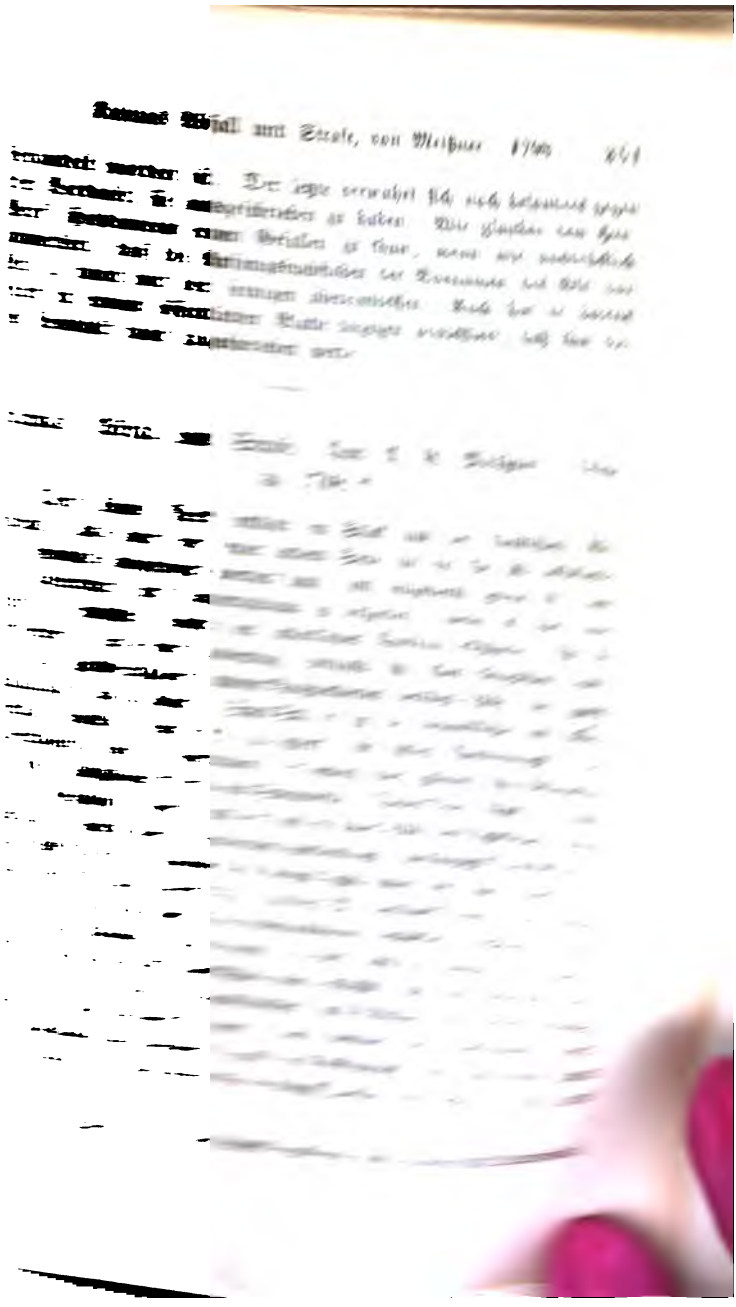
---

1) Launige Skizzen. Von W. H. Heydenreich. Lpz. 1798.
2) Hauspostille für Verliebte. 1. Bdchn. 1798.

Ein Paar Gegenstücke, die einander werth sind. In beiden giebt es theils fade, theils grobe, und mehrentheils übersetzte Geschichtchen, mit schlechten Versen untermischt, manche auch ganz (wie die Ueberschriften lauten) 'poetisch' abgefaßt. Ein Pröbchen Poesie aus Nr. 1. wäre etwa folgendes:

Aus Ungeduld ward endlich ernster Zorn:
Geh, rief sie, werd' ein Eremit, und sei ein Thor!
Ist schon der Trieb, den Gott dir weislich gab, verloren,
So bringt Natur für dich nun keine Lust hervor.

Von Nr. 2. wollen wir den ersten den besten, nicht den schlimmsten, witzig sein sollenden Einfall aus einem Wörterbuche für Verliebte anführen: 'Adam war der erste und einzige Ehemann, der mit Gewißheit wußte, daß er Evchen als Jungfer in seine Arme bekam'. Ein auffallender Beweis der Sympathie dieser Bücher ist auch der, daß die nämliche Anekdote in beiden, in Nr. 1. unter dem Titel 'die Strafe der Habsucht', und in Nr. 2. als 'der schnelle Entschluß



er selbst gesteht, ihn stellenweise übersetzt, und wo
than, kann er in historischer Hinsicht auf kein and
spruch machen, als auf das, seine Erzählung wo
zu haben. Denn das Urtheil des römischen Gesch
der prüfende Leser schon ohne Zurechtweisung vo
zu unterscheiden wißen. Wie wenig der Vf. in d
sischen Historiker eingedrungen, zeigt sich auch da
sie, und zwar namentlich den Herodot und Thuc
ständig, sondern in Bruchstücken zu übersetzen, da
der Zusammensetzung des Ganzen ihrer Werke al
nen. Es bleibt hier also nichts als die Schreib
übrig, aus welcher sich eine hübsche Blumenlese vo
Phrasen, wobei besonders die Gedankenstriche eine
len, zusammentragen ließe. Wir heben nur einige
Wer, der so schreibt und keinen Augenblick sein
gißt, würde auch wohl im Stande sein, entwe
Uebersetzung' des Livius (S. die Vorr. S. VI.) zu
Scilla und Charibdis ganz auf der Mittellinie
d. h. sich nie weder durch Kapuas Leiden, noch
selbst nicht durch Hannibals Heldenseele hinreißen
Vf. rechnet uns in dem Werke selbst seine Unpart
sich gern der Begebenheit erinnern würde, muß sich
an Hrn. M. erinnern laßen.

[*) Das nun folgende beträchtliche Sündenver
als jetzt ohne allen Nutzen hinweg.]

Recenſionen aus der Jena[illegible]
Literatur-Zeitung

Ich und meine[s] [illegible]
dumme Streiche, [illegible]
rich Ferdinand [illegible]
Kantisch-Fichte[illegible]

Außer dem Titel[illegible]
lich 'die Seelenan[illegible]
ganz beiläufigen [illegible]
nichts, was den [illegible]
haben könnte oder [illegible]
für den Lebenslauf [illegible]
Taugenichts-Carrière [illegible]
Komödianten, Räu[illegible]
letzt so glücklich [illegible]
Gütern dieses [illegible]
waltet, also mit [illegible]
schaffen hat. [illegible]
mit aller möglich[illegible]
mehr Raum zu [illegible]
zu einem leidlich[illegible]
tenen Prügeln [illegible]
Abstich macht. [illegible]
Freiherrn von [illegible]
schwerlich unter[illegible]
nen Neigung[illegible]
ihm genug [illegible]

mich in Königslutteriſchem Breihahn, der aber, ich mu
an Ort und Stelle keinen ſo guten Geſchmack hat, als
nige Meilen iſt verführt worden'.

Discours sur la littérature prononcé à l'Acad
sciences et belles-lettres de Berlin le 9. d'A
par M. le Marquis ci-devant Chevalier de
Berlin 1798.

Die Aufnahme in eine Akademie, eine Cer
die franzöſiſche Litteratur ſo viele Eloges auf
Mitglieder der Akademien verdankt, in welchen
gewandte Kunſt des Vortrages in umgekehrtem
mit der Wichtigkeit des Gegenſtandes ſteht, hat
auf deutſchem Boden einen franzöſiſchen Aufſatz
meinerem Intereſſe veranlaßt, worin man di
geiſtvollen Boufflers nicht verkennen wird. De
jener unvergleichlichen Königin von Golconde
zwar am liebſten zu allen den poetiſchen Thor
worein es ſeiner leichten und witzigen Phan
ſollte, uns zu verſtricken: allein man freuet ſ
einem ernſteren Geſchäfte, in einem andern
ganz verändertem Schauplatze eben die Heiterke
erſcheinen zu ſehen, welche eine zufällige Un
Horizonts nicht hat trüben können. Die litt
politiſchen Verhältniſſe berühren ſich in ſo vi
daß die meiſten von den heutigen franzöſiſchen
im Auslande den Einfluß der Zeitumſtände b
genheit durch eine Bitterkeit verrathen, wovo
liegenden Schrift nicht eine Spur zu finden i
häufig ſollen die unſchuldigen Wißenſchaften

[illegible]

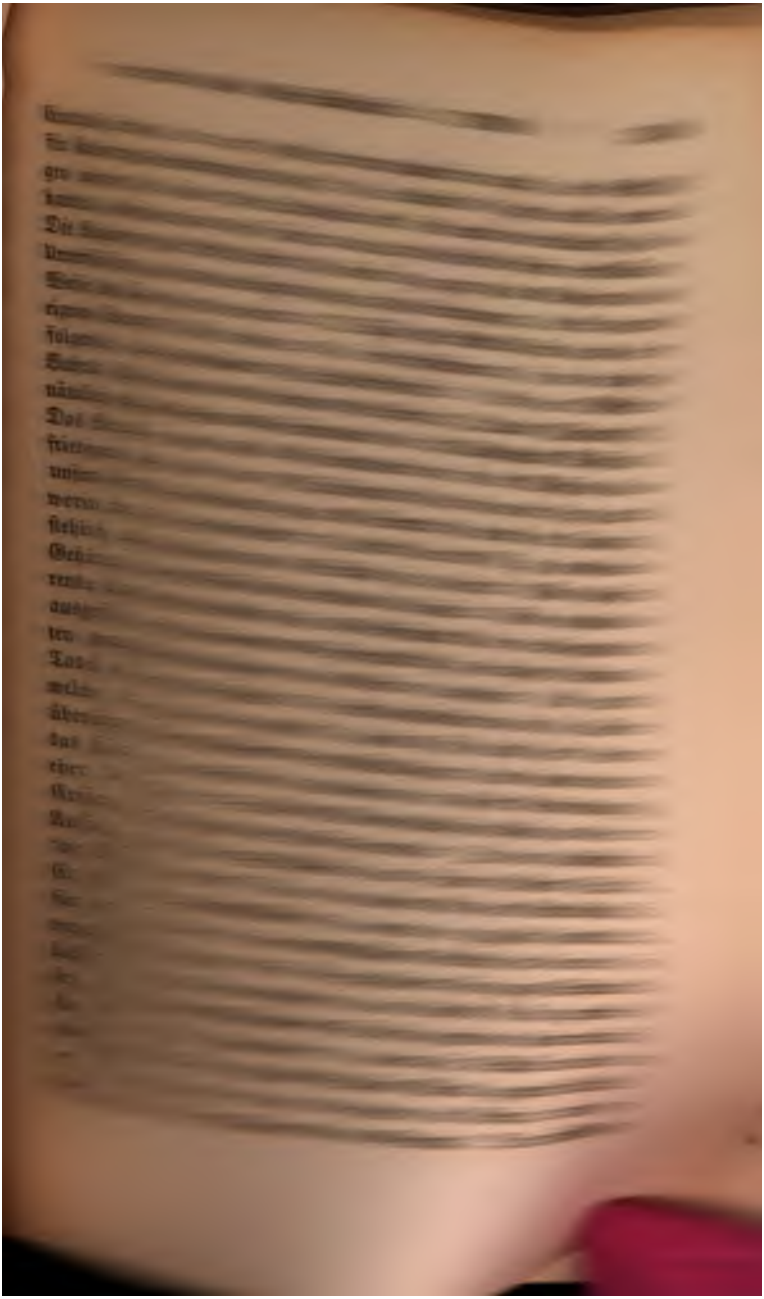
[illegible] Gefühl von Unerreichbarkeit [illegible] immer zunehmender [illegible] Bearbeitung, vom unaufhaltsamen [illegible], welches jedem, der um sich [illegible] frischer Kraft sich regen sieht.

Gefühl
l wen-
fig be-
rstellen.
hen des
Art und
nach der
ie einige
Doktor
charioth,
Messias.
ssiade be-
Herz und
n Traum,
unwider-
lles dahin
e opponie-
rliegenden
en bekann-
Lob und
e die, über
mit 'dem
immer nur
Verbindung
ßen aus der
dem nächsten
rüheren Zeit,
n Betrübniß.
gleich handelt,
mit einer so
ganze Schreck-
sie ihn getrof-
den haben muß.
Schiller uns i
gegeben hä
Versen, nur
. 'Der anstö

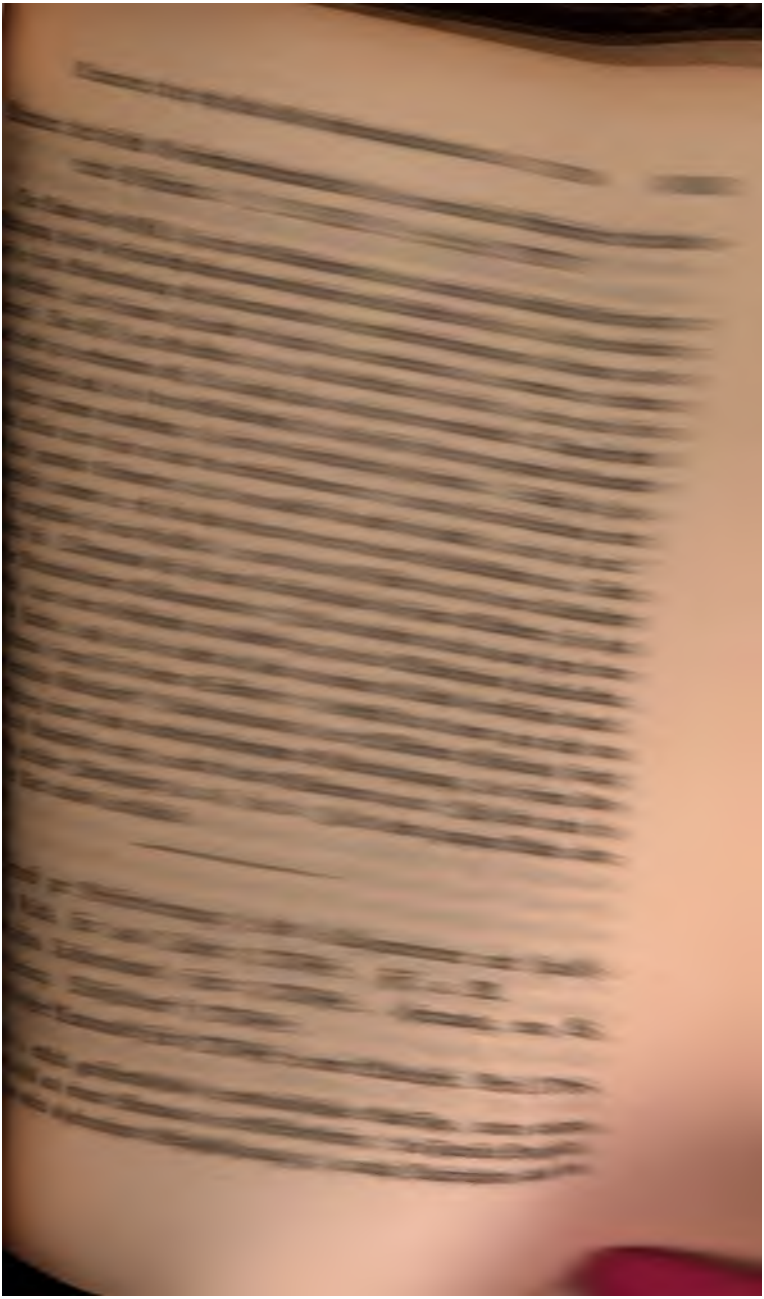
und an die unendliche Perfektibilität des mens
stes glaubt, völlig fremd sein muß. Allein
es nicht zuzumuthen, jetzt noch mit der deutsch
Bekanntschaft zu machen (wenn einmal der
zwischen Rochefoucault und Kant zu stehen ko
man es mit einer Aeußerung des guten
unsre Philosophen nicht so genau zu nehmen
darf wohl ohne Nationalstolz behaupten, da
ihren Tiefen die Zukunft der europäischen Kun
schaft ahnden läßt. Ohne Zweifel kann ein
Litteratur eine Wendung genommen haben
einen Punkt gelangt sein, wo ohne gänzlich
an keinen Fortschritt mehr zu denken ist, un
Fall der französischen sein. Da aber ei
Werden sich zuerst immer als Zerstörung
schließen wir mit dem Wunsche, daß d
Boufflers die bisherige Periode der franz
der leichteren Gattung, deren besiegte Sch
schön entwickelt, noch bereichern möge.

Ein Gastmahl von mehr als sechs Schüße
Einladung an alle Freunde des höhern Gen

Die Allegorie vom Gastmahl hat der
Genüge ausgeführt; wir wollen sie hier nich
etwa über Unverdaulichkeit klagen und dergl.
sagen, daß die drei ersten Aufsätze dieser San
eines merkwürdigen Berges in der Grafschaft
rusalem' ebendaselbst, und 'der Doktor Bahrdt
uns die genießbarsten scheinen. Sie enthalte
fährt etwas dadurch. Wer die Grafschaft
Wege zu jenem Berge jetzt selbst ausfindig



Punkt' komme ja erst ganz zuletzt. Der Vf. scheint gar keine
nung davon zu haben, daß alsdann auch der erste Theil seine Natu
gleichsam verwandeln würde, und daß ihm das Gedicht bei wen
nicht so hätte auffallen, nicht so vortrefflich dünken können.
konnte aber gerade er sich so außer Faßung durch dasselbe se
laßen, da er es in seiner Gewalt hatte, den Geist des Sokrates
seiner Beruhigung zu beschwören, wie in der folgenden Erzählu
'Euphrosin und der Greis mit der silbernen Wage' geschehen
Erdichtung gegen Erdichtung. Wem jene die klare Ansicht des
bens getrübt hat, der findet hier Auskunft für Diesseits und Jen
Der Vf. legt auch selbst einen besondern Nachdruck auf diese E
lung; er kündigt sie als eine 'von seltner Art' an, und nen
seine pièce forte, wovon er selber oft wieder kostet, und sie
Gästen vorzüglich empfiehlt. Hier tröstet er sich auch mit
Sokrates über die Fortschritte einer Weisheit, 'die uns ve
schönen sinnlichen Natur immer weiter entfernt, die Wißens
erschwert, auf die sie ihren Einfluß äußert, manche Hoffnun
uns theuer war, wankender gemacht, und unsern Geist auf un
bares Grübeln hingelenkt hat, das in keiner Verbindung mi
rem Glück ist' u. s. w. Man sieht, der Vf. nimmt mannich
Anstoß, und es möchte kaum möglich für ihn sein, sich ohne S
mit der Philosophie und Poesie abzugeben. Die bildenden
hätten sich dagegen vielleicht über ihn zu beschweren, da er
'Scenen aus einem ungedruckten Schauspiele: die Bildsäulen
'Englischen Mylord' dazu erwählt, in ihr Heiligthum zu dri
Wir dürfen nicht übergehen, daß er hierauf das Lied 'Nu
alle Wälder' u. s. w. in einer eignen Abhandlung gegen Fri
in Schutz nimmt, der einmal sehr verächtlich davon gespro
der That hätte es weder der Anführung des Virgil, Homer
u. a. bedurft, noch der Auflösung in Prosa, um darzuthun
gar kein verächtliches Volkslied ist, von dem bloß die erste
weil die Menschen so ohne alle Rangordnung zwischen
Feldern zu stehen kommen, ein wenig lustig klingen.
enthält das Buch noch einen Aufsatz 'über die Bestim
Menschen', 'die Trennung', ein Gedicht, Fabeln, Anagram
sel und Charaden.



womit der Erklärer zu Werke gegangen iſt, übertrifft hier leicht die, beſonders bei dem Stich, aufgewandte Kunſt.

Die Kupfer von Nr. 2. ſollen Scenen aus Hermann und Dorothea vorſtellen. Zwei darunter ſind von Chodowiecki: das erſte Zuſammentreffen Hermanns mit Dorotheen, und der Eintritt beider in das väterliche Zimmer. Man kann ſich des Gedankens nicht erwehren, daß den Künſtler bei ihrer Verfertigung eine kleine boshafte Laune gegen das Gedicht angeweht haben muß, wenn man nicht eine ſehr vernachläßigte oder mißrathene Bearbeitung annehmen will. Auf dem erſten Blatt ſpielen die Pferde und Ochſen der beiden Wagen, die Köpfe nach vorn gekehrt, die Hauptrolle; die Ochſen ſcheinen wohl mit Fleiß als 'die gröſten und ſtärkſten des Auslands' abgebildet worden zu ſein. Die Wöchnerin nimmt ſich aus wie ein verwundeter Soldat. Das zweite Blatt iſt noch weniger zu entſchuldigen. Wer wird in der gemeinen runden Perſon mit der aufgeworfenen Naſe, welche nebſt dem offenen Munde der Erſcheinung entgegenſtrebt, die würdige Mutter Hermanns; wer den Hermann ſelbſt in dem verlaufenen Studenten erkennen, der mit dem Mädchen an der Hand zur Thüre hereintritt? Das Mädchen iſt beßer, auch der Wirth zum goldenen Löwen möchte allenfalls für ſich beſtehen; aber der Apotheker und Pfarrer ſind unedle Karikaturen ihrer Originale. Wenn es Chodowiecki möglich war, den Sinn unwillkürlich ſo zu verfehlen, ſo ſieht man wiederum, wie mißlich es mit Zeichnungen zu Gedichten und Romanen ſteht, wie unheilbringend beſonders dieſe kleinen Formate für die Kunſt ſind. Ein Blatt von Küffner, das nur zwei Figuren hat, Hermann und ſeine Mutter unter dem Birnbaum, iſt das artigſte von allen, und in einer andern weniger verworrenen und kleinlichen Manier gearbeitet, als die Blätter von ihm im vorhergehenden Almanach, und eins in dieſem, der Zug der Vertriebenen. Die Mutter iſt beſonders gut gerathen.

Den ſonſtigen Inhalt des Almanachs möchten wir faſt nur auf die Beiträge von Hölderlin einſchränken. Die des Herausgebers ſind endloſe Reimereien, einige Erzählungen oder Romanzen, z. B. Palmach, das Schlechteſte darunter. In dem langen Liede an Emma hat der Vf. den Ton von Bürgers Elegie an Molly anzuſtimmen verſucht, und in dem Gedicht 'das Eine' erſtreckt ſich die ſichtbare

Nachahmung von Schillers Räubern selbst bis auf einzelne Stellen. Vor den übrigen zeichnen sich die Kleinigkeiten von Hillmer und Siegmar vortheilhaft aus, so wie die einigen elegischen Zeilen von Reinhard (dem französischen Gesandten) an seine Gattin über den Abschied von Deutschland. Die prosaischen Aufsätze sind ganz unbedeutend. Hölderlins wenige Beiträge [illegible] Geist und Seele, und wir setzen gern zum Beleg [illegible]

An die Deutschen. . . . . .

An die Parzen. . . . . .

Diese Zeilen laßen schließen, daß der Dichter [illegible] Gedicht von größerem Umfange mit sich [illegible] von Herzen jede äußere Begünstigung wünsche [illegible] Proben seiner Dichteranlagen, und selbst das [illegible] erhebende Gefühl ein schönes Gelingen [illegible]

Dyveke, ein Trauerspiel, nach dem [illegible] von R. L. [illegible]

Das Original ist ein sehr [illegible] und sein Stoff aus der vaterländ[illegible] war Christiern des zweiten [illegible] suchen die Anhänger der Königin [illegible] das stolze Betragen von Dyveke [illegible] verdrängen. Die Königin [illegible] buhlerin, und bemüht sich [illegible] mahls. Einer unter dem [illegible] wo sie sich aufhält, Torb[illegible] dem Vorwande, sie und [illegible] zu retten, bringt man [illegible] willigen, der es selbst [illegible] Treulosigkeit eines Prieste[illegible] nigin im Bündnisse steht [illegible] geführt werden kann. [illegible] Begebenheiten; Neben[illegible] der Sache ein sehr [illegible]

zweideutige Rolle, wo er erscheint; und wo er ni
kommt, wird er doch als mitwirkende Hauptper
Ende besonders geht er in dem ungünstigsten A
er verläßt die sterbende Dyveke und gewährt nic
um Verzeihung für ihren edelmüthigen Freund, d
ihren böslichen Verführer und seinen Nebenbuh
Liebe zeigt sich hier zwar, wenn man will, i
keineswegs in Worten. Dyveke und die Königin
das Stück seine Wirkung zu danken hat, und
sanften, rührenden und wirklich zarten Gattu
flieht, sucht sie die Königin auf, welche in
Oberhofmeisterin unterrichtet worden ist; sie
erkennen, bittet um ihre Nachsicht, und nimmt e
Abschied von ihr. Die mütterlichen Hoffnu
Königin, welche sie eben jetzt erfährt, bringen
Regung eines freiwilligen Entsagens in ihr, die
hervor. Sie hat schon vorher, zwar mit Lieb
Eifersucht bemerkt, daß Christiern für seine Ge
fühlt. Auch indem sie sich sterbend für ihren
zeigt sich Dyveke noch liebenswürdig.

Sprache und Dialog ist nichts weniger als
schimmert in der Uebersetzung hindurch, daß di
vorzüglichen Diktion des Originals nicht ihr E
Zwei andere Uebersetzungen desselben scheinen
Hände gefallen zu sein. Sollte man das S
Theatern geben wollen, so würde eine Verä
Namen der Hauptperson und verschiedenen an
werden müßen, die in unserer Sprache nothw
Nebenvorstellungen führen. Sein Erfolg auf de
beruhte übrigens vielleicht mit auf dem U
Verfaßer, Samsör, dessen einziges dramatisches
Tage vor der ersten Aufführung, starb, und
rührende Todtenfeier wurde.

eine Vorstellungsart zu rügen, die ihn selber in viele Widersprüche verstrickt, deren Unhaltbarkeit und Schädlichkeit längst dargethan ist, und mit der er gar nichts Uebles will, wenn sie nicht noch immer fortführe, schädlich zu sein, wenn nicht eben sie zum eigentlichen, nämlich praktischen, Atheismus führte; zum Mangel an derjenigen Religion, worauf die eigentliche Menschlichkeit beruht.

Die Diatribe gegen 'das Spiel' ist fast zu unbedingt ausgefallen. Freilich befördert das Spiel Herzlosigkeit und Leere; aber als Gesellschaftsband betrachtet, aus welchem Gesichtspunkt es hier am weitläuftigsten ausgeführt ist, verbirgt es sie auch auf eine wohlthätige Art für den Beßern, und kann selbst für ihn, wenn er dann und wann dazu greift, eine interessante Seite haben. Der Fall, wobei der Vf. etwas lange verweilt, daß Höhere oder Reichere das Spiel gebrauchen, um auf eine gute Art Geschenke zu machen, möchte wohl der seltenste sein.

Der zweite Theil steht dem ersten nicht nach; das 'Wort an Schauspieler oder die es werden wollen' möchte ihm vielmehr das Uebergewicht geben. Es enthält sehr viel gute und geistvolle Bemerkungen, und ist angenehm geschrieben. Der Vorschlag eines Erziehungsinstituts, um Kinder zu Schauspielern zu bilden, wäre einer gar wirksamen Ausführung fähig, da jetzt die Meisten zu dieser Kunst zusammenlaufen wie auf einen Maskenball. Der Vf. legt in seinem Urtheil und seinen Forderungen das gehörige Gewicht auf die Erscheinung, indem er doch zugleich die kleinen Künste der Illusion verwirft. Er verdiente sehr von Schauspielern beherzigt zu werden. Hin und wieder kommen freilich auch schwache Stellen vor; besonders haben sich auf den S. 177. und 178. dergleichen zusammengefunden. Da wiederholt er die

Jella, oder das Morlachische Mädchen. 2 Thle. Lpz. 1797.

Die einzige Angabe über die Entstehung dieses Buchs findet man in einer Note, wo es von der Katastrophe heißt: 'dieß Gefecht und der Tod des jungen Morlacken, mit den vornehmsten hier erzählten Umständen, hat sich vor einer Menge Menschen in Venedig auf dem Kai der Sklavonier zugetragen. Der tragische Vorfall erregte meine Neugierde, und gab mir für diese wenig bekannte Nation Interesse; so entstand dieses Werk, das vielleicht eben so sonderbar sein mag, als die Morlacken selbst.' Sonderbar ist es in der That, und in eben dem Grade unterhaltend. Es schildert die Sitten, die Verhältnisse, die geographische und historische Lage jenes Volks in einer einfachen Geschichte, die mit dieser Darstellung auf eine so anmuthige Art verflochten ist, daß beide ununterbrochene Theilnahme erregen. Die Hauptquelle des Vfs waren die bekannten Reisen des Abate Fortis durch Dalmatien, dem wir die morlackischen Lieder verdanken, welche, von Goethe und Herder übersetzt, in den von dem letztgenannten gesammelten Volksliedern anzutreffen sind. (Man erinnere sich besonders an den Klaggesang von der edeln Frau des Asan Aga.) — Unter vielen mißglückten, zum Theil langweiligen Versuchen, das Romantische mit der Wirklichkeit zu verbinden, die auch auf den ersten Blick kein günstiges Vorurtheil für das morlachische Mädchen erregen werden, zeichnet sich dieser um so günstiger aus. Das Kostum ist in der Haltung der Charaktere mit Festigkeit beobachtet; für seine eigene Person eine anzulegen, hat der Erzähler mit Recht nicht unternommen. Das Haupt des Stammes der Narzewitzker, seine beiden Söhne und Schwiegertöchter, sind die Vornehmsten auf dem Schauplatz. Jella ist die jüngere von diesen: ihre Brautgeschichte und Hochzeit, der Zustand der Familie während der sechs Jahre ihrer Ehe, die Ereignisse, durch welche sie aus ihrem ruhigen Aufenthalte in das kultiviertere Europa gelockt wurden, wo Jellas Gatte einen alten Nebenbuhler und seinen Tod findet, machen den historischen Inhalt aus. Er ist mit Gesängen in rhythmischer Prose durchwebt, die, nach morlachischen Mustern gedichtet, theils durch daher entlehnte, theils durch eigene poetische Züge an ihrer Stelle Wirkung thun. Sehr artige Beschreibungen erheitern ihn, wie z. B. die von einem Markt, den ein slavischer Kaufmann jähr-

verjährte Sage, Shakſpeare ſei der Mann, 'an dem man oft irre wird und nicht weiß, ob man mehr loben oder tadeln, zürnen oder bewundern ſoll'; da hält er Pope 'für den kompetenteſten Mann über Shakſpeare zu urtheilen', und glaubt daß Romeo und Julie durch Weißens Bearbeitung wirklich gewonnen habe. Sogar die Naivetät entwiſcht ihm, zu meinen, 'Schröders Hamlet ſei kaum eine Verbeßerung zu nennen, und er wollte wirklich lieber den Shakſpeare, ſo wie er iſt, dafür nehmen.' Sonderbar, daß er zugleich zu erkennen giebt, mit welcher Andacht er Goethe über den Hamlet in W. Meiſter geleſen habe; ſonderbar wiederum daß er doch nicht bergen kann, die Stellen ſcheinen ihm in Rückſicht auf Humanität die wichtigſten in jenem Werk ſein'. — Ein Stück aus dem Thucydides, die Zerſtörung von Platäa, hat der Vf. recht brav und leſbar überſetzt. Der kleine Aufſatz 'warum iſt der Schmerz der Aeltern dem Verluſte kleinerer Kinder größer und heftiger, als dem Verluſte Erwachſener', iſt mit der Innigkeit des Gefühls geſchrieben, die den Vf. immer begleitet, und wo ſeinen Gedichten, wie in verſchiedenen in dieſem Theil findlichen geſchehen iſt, auf eine etwas krauſe überwi Art ausgedrückt wird. Man ſehe beſonders das mi Ueberſchrift *Νικᾷ δὲ καὶ σίδηρον*.... Die 'einſame A lung' iſt nicht viel beßer, und wird noch ſchlechter du falſchen Ton von Schillers Reſignation, den der Vf. anſtimmt. Uebrigens hat ſeine poetiſche Diktion von Seite ſeit der Erſcheinung des erſten Theils der Obo wonnen, und es iſt ſehr zu wünſchen, daß er für die in einen anmuthigern Weg einlenken möge. Das erſte A dieſer Schriften iſt Platnern, das zweite Gleimen g

Classische Blumenlese der Deutschen. 1. Bd. Berl. 1798.

Wozu gut? ist natürlich die erste Frage, wenn einem solch eine Kompilation in die Hand fällt. Die Werke eines Uz, Ramler, Kleist, Gleim, Lessing, Bürger, Hölty u. s. w., zu denen die in diesem Bande enthaltenen lyrischen Gedichte gehören, sind allgemein verbreitet oder sollten es doch sein, besonders da laut der Vorrede 'Knickerei einer liberalen Denkart widerspricht'. Der weitläuftige Druck ist gar nicht darnach eingerichtet, daß minder begüterte Liebhaber, zum Ersatz für die vollständigen Werke, hier um einen geringen Preis recht viel beisammen fänden. Der Herausgeber sammelte zuvörderst für sein eigenes Vergnügen: er wollte seine Lieblingsstücke neben einander gedruckt sehn. Ei, man dénke! So mag er nun auch dieß auserlesene Vergnügen mit niemanden theilen. Ferner bedurfte er beim akademischen Unterricht einer Beispielsammlung. Es wäre doch kein geringes Ungemach, wenn jeder öffentliche Lehrer im Fach der Litteratur das Publikum mit einer dergleichen behelligen wollte. Nach diesem Verhältnisse fortgeführt, könnte die klassische Blumenlese eine ganz artige Zahl Bände anfüllen; aber der Sammler beschränkt unsere Besorgnisse auf einen einzigen, in welchem die größern Dichtarten sich freilich so klein werden machen müßen, wie die Teufel in Miltons Pandämonium, um alle Platz zu finden. Aus der Vorrede erfahren wir übrigens, daß 'unsere poetische Litteratur jetzt winterlich absterbe'. 'Wenn niemand das Herz hat, laut zu sprechen', sagt der Vf., 'wann soll denn endlich ein neunter Thermidor für das litterarische Jacobinervolk kommen, das jetzt in Deutschland mit eisernen Ruthen regiert und die Geschmacksverderberei methodisch betreibt? Ein so gewaltsames Unterdrücken jeder freien Geistesregsamkeit; ein so künstliches Hinschrauben aller Natur in die Form einer einzigen Manier; ein so arrogantes Tonangeben, wie jetzt unter uns Mode wird, ist Beweises genug, daß Deutschlands schöne Kunst auch ihren Herbst bald überlebt haben wird' ꝛc. Man glaubt Neuigkeiten aus dem Monde zu hören. Da der Vf, so merkwürdige Thatsachen mitzutheilen hat, so sollte er mit seinen Offenbarungen weniger hinter dem Berge halten. Oder sind die litterarischen Jacobiner so furchtbare Leute, daß er selbst in einer anonymen Vorrede sie nicht näher zu bezeichnen wagt?

lich in dem Dorfe hält, nachher die Ankunft sei
die Stelle des umgekommenen Vaters tritt, we
den Frieden des Volkes ehrend eigennützige
und in den Narzewitzkern unheilbringende Wünf
rere Gebräuche sind eben so geschickt für den
benutzt, wie der, die Brautkränze über dem Be
res anzuheften, und die Dauer der Ehe von ihr
zu laßen. Jellas Gemüthsbewegung, wie ihr
die kindlichen Bemühungen, wodurch sie das
sucht, ihr Besuch bei der Wahrsagerin, und ma
erhalten das Interesse des Buchs beständig wac
bis zu dem letzten erschütternden Auftritt. Am
Kontrast behandelt, in welchem Jella mit ihre
der sanften Dascia, deren Kinderlosigkeit einen
ihr Leben wirft, das sie dennoch mit emsiger S
möglich zu machen trachtet. Die freiere Natu
entzieht sich indessen gern der Arbeit, wenn di
wo anders hintreibt. Giebt es viel zu thun,
ihre Kinder vor, die sie warten muß; wird abe
so setzt sie das Kind leicht auf die Erde, und sp
zu gewöhnen. Dieser feinern Züge ungeachte
Jella doch nicht mehr Bildung gegeben, noch
Stellung einnehmen laßen, als es sich mit
verträgt. Sein anziehendes Werk würde noc
wenn er es kürzer zu machen gewußt, und sich
epischen Zwischenreden und Betrachtungen entha

Rec. glaubt an einigen Anzeichen zu bemer
nicht ganz so neu ist, als sein Titel: sollte
verhalten, und dieß Mittel gebraucht worden
ner ersten Erscheinung vielleicht übersehen wurde
daß es dadurch vor so vielen mittelmäßigen
Fache mehr in Umlauf gebracht werden möge.

[illegible] der Deutschen. 1. Bd. Berl. 1798.

[illegible] die erste Frage, wenn einem solch[illegible] [illegible] soll. Die Werke eines Uz, Ramler, [illegible], Hölty u. s. w., zu denen die in [illegible] Gedichte gehören, sind allgemein [illegible] sein, besonders da laut der Vorrede [illegible] widerspricht. Der weitläuftige [illegible] eingerichtet, daß minder begüterte Lieb[illegible] [illegible] vollständigen Werke, hier um einen ge[illegible] [illegible] finden. Der Herausgeber sammelte [illegible] Vergnügen: er wollte seine Lieblings[illegible] [illegible] sein. Ei, man denke! So mag er [illegible] Vergnügen mit niemanden theilen. Fer[illegible] [illegible] Unterricht einer Beispielsammlung, [illegible] Ungemach, wenn jeder öffentliche Lehrer [illegible] Publikum mit einer dergleichen behelligen [illegible] fortgeführt, könnte die klassische [illegible] Zahl Bände anfüllen; aber der Samm[illegible] [illegible] auf einen einzigen, in welchem die [illegible] so klein werden machen müßten, wie [illegible] Pantheonium, um alle Platz zu finden. [illegible] wir übrigens, daß 'unsere poetische Litte[illegible] [illegible]'. 'Wenn niemand das Herz hat, laut [illegible] wann soll denn endlich ein neunter Ther[illegible] [illegible] Jacobinervolk kommen, das jetzt in [illegible] Ruthen regiert und die Geschmacksverder[illegible] [illegible] so gewaltsames Unterdrücken jeder [illegible] so künstliches Hinschrauben aller Natur [illegible] Manier; ein so arrogantes Tonangeben, [illegible] wird, ist Beweises genug, daß Deutsch[illegible] [illegible] Herbst bald überlebt haben wird' [illegible] [illegible] aus dem Monde zu hören. Da der Al[illegible] [illegible] mitzutheilen hat, so sollte er mit seinen [illegible] unter dem Berge halten. Oder sind die [illegible] furchtbare Leute, daß er selbst in einer [illegible] näher zu bezeichnen wagt?

[illegible]en, über
Kirchen=
[illegible]en, über
[illegible]sammen=
[illegible] wieder=
und Er=
[illegible] scheinen
läßt sich
verdient.
hier als
[illegible] zu sein,
seit lan=
[illegible]mand Ar=
[illegible]chtername,
aber aus
[illegible]ichter be=
[illegible]hen Miß=
[illegible]ation, ja
Geistlich=
[illegible]rsten, die
Auf der
[illegible]rungen für
[illegible]nerkennung
[illegible]s beweisen,
[illegible]gen scheint.
[illegible]selben, be=
[illegible]lichkeit: da
[illegible] die politi[illegible]

das Folgen

ihnen widerrechtlich geplagt werden. Gesammelt und herausgegeben von dem Verfaßer der Briefe eines Augenzeugen über den Feldzug des Herzogs von Braunschweig. Erster und zweiter Theil. Altona 1796.

Wen der Titel dieses Buchs, der selber fast ein kleines Buch ist, etwa noch nicht gehörig über den Zweck verständigt hätte, für den hat der Herausgeber in einer mehr als 90 Seiten vom engsten Druck langen Vorrede gesorgt. Seine Methode und Schreibart ist in der That nicht die beste: eine erstaunliche Belesenheit in Schriften aller Art führt ihm bald dieses bald jenes als Bestätigung seiner Sätze, oder zur Widerlegung zu, und so verliert er alle Augenblicke den Faden in mancherlei Abschweifungen. Indessen, sein Eifer für die Sache der Menschheit ist groß; es scheint, daß eben dieser ihn verhindert, ruhig vorzutragen und zu entwickeln: und Mängel, die aus einer solchen Quelle entspringen, verdienen schon Entschuldigung. Dann wirft es auf die Sammlung ein vortheilhaftes Licht, daß sie während des Feldzugs, dem der Vf. beiwohnte, entstand: unter den Scenen eines solchen Krieges war es ihm Erholung, freimüthige Aeußerungen deutscher Dichter aus friedlicheren Zeiten sich aufzuzeichnen.

Auf eine Ergötzung des Geschmacks ist es bei dieser politisch-poetischen Chrestomathie eigentlich nicht abgesehen, und da der Inhalt über die Aufnahme der Gedichte entschied, so versteht es sich von selbst, daß sie von sehr verschiedenem Werthe sind. Indessen hätten doch solche Unverse wie die aus Weidmanns Satiren, aus Mniochs vermischten Schriften u. s. w. nicht aufgenommen werden sollen. Dagegen fehlt manches Vortreffliche, und wenn der Herausgeber im Felde natürlich viele Bücher nicht haben konnte, so hätt dieß doch leicht nachher ergänzt werden können. Aus Uzens Gedi ten, aus Klopstocks älteren Oden (die neuern politischen durft nach dem Plane der Sammlung ausgeschloßen werden) gehörte offe bar Einiges hieher.

Fabeln und Erzählungen, Epigramme, Lieder und Od satirische und lehrende Gedichte wechseln mit einander sind aber in 'sechs Aufstellungen des Zuchtspiegels',

Fürsten und [illegible]
Adeliche und [illegible]
wesen, über [illegible]
Advokaten und [illegible]
stellung thut ihnen [illegible]
holen einander, [illegible]
findung, und was [illegible]
möchte, wird [illegible]
daraus manche [illegible]
Die Strenge [illegible]
völlig zwecklos: [illegible]
nicht bloß neue [illegible]
gen Jahren im [illegible]
ges daraus hatte, [illegible]
der hier vorkommt, [illegible]
viel frühern Zeiten [illegible]
währen können. [illegible]
bräuche war Vorbein [illegible]
in den Minnesingern [illegible]
keit und das [illegible]
man dem dreizehnten [illegible]
andern Seite [illegible]
die Allgemeinheit [illegible]
der Denkfreiheit [illegible]
was nach der [illegible]
*) Die Poesie, [illegible]
dürfen große [illegible]
haben denn [illegible]

[*) In der [illegible]
theilweise [illegible]

so
sie
es
in
ns=
er=
ner
äfte
auf=
auf.

spielen,
er vor=
und der
2 Thle.

ehr als
ates und
bersetztes,
beisammen
bloß einige

ſchen ergriffen. Wie mancher Epigrammatiſt
an einem unbekannten Herrn von Star
kühlt, der doch gegen vornehme Perſonen, we
dieſe Namen führen könnten, ſich ſehr ehrerbie
giebt es auch Freiheitsſänger, die in gutem
bei Kriegen gegen etwanige Tyrannen zu ſin
rath gedichtet haben, ſobald aber Ernſt aus
einen ganz andern Ton anſtimmten. Man
merkwürdige Beiſpiele hievon erlebt. Aſmus
lich in ſeiner doppelten Geſtalt: ſeine Fabel
freiheit iſt nebſt Voßens Gegenfabel im Anha
und jedermann weiß, wie ſehr er ſich ſeitdem
verfinſtert hat. Es iſt Schade, daß der He
frühere Gedichte von Fr. L. Gr. zu Stolber
die offenbar in ſeinen Plan gehörten: welch
Ruhm, zugleich in einer Sammlung wie
unter den Heiligen der Eudämonia aufgefü
Nur Männer von ſo feſten Grundſätzen
Pfeffel, von dem natürlich eine Menge G
ſind, bleiben ſich unter jedem Sturm der
treu, und ihre Wahrheit iſt nicht die des
iſt wohl zu merken, daß alle Parteien ge
ſchöner Worte zu bedienen, daß ein politiſ
nahe an der Verrücktheit ſein muß, um
Philoſophie und Denkfreiheit zu wüthen.
Valde zum Beiſpiel, von dem hier aus H
die vortrefflichſten Lehren für Regenten un
nommen ſind, jubelte doch über Guſtav
wünſchte dem dreißigjährigen Kriege eine
die religiöſe und politiſche Freiheit Deut
bringlich vernichtet hätte. — Endlich hat

der Zu
oder die
7.) bin
t genug
ßen, ob
hristliche
schlechte
all Allen
ganz ge-
n Augen
utes stif
aus. Es
orsehung
ne ausge-
r Autor-
lcher Er-
g Verzicht
Nothverse
einbilden,

er Genesis
sowohl ge-
sie kennen,
egenständen
seine Kräfte

saische Uebersetzungen her; Anmerkungen sind zu sehr wenigen Stük-
ken, und gerade zu solchen, denen sie am entbehrlichsten waren,
hinzugefügt. Doch Hr. E. schrieb auch diese nur ab, wo er sie ge-
rade vorfand: bei Fabeln von Lafontaine wird Ramler in seine
Batteux fleißig citiert; Seybolds Chrestomathie hat zu gellertsch
Erzählungen ziemlich triviale Noten hergegeben. Für den Schul-
brauch, dem der Sammler seine Kompilation besonders bestimmt
haben scheint, finden wir sie völlig untauglich: es ist weder V
noch Vollständigkeit in Ansehung der Gattungen darin; und
des Auserlesensten und Faßlichsten in jeder Art ist Vieles von
untergeordnetem Werth und zum Theil von obskuren Verfaßern
genommen, andere Stücke liegen ganz außer dem Horizont
Schulknaben. Was soll diesen z. B. Lessings Geschichte vo
beiden Crucifixen, oder gar unter den prosaischen Aufsätz
Fragment von der Erziehung des Menschengeschlechts? Muß
den vielen für die Jugend anziehenden Erzählungen in Ov
tamorphosen gerade die von der unnatürlichen Liebe der V
ihrem Bruder gewählt werden? Und noch dazu in einer so
unmetrischen, obschon in Verse abgesetzten, Uebersetzung vo
mel! Meinhards prosaische Verwäßerungen von Sonetten
noch jetzt wieder auftischen, heißt doch wirklich um drei
zurück sein. Obgleich Sinngedichte, Sonette und Madri
eignen Abschnitt ausmachen, so findet sich außer den ob
ten mit dem italiänischen Text (wozu hier?), der schmäl
haft gedruckt ist, nur noch ein einziges von Paul Flemm
man trifft überall auf Beweise, daß der Sammler n
Kenntniß und Urtheil genug besitzt, um gehörig abzusch
sich sonach von der versprochnen Theorie und Charakt
läßt, ist leicht zu übersehen; und da das Buch, wie
Vorrede geheimnißvoll ausdrückt, seine eigenen Schick
hätte auch nur dieses darunter sein mögen, ungedruck

Morgenstunden. Zürich 1797.

Als Verfaßer dieser Schrift, die aus prosaischen
Aufsätzen religiös-moralischen Inhalts besteht, und

Allein
ſo ge-
Wört-
ſentli-
ſtattung
ngezogen
es iſt
lich er-
ſich nur
erungen
ung des
gereimt
erklären:
ſich be-
eine Art
iſt, gänz-
*) Wenn
ung, ein
gubilden,
Deutſche
änglich iſt,
begnügen,
Stave rime.
nüberwind-
Ocean von
rbeiten ein
an Verſchied
B. die fr

oraft. und

Orlando der raſende, mit Anmerkungen und vorausgeſch
tem Auszuge des Orlando inamorato. 2 Bände. Z
1797. 1798.

Nach Meinhards erſten ſchwachen Verſuchen, den
in Deutſchland einzuführen, bekamen wir die vollſt
proſaiſche Ueberſetzung des Orlando furioso von Heinſe
Mauvillon in der Vorrede der ſeinigen eine Menge
ſtändniſſe aufrückte, welcher aber ſelbſt auch ſolche
verloren gehen ließ, die allenfalls in Proſa hätten
werden können: wiewohl es beide nicht an ausſchw
Bewunderung ihres Originals fehlen ließen. Werthe
ſich die Aufgabe, den Dichter in ſeinem eigenen Sil
zu übertragen, und führte dieß wirklich bis zum ac
ſange aus. Bei allem unverkennbaren Fleiße iſt d
bau ſo hart, die Reime ſind oft ſo unrichtig, di
ähnliche behende Zierlichkeit des Italiäners geht
in Trockenheit und Kraftloſigkeit über, daß man ſa
der Knoten ſei hier mehr zerhauen als gelöſt. S
ſo viel Rec. weiß, nur noch Ein Verſuch in
Thalia erſchienen, bei welchem die Stanze des
wählt iſt, der aber noch nicht bis zu Ende des
ſanges geht.

Die gegenwärtige Ueberſetzung, wovon je
Geſänge geliefert ſind, iſt in reimloſen fünf- u
gen Jamben abgefaßt. Zuerſt von dieſer Wah
hat ſich nirgends darüber erklärt, ob er ſeine
bloß als eine auslegende, oder als eine poeti
wißen will. Iſt jenes, ſo hat er mehr geleiſt
fordern darf: denn für den Zweck des Leſers,
geübt genug iſt, den fremden Dichter ohne H

[illegible] Verdeutschung hin. Allein [illegible] nicht der metrische Zwang, so ge- [illegible] ist, doch zuweilen die genaue Wört- [illegible] müßte, wodurch also der wesentli- [illegible] geschähe. Für die Ausstattung [illegible] eigenthümlichen Reizen hingegen [illegible] gar nichts geschehen: es ist [illegible] am Ende jeder Zeile ausdrücklich er- [illegible] würde, daß hier etwas fehlt. Man denke sich nur [illegible] Tem, sonst mit so geringen Veränderungen [illegible] in versi sciolti aufgelöst! Eine Uebersetzung des [illegible] für poetisch gelten soll, muß nothwendig gereimt [illegible] Woher es kommt, ist hier nicht der Ort zu erklären: [illegible] bleibt es, dieser verwünschte Reim, der sich be- [illegible] unserer Sprache so spröde beweist, ist eine Art [illegible], der die Dinge, ehe man sichs versieht, gänz- [illegible]. Doch dieß ist noch nicht genug. *) Wenn [illegible] Grundsatz der poetischen Dolmetschung, ein [illegible] möglich in seiner eigenen Versart nachzubilden, [illegible] vorzüglicher Ausdehnung gilt, weil das Deutsche [illegible]faltigsten metrischen Formen empfänglich ist, [illegible] uns wohl mit nichts Geringerem begnügen, [illegible] rasenden Roland in eigentlichen ottave rime. [illegible] die dreifachen Reime eine fast unüberwind- [illegible] machen, und sich durch den Ocean von [illegible] langen Gesängen hindurch zu arbeiten eine [illegible] Weltumseglung wäre, so hat man Verschied- [illegible] vorgeschlagen, z. B. die freie

[illegible] (*) ist in den Charakt. und Krit. [illegible]]

jambiſch anapäſtiſche Versart des neuen **Amadis.** aber zu fürchten, daß die Geſetzloſigkeit derſelben in ſtellung ſelbſt übergehen, und das ſchöne **Gleichge** ſchen phantaſtiſcher Willkür und heiterer **Beſonne** heben möchte, was ſie ſo reizend charakteriſiert. gilt auf etwas andere Art von dem ſchon **verſ** brauch von Stanzen ohne dreifachen Reim **mit** verſchlungenen Jamben verſchiedner Länge: **es** der Schluß und die Rundung einer wahren **S** Strenge in der äußern Form, die epiſche **Gleichf** der Länge der Verſe und in der unermüdeten geordneter Reime ſcheint nothwendig, um dem n lichen Romanzo Bildung und geſellige Anmut Unſre Sprache nimmt an Geſchmeidigkeit du Bearbeitung ſo auffallend zu, daß ſchon Vi ausgeführt iſt, was man vor nicht vielen Jal Recht für unmöglich hielt. (*) Man muß da verzweifeln: eine halbe Auflöſung der Aufg nicht befriedigen; bis ſich alſo der Dichter fin genug zu der Sache hat, um ohne Ausſicht a Belohnung das ergötzlichſte aller Rittergedicht ner würdige Art in der deutſchen Poeſie einh chen, müßen wir uns lieber mit bloß ausl ſetzungen behelfen. *)

Als ſolche betrachtet, hat die gegenwärtige in tig das Verdienſt der Richtigkeit, wenn ſich aud noch Kleinigkeiten ſollten erinnern laßen. So i Due pome acerbe, e pur d'avorio fatte (C. VII. des e pur durch 'Zwei herbe Aepfel, ſchier von

[*) Vgl. unten die Rec. der Ueberſ. des Ari den Heidelb. Jahrb. 1810. S. 193. ff.]

ertes haben
Ueberſetzer
em noch be-

. . . .*)
Abſicht, als
des Reimes
anſchaulich

erkungen an-
aufgewandt,
er einleitende
der Orlando
Druck und
von Lips die
it dem Anker
athen.

Werks: Die
Leipz. 1798.

nichts Beßeres
ſten Gattung'
um Eingange
t nur ſo eben

Bis er mit seinen Waffen lang' von ihm
Verschmäht, | von Kopf zu Fuße sich bekleidet;
Und daß Alcina nichts vermuthe, so gab
Er vor, | er wolle nur in ihnen sich versuchen:

ist schon sehr unangenehm; und vollends die Alexandriner ohne Abschnitt! I. B.:

Der Undankbare, der Verräther, der Barbar —
Deshalb gab
Er vor, er wolle, um vom Hof mich zu entfernen —

II. B.:

Allein den andern kann sie stets herunter setzen,
Und hätte sie ihn bis zum Himmel auch erhoben.

Wir übergehen das Schließen der Verse mit unbedeutenden Nebenwörtchen, die am folgenden hängen, und dergleichen mehr.

Man wird es also nicht zu viel gesagt finden, daß diese Verse nur für eine Abtheilung zur bequemeren Uebersicht für den, welcher das Original mit Hülfe der Verdeutschung lieset, gelten können. Dann sollte ihnen aber auch nichts von der wörtlichsten Treue aufgeopfert, und so viel möglich Zeile durch Zeile wieder gegeben sein. Davon fand Rec. indessen beträchtliche, und wie ihm dünkt, unnöthige Abweichungen. Wir geben, ohne besonders auszusuchen, folgende Probe. C. II. St. 18.:

Veduto avreste i cavalier turbarsi
A quell' annunzio, e mesti, e sbigottiti,
Senza occhi e senza mente nominarsi,
Che gli avesse il rival così scherniti.
Ma il buon Rinaldo al suo cavallo trarsi
Con sospir, che pareau del foco usciti,
E giurar per isdegno e per furore,
Se giunge Orlando, di cavargli il core.

Die Ritter standen bei der Nachricht ganz
Verdutzt; sie sahn sich starr ein Weilchen an,
Und schalten dann sich blind und dämisch, so
Des Nebenbuhlers Hohn sich Preis zu geben.
Drauf gieng, mit Seufzern, heiß als stiegen sie
Vom Feuer auf, Rinald zu seinem Pferde,
Und schwur voll Wuth, wenn ihm sein Vetter nur
Begegnete, das Herz ihm auszureißen.

Außer daß die Ausdrücke 'verdutzt' und 'dämisch' etwas Unedles haben wovon im Texte keine Spur ist (ein Fehler, worein der Uebersetzer öfter verfällt), so könnte man sich in reimlosen Jamben noch beträchtlich näher an die italiänischen Worte halten:

Bei dieser Zeitung hättet ihr die Ritter
Erschrecken sehn, und traurig und bestürzt
Verblendet und bethört sich selber nennen,
Daß sie der Nebenbuhler so verspottet.
Der wackre Reinhold gieng zu seinem Pferde
Mit Seufzern, die wie aus dem Feuer kamen,
Und schwur in der Entrüstung und der Wuth,
Träf' er den Roland, ihm das Herz zu rauben.

. . . . . .*)

Diese Vorschläge stehen übrigens hier in keiner weitern Absicht, als bloß um das, was wir oben über die Unentbehrlichkeit des Reimes bei einem Gedicht von dem Ton und Colorit sagten, anschaulich zu machen.

Am Schluße jedes Gesanges sind erklärende Anmerkungen angehängt; besonders hat der Uebersetzer beim dritten viel aufgewandt, die Genealogie des Hauses Este aufzuklären. Auch der einleitende Auszug aus dem Orlando inamorato ist zweckmäßig, da der Orlando furioso bekanntlich als Fortsetzung davon entstand. Druck und Papier ist sauber, und von den beiden Titelvignetten von Lips die letzte, welche die Olympia am Felsen und Roland mit dem Anker im Rachen des Seeungeheuers vorstellt, recht artig gerathen.

Eine Klatschgeschichte von der Verfaßerin des Werks: Die Vortheile der Erziehung. Aus dem Engl. Leipz. 1798.

Diese Geschichte giebt sich auf dem Titel für nichts Beßeres als sie ist; nur die Bestimmung 'von der langweiligsten Gattung' hat die Vfn. hinzuzufügen vergeßen. Die Fiktion zum Eingange ist herzlich gemein ausgeführt, und die Schreibart geht nur so eben

*) [Vgl. Schlegels Werke 4. Bd. S. 89. ff.]

der Quantität, wenn sie gleich Einfluß darauf haben kann. Endlich mag die Bestimmung begriffmäßig oder mechanisch sein, so ist sie doch immer eine Bestimmung der Zeit, d. h. die Länge oder Kürze wird wirklich gehört. In der italiänischen und spanischen Poesie soll der Grundsatz der Nothwendigkeit und Faulheit einzig und allein gelten. Wie schief und ohne Sachkenntniß! Die unbestimmte Quantität der neueren Sprachen, so wie die Beschaffenheit der Silbenmaße und der Gebrauch des Reimes liegt viel tiefer in der ganzen Eigenthümlichkeit des modernen Geschmacks. Auch unsere Sprache, in der die Bearbeitung der antiken Silbenmaße die strengste Bestimmtheit der Quantität fordert, neigt sich, sobald in reimfähigen Formen gedichtet wird, immer wieder zu der ursprünglichen ungefähren Meßung hin. Ohne Prüfung wird es Klopstocken nachgesprochen, die Griechen und Römer würden wohlgethan haben, den Trochäen in ihren Hexameter aufzunehmen. Dieß war nach den Gesetzen der alten Metrik unmöglich: sie wären ja dadurch aus der gleichen Taktart in die ungleiche übergegangen. Wenn der Vf. mit den neuesten und ausgebildetsten Bearbeitungen des Hexameters bekannt wäre, so würde er sich nicht mit Beispielen aus Zacharias Werken und aus Stolbergs Uebersetzung der Ilias aufhalten, und einsehen, daß der Grundsatz der Nothwendigkeit (zu deutsch: der Silbenzwang) viel weniger dabei statt zu finden braucht, als er sich vorstellt.

Fabeln und Erzählungen aus verschiedenen Dichter gesammelt von K. W. Ramler. Berl. 1797.

Es kann jetzt den wackern Ramler nicht mehr kränken, wenn man offenherzig gesteht, was sich doch nicht verhehlen läßt, daß seine Art, die Werke anderer Dichter mit oder gegen ihren Willen zu korrigieren, etwas Kleingeistisches, Illiberales und Präceptormäßiges hatte. Bekümmerten sich die Abgeschiedenen noch um den Nachruhm und das Schicksal ihrer Produkte, so möchten die Manen Geßners und Lessings wohl durch die Bemühungen ihres Freundes beun-

ruhigt worden sein. Hätte der bescheidene Götz weniger Zutrauen zu Ramlers kritischer Untrüglichkeit gehabt, so dürften wir es nun nicht beklagen, daß die ächte und ursprüngliche Gestalt seiner Gedichte unter anmaßlichen Verbeßerungen verloren gegangen ist. Bei dieser Sammlung von Fabeln findet man weder eine Vorrede, welche über das Geschäft des Herausgebers dabei Licht gäbe, noch irgend eine Nachweisung über die Verfaßer der einzelnen Stücke: diese mögen sich mit der Ehre begnügen, von Ramler eigenmächtig behandelt worden zu sein. Ein Verfahren, das in der That so aussieht, als wenn er das Schulmeistern für viel etwas Höheres gehalten hätte, als das Dichten. Dem Beurtheiler, der es der Mühe werth fände, Vergleichungen zwischen den Originalen und dem hier gelieferten Texte anzustellen, ist dadurch die Arbeit sehr erschwert: man müßte mehr Belesenheit im Fache der Fabeln, und mehr Geschmack an dieser Dichtart haben, als Rec. besitzt, um ohne weitläuftiges Nachsuchen angeben zu können, wo jedes Stück hergenommen ist. Allein der Werth der ramlerschen Verbeßerungen läßt sich auch ohne so viele Umstände mit ziemlicher Sicherheit erkennen. Wo endlose Alexandriner ohne Abschnitt hinter einander drein stolpern, ... wo Wohlklang und Quantität auf das gröbste beleidigt werden, ... da kann man zehn gegen eins wetten, daß die ungesegnete Hand des poetischen Chirurgen Verwüstungen angerichtet hat.*) Jeder

*) [In den Charakt. u. Krit. II. S. 359. schließt der Aufsatz also: Doch mit diesem Titel wird ihm noch zu viel zugestanden: er war vielmehr ein bloßer poetischer Bartputzer, wie er ja auch einmal in einmal in einer Zeichnung soll vorgestellt worden sein, der sich aber stumpfer Meßer bediente, und daher seinen Patienten das Gesicht jämmerlich zerfetzte.]

leidliche Fabeldichter weiß wenigstens, daß diese Gattung im Silbenmaße die gröste Leichtigkeit und Zwangloſigkeit fordert; daß er alſo in freien Jamben mit verſchlungenen Reimen ſich keine Alexandriner ohne Abſchnitt nach dem dritten Fuße (die überhaupt nur in gereimten Oden-Strophen anzurathen ſind), ja kaum fünffüßige Jamben mit einem andern Abſchnitte, als nach dem zweiten Fuße, erlauben darf. Es iſt wirklich eine eigne Erſcheinung, wenn ein Dichter, der ein ſo großes Gewicht auf die ſogenannte Korrektheit legt, deſſen Gedichte um derſelben willen beſonders angeprieſen werden, bei ſeiner Verbeßerung fremder unaufhörlich ſelbſt gegen den Rigoriſm der äußern Form verſtößt, ja ihn zerſtört, wo er ihn vorfindet; wenn jemand, der einen langen Lebenslauf faſt einzig damit zubrachte, Verſe zu feilen, nicht einmal ſo weit gediehen iſt, nur einen ordentlichen Hexameter zu machen. Von der Ueberſetzung leſſingiſcher Fabeln, deren hier verſchiedene eingerückt ſind, in Verſe, haben auch anderswo Proben geſtanden. Die Proſa war gedrängt und raſch, die Verſe ſind matt, und zum Theil ſelbſt die Wahl der Silbenmaße ſo beſchaffen (z. B. reimloſe Alexandriner mit weiblichen Endungen und ohne Abſchnitt), daß ſie gänzlichen Mangel an Gehör verräth. Und was ſoll man von dem Geſchmacke eines Kunſtrichters halten, der bei der einmal übernommenen geiſtigen Vormundſchaft Stellen, wie folgende (in der Erzählung 'Bankban') ſtehen ließ:

In allen Adern, glaubet Hein,
Rinn' ihm entflammter Branntewein,
Im Buſen ſchlag' ein Hammer.

Es iſt nämlich von den Regungen die Rede, welche eine auf der Maſkerade tanzende Schöne dem Markgrafen Hein

verursacht, und deren eigentliche Art sich sogleich, wie sie sich in eine Nebenkammer zurück zieht, noch handgreiflicher offenbart:

Nicht Scherz mehr, nicht mehr Bruderkuß;
Geil ist des Wollüstlings Genuß,
Und jedes Wort verwegen.

Bald darauf weiß der Erzähler (wenn wir nicht irren, ein bekannter Name) sich noch viel mit seiner Delikatesse, indem er sich bei einer vorkommenden Nothzüchtigung folgendermaßen aus dem Handel zieht:

O fleuch! und sieh dich ja nicht um,
Und siehst du was, so bleibe stumm,
Du Göttin keuscher Leier!

Eine andere kleinliche Angewöhnung Ramlers, besonders in seinen letzteren Jahren, war die Sucht unnütze Noten zu machen. Die hier beigefügten sind zwar herzlich mager, aber dafür auch nur wenige. Es ist zu wünschen, daß die Besorger seines litterarischen Nachlaßes seine Gedichte, bei der zu erwartenden neuen Ausgabe, theils von dergleichen störenden Zusätzen, theils von veränderten Lesearten, die, wie das Gerücht geht und einige erschienene Proben beweisen, beträchtlich viel daran verdorben haben sollen, befreien, und den Dichter, der in der Verherrlichung der Thaten Friedrichs des Großen immer noch allein steht, sich selbst wiedergeben mögen.

Die Nacht. 2 Bändchen. Bremen 1797.

Seit jener Zeit, da Youngs Nachtgedanken unter uns so ungemeßene Bewunderung und eifrige Nachfolge fanden, daß das Helldunkel der Poesie mehr als rembrandtisch werden zu wollen

schien, und man besorgen mußte, die bunten Schmetterlinge der Phantasie würden sich alle in schwirrende Nachtvögel verwandeln, ist die Nacht vielleicht durch kein so weitläuftiges Gedicht verklärt worden, als das vorliegende. Doch ist dieß keine von den düstern youngschen Nächten, sondern eine transparente Mondscheinlandschaft, durch deren gemilderten Schatten nicht bloß der Mond, sondern alle Sterne durchschimmern; und in der That so transparent, daß über den dahinter angebrachten Lichtern das Gemälde selbst einem unter den Augen verschwindet. Anstatt mit geistigem Gehalt und dichterischer Schönheit zahlt der Vf. die Forderungen der Leser in Himmelskörpern aller Art, Sonnensystemen und Milchstraßen; einer Münze, die so verschleudert wird, seit einige Männer von Ruf die Erweiterungen der Astronomie in poetischen Kurs setzten, daß man darauf bedacht sein sollte, ihrem Kredit durch eine Luxus-Verordnung wieder aufzuhelfen. Zum Glück beschäftigen sich nicht alle die zwanzig Lieder, worein der Vf. seine Nacht eintheilt (die, wie er selbst gesteht, 'der äußern Gestalt nach eigentlich nach gar keinen Mustern zugeschnitten', unsers Bedünkens aber völlig gestaltlos, und also von dieser Seite einer natürlichen Nacht recht ähnlich ist) mit dem gestirnten Himmel, mit Aussichten in die Zukunft und physikotheologischen Erstaunungen über beides; die letzten handeln von der Verbeßerung der bürgerlichen Gesellschaft und der Religion, und vom Heil des Menschengeschlechts überhaupt. Alles dieß ist herzlich gut gemeint; aber, die 'reinen Absichten' des Vfs. in allen Ehren gehalten, können wir doch nicht umhin, sie von Ansprüchen anderer Art zu sondern, die er deutlich genug zu erkennen giebt, wenn er versichert, er werde sich 'wegen der Geisel unbilliger Kunstrichter mit dem Beifall einiger der ersten Dichter Deutschlands zu trösten wißen', oder gar hofft, man werde sein Werk 'für ächt deutsche Poesie erklären'. Es wäre wirklich sehr traurig für unsere Nation und Sprache, wenn dieß mit Recht geschehen könnte. Ganz gemeine Empfindungen und tausendmal wiederholte Gedanken, in einem Vortrage, der nur eben über lahmer und aufgedunsener Poesie ohne allen metrischen Wohlklang hinschleicht, verdienen gewiß bei allen Völkern, und nach der Stufe, worauf unsere Litteratur steht, bei den Deutschen ganz vorzüglich Unpoesie zu heißen. 'Melodie war mein einziges Silbenmaß', sagt der Vf.; aber welche Begriffe muß

er von Melodie und Silbenmaß haben, um sie hier anwendbar zu finden! Wo ist nur etwas Rhythmisches in Stellen wie folgende hörbar: 'denn Alles war ganz mit unsern ersten Ideen verwebt, durch Alles fühlte die junge Seele sich glücklich; darum bleibt dieß Erinnern in reiferen Jahren noch heilig'. Und doch soll es im Text, wie uns die abgesetzten Zeilen bedeuten, Verse vorstellen. Dafür hat Geßner die Prosa in seinen Idyllen nie ausgegeben, obgleich ihr Wohllaut wohl ein wenig mehr dazu berechtigt hätte. Nur bei kurzen dithyrambischen Ergießungen sind Rhythmen ohne gesetzliche metrische Wiederkehr angemeßen, und die Befugniß zu dieser Form möchte doch von manchen unserer Dichter überschritten sein. Der Vf. giebt ein gefährliches Beispiel. Wehe dem Papier, wenn die Romanenverfertiger und alle, denen es bloß um Anschwellen ihrer Produkte zu thun ist, auf den Einfall kommen, ihre oft nur allzu kostbare Prosa wie Verse abzusetzen. S. 7. und 8. im 2ten B. kommt sehr schnell nach einander das Wort 'Umsonst' dreimal als ein vollständiger Vers (versus heißt Zeile) vor, und erregt die Betrachtung, wie ganz umsonst diese Einrichtung gewählt ist. Man sollte denken, die Vertraulichkeit mit den unermeßlichen Räumen des Himmels habe diese Verschwendung des irdischen Raums verursacht. Wäre alles schlicht in einem fort gedruckt, so erwartete man wenigstens nichts anders als poetische Prosa, und die Seiten würden äußerlich weniger leer erscheinen. Dem gänzlichen Mangel an Kraft und Schwung ist zwar auf keine Weise aufzuhelfen. Bei Stellen, die einigen poetischen Schein haben, bieten sich auch sogleich die Reminiscenzen, besonders aus Klopstock, dar. Ein Seraph, mit dem sich der Vf. in seiner Vision unterhält, theilt ihm Ermahnungen für die Fürsten mit:

— Daß fürchterliche Revolutionen
Nicht mehr die Erde verwüsten;
O Bruder!
So verkündige ihnen
Den Willen der Gottheit;
Denn so spricht der Herr:
'Ich hab' euch zu Fürsten gemacht' u. s. w.

Wir verschonen die Leser mit dem Uebrigen: denn wie der Autor immer aus dem beabsichteten Pathos in das verwandte Bathos

geräth, so hat er hier auch die höheren Personen, die er bemüht, in das gleiche Unglück verwickelt.

Am Schluße der Nacht ist eine Deklamation über 'Aufklärung' und Freiheit angehängt, nicht in Versen, doch in einer Schreibart, die eben so wenig wahre Prosa ist, als jene ächte Poesie. Aber aufrichtig und gut gemeint ist das hier Gesagte, wie Alles: ungeachtet der Nächtlichkeit seiner Muse ist der Vf. ein großer Gegner der Verfinsterer, und wir müßen in Bezug auf alles Vorhergehende in Erinnerung bringen, daß man ein sehr achtungswürdiger Mann sein und doch schlechte Verse machen kann. Beßer aber gar keine.

Grundriß akademischer Vorlesungen über die Aesthetik, von Friedr. Bouterwek. Göttingen. 1797.

Abriß akademischer Vorlesungen über die Philosophie der Schreibart in deutscher Prose, von Friedr. Bouterwek. Göttingen. 1797.

Diese Bogen sollen, nach der Aeußerung des Vfs., seinen Zuhörern zum Leitfaden dienen: andere Leser möchten zu dem Leitfaden erst wieder einen Leitfaden nöthig haben. Die Rubriken sind nicht zur Uebersicht methodisch geordnet, sondern hingeworfen, oft in bloßen Fragen; und zwischen insularisch dastehenden Andeutungen und Namen sind Brücken von Gedankenstrichen geschlagen. Wo diese Aesthetik hinaus will, läßt sich nur ungefähr aus den größern Abschnitten errathen. Sie ist eingetheilt in 'Philosophie der ästhetischen Darstellung, Philosophie des ästhetischen Ausdrucks, und Philosophie der Kunstformen'. In der ersten findet man eine 'Philosophie des Schönen, des Erhabenen und des Lächerlichen'. Der Abriß giebt nach einer philosophischen und historischen Einleitung eine 'Philosophie der deutschen Sprache, und eine Philosophie des deutschen Stils'. Man

sieht, es wimmelt von kleinen Philosophien; sie schießen dem Vf. wie Pilze unter den Händen auf: er ist glücklich zu schätzen, wenn ihm die Eine und untheilbare Philosophie dabei nicht verloren geht. Wenn sich der Sprachgebrauch, eine philosophische Theorie eine Philosophie zu nennen, auch rechtfertigen ließe, so ist doch eine Philosophie des deutschen Stils gerade wie eine Philosophie des Schuhmachens. Die Philosophie kann nur unbedingte Zwecke des Menschen ausführen lehren: die Grammatik könnte also allerdings eine philosophische Wißenschaft sein, weil sie es mit dem nothwendigen Werkzeuge der Gedanken zu thun hat; die Anwendung ihrer Grundsätze auf eine bestimmte Sprache ist offenbar philologisch. 'Die schöne Kunst ist nicht einem, sondern zwei höchsten Gesetzen unterworfen'. Zwei unumschränkte Monarchen in Einem Staat! Sie werden also hoffentlich höflich gegen einander sein. 'Sie heißen „Gesetz der Darstellung". Sein Princip ist Einheit und Eurythmie, bestimmt durch die besondere Natur jeder Kunst. „Gesetz des Ausdrucks." Sein Princip ist ästhetische Wahrheit oder getreue, selbst in der Verschönerung fragmentarisch getreue Nachahmung der Natur.' Da diese höchsten Gesetze wieder ihre Principien haben; so möchte man nun wohl wißen, aus welchen Gesetzen die Principien herfließen. 'Das Lächerliche ist das ästhetisch-Unvernünftige'. Wenn die Definition nur nicht zugleich Beispiel ist, welches um so schlimmer wäre, wenn das Beiwort 'ästhetisch', als eine qualitas occulta bezeichnend, nicht sonderlich beachtet würde. Ein Beispiel der vielen Fragen mag folgende sein: 'Darf die Poesie fluchen?' Darf die Theorie so wunderlich fragen? Wenn der Vf. erst deutlicher macht, was er unter 'Kunstformen' versteht; so wird sich erklären, oder wahr-

scheinlicher, leugnen laßen, daß die zeichnenden und plastischen Künste keine haben, wie er behauptet. Bei allem Streben nach Neuheit verräth sich Anhänglichkeit an alte Autoritäten, wenn die Heroide unter den 'didaktischen Formen' aufgeführt wird. Am Schluße der Aesthetik ein Anhang 'von einigen Dichtungen, die keine Gedichte sind', wohin auch der Roman gehören soll. Leider giebt es eine Menge Romane, die weder Gedichte noch Dichtungen sind: was sie aber sein sollten, ist eine ganz andere Frage.

---

1) Erinnerungen zur Beförderung einer rechtmäßigen Lebensklugheit. Herausg. von Fr. Rochlitz. 3 Thle. Züllichau und Freist. 1798. 1799.

2) Charaktere interessanter Menschen in moralischen Erzählungen dargestellt ... von Fr. Rochlitz. Ebendas. 1799.

Unter den sogenannten moralischen Schriftstellern nimmt der Vf. obiger Schriften eine vorzügliche Stelle ein, denn er hat wirklich einen moralischen Zweck, und er unterhält die Leser, denen er nutzen möchte. Man hat es ihm schon bei Beurtheilung des Buchs 'Blicke in das Gebiet der Künste und der praktischen Philosophie', wozu er sich hier als Vf. nennt, zugestanden, daß er ein fruchtbarer Schriftsteller für das praktische Leben sei, und wer da wünscht das Beßere an die Stelle des Schlechten gesetzt zu sehen, wird auch seines guten Fortgangs sich erfreuen. Nur sorge er mit Fleiß, daß die Fruchtbarkeit sich stets auf die Güte der Früchte, nicht auf ihre Menge beziehe. Er hat einen Vorrath angenehmer Kenntnisse, und bestrebt sich in seinen bloß räsonnierenden Aufsätzen wirklich gründlich zu sein, es ist bei ihm nicht auf eine Ausfüllung leerer Augenblicke abgesehen, er will Gedanken und Sachen geben: allein, was er giebt, verträgt durchgehends mehr Gedrängtheit und Bestimmtheit. Sehr begreiflich ist es übrigens, daß die Erzählungen anziehender sind, als die Abhandlungen, deren sich zwei von ziemlichem

Umfange in der ersten Sammlung befinden: 'Meines Onkels Briefe an seinen männlichen' (erwachsenen) 'Sohn über Weiblichkeit und weibliche Bestimmung', und 'Menschenleben nach seinen Hauptmomenten gezeichnet'. Es bedarf eines sehr durchgreifenden Geistes, um in diesem Fach mehr als das Gewöhnliche zu leisten. Des Vfs. Bemerkungen über die Frauen halten sich mehr bei den kleinen Vorzügen auf, die ihrem Geschlecht eigenthümlich sind, als daß sie auf den Werth giengen, dessen sie im Ganzen fähig sind. In der Skizze des Menschenlebens spricht er auf eine andere Art zu viel von dem Geschlechtlichen, dem Geschlechtstriebe und der Geschlechtsliebe, die nur durch vollständigen Müßiggang, besonders beim weiblichen Geschlecht, ein solches Uebergewicht bekommen können, als er annimmt. Diese delikaten Auseinandersetzungen gehen gar leicht in undelikate Ansichten über, und die Sittlichkeit gewinnt dabei, ihnen keinen überflüßigen Raum zu gönnen. Da der Vf. auch selbst nicht wünscht, daß sie in die Hände der Jugend gegeben werden möchten, so scheinen sie nicht in eine Sammlung zu gehören, von welcher man den größten Theil, z. B. den Spieler, recht gern in den Händen der Jugend sehen wird. Den mediciniſchen Theil dieser Anthropologie muß Rec. übrigens andern Richtern überlaßen. Gegen den philosophischen bleibt immer einzuwenden, daß die Scheidung der Begriffe und Benennungen gar zu willkürlich ausgefallen ist. Warum wird z. B. der Eigenwille im Gegensatze mit dem Eigensinn als eine 'abscheuliche Gesinnung' angegeben? Selbst nach der Erklärung des Vfs., 'Eigensinn ist die Neigung des Menschen seinen Willen durchzusetzen in Rücksicht auf die Folgen; Eigenwille ohne Rücksicht auf Folgen', haben Kinder mehr Eigenwillen als Eigensinn, weil sie niemals an Folgen denken. — Mit Recht ist der Vf. überall einem empirischen Leitfaden gefolgt, da er eine gemeinnützige Abhandlung schrieb; er hat sich specieller Beispiele bedient, und geht nur selten in das Allgemeine, wie etwa in der 'Beilage' mit Worterklärungen, wo er von der Liebe handelt und sie mit dem Genie vergleicht. Er findet, der Unbeschreiblichkeit beider ungeachtet, 'daß es denn doch nicht gut wäre, wenn den Leuten nicht gesagt würde, was sie sind' — 'Mancher bildet sich ein, es zu haben, und hat es nicht' — 'Mancher bildet sich ein, es nicht zu haben, und hat es'. Was das letzte betrifft, so werden sich das

rechte Genie und die rechte Liebe schon zu helfen wißen, wie nach Georgs Rede im Götz von Berlichingen ein rechter Reuter und ein rechter Regen überall durchkommen; es bedarf solcher Nachweisungen nicht. Dagegen entscheiden besonders so manche tändelnde Merkmale eines zärtlichen Herzens nichts für die Liebe.

Von Erzählungen finden wir in Nr. 1. den Spieler, Ferdinands Hochzeittag, Emiliens Heiratsgeschichte, die schönste Stunde meines Lebens, und Anekdoten, unter denen besonders der Deserteur eben so interessant als angenehm erzählt ist. Nr. 2. enthält die frühe Verbindung, die Landmädchen und Nachbar Millner. Alle diese sind häufig mit Gesprächen durchwebt, in denen zuweilen etwas viel gesprochen wird; die Sitte des Vfs., jede Rede abzusetzen und einwärts zu rücken, macht das noch auffallender. Hier müßte besonders die fleißigere Gedrängtheit des Stils eintreten. Besteht das Weitläuftige nur in gefälligen Worten, entfaltet sich nicht stets wieder ein neues Bild oder ein neuer Umstand, so liest man es nur Einmal; man kehrt öfter zurück, wenn noch etwas zu sagen und etwas Eigenes zu denken übrig blieb. Wir trauen dem Vf. zu, daß er lieber mehrmals gelesen sein, als mehrere Bogen füllen will. Die Erfindung in seinen bürgerlichen Geschichten ist nicht glänzend, aber es fehlt ihr nicht an Anmuth, und es steht in diesem Punkte nur wenigen unserer moralischen Erzähler nach. Einen Beitrag von Lafontaine, wie dieser sie in die Taschenbücher liefert, hat er in den ersten Band aufgenommen, und bittet bescheiden um Verzeihung, daß es nur einer ist. Ein Schriftsteller, der sich selber schätzt, sollte die Beliebtheit eines andern nicht zu Hülfe nehmen. Er gehe nur auf seinem Wege weiter, und setze die Moralität seiner Schriften immer mehr in die unabhängigste Ausbildung.

Graf Pietro d'Albi und Giannetta, von Gustav Fredau. 3 Thle. Leipz. 1798.

Unter diesem Titel finden wir 'die Pfleglinge der heiligen Katharina von Siena' ... nebst einer Fortsetzung, die das zweite und dritte Bändchen, und jene artige Erzählung noch um vieles bedeutender macht. Es hebt eigentlich eine neue Geschichte damit an,

deren Fäden aber genau in die Anlage der ersten verwebt sind. Nur findet der Unterschied statt, daß der Stoff der ersten ganz romantisch ist, und die letzte mehr auf psychologische und moralische Entwickelung ausgeht, welcher die Begebenheiten, obwohl beides sehr in einander greift, doch untergeordnet sind. Indessen fällt hier kein Mißverhältniß auf: man mag nun den ersten Theil, der bis zu der Katastrophe geht, welche die Liebenden verbindet, als der unbefangnen Jugend angemeßen betrachten; die letzten gehen in das ernstere Leben ein. Freilich gestehen wir, daß es darin manchmal mit dem Leben zu schwer genommen wird. Die ersten Zeiten einer glücklichen Ehe verstreichen dem jungen Paar unter tausend angenehmen Beschäftigungen: man ergiebt sich den schönen Künsten und der schönen Natur, führt ein häuslich geselliges Leben, Giannetta wird Mutter, die Liebe des Gatten bleibt immer die nämliche. Dieß scheint wirklich alles, was sich fürs erste fordern ließ. Aber dem Vater Giannettens, der die Güter verwaltet, wird bange dabei, daß nie von Arbeit die Rede ist, daß Pietro die Güter und Landwirthschaft gleichsam nur mit maleriſchen Ansichten durchstreift. Er sucht seine Kinder aufmerksam darauf zu machen; da die Winke nichts helfen, nimmt er zu allerlei Machinerien seine Zuflucht, die, mit etwas ungeschickter Hand angeordnet, drollig mißglücken. Pietro und Giannetta haben kein Arges daraus, lieben sich, spielen und singen nach wie vor. Zuletzt gelingt es ihm zwar, den Pietro ganz zu verstimmen, indem er ihn mit Elenden umringt, die auf seine Hülfe Anspruch machen, und ihn so wenigstens zum untersten Grade der Thätigkeit, der Austheilung milder Gaben, zu erwecken sucht. In diesem Zeitpunkte führt das Ungefähr den Grafen nebst seiner Gattin zu einer fast hülflosen fremden Familie, die sich im Dorfe niedergelaßen hat, und deren Bildung eine ganz andere Vergangenheit andeutet. Hier will er helfen aus eignem Antrieb, und hört bei der Gelegenheit von dem Vater der Familie (der den Namen Marsini führt) bittere Wahrheiten, ja, wir müßen sagen, selbst ungegründete Vorwürfe. Marsini leugnet ihm sogar die Aechtheit seiner Liebe für Giannetta weg. 'Die Künste', sagt er ihm unter andern, 'schenken euch ein Vergnügen, das ihr halb oder ganz auf Rechnung der Liebe zu schreiben geneigt seid.' Könnte er nicht eben sowohl, wenn Pietro viel Großes und Nützliches thäte, sagen, Eure

Thaten schenken euch ein Vergnügen, das ihr auf Rechnung der Liebe schreibt? Es ist in der That in Marsinis Weisheit auch so manches Harte und Verschrobene, daß man sich nicht wundern darf, wenn die Ideen des jungen Mannes darüber in Verwirrung gerathen. Er war schon ursprünglich von einem Charakter, dessen schwache Seiten ihn auf Irrwege leiten mußten, sobald er einmal anfieng, recht über sich nachzudenken. Das geschieht nun auch in vollem Maß. Die Wuth, thätig zu sein und Gutes zu stiften, überfällt ihn; er will die Achtung seiner Gattin erzwingen, er will sie selbst auf eine höhere Stufe führen. Seine gemeinnützigen Anstalten schlagen fehl und ziehen ihm Unruhen zu, die Liebe wird ganz in Pedanterie begraben, Giannettas stille Würde und die Wahrnehmung, daß sie längst das ist, oder vielmehr etwas Anderes und Beßeres, als er aus ihr machen möchte, beschämt ihn tief. Marsini läßt ihn gewähren, und bereitet ihm Hülfe, wenn es bis aufs Aeußerste geht, wohin es denn bald mit ihm durch ungegründete Eifersucht kommt. Der Werth seiner Gattin bringt ihn zur Verzweiflung an seinem eignen, Marsini theilt ihm Papiere einer geheimen Gesellschaft mit, um ihn über sich selbst aufzuklären; Betrüger nutzen diesen Umstand und die Stimmung des Grafen, er wird so verwickelt, daß sein Leben auf dem Spiele steht, und in der Einsamkeit des Gefängnisses kommt er endlich zu sich selbst, wo sich denn das Ganze harmonisch löst. Wir haben hier nur die Hauptmomente angegeben; die mancherlei einzelnen Theile sind mit vieler Sorgfalt ausgeführt, und geben Anlaß zu weiterem Nachdenken: Einiges, z. B. die Veranstaltungen des Grafen und seines Schwiegervaters., und wie sich die Menge dabei nimmt, ist mit wahrer Laune dargestellt. Es wäre überhaupt ein geringes Lob für dieses Buch, wenn man es nur den gewöhnlichen beliebten Romanen vorziehen wollte, mit denen es nicht verglichen werden kann. Es liegt hier durchaus ächte Sittlichkeit des Planes und Zweckes zum Grunde: Der Vf. muß sich nur seines Talentes noch freier bedienen, jene damit zu bekleiden. Die Lage des jungen Paares spannt oft jede Art von Theilnehmung, doch zeigt sich, daß ein gewisses Streben nach Sittlichkeit, dessen falsche Richtungen der Vf. schildert, seine eignen Ideen zu sehr beherrscht. Nicht als hätte er seinem Werke Moralität aufzwingen wollen, sondern nur in so fern er seinen Ge-

genſtand nicht leicht genug behandelt. Er hätte vielleicht in einem fröhlicheren Kontraſte anſchaulich machen müßen, daß Giannetta viel war, ohne zu ſtreben. Sittlichkeit iſt das reine Element, in dem wir athmen, die Geſundheit der Seele, nicht ihr krampfhafter Zuſtand.

---

1) The German Erato, or a collection of favourite songs translated into English, with their original music. The second edition. Berlin 1798.
2) A collection of German ballads and songs with their original music, done into English by the translator of the German Erato etc. Berlin 1799.

Die erſte Ausgabe von Nr. 1. nebſt dem German songster desſelben Vfs iſt vor nicht langer Zeit (1798. Nr. 365.) in dieſen Blättern mit dem verdienten Lobe angezeigt worden. *) Die ſchnelle Erſcheinung einer zweiten Ausgabe der Erato iſt ein günſtiges Zeichen von dem Eingange, den der deutſche Geſang, ſowohl von Seiten der Muſik als der Poeſie, in England und wo die engliſche Sprache gilt, auch in Amerika, findet. Bei dieſer Empfänglichkeit iſt es um ſo glücklicher, daß das Geſchäft, ihn dahin zu verpflanzen, in ſo talentvolle Hände gefallen iſt, von denen wir noch manche gelungene Arbeit in dieſem Fache zu erwarten haben, während vortreffliche Werke in andern Dichtarten immer häufiger fähige Ueberſetzer finden. Freilich gelangt auch ſo manches über das Meer hinüber, was immerhin (mit den Engländern zu reden) auf dem feſten Lande hätte bleiben mögen, und wird dort für das Charakteriſtiſche und Vorzüglichſte der deutſchen Literatur ausgegeben, daß wir, um ihren Ruhm bei dem gebildeteren Theile des engliſchen Publikums zu retten, erklären müßen, dergleichen habe auch bei uns nur den großen Haufen für ſich, und ſei bloß Sache einer vergänglichen Mode, damit man in England nicht nöthig finde, heftig dagegen zu deklamieren, eine Bemühung, die man bei uns ſchon längſt aufgegeben hat.

*) [S. oben S. 324. ff.]

Hrn. Beresfords Wahl ist, wie schon bemerkt wurde, durch die Bedingung einer gefälligen und in gewissem Grade noch populären Komposition beschränkt. Indessen ist er der Aufforderung in der vorigen Recension gefolgt, zu versuchen, wie weit sich die Nachbildung einiger Lieder und Romanzen von Goethe, die zu den eigenthümlichsten Lauten unserer Sprache gehören, bringen ließe. Unter den vier neuen Liedern, womit diese Ausgabe der Erato vermehrt ist, findet sich das schöne von Matthisson 'Freude jubelt, Liebe waltet', und 'Kennst du das Land' aus Wilhelm Meister. Zwar ohne das wunderbare Kind zu kennen, dem das Lied in dem Roman zugeschrieben wird, kann man die hier ausgedrückte Sehnsucht nicht ganz begreifen: allein Reichardts gefühlvolle Töne laßen das Unnennbare darin ahnden, und der Uebersetzer hat sich möglichst bemüht, den romantischen Duft des Originals zu erhalten.

Know'st thou the mount, where clouds obscure the day,
Where scarce the mule can trace his misty way;
Where lurks the dragon and his scaly brood;
And broken rocks oppose the headlong flood?
Say, know'st thou well?
'Tis there, 'tis there,
Our way must lead; ah, thither let us tend.

Der Ausruf 'Dahin, dahin', hat im Klange verloren, freilich durch Schuld der Sprache; und eine reimlose Zeile am Schluße der Strophe ist dem Ohre unerwartet. Der Uebersetzer hat vielleicht 'hin' und 'ziehn' nicht für einen Reim angesehen: beim bloßen Vorlesen ist er auch nicht streng richtig, aber in der Musik wird er es vollkommen durch die Dehnung des 'hin'.

Die neueste Sammlung giebt uns wiederum zwei Lieder von Goethe, den Fischer und die Romanze vom Harfner aus W. Meister, in den ursprünglichen Silbenmaßen nachgebildet. Wenn es nicht möglich war, ihnen ihre ganze Schmucklosigkeit und Einfalt zu laßen, weil fast jede veränderte Wendung, wozu der metrische Zwang nöthigt, schmückend ausfällt, um das Schwache und Prosaische zu vermeiden, so zweifeln wir doch, ob an den meisten Stellen noch mehr Treue möglich wäre. Sehr glücklich ist unter andern die zweite Hälfte der dritten Strophe vom Fischer gegeben:

Nor tempts thee yon aetherial space,
Betiug'd with liquid blue? —

Nor tempts thee not thy pictur'd face,
To bathe in worlds of dew?

In den erſten Zeilen derſelben:

The sun, the lovely queen of night
Beneath the deep repair;

iſt ein kleiner Mißverſtand, der aber leicht ſtattfinden konnte. Das Original:

Labt ſich die liebe Sonne nicht,
Der Mond ſich nicht im Meer?

redet nicht vom ſcheinbaren Eintauchen beim Untergange, ſondern vom Widerſchein dieſer Himmelskörper im Waßer. Auch Züge, die nur zur Bezeichnung der poetiſchen Melodie beitragen, wie das 'Sie ſang zu ihm, ſie ſprach zu ihm', (She sweetly sung, she sweetly said) hat der Ueberſetzer zum Theil zu erhalten gewußt. Eben ſo im Harfner. Freilich bei Stellen wie folgende

Ich ſinge wie der Vogel ſingt,	As chants the bird on yonder bough,
Der in den Zweigen wohnet;	So flows my artless lay;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,	And well the artless strains that flow
Iſt Lohn, der reichlich lohnet.	The tuneful task repay:

wird uns Deutſchen, ſo gut ſie auch übertragen iſt, der Zauber immer an die erſten Töne gefeßelt ſcheinen; dieſen unmittelbaren Odem, dieſe Accente der innerſten Empfindung darf man nur da erwarten, wo ſie einheimiſch ſind.

Uebrigens enthält die Sammlung, außer einigen Liedern, die ihre Aufnahme den Kompoſitionen verdanken, die Ballade 'Ritter Rudolph' von Stolberg, das 'Nadoweſſiſche Todtenlied' von Schiller, und was unſtreitig das wichtigſte Stück ſowohl von Seiten des Umfanges, als der dabei gelöſten Aufgabe iſt, eine neue Ueberſetzung von Bürgers Lenore. Man wird ſich erinnern, daß vor einigen Jahren in England eine Art von Wettſtreit über dieß Gedicht entſtand, und drei verſchiedene Ueberſetzungen faſt zu gleicher Zeit erſchienen. Eine vierte von dem Ueberſetzer der Iphignia (Hern. Taylor in Norwich) wurde in engliſchen Journalen angekündigt: Rec. kennt ſie nur aus den daſelbſt mitgetheilten Proben, und iſt nicht unterrichtet, ob ſie ſeitdem vollſtändig gedruckt ward. Hr. Eſchen-

burg hat einen Abdruck der drei erſten veranſtaltet; jetzt ſind ſie von Neuem in Wien abgedruckt unter dem Titel:

Leonora. A ballad, translated from the German of Gottfried Augustus Bürgher by W. R. Spencer, Esq., H. J. Pye, J. T. Stanley, Esq. F. R. S. To which is added the original text. 1798.

Hrn. Beresfords neue Arbeit giebt uns Veranlaßung, die damals verſäumte Erwähnung hier nachzuholen, da nur die Vergleichung mit jenen frühern Verſuchen ſein Verdienſt in das volle Licht ſtellen kann.

Alle drei haben das wider ſich, daß ſie unnöthiger Weiſe vom Rhythmus des Originals abgewichen ſind, deſſen Einfluß überall groß, aber in dieſer Dichtart vollends entſcheidend iſt. Die Ueberſetzung von Hrn. Spencer iſt in lauter vierfüßigen Jamben mit alternierenden Reimen; die von Hrn. Pye eben ſo in Trochäen: jenes giebt dem Gange etwas Schwerfälliges, dieſes eine dem Gedicht fremde Feierlichkeit. In der ſtanleyſchen Ueberſetzung iſt die Strophe in ſechs Zeilen zuſammengezogen, wodurch ihre ganze Struktur und die Anordnung der Reime verändert wird. Die erſtgenannte hat am meiſten Pracht des Ausdrucks und der Bilder; überall iſt das Beſtreben nach Veredlung und Erhöhung ſichtbar: und ſo fehlerhaft dieß auch iſt, indem nun das Kolorit der Darſtellung gar nicht mehr zu ihrem Gegenſtande, den volksmäßigen Superſtitionen, worauf ſich die Dichtung gründet, paßt; ſo ſehr es hier und da ins Ueberladene geht, ſo iſt doch eigene Kraft nicht zu verkennen. Man nehme die Zeilen 'Schön Liebchen ſchürzte, ſprang und ſchwang' u. ſ. w.

Loose was her zone, her breast unveil'd,
All wild her shadowy tresses hung;
O'er fear confiding love prevail'd,
As lightly on the barb she sprung.

Dieß iſt in der That eine reizende Leonora, wiewohl gar nicht Bürgers Lenore. Die eleganten Zeichnungen der Lady Beauclerc, welche die prächtige Folioausgabe in Bartolozzis Stich begleiten, machen es noch anſchaulicher, wie weit dieſe hier aus dem Geſichte

gerückt ist: da die Zeichnerin das Gedicht nur durch das Medium der Uebersetzung kannte, hat Alles einen ihr entsprechenden Charakter bekommen; der Reiter ist in halbritterlichem Kostum mit einem Panzer vorgestellt, und bei der letzten Verwandlung ist ihm statt der Hippe ein Pfeil in die Hand gegeben, so daß man eher an Miltons Tod erinnert wird... Man kann sagen, daß die spencersche Uebersetzung die verfehlteste, die von Hrn. Pye dagegen die kälteste von den dreien ist. Die stanleysche hat noch am meisten von der wahren Lenore, allein sie ist mehr ein Auszug daraus, als daß sie sie vollständig wiedergäbe. Dieser Uebersetzer hatte den unglücklichen Gedanken, einen glücklichen Schluß hinzuzufügen, und Alles (auch die Schönheit des Gedichtes mit) sich in einen bloßen Traum auflösen zu laßen. — Die vierte Uebersetzung, worin Lenore Elinor heißt, ist in der Weise und zum Theil in der Sprache der ältern englischen Balladen abgefaßt: unstreitig ein gutes Mittel den Ton des Volksgesanges zu treffen und alles konventionelle Gepräge zu entfernen, wobei aber doch kaum zu vermeiden sein möchte, daß nicht eine solche nationale Manier viel von der Individualität des fremden Dichters verdrängte.

Ungeachtet nun Hr. Beresford bei seinem Unternehmen so viele Vorgänger gehabt hat, und darunter einen gekrönten Dichter (oder wenigstens einen krönenden, denn das Amt des poet laureat besteht, wie bekannt, bloß darin, königliche Geburtstagsoden zu verfertigen, — ein Geschäft, das nur dann etwa anziehend werden möchte, wenn Peter Pindar es auf sich nähme), so ist doch seine Arbeit keineswegs eine Ilias post Homerum. Vielmehr muß sie Rec., so weit er als Deutscher darüber zu urtheilen befugt ist, allen vorhergehenden um ein Großes vorziehn, und findet nun erst das eigentliche Ziel erreicht. Wir dürfen kühnlich behaupten, daß die deutschen Kenner sich gleich auf den ersten Eindruck für eben dieß Urtheil entscheiden werden, und wünschen dem Vf. ähnliche Anerkennung seines Verdienstes in England, wohin sich diese Uebersetzung erst von Deutschland aus den Weg bahnen muß. Das Silbenmaß des Originals ist bis auf die weiblichen Reime (deren Gebrauch, wenn er sich auch hier durchführen ließe, über das Ganze einen fremden elegischen Charakter verbreiten würde; denn die Natur der englischen weiblichen Reime ist beträchtlich anders, als die der unserigen, und

die Ungewohnheit verstärkt noch ihren Eindruck) vollkommen beibehalten: näher läßt es sich also nun nicht bringen. Ueber die größere Treue im Buchstaben, und noch mehr im Geist wollen wir unsere Leser durch einige ausgehobene Stellen in Stand setzen selbst zu urtheilen. . . . . .

Ob hier und da besonders in den Reimen eine nicht ganz erlaubte Freiheit mit unterläuft, mögen englische Kunstrichter entscheiden.

Noch dürfen wir nicht vergeßen, daß Reichardt diese Uebersetzung mit einer neuen Komposition ausgestattet hat, zu welcher auch der deutsche Text, ungeachtet der weiblichen Endsilben, gesungen werden kann. Es sind darin immer Reihen von Strophen unter Eine Melodie gebracht: eine Methode, die bei längern Romanzen sehr zu empfehlen sein möchte, da sich schwerlich eine bedeutende Melodie finden läßt, die auf alle Strophen paßt, und jede Strophe besonders zu setzen, zu sehr vom Romanzentone abweicht.

Leben und Thaten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote von la Mancha, von Miguel de Cervantes Saavedra, übersetzt von Ludwig Tieck. Erster Band. Berlin 1799.

Als vor etwa fünf und zwanzig Jahren ein gelehrter Kenner der spanischen Sprache und Litteratur anfieng, uns mit der letzten bekannt zu machen, und besonders den noch so gut wie völlig fremden Don Quixote in Deutschland einführte, so schlug er bei diesem Unternehmen, wie der lebhafte Beifall und die schnelle Verbreitung bewies, für die damalige Lage unserer eigenen Literatur und die allgemeine Empfänglichkeit der Lesewelt unstreitig den richtigsten Weg ein. Die eingestreuten Gedichte wurden meist ausgelaßen, einige ernste Scenen verkürzt und eine beträchtlich lange Novelle blieb ganz weg; und, was nach Wegnahme des poetischen Bestandtheils nothwendig erfolgen mußte, das Komische

und Burleske trat stärker hervor und wurde herrschender Charakter des Werkes. Die Anlage des Don Quixote im Ganzen ist so einzig glücklich erfunden, und die Hauptbegebenheiten sind daraus mit solcher Sicherheit und Leichtigkeit abgeleitet, daß er von dieser Seite auch denen einen unauslöschlichen Eindruck machen muß, die gar nicht geneigt sein möchten, sich auf das wunderwürdige Detail einzulaßen; und die populärsten Züge, die eine sprichwörtliche Gültigkeit in verschiedenen Sprachen erlangt haben, sind gerade von dieser Art. Allein die Dichtung des göttlichen Cervantes ist etwas mehr als eine geistreich gedachte, keck gezeichnete, frisch und kräftig kolorierte Bambocciate (wiewohl sie auch dann gar nicht zu verachten wäre): sie ist zugleich ein vollendetes Meisterwerk der höheren romantischen Kunst. In dieser Rücksicht beruht Alles auf dem großen Kontrapost zwischen parodischen und romantischen Massen, der immer unaussprechlich reizend und harmonisch ist, zuweilen aber, wie bei der Zusammenstellung des verrückten Cardenio mit dem verrückten Don Quixote, ins Erhabne übergeht. Indem der Dichter die abgeschmackte und kolossale Romanenwelt der Ritterbücher zerstört, erschafft er auf dem Boden seines Zeitalters und einheimischer Sitten eine neue romantische Sphäre; es ist gleichsam als wollte er sagen, 'seht, so muß man es machen, wenn man einmal über das gewöhnliche Leben hinausgehen will'. Es fehlt so viel, daß Cervantes durch Einflechtung der Novellen einem verderbten Zeitgeschmack hätte huldigen wollen (wovon er überhaupt weit entfernt war, denn er war sich, wie man aus vielen Aeußerungen sieht, sehr wohl bewußt, er arbeite für die Ewigkeit; und durch Spott über die Ritterbücher zog er eben aufs kühnste gegen ihn zu Felde), daß er vielmehr, wie er ausdrücklich in der

Vorrede zu seinen Novellen sagt, diese Gattung in Spanien zuerst aufgebracht hat. Noch weniger wird man sie für den Auswuchs einer üppigen und noch unreifen Dichtungskraft ausgeben können: denn die erste Hälfte des Don Quixote erschien, da Cervantes sich schon den Jahren des Greises näherte, und die Komposition des erst mit seinem Leben vollendeten großen Persiles, den er selbst für das Werk seiner Werke hielt, ist ganz von der Art, wie einige ernste und pathetische Stellen in Don Quixote. Den vorzüglichsten Anstoß haben diese wohl durch den vorgeblichen Mangel an Zusammenhang gegeben, ein Einwurf, der besonders beim Curioso impertinente, und schon bei Cervantes Zeiten, laut geworden ist. Wenn aber ein materieller Zusammenhang gefordert wird, der die Vorfälle wie Ursache und Wirkung, wie Mittel und Zweck, unter einander verknüpft, so daß Alles darauf abzielt, irgend etwas zu Stande zu bringen, eine Heirat etwa oder andre tröstliche Dinge, wonach der große Haufe der Liebhaber die letzten Blätter eines Romans begierig umschlägt, so wäre alsdann die Komposition des ganzen Don Quixote äußerst fehlerhaft. Denn er besteht aus Begebenheiten, die zwar aus einem gemeinschaftlichen Grunde herfließen, deren Folge aber, nach dem bloßen Begriff betrachtet, zufällig ist, die jede ihre Verwickelung und Auflösung für sich haben und zu nichts weiter führen. Es scheint, daß man die strengeren Gesetze des Drama mit dem weit freieren, dem epischen Gedichte analogen Gange des Romans verwechselt hat. Wir erinnern uns keines Tadels der Kritiker über die Geschichte der Liebschaft zwischen Mars und Venus in der Odyssee, als dem Zusammenhange fremd und gewaltsam aufgedrungen; und doch hat sie nicht mehr mit den Schicksalen des Ulysses gemein, als die Novelle vom

Curioso impertinente mit denen des Don Quixote. Auch die Art der Einführung ist hier nicht willkürlicher wie dort, denn es macht doch wohl keinen wesentlichen Unterschied, ob etwas vorgelesen oder gesungen wird. Um es kurz zu sagen, im ächten Roman ist entweder Alles Episode oder gar nichts, und es kommt bloß darauf an, daß die Reihe der Erscheinungen in ihrem gaukelnden Wechsel harmonisch sei, die Phantasie festhalte und nie bis zum Ende die Bezauberung sich auflösen laße. Wenn je ein Roman dieß auf das vollkommenste geleistet hat, so ist es Don Quixote. Sobald einen der hinreißende Eindruck vom Reichthume des Ganzen zur Betrachtung einzelner Theile zurückkehren läßt, so erkennt man überall den besonnenen Künstler in der weisesten Anordnung und Vertheilung. Gleich beim Eintritte läßt er die überspannten Ideen des Ritters, um ihnen gar keinen Schlupfwinkel zur Rettung übrig zu laßen, gegen die gemeinste Wirklichkeit anstoßen; das giebt natürlich heftige Erschütterungen, und hier sind also die unglücklichen und blutigen Abenteuer zu Hause. Manche haben gewünscht, der Geschichtschreiber möchte seinem Helden einiges von den unendlichen Schlägen, Püffen, Steinwürfen und sonstigen Verwundungen, die er bekommt, erspart haben. Daß die Dosis zuweilen etwas stark ist, kann nicht geleugnet werden; indessen wird sie es hauptsächlich durch die schnelle Wiederholung, und doch wäre es keine gute Maßregel gewesen, die Schläge und übrigen Beschwerden der irrenden Ritterschaft durch die vier Bände gleich zu vertheilen: denn außer daß Don Quixote dabei nie zu einer heilen Haut gelangt wäre, sollte er einen Stand der Erhöhung erleben, zu welchem er vorher die Stufen der tiefsten Erniedrigung durchgegangen sein mußte. Mitten unter jenen niedrigen Umgebungen

burg hat einen Abdruck der drei ersten veranstaltet; jetzt sind sie von Neuem in Wien abgedruckt unter dem Titel:

Leonora. A ballad, translated from the German of Gottfried Augustus Bürgher by W. R. Spencer, Esq., H. J. Pye, J. T. Stanley, Esq. F. R. S. To which is added the original text. 1798.

Hrn. Beresfords neue Arbeit giebt uns Veranlaßung, die damals versäumte Erwähnung hier nachzuholen, da nur die Vergleichung mit jenen frühern Versuchen sein Verdienst in das volle Licht stellen kann.

Alle drei haben das wider sich, daß sie unnöthiger Weise vom Rhythmus des Originals abgewichen sind, dessen Einfluß überall groß, aber in dieser Dichtart vollends entscheidend ist. Die Uebersetzung von Hrn. Spencer ist in lauter vierfüßigen Jamben mit alternierenden Reimen; die von Hrn. Pye eben so in Trochäen: jenes giebt dem Gange etwas Schwerfälliges, dieses eine dem Gedicht fremde Feierlichkeit. In der stanleyschen Uebersetzung ist die Strophe in sechs Zeilen zusammengezogen, wodurch ihre ganze Struktur und die Anordnung der Reime verändert wird. Die erstgenannte hat am meisten Pracht des Ausdrucks und der Bilder; überall ist das Bestreben nach Veredlung und Erhöhung sichtbar: und so fehlerhaft dieß auch ist, indem nun das Kolorit der Darstellung gar nicht mehr zu ihrem Gegenstande, den volksmäßigen Superstitionen, worauf sich die Dichtung gründet, paßt; so sehr es hier und da ins Ueberladene geht, so ist doch eigene Kraft nicht zu verkennen. Man nehme die Zeilen 'Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang' u. s. w.

Loose was her zone, her breast unveil'd,
All wild her shadowy tresses hung;
O'er fear confiding love prevail'd,
As lightly on the barb she sprung.

Dieß ist in der That eine reizende Leonora, wiewohl gar nicht Bürgers Lenore. Die eleganten Zeichnungen der Lady Beaucleri, welche die prächtige Folioausgabe in Bartolozzis Stich begleiten, machen es noch anschaulicher, wie weit diese hier aus dem Gesichte

gerückt ist: da die Zeichnerin das Gedicht nur durch das Medium der Uebersetzung kannte, hat Alles einen ihr entsprechenden Charakter bekommen; der Reiter ist in halbritterlichem Kostum mit einem Panzer vorgestellt, und bei der letzten Verwandlung ist ihm statt der Hippe ein Pfeil in die Hand gegeben, so daß man eher an Miltons Tod erinnert wird... Man kann sagen, daß die spencersche Uebersetzung die verfehlteste, die von Hrn. Pye dagegen die kälteste von den dreien ist. Die stanleysche hat noch am meisten von der wahren Lenore, allein sie ist mehr ein Auszug daraus, als daß sie sie vollständig wiedergäbe. Dieser Uebersetzer hatte den unglücklichen Gedanken, einen glücklichen Schluß hinzuzufügen, und Alles (auch die Schönheit des Gedichtes mit) sich in einen bloßen Traum auflösen zu laßen. — Die vierte Uebersetzung, worin Lenore Elinor heißt, ist in der Weise und zum Theil in der Sprache der ältern englischen Balladen abgefaßt: unstreitig ein gutes Mittel den Ton des Volksgesanges zu treffen und alles konventionelle Gepräge zu entfernen, wobei aber doch kaum zu vermeiden sein möchte, daß nicht eine solche nationale Manier viel von der Individualität des fremden Dichters verdrängte.

Ungeachtet nun Hr. Beresford bei seinem Unternehmen so viele Vorgänger gehabt hat, und darunter einen gekrönten Dichter (oder wenigstens einen krönenden, denn das Amt des poet laureat besteht, wie bekannt, bloß darin, königliche Geburtstagsoden zu verfertigen, — ein Geschäft, das nur dann etwa anziehend werden möchte, wenn Peter Pindar es auf sich nähme), so ist doch seine Arbeit keineswegs eine Ilias post Homerum. Vielmehr muß sie Rec., so weit er als Deutscher darüber zu urtheilen befugt ist, allen vorhergehenden um ein Großes vorziehn, und findet nun erst das eigentliche Ziel erreicht. Wir dürfen kühnlich behaupten, daß die deutschen Kenner sich gleich auf den ersten Eindruck für eben dieß Urtheil entscheiden werden, und wünschen dem Vf. ähnliche Anerkennung seines Verdienstes in England, wohin sich diese Uebersetzung erst von Deutschland aus den Weg bahnen muß. Das Silbenmaß des Originals ist bis auf die weiblichen Reime (deren Gebrauch, wenn er sich auch hier durchführen ließe, über das Ganze einen fremden elegischen Charakter verbreiten würde; denn die Natur der englischen weiblichen Reime ist beträchtlich anders, als die der unserigen, und

die Ungewohnheit verstärkt noch ihren Eindruck vollkommen beibehalten: näher läßt es sich also nun nicht bringen. Ueber die größere Treue im Buchstaben, und noch mehr im Geist wollen wir unsere Leser durch einige ausgehobene Stellen in Stand setzen selbst zu urtheilen. . . . . .

Ob hier und da besonders in den Reimen eine nicht ganz erlaubte Freiheit mit unterläuft, mögen englische Kunstrichter entscheiden.

Noch dürfen wir nicht vergeßen, daß Reichardt diese Uebersetzung mit einer neuen Komposition ausgestattet hat, zu welcher auch der deutsche Text, ungeachtet der weiblichen Endsilben, gesungen werden kann. Es sind darin immer Reihen von Strophen unter Eine Melodie gebracht: eine Methode, die bei längern Romanzen sehr zu empfehlen sein möchte, da sich schwerlich eine bedeutende Melodie finden läßt, die auf alle Strophen paßt, und jede Strophe besonders zu setzen, zu sehr vom Romanzentone abweicht.

Leben und Thaten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote von la Mancha, von Miguel de Cervantes Saavedra, übersetzt von Ludwig Tieck. Erster Band. Berlin 1799.

Als vor etwa fünf und zwanzig Jahren ein gelehrter Kenner der spanischen Sprache und Litteratur anfieng, uns mit der letzten bekannt zu machen, und besonders den noch so gut wie völlig fremden Don Quixote in Deutschland einführte, so schlug er bei diesem Unternehmen, wie der lebhafte Beifall und die schnelle Verbreitung bewies, für die damalige Lage unserer eigenen Literatur und die allgemeine Empfänglichkeit der Lesewelt unstreitig den richtigsten Weg ein. Die eingestreuten Gedichte wurden meist ausgelaßen, einige ernste Scenen verkürzt und eine beträchtlich lange Novelle blieb ganz weg; und, was nach Wegnahme des poetischen Bestandtheils nothwendig erfolgen mußte, das Komische

und Burleske trat stärker hervor und wurde herrschender Charakter des Werkes. Die Anlage des Don Quixote im Ganzen ist so einzig glücklich erfunden, und die Hauptbegebenheiten sind daraus mit solcher Sicherheit und Leichtigkeit abgeleitet, daß er von dieser Seite auch denen einen unauslöschlichen Eindruck machen muß, die gar nicht geneigt sein möchten, sich auf das wunderwürdige Detail einzulaßen; und die populärsten Züge, die eine sprichwörtliche Gültigkeit in verschiedenen Sprachen erlangt haben, sind gerade von dieser Art. Allein die Dichtung des göttlichen Cervantes ist etwas mehr als eine geistreich gedachte, keck gezeichnete, frisch und kräftig kolorierte Bambocciate (wiewohl sie auch dann gar nicht zu verachten wäre): sie ist zugleich ein vollendetes Meisterwerk der höheren romantischen Kunst. In dieser Rücksicht beruht Alles auf dem großen Kontrapost zwischen parodischen und romantischen Massen, der immer unaussprechlich reizend und harmonisch ist, zuweilen aber, wie bei der Zusammenstellung des verrückten Cardenio mit dem verrückten Don Quixote, ins Erhabne übergeht. Indem der Dichter die abgeschmackte und kolossale Romanenwelt der Ritterbücher zerstört, erschafft er auf dem Boden seines Zeitalters und einheimischer Sitten eine neue romantische Sphäre; es ist gleichsam als wollte er sagen, 'seht, so muß man es machen, wenn man einmal über das gewöhnliche Leben hinausgehen will'. Es fehlt so viel, daß Cervantes durch Einflechtung der Novellen einem verderbten Zeitgeschmack hätte huldigen wollen (wovon er überhaupt weit entfernt war, denn er war sich, wie man aus vielen Aeußerungen sieht, sehr wohl bewußt, er arbeite für die Ewigkeit; und durch Spott über die Ritterbücher zog er eben aufs kühnste gegen ihn zu Felde), daß er vielmehr, wie er ausdrücklich in der

Vorrede zu seinen Novellen sagt, diese Gattung in Spanien zuerst aufgebracht hat. Noch weniger wird man sie für den Auswuchs einer üppigen und noch unreifen Dichtungskraft ausgeben können: denn die erste Hälfte des Don Quixote erschien, da Cervantes sich schon den Jahren des Greises näherte, und die Komposition des erst mit seinem Leben vollendeten großen Persiles, den er selbst für das Werk seiner Werke hielt, ist ganz von der Art, wie einige ernste und pathetische Stellen in Don Quixote. Den vorzüglichsten Anstoß haben diese wohl durch den vorgeblichen Mangel an Zusammenhang gegeben, ein Einwurf, der besonders beim Curioso impertinente, und schon bei Cervantes Zeiten, laut geworden ist. Wenn aber ein materieller Zusammenhang gefordert wird, der die Vorfälle wie Ursache und Wirkung, wie Mittel und Zweck, unter einander verknüpft, so daß Alles darauf abzielt, irgend etwas zu Stande zu bringen, eine Heirat etwa oder andre tröstliche Dinge, wonach der große Haufe der Liebhaber die letzten Blätter eines Romans begierig umschlägt, so wäre alsdann die Komposition des ganzen Don Quixote äußerst fehlerhaft. Denn er besteht aus Begebenheiten, die zwar aus einem gemeinschaftlichen Grunde herfließen, deren Folge aber, nach dem bloßen Begriff betrachtet, zufällig ist, die jede ihre Verwickelung und Auflösung für sich haben und zu nichts weiter führen. Es scheint, daß man die strengeren Gesetze des Drama mit dem weit freieren, dem epischen Gedichte analogen Gange des Romans verwechselt hat. Wir erinnern uns keines Tadels der Kritiker über die Geschichte der Liebschaft zwischen Mars und Venus in der Odyssee, als dem Zusammenhange fremd und gewaltsam aufgedrungen; und doch hat sie nicht mehr mit den Schicksalen des Ulysses gemein, als die Novelle vom

Curioso impertinente mit denen des Don Quixote. Auch die Art der Einführung ist hier nicht willkürlicher wie dort, denn es macht doch wohl keinen wesentlichen Unterschied, ob etwas vorgelesen oder gesungen wird. Um es kurz zu sagen, im ächten Roman ist entweder Alles Episode oder gar nichts, und es kommt bloß darauf an, daß die Reihe der Erscheinungen in ihrem gaukelnden Wechsel harmonisch sei, die Phantasie festhalte und nie bis zum Ende die Bezauberung sich auflösen laße. Wenn je ein Roman dieß auf das vollkommenste geleistet hat, so ist es Don Quixote. Sobald einen der hinreißende Eindruck vom Reichthume des Ganzen zur Betrachtung einzelner Theile zurückkehren läßt, so erkennt man überall den besonnenen Künstler in der weisesten Anordnung und Vertheilung. Gleich beim Eintritte läßt er die überspannten Ideen des Ritters, um ihnen gar keinen Schlupfwinkel zur Rettung übrig zu laßen, gegen die gemeinste Wirklichkeit anstoßen; das giebt natürlich heftige Erschütterungen, und hier sind also die unglücklichen und blutigen Abenteuer zu Hause. Manche haben gewünscht, der Geschichtschreiber möchte seinem Helden einiges von den unendlichen Schlägen, Püffen, Steinwürfen und sonstigen Verwundungen, die er bekommt, erspart haben. Daß die Dosis zuweilen etwas stark ist, kann nicht geleugnet werden; indessen wird sie es hauptsächlich durch die schnelle Wiederholung, und doch wäre es keine gute Maßregel gewesen, die Schläge und übrigen Beschwerden der irrenden Ritterschaft durch die vier Bände gleich zu vertheilen: denn außer daß Don Quixote dabei nie zu einer heilen Haut gelangt wäre, sollte er einen Stand der Erhöhung erleben, zu welchem er vorher die Stufen der tiefsten Erniedrigung durchgegangen sein mußte. Mitten unter jenen niedrigen Umgebungen

kündigt die tragische Geschichte des Chrysostomus an, daß die Dichtung nicht bloß diese Eine Seite des Lebens faßen, sondern ein allgemeines Bild desselben aufstellen will. Mit dem Eintritte in die Sierra Morena öffnet sich ein neuer Spielraum romantischer Darstellungen, die nun immer gedrängter auf einander folgen, und zuletzt zu einer entzückend vollstimmigen Symphonie zärtlicher Leidenschaften werden, bis der Ton der Erzählung wieder zum ruhigeren Gespräche herabsinkt, und mit einem sanften Abfalle schließt. Der dritte Band hebt leise an und geht durch glänzende, jedoch immer mit Unglücksfällen untermischte Abenteuer zu Don Quixotes Einführung in die große Welt und den bunten phantastischen Vorspiegelungen, wodurch fremder Muthwille seinen Wahn unterhält, im vierten Theile fort. Die Scenen des höheren Lebens bilden hier schon einen poetischen Gegensatz, so daß es der ernsten episodischen Einmischungen, deren Cervantes sich gewiß nicht aus Rücksicht auf die Pedanterei seiner Kritiker enthielt, weniger bedurfte, wiewohl die Hochzeit des Camacho und die Geschichte der schönen Mohrin wahre Novellen sind. Was aber die einheimische Natur Reizendes und Bizarres in der Erscheinung, Kühnes und Romantisches im Gehalt und in der Bedeutung herleihen konnte, sei es nun eine gebildete Gesellschaft, die den Genuß des Landlebens mit einer schäferlichen Verkleidung dichterisch ausschmückt, oder ein glühendes Mädchen, das im Anfalle wilder Eifersucht ihren Geliebten umgebracht hat, oder ein großmüthiger Räuberhauptmann, ein wahrhaftiger und mächtiger irrender Ritter: Alles ist mit unerschöpflicher Erfindsamkeit angebracht, und vor dem Helden zu mannichfaltiger Berührung, Akkorden und Dissonanzen vorübergeführt. Wie unbillig erscheint das Urtheil, die zweite Hälfte stehe der ersten

nach, sobald man sich nur von dem Verhältnisse dieses
s zum Ganzen und dem, was nach der Natur der Sache
u erwarten war, einige Rechenschaft giebt! Don Qui-
konnte und durfte nicht mehr so heftig gegen die äu-
Welt anstoßen, wie zu Anfange, und dieß zu vermeiden,
er Dichter den Umstand trefflich benutzt, daß der erste
der Geschichte so viel früher erschienen war: die Narr-
des Ritters werden als bekannt vorausgesetzt, und
geschont. Da er sich lange genug selbst zum Besten
t hat, so haben ihn nun natürlich Andere zum Besten;
e die Geschichte weiter fortgeht, wird er folglich immer
r, und um diese Lücke auszufüllen, spielt Sancho mehr
auptrolle. Gegen das Ende sieht man am Don Qui-
inen Zustand wie den der Ermattung nach einem hitzi-
ieber; die neue sanftere Schwärmerei, ein arkadisches
rleben zu stiften (die schon im ersten Theile von der
älterin prophezeiet wird; so weiß der absichtsvolle
ntes vorzubereiten!), ist gleichsam sein Schwanengesang;
od, der ruhig sein mußte, wenn sich das Werk befrie-
runden sollte, ist meisterhaft herbeigeführt. Allein
man auch bloß die lustigen Abenteuer vergleicht, was
es mit den Windmühlen vor der Waßermühle, und
hlacht der beiden Schafherden vor der Zerstörung der
ietten voraus, als daß sie früher vorkommen? Und
t an Kunst und Phantasie mit dem Traum in der
Montesinos zu vergleichen? Bei der Nothwendigkeit
un und Reden der beiden Hauptpersonen Manches
ommen zu laßen, hat sich Cervantes wie ein gelehrter
durch unendliche Variationen zu helfen gewußt;
Pansa rückt wirklich vor, und ist in der zweiten
noch um Vieles anmuthiger als in der ersten.

Zu einer vollständigen Charakteristik und Be
des Originals, die aber außerhalb der Gränzen di
ter liegt, würden obige Bemerkungen nur ein ger
trag sein: sie stehen hier bloß um einen Gesichtsp
geben, und den Grundsatz festzusetzen, daß ein sol
ganz wie es ist übersetzt werden müße. Das is
sicht der gegenwärtigen Verdeutschung. Nur wer
spanischen Originale vertraut ist, und aus eigner
weiß, was es überhaupt mit poetischen Nachbild
sich hat, kann den ganzen Umfang der diesem Un
anhängenden Schwierigkeiten übersehen. Es ist fa
lich, dabei Alles auf einmal zu leisten: wie es
Fache nicht anständig ist, irgend etwas anders al
stücke zu übersetzen, so hat man dagegen an dies
fort zu thun, um ihre Uebertragung der Volk
näher zu bringen, die eigentlich eine unendliche A
Indessen wird man die vorliegende Arbeit des H
so weit die Vollmacht unserer Sprache in ihrem je
stande zu der Vermittelung hinreicht, sowohl bei
gleichung mit dem Text im Einzelnen, als noch m
man sich bei fortgehender Lektüre dem gesammten
überläßt, in den meisten Punkten sehr befriedige
Sie ist durchaus von der Art, daß bei ihrer Pr
der höchste Maßstab angelegt werden kann. Wir g
Einzelnen über.

Zuvörderst giebt uns der Uebersetzer alles in
Enthaltene oder dazu Gehörige mit der größten Vo
keit, bis auf die vorangeschickten Empfehlungs-So
fabelhaften Personen, die wunderlichen Verse Urg
Unbekannten an das Buch mit abgekniffenen Endsi
die Dedikation; eine Gewißenhaftigkeit, die keineswe

ist, da aus einem solchen Geiste nichts kommen konnte, unbedeutend oder seine Stelle fremd wäre. E. war so aus Dichter, daß selbst seine Vorreden und Zueignungen z. B. die vor der zweiten Hälfte des Don Quixote en Grafen von Lemos) wahre dichterische Kompositio- sind.

Die eingestreuten Sonette und andere Gedichte sind im und Geist der Originale, und was hiezu erstaunlich lich ist, auch in den ursprünglichen Silbenmaßen über- n. Zu einer Probe in der [illegible] Gattung mag ndes Sonett dienen, welches [illegible] die Verräthereien vermeinten Freundes [illegible] singt:

Du heil'ge Freundschaft, [illegible]
Hat dich dein leichter Flug [illegible]
Du bist zu sel'gen Geistern [illegible]
Zu den gebenedeiten [illegible]

Von dort reichst du uns oft [illegible]
Die Eintracht, dicht von [illegible]
Oft scheint uns dann ein [illegible]
Das Laster weiß der Tugend [illegible]

Vom Himmel steige, holde [illegible]
Der Trug hat sich dein [illegible]
Er tödtet schleichend jeglichen [illegible]

Nimmst du ihm nicht die falsche [illegible]
So wird die Welt den alten [illegible]
Und Zwietracht wieder als [illegible]

s kurz vorhergehende Echo, [illegible] e gleicht, nähert sich der [illegible] viel sagen will. Die dem [illegible] abgedrungenen poetischen [illegible] r Form auch ihre ganze [illegible]

Da der Uebersetzer einmal in Nachbildung des S
das Unmögliche gethan, so wäre zu wünschen,
vorletzte Zeile jeder Strophe nicht ohne Reim
sie im Spanischen den ihrigen in der Mitte
Verses hat, wie wenn z. B. oben statt 'Jam
'Plagen'. Ein solcher eingeschalteter Reim ist
älteren Poesie nicht ohne Beispiel.

Ueber den im Liede des Hirten Antonio ge
und Weise kann ich mit dem Uebersetzer nicht
Zwar in welchem Silbenmaße eine spanische
sogenannten Castellanas mit durchgehender A
besten zu übersetzen sei, darüber läßt sich noch v
her streiten, und in wie fern mit ihren achtsilb
unsere vierfüßigen Trochäen übereinstimmen, w
weitläuftig zu erörtern sein. Allein der Gang
ist offenbar zu hüpfend und unstät geworden, un
des bäurischen Sängers zu komisch aufgeputzt.
Eigenthümlichkeit der südlichen Sprachen, daß d
nicht ins Grobe oder Unedle verfällt, sondern
Reinheit, ja Zierlichkeit mit der Poesie höheren
gemein hat. In der 10. Str. ist ein Mißverstä
sich ebenfalls in der bertuchschen Uebersetzung fin

Dir zu Liebe so laß' ich das Tanzen,
Musicieren und auch Reimerei,
Da ich sonst immer gesungen,
Schon vom ersten Hahnenschrei.

Dexo el baylar por tu causa,
Ni las músicas te pinto,
Que has escuchado á deshoras,
Y al canto del gallo primo.

heißt hier nicht 'ich unterlaße', sondern 'ich übergehe
Stillschweigen'. Der zweite Vers läßt keinen Zweifel
Er rühmt vielmehr, daß er ihr zu Liebe tanzt, und
ten anstellt, á deshoras, zur Nachtzeit, wann andere
en schlafen.

Doch genug von den Gedichten. Was die Prosa be-
so liebt der Castilianer wie der Italiäner in seiner
n und leicht hingleitenden Sprache, daß das Ohr mit
tönenden Fülle von Worten und majestätischem Um-
der Perioden befriedigt werde; und dieser goldene
der Beredsamkeit ist nicht das, was den einheimischen
an seinem D. Q. am wenigsten entzückt. Vor nichts
ich also der Uebersetzer mehr hüten, als nicht in die
ittene Schreibart zu verfallen, die sich zudem weder mit
he der Darstellung, noch mit ihrer gefälligen Umständ-
verträgt. Auf der andern Seite schlingen sich bei
Wortfügung die Sätze nicht so leicht vermittelst der
pien und relativen Fürworter an einander, daher bei
Länge der Perioden das Schleppende schwerlich zu
den wäre. In gegenwärtiger Uebersetzung finden wir
meistens das rechte Mittelmaß getroffen. Die Rede
arcella und Don Quixotes Beschreibung, wie ein ir-
Ritter dazu kommt, die Tochter eines Kaisers zu hei-
können Proben davon abgeben. Ein Beispiel von
schön gebauten und sonor gebliebnen Perioden ist
9. der, welcher anfängt: 'Du merkst, getreuer und
er Edelknabe' u. s. w. Freilich bei Stellen wie die,
on Quixote die Heere schildert, die er zu sehen wähnt,
ders: En estotro esquadron vienen los que beben las
ntes cristalinas del olivifero Betis u. s. w.) muß un-
Sprache gegen die hochtönende Pracht beinah verstum-

men, und kann über diesen Punkt zu einiger Selbst
niß kommen. — Es bedarf nicht besonders erinnert
den, daß ein Werk wie D. Q. zunächst zum Vorl
stimmt ist; und wenn dieß gehörig geschieht, so wer
solchen Lesern, denen es zuerst fremd ist, die Vorth
periodischen Stils für den stätigen und fortziehende
der Erzählung ins Gehör fallen.

So wahr und lebendig das Mimische im D.
wenn Personen aus den geringeren Ständen reden
führt werden, so hat sich doch Cervantes zu diesen
lichkeiten mit zierlichem Anstande herabgelaßen: d
drücklichen Reden, eingefädelten Gemeinsprüche und
des unvergleichlichen Sancho fallen nie ins Plumpe,
konnten überall den Namen gracias y donayres ve
wie es denn auch billig war, daß die Geschichte des
lichen Ritters nirgends mit einer Feder vom Vogel
geschrieben würde, was C. den Avellaneda gethan z
beschuldigt. Da die Sprecharten des Volkes in unse
dischen Sprachen aus beträchtlich gröbern Fäden g
zu sein scheinen, und die Zierlichkeit jener südlich
möchten sagen, eine allgemeinere Mittheilsamkeit hat,
eine große Sorgfalt hiebei erforderlich. Der Ueberse
sie daran gewandt, und sich sehr gehütet, den bes
Farbenauftrag nicht zu verstärken und die Lokaltin
greller gegen einander abstechen zu laßen. Nur um
gen, wie wir es hiemit meinen, mögen hier ein Be
spiele stehen, wo ich noch eine kleine Verstärkung
nehmen glaube. S. 129. sagt ein ankommender Zie
'Wißt ihr nicht, Kameraden, was im Dorfe los ist';
pasa el en lugar, was im Dorfe 'vorgeht'. Hierauf
er vom Tode des Chrysostomus: 'und das Lustige

ist, daß er im Testamente befohlen hat'; lo bueno es, este dabei ist'. S. 13. 'Darüber ist nun das ganze n Alarm'. Im Texte steht alborotado, ein Ausdruck, st in ernster Poesie vorkommt, was mit dem in der tzung gebrauchten nicht der Fall ist. — Eine eigene s Komischen im D. Q. machen die Mißgriffe des und anderer geringen Leute aus, wenn sie Worte hen, die etwas über ihren Horizont sind, wobei im en etwas Entsprechendes an die Stelle gesetzt werden In der Erzählung des Pedro (S. 129. u. f.) ist leich mehrmals mit Glück geschehen. Eben so die n Entstellungen ritterlicher Namen, die dem Sancho pfen, wenn er aus dem Balsam des Fierabras einen Fieberfraß' (im Span. bebida del seo Blas) und aus Lambrin, dessen Helm D. Q. erobert zu haben glaubt, 'Mohren Schandriem' (im Span. Malandrino statt no) macht. Ungemein lustig ist es, wenn Sancho, den Brief seines Herrn an Dulcinea aus dem Ge- sse wieder herstellen soll, die Ueberschrift Soberana y nnora, in Alta y sobajada Sennora verändert. Im en mußte dabei eine ganz andere Wendung genom- erden. Sancho bringt nach vielem Sinnen heraus! ene Herrscherin! Mein Närrchen!' Es hatte gestan- Lonarchin!' Nicht alle Wortspiele ließen sich so un- rt übertragen, wie das oyeron á deshora otro estruendo s aguó el contento del agua, S. 258. 'sie hörten ein s Rauschen, daß ihnen die Freude über das Waßer erte'. Indessen ist S. 21. bei den truchuelas und s, S. 224. bei den aventuras und desventuras, und n gereimten Redensarten, wie de ceca en meca, das he geschehen, sie durch etwas Aehnliches zu ersetzen.

Auch das Spiel zwischen rocines und Rocinante
des allerliebsten Sonetts, worin die Pferde Be
Babinza) und Rocinante sich unterhalten:

Wem klag' ich wohl, daß ich mich hungrig quä
Wenn es dem Herrn wie Knappen gleicherwe
Noch knapper geht als selbst dem Rozinant?

Wir wollen hier nicht gegen gewisse Kunstrichter
Wortspiel als eine ästhetische Todsünde betrachte
gen untersuchen, warum es nicht erlaubt sein
möglichen Mißbrauch eingeräumt), eben so gut
dern Dingen, zuweilen auch mit Worten zu spie
die ganze Poesie ihrer äußern Form nach eigentli
mit Worten ist; ob hiebei nicht dasselbe Princip
liegen möchte, welches z. B. dem Reime Entsteh
hat; ob nicht ein Hang dazu, besonders in der er
tung, einen zarten Bau der Sprachen und e
Phantasie verrathen dürfte, die gern in der sin
zeichnung der Dinge Anspielungen auf inneres B
Genug, sind einmal Wortspiele im Originale vo
ist es ein Zug der Untreue, und muß eine Lücke
wenn sie nicht übertragen werden.

Hier und da fand Rec. unnöthige Abweichungen v
lichen Genauigkeit, auch einige Versehen in Ansehung
die sich eingeschlichen haben. Bei einer Uebersetzung, d
mittel der Auslegung sein soll, müßte hievon gleich
Rede sein; den Eindruck des Kunstwerkes im Ganzen
aber nicht. Folgende bemerken wir zu künftiger
S. 14. 'wie er in den Büchern gelesen, die davon
than'; que tal le tenian, 'die ihn in diesen Zustan
S. 18. 'geschweige denn an so edlen Jungfrauen, m
eure Gegenwart beglückt'; como vuestras presencias

an an eurem Anstande erkennt'. Ebend.: 'doch sage ich dieß u eurer Anhörung, noch damit ich Uebelwollen zeige'; pero os lo digo, porque os acuitédes, ni mostrédes mal talante, que u. s. w., 'doch sage ich dieß nicht, damit ihr euch betrübet, noch Willen zeiget, denn der meinige' u. s. w. S. 21. sollte statt srufs 'O Rozinante!' stehn 'oder Rozinante', welches sich an rhergehende Stück einer Romanze gleich anschließt. S. 223. r sich kaum auf seinem Thiere erhalten konnte'; arrear á su o, 'sein Thier forttreiben konnte'. S. 285. 'Alles was ich nd worin ich euch unterstützen kann'; lo que veo y columbro, ch sehe und wahrnehme'. S. 286. 'ein Dorf, das so klein aß es keinen Barbier hatte'; ni botica ist ausgelaßen: 'daß der Apotheke noch Barbier hatte'. S. 288. wo D. Q. sich artbecken als Helm aufzupaßen sucht, ist encaxe durch 'Visier' zt; es bedeutet die unter dem Kinn durchgehende und in die eingepaßte Unterhälfte des Helmes, wie auch aus der ersten tigung des pappenen Unterhelms klar ist. S. 297. u. f. sollte la wohl lieber durch 'Fräulein' als durch 'Jungfrau' übersetzt S. 301. 'so daß sie sich endlich gleichsam in der Basis einer ide verlieren'; umgekehrt: D. Q. vergleicht die großen, aber Folge der Zeiten erniedrigten Geschlechter, mit einer Pyra- die sich gegen die Spitze zu immer verengt. S. 130. 'in der rschaft von unserm Dorfe hier in den Bergen'; vecino de un que estaba en aquellas sierras. — Vecino heißt hier 'Ein- ', es kommt in dieser Beziehung noch einmal vor T. IV. p. 86. der Akad. Madrid 1780.) Der Sinn kommt freilich beinah auf inaus. S. 230. 'Jener ..... ist der Großherzog von Qui- . In der Ausgabe der Akademie steht Quirocia, und vorher l temido Micocolembo; hatte der Uebersetzer eine andere Lese- S. 231. 'Xeronischen Wiesen', statt 'Xerezanischen'; jenes kann lich von Xerez abgeleitet werden. Ferner steht das 'Nachkom- us dem Blute der alten Gothen' so, als ob es noch auf die aner gienge, da doch ohne Zweifel die Asturier gemeint sind. zu Anfange des ersten Kapitels ist ein paarmal der Sinn t, wo ihn die bertuchsche Uebersetzung richtiger hat; ein Ver- aber in dem allerersten Satze ist beiden gemein. En un lugar Mancha, de cuyo nombre no quiero acordarme; nach B. 'dessen

Name mir nicht wieder einfällt'; nach T. 'auf dessen N
mich nicht entsinnen kann'. C. sagt, daß er sich nicht d
sinnen 'will'; der Unterschied ist bedeutend. Er wieder
dieß am Schluße des Werkes: cuyo lugar no quiso po
Hamete puntualmente. C. wußte den Ort recht gut, er
einer Art von Tücke wegen ihm widerfahrner Beleidigu
Flecken Argamasilla zu D. Qs. Geburtsort gemacht, fan
unstreitig pikanter, ihn zu Anfange errathen zu laßen,
erst durch die Gedichte der Akademiker de la Argamasilla
des zweiten Bandes einen Wink darüber.

Ueber Manches hätte ich noch Zweifel und Bemerkung
tragen, z. B. warum escudero am häufigsten durch 'S
gegeben wird, da es doch selbst der Etymologie nach m
knappe, genau übereinstimmt? Ob nicht del ingenioso h
dem Titel beßer durch 'des sinnreichen Edelmanns' gegeb
Ueber den Gebrauch einiger veralteteten Wörter wie
u. s. w. Doch die Gränzen einer allgemeinen Beurtheilung
uns nicht Vieles zu berühren, geschweige denn zu erf

---

*) Statt des folgenden Schlußes hat der Abdruck in der
u. Krit. II. S. 333. diese 'Anmerkung. Die des Spanisch
digen Leser werden entschuldigen, daß sie diese Beurtheilung
gekürzt wieder finden. Man hat mir wegen derselben vorgen
Arbeit meines Freundes übermäßig und ohne eingemischten To
zu haben, und auf dergleichen Behauptungen, die so dreist
werden, daß am Ende selbst die, welche aufmerksam gelesen h
also das Gegentheil wißen, anfangen daran zu glauben, gieb
andere Antwort, als die erneuerte Darlegung der Thatsach
unten die Rec. von Soltaus Uebers. des Don Quixote, aus
naeum III. S. 295. ff.

In allem Wesentlichen theilt die in obiger Beurtheilung
ten Ansichten folgender von Friedr. Schlegel geschriebener
Athenaeum Bd. II. S. 324...327.:

'Die bisher in Deutschland gangbare Uebersetzung des
ganz spaßhaft zu lesen, nur fehlte — die Poesie, sowohl die
als die der Prosa, und somit der Zusammenhang des Werk
eben nicht mehr, aber auch nicht weniger Zusammenhang ist
einer Composition der Musik oder der Malerei. Don Quixo
Jähzorn und hochtrabende Gelaßenheit verlor oft die feinsten
Sancho näherte sich dem niedersächsischen Bauern.

wähnen nur noch, daß dieser Band bis zum Schluße der
te des Cardenio geht (weiter als der erste Band in der
Uebersetzung). Die Leser werden unfehlbar eine baldige

Dichter und vertrauter Freund der alten romantischen Poesie,
, muß es sein, der diesen Mangel ersetzen und den Eindruck
t des Ganzen im Deutschen wiedergeben und nachbilden will.
en Versuch angefangen und der erste Theil seiner Uebersetzung
Genüge, wie sehr es ihm gelingt, den Ton und die Farbe des
nachzuahmen und, so weit es möglich ist, zu erreichen. Auch
llen von denen, die fast unübersetzlich scheinen können, sind über-
glücklich ausgedrückt. Doch ist die Uebersetzung keineswegs im
ängstlich treu, obgleich sie es in Rücksicht auf das Kolorit des
uf das Gewißenhafteste zu sein strebt. Daher ist in den Ge-
r Nachbildung des Silbenmaßes, welches beim Cervantes im-
edeutsam ist, lieber etwas von der Genauigkeit des Sinns auf-
Was man hierin von dem Uebersetzer hoffen dürfe, sieht man
meisterhaft übersetzten Gedichte S. 417. Auch in dem Gedicht
sostomus ist der Ton des Ganzen sehr gut getroffen. Die Prosa
weiter das Werk fortrückt, immer ausgebildeter und spanischer
n; auch die einzelnen Härten werden seltner.

fragt sich also nur, ob der Leser wird in den Gesichtspunkt des
rs eingehn wollen, ob er sich mit einem Worte entschließen
n Don Quixote auch noch in andern Stunden, als denen der
g, zu lesen, welcher bekanntlich alles, was nicht zu lachen
orzüglich ernsthafte oder gar tragische Poesie, so leicht nachthei-
Wir wollen ihn also mit eben so viel Nachdruck als Erge-
ebeten haben, den Cervantes für einen Dichter zu halten, der
ersten Theile des Don Quixote die ganze Blumenfülle seiner
Poesie aus des Witzes buntem Füllhorn in einem Augenblicke
Verschwendung mit einemmale ausgeschüttet zu haben scheint,
doch auch noch andre ganz ehr- und achtbare Werke erfunden
ldet hat, die dereinst wohl ihre Stelle im Allerheiligsten der
chen Kunst finden werden. Ich meine die liebliche und sinn-
alatea, wo das Spiel des menschlichen Lebens sich mit besch eid-
st und leiser Symmetrie zu einem künstlich schönen Gewebe
Musik und zarter Sehnsucht ordnet, indem es flieht. Es ist der
anz der Unschuld und der frühsten noch schüchternen Jugend.
kelfarbige Persiles dagegen zieht sich langsam und fast schwer
n Reichthum seiner sonderbaren Verschlingungen aus der Ferne
kelsten Norden nach dem warmen Süden herab, und endigt
in Rom, dem herrlichen Mittelpunkt der gebildeten Welt.
ie späte, fast zu reife, aber doch noch frisch und gewürzhaft
Frucht dieses liebenswürdigen Geistes, der noch im letzten Hauch

Fortsetzung wünschen, um zu erfahren, wie Carde
wahrhaft pathetischen, und Don Quixote von sein
den Pein befreit wird.

Poesie und ewige Jugend athmete. Die Novelas dürfe
seiner Werke nachstehn. Wer nicht einmal sie göttlich fü
den Don Quixote durchaus falsch verstehn. Daher soll
nächst nach diesem übersetzt werden. Denn übersetzen und
Alles oder Nichts von diesem unsterblichen Autor.

Da man schon anfängt, dem Shakspeare nicht
rasend tollen Sturm- und Drangdichter, sondern für ein
vollsten Künstler zu halten, so ist Hoffnung, daß man
werde, auch den großen Cervantes nicht bloß für einen
nehmen, da er, was die verborgne Absichtlichkeit betrifft
schlau und arglistig sein möchte, wie jener, der ohne vo
sein Freund und Bruder war, als hätten sich ihre Geis
sichtbaren Welt überall begegnet und freundliche Abrede

Nur noch eine Bemerkung über die Prosa des Cer
ich schon vorhin erwähnte, daß auch Poesie in ihr se
Uebersetzer ihren Charakter sehr glücklich nachgebildet ha
es ist die einzige moderne, welche wir der Prosa eines
mosthenes oder Plato entgegenstellen können. Eben weil
modern, wie jene antik, und doch in ihrer Art eben so
bildet ist. In keiner andern Prosa ist die Stellung der
Symmetrie nnd Musik; keine andere braucht die Versc
Stils so ganz wie Massen von Farbe und Licht; keine
gemeinen Ausdrücken der geselligen Bildung so frisch,
darstellend. Immer edel und immer zierlich bildet sie
sten Scharfsinn bis zur äußersten Spitze, und verirrt
süße Tändeleien. Darum ist auch die spanische Prosa d
die Musik des Lebens phantasieren soll, und verwandten
eigenthümlich angemessen, wie die Prosa der Alten d
Rhetorik oder der Historie. Laßt uns die populäre Schr
zosen und Engländer vergessen, und diesen Vorbildern n

Versteht sich, die spanische Prosa des Cervantes. D
wohl auch hierin einzig. Die Prosa seines Zeitgenossen
ist roh und gemein; die des wenig spätern Quevedo
Uebertriebene herbe und hart, und von einer kaum gen
lichkeit.*]

Abschied von der Allg. Lit.-Zeitung.

en Lesern der A. L. Z. zeige ich hiedurch an, daß ich auf-
Litarbeiter derselben zu sein; eine Nachricht, die ich mich ver-
halte ihnen zu geben, da ungefähr seit der Mitte des Jahres
bis vor Kurzem fast alle Recensionen von einiger Bedeutung
che der schönen Litteratur von mir herrühren. Zu diesem
e bestimmt mich theils die immer überhand nehmende Anzahl
öser Recensionen, wegen deren Nachbarschaft ich mich schon
schämen hatte, und wovon jetzt besonders einige nicht un-
das Bestreben verrathen, den Zustand der Kritik um ein
Jahre weiter zurückzuwerfen; noch weit mehr aber finde ich
ücksichten und Absichten, welche die Redaktion unverkennbar
mit meinen Grundsätzen unverträglich; und nachdem eine
ßte Beobachtung aus der Nähe mich den Geist dieses Insti-
llig kennen gelehrt hat, erlaubt mir die rücksichtslose Offen-
einer Handlungsweise als Schriftsteller nicht länger, Antheil
zu nehmen.

ena, den 30. Oktober 1799.

August Wilhelm Schlegel.

um Schluße der Mittheilungen aus der allgemeinen Litteratur-
g und einigermaßen zur Einleitung derer aus dem Athenäum
ier noch die kleine (auch in 'C. G. Schütz. Darstellung seines
u. s. w. von seinem Sohne. 2. Bd. Halle 1835.' S. 428...
iederholte) Korrespondenz Schlegels und Schützens aus dem
genzbl. der A. L. Z. 1800. Nr. 62.]

Schlegel an Schütz.

rst in Leipzig habe ich erfahren, mein theuerster Hr. Hofrath,
dem Athenäum die Ehre erzeigt haben, es bei einer theatra-
Vorstellung in Ihrem Hause in einem Prolog oder Vorspiel
ähnen. Ich bin so frei, Sie um die Handschrift davon auf
oder ein paar Tage anzusprechen, da ich mir für mich und
Freunde von einem Werke Ihres Witzes eben so viel Unter-
g verspreche, als es Ihren Gästen gewährt haben kann. Sie

werden aus einem angenehmen Scherz kein Geheimni
len; um so mehr, da wir uns zu unsern litterarisc
keiten immer offen bekennen, und, wie ich Ihnen ve
uns auch zu den mancherlei Dingen nennen werden,
die A. L. Z. in petto haben. Ich erwarte also mit
sicht von Ihnen die loyale und freundschaftliche Mi
alle Auslaßung und Modifikationen.

Die in Leipzig aufgeführte Komödie *) über
würde ich Ihnen mitschicken, wenn ich nicht gewiß vo
Sie dieselbe schon als Geschenk des verehrten Autors
uns nächstens mit einer Anzeige davon in der A. L.
werden.

Jena, den 20. Oktober 1799.

Ganz der Ihri
A. W

Schütz an Schlegel.

Wer Ihnen gesagt hat, mein theuerster Hr. Prof
Athenäum in einem Prolog oder Vorspiel von mi
worden, hat Ihnen das Ding, das nicht ist, gesagt
um Sie vom Gegentheil zu überzeugen, Ihnen die g
die keinen andern Zweck haben konnte, als einen g
Zirkel auf einige Minuten zu belustigen, sogleich c
wenn Ihre Bitte nicht wie der Antrag eines Advoc
der einen Gegner zwingen will, ein Document zu edie
wohl Niemand ein Recht, zu fodern, daß, was in eine
schaft gesprochen oder vorgelesen worden, ihm comm
Alles was ich zum Ueberfluß thun kann, ist, daß i
Stelle anzeige, woraus durch einen sehr groben Mi
Gewäsch vom Athenäum entstanden sein muß. Es w
aufgeblasenen jungen Gelehrten die Rede, der in ein
hauptet hätte:

> Garve sei ein mittelmäßiger Philosoph, Wiela
> aus andern genommen, Schlegel habe den S
> mittelmäßig übersetzt.

---

*) [Kotzebues Hyperboreischen Esel.]

uthlich steht doch alles dieses nicht im Athenäum; und Sie
lso, da dieses die einzige Stelle ist, die man nach dem Schluße:
st Schlegel genannt; Schlegel schreibt das Athenäum; ergo ist
as Athenäum gemeint, was doch nur gegen einen unberufenen
: Ihrer Uebersetzung des Shakspeares gesprochen worden, auf
thenäum ziehen können. Daß Sie gerade bei dieser Gelegen-
nir eröffnen, was maßen Sie mancherlei Dinge über die
Z. in petto haben, zu denen Sie sich offen bekennen werden,
quidem invideo, miror magis. Auf alle Weise freue ich mich
, da es wieder eine literarische Ergötzlichkeit geben wird.
Der hyperboreische Esel ist mir allerdings zugesendet worden;
r noch keine Recension vom Athenäum abgedruckt ist, welche
geachtet der Erinnerungen an den Recensenten dato noch nicht
n habe: so kann auch diese Farce noch nicht erwähnt werden.
n habe ich einem Avertissement im Intelligenzblatt der A. L. Z.
sertion abgeschlagen, worin eine Ungezogenheit gegen Ihren
Bruder im Betreff der Lucinde vorkam.
n Hoffnung, daß Sie nach Durchlesung dieses von dem Ihnen
achten Irrthum zurückkommen werden, beharre ich mit der
bekannten Hochachtung
ena, den 20. October 1799.

der Ihrige
Schütz.

Schlegel an Schütz.

erzeihen Sie, wertheſter Hr. Hofrath, daß mich Geschäfte ab-
, ihr Billet zu beantworten.
Da Sie das Athenäum nicht gelesen zu haben scheinen, welches
auch in der That nicht zuzumuthen ist: so will ich nur fol-
bemerken. Daß Garve ein mittelmäßiger Philosoph sei, steht
ngs, zwar nicht den Worten, aber dem Sinne nach, im Athe-
St. 2. S. 89.; daß das Beste in Wielands Werken aus
n entlehnt sein, ebenfalls St. 4. letzte S. Jenes wird näch-
ausführlicher dargethan werden, mit diesem wäre es auch leicht
h, wenn es nur nicht zu langweilig wäre, fast so langweilig,
ne Schrift von Wieland mit einem abgestandnen Ausspruche
s und Vergleichung unbedeutender Lesearten recensieren.

Sie sehen also, daß mir doch nicht so ganz das
worden, das nicht ist; daß der Mißverstand, das Athen
Prolog erwähnt zu finden, nicht so gar grob war; daß
nur selbst nicht recht wußte, was er sagte und that.

Uebrigens nehme ich meine Bitte, die Sie so verfän
nunmehr gern zurück. Die mitgetheilte Probe kann mi
begierig auf den Ueberrest des Prologs machen. Uebe
den Sätzen, die Ihren aufgeblasenen jungen Gelehrten
ren sollten, sind die Kenner längst einig; das dritte Ur
zwar einen unverständigen Tadel, indessen kommt es n
allerwenigsten zu, es als einen Beweis der Aufgeblas
sehen. Da Sie selbst diesen Ausspruch: Schlegel hab
speare nur mittelmäßig übersetzt, einmal in diese Verbin
haben: so nehmen Sie sich nur in Acht, daß er sich
A. L. Z. einschleicht, wie doch geschehen könnte, wenn
nung da wäre, eine wirklich mittelmäßige Uebersetzun
speare durch diese Behauptung gegen die meinige zu he

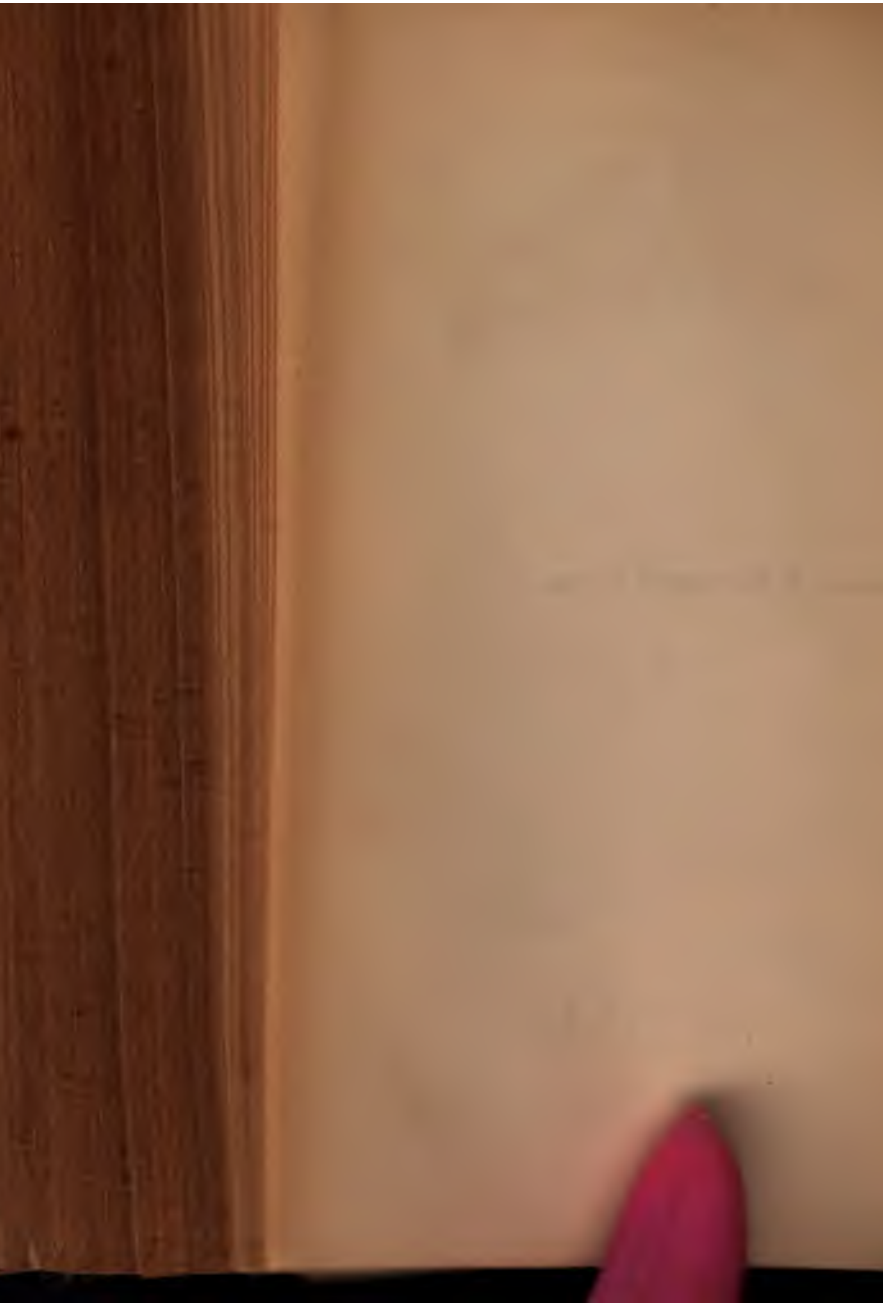
Wenn ich einen aufgeblasenen (jungen oder alten)
schildern hätte: so würde ich ihn über Fichte spötteln, o
bilden laßen, er könne durch ein langweiliges gelehrt
was im Grunde fast Niemand liest, wenn es auch Viele
öffentliche Meinung und den Gang der Litteratur lenken

Das Intelligenzblatt der A. L. Z. hat Ihnen un
Verbindlichkeit, wenn Sie es von niedrigen pasquillan
fällen rein zu erhalten suchen, uns aber ist ganz uni
daran gelegen, wenn Sie alle möglichen Pöbeleien gege
näum und die Lucinde darin einrücken wollen. Wir fin
mehr ganz in der Ordnung, daß die A. L. Z., da sie ni
würdige Art von uns reden' zu wollen scheint, sich s
findet, es auf diese Art zu thun.

Ew. Wohlgeb.

gehorsamster
A. W.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.



CALIFORNIA STATE LIBRARY

August Wilhelm von Schlegel's

vermischte und kritische Schri

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Sechster Band.

Recensionen.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung.
1847.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

[illegible]mische Werke.

[illegible]

[illegible] Böcking

Zwölfter Band.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung.
1847.

STANFORD LIBRARIES

Se

Aus der Europa 1803.

Sprachlehre von A. F. Bernhardi. 2 Thle. Berlin 1801. 1803. (Europa II. S. 193...204.) 1

Recenſionen aus der Jenaiſchen allgemeinen Litteratur-Zeitung 1804...1808.

Vier Tragödien des Aeſchylos überſetzt von Fr. Leop. Grafen zu Stolberg. Hamb. 1802. (1804. Nr. 48...50.) 1

Voyage sur la scène des six derniers livres de l'Énéide ... par Ch. V. de Bonstetten. Genève. An XIII. (1805. Nr. 15.) 1

Manuscrits de Necker, publiés par sa fille. Genève. An XIII. (1805. Nr. 149.) 1

Del cavallo. alato d'Arsinoe. Lettere filologiche di V. Monti. Milano 1804 (1806. Nr. 21.) 1

Prolusioni agli studj dell' università di Pavia per l'anno 1804, recitate da V. Monti. Milano 1804. (1806. Nr. 34.) . . 1

Corinne ou l'Italie, par Mad. de Staël Holstein. Paris 1807. (1807. Nr. 152. f.) 1

Dichtergarten. Herausg. von Roſtorf (v. Hardenberg). Violen. Würzburg 1807. (1807. Nr. 220.) 2

Prometheus. Eine Zeitſchrift von L. v. Seckendorf und L. Stoll. 1. Heft. Wien 1808. (1808. Nr. 94.) 2

Recenſionen aus den Heidelbergiſchen Jahrbüchern der Litteratur 1810...1816.

Buch der Liebe. Herausgeg. durch J. G. Büſching und Fr. H. v. d. Hagen. 1. Band. Berlin 1809. (1810. Philoſ. S. 97...118.) 2

Ludovico Arioſtos Raſender Roland, überſetzt von J. D. Gries. 4 Thle. Jena 1804...1808. (Ebend. S. 193...234.) . . 2

Erſtes Sendſchreiben über den Titurel ... von B. J. Docen. Berl. u. Leipz. 1810. (1811. Nr. 68...70. S. 1073...1111.) 2

Winckelmanns Werke, herausg. von Fernow, Meyer u. Schulze. Bd. 1...4. Dresden 1808...1811. (1812. Nr. 5...7. S. 65...112.) 3

Altdeutſche Wälder, herausg. durch die Brüder Grimm. 1. Band. Caſſel 1813. (1815. Nr. 46...48. S. 721...766.) . . . 3

A. L. Chézy. 1) Yadjnadatta-Badha. Paris 1814. 2) Discours prononcé au Collége Royal de France. Paris 1815. (1815. Nr. 56. S. 881...893.) 4

Sui quattro cavalli della basilica di S. Marco in Venezia. Lettera di Andrea Mustoxidi Coreirese. Padova 1816. (1816. Nr. 42. S. 657...64.) 4

Römiſche Geſchichte von B. G. Niebuhr. 2 Thle. Berlin 1811. 1812. (1816. Nr. 53...57. S. 833...906.) 4

enſion von Humboldts Vues des Cordillères. 1817. Ungedruckt. 5

Kritiken aus dem Athenäum 1798...1800.

Stanford Libraries

*) Ueber kritische Zeitschriften.

1798.

Deutschland ist unstreitig jetzt die erste unter den schreibenden Mächten Europas, wenn man auch noch so viel darauf abrechnet, daß sich aus der Anzahl der gedruckten Artikel kein sichrer Schluß auf die Masse des Gedruckten ziehn läßt, weil eben die **) Menge von Mitwerbern die Stärke der Auflagen vermindert. Das viele Schreiben, sagt man, kommt vom vielen Lesen, und dieß ist auch bis auf einen gewissen Punkt sehr richtig; aber darüber hinaus möchte beides in umgekehrtem Verhältnisse gegen einander stehn. Wer viel schreibt, hat desto weniger Zeit zum Lesen. So wie Niemand gehört wird, wo Alle sprechen, so würde auch, wenn sich einmal alle Leser zu Schreibern konstituierten (eine Revolution, zu der wir keinen so großen Schritt zu thun haben, als man vielleicht denkt), jeder darauf ***) beschränkt sein, von sich selbst gelesen zu werden; er würde in seiner eignen Person Schriftsteller, Beurtheiler und Publikum, die ganze litterarische Welt im Kleinen, vorstellen müßen. Die damit

*) [Im Athenäum I. 1. (1798.) als Einleitung der 'Beiträge zur Kritik der neuesten Litteratur.']

) die Konkurrenz die St. 1798. *) reduzirt seyn 1

verknüpfte Langeweile und sonstigen Unbequemlichkeit
den eine neue Epoche herbeiführen, wo man ga
schriebe, um recht viel und mit gutem Bedacht zu le

Bis dieser Kreißlauf vollendet ist, bei der jetzig
der Dinge, da es noch ziemlich Viele giebt, die ni
schreiben, sondern mitunter auch lesen, ja sogar Ein
bloß lesen ohne zu schreiben, ist das Recensieren ei
wendiges Uebel. Man würde seine ganze Zeit un
darauf wenden müßen, um zu erfahren, was und
schrieben worden ist, wenn es keine *) Anstalten g
darüber amtliche Berichte ertheilen. Die früheste,
und also auf gewisse Weise die beste aller Recens
der Meßkatalog. Ihm wird aber Schuld gegeben, ma
sich auf seine Nachrichten nicht sonderlich verlaßen
andern erfahre man nicht einmal mit Sicherheit dar
ein Buch wirklich existiert; ein Umstand, der freilich
schwer genug auszumachen ist. Es läßt sich eine Rec
anstalt denken, wobei diese Mängel vermieden würd
die doch mit dem Meßkatalog beinah gleichen Schrit
könnte. Man schnitte nämlich aus jedem zur Messe
ten Buche aufs Gerathewohl einige Blätter heraus,
nebst den Titeln zusammendrucken, und so wäre di
für das halbe Jahr mit einem Male abgethan. Dies
Ganzen genommen die Methode der englischen Jou
**) bei bloß litterarischen Erscheinungen, die keinen B
politische Parteien haben: sie pflegen zwar des Wo
wegen die abgedruckten Blätter mit einer Vorerinneru
einem Nachrufe zu begleiten; aber gewöhnlich fi

*) Institute gäbe, die darüber offizielle B. 1798.
**) 'bei . . . haben' fehlt 1798.

*) nur unwesentliche Zuthaten, die unbeschadet der Vollständigkeit der Recensionen wegbleiben könnten. Bei der gewißenhaften deutschen Umständlichkeit ist es auch in den umfaßendsten Instituten unvermeidlich, daß nicht viele Anzeigen verspätet werden oder gar unterbleiben sollten. Noch nie hat man es erlebt, daß ein litterarisches Tageblatt inne gehalten hätte, weil einmal Alles fertig recensiert gewesen wäre; sie sind vielmehr wie Menschen, die nur eben das Kinn über dem Waßer halten, und, wenn sie einen Augenblick ablißen zu rudern, in der großen Flut untergehn würden. Dieß ist auch wohl der Grund, warum noch niemand darauf gefallen ist, ungeschriebne Bücher zu recensieren, was sonst Gelegenheit gäbe, viel Neues zu sagen, und das ziemlich trockne Geschäft ein wenig genialisch zu machen.

Das Leben ist kurz und die Bücher sind lang: was Wunder also, wenn man sich so geschwind mit ihnen abzufinden sucht, als man weiß und kann? Viele fleißige Leser kritischer Zeitschriften würden es eine sehr unbillige Zumuthung finden, erst die Recension und dann noch hinterdrein die Schrift selbst zu lesen. Sie betrachten jene vielmehr als eine für sich verständliche Abbreviatur von dieser, und den Recensenten als einen lebendigen Storchschnabel, der ihnen die weitläuftigen Umrisse ins Feine und Kleine bringt. Auch läßt sich hiegegen nicht viel einwenden, da die Beurtheiler ja selbst beschuldigt werden, daß sie oft bei den Physiognomien der Bücher stehn bleiben. Mit einiger Uebung muß man in diesem Studium wirklich etwas leisten können. Ein Blatt vorn und ein Blatt hinten geben schon viel Licht; besonders aber sind die Vorreden von unschätzbarem Werth.

---

*) nur hors d'oeuvres 1798.

Gäbe es litterarische Reichstage, so würde gewiß vor
der Beurtheiler der Vorschlag zu einem Gesetze gesche
es erlaubt sein solle, eine Vorrede ohne Buch, ab
ein Buch ohne Vorrede zu schreiben. Zwar we
Schriftsteller so redlich und naiv zu Werke gienge
Jean Paul, so könnte man sich mit den bloßen Ti
gnügen. Aber leider haben die mancherlei Kunstgr
verderbten Welt auch aus diesem Theile der Schrif
die Unschuld verbannt. So wenige Titel gehören d
faßer, oder zu seinem Werke. Wer einen Aufmer
erregenden ersinnt, hat einen außerordentlichen Fund
der ihm aber durch den Druck sogleich entgeht und
meingut wird. Die trostlose Schwierigkeit, neu
kann gerade hier auch den Besten, wenn er noch nich
genug hat, um fremder Hülfsmittel zu entrathen, aus
Charakter heraustreiben.

Ein Hauptnachtheil der allgemeinen kritischen
ist es, daß sie die verschiedenartigsten Dinge auf
Fuß behandeln müßen. Zuerst die guten Bücher
schlechten. Von jenen muß dargethan werden, daß
und von diesen, daß sie schlecht sind. Wie sehr di
dem heiligen Grundsatze der Gleichheit gemäß sche
kann die Gerechtigkeit doch niemals verpflichten, etwa
flüßiges zu thun. Entweder man nimmt an, daß a
cher schlecht sind, bis das Gegentheil erwiesen ist;
man sich bloß mit dem Vortrefflichen beschäftigen,
Uebrige mit Stillschweigen übergehn. *) Eine solch
schrift haben wir nicht, und sie würde sich aus m
Ursachen nicht lange halten können. Oder man nim

*) Ein solches Journal 1798.

aß alle Bücher gut sind, bis das Gegentheil erwiesen ist, nd daraus wird das umgekehrte Verfahren entstehn. *) Die- en demüthigen Grundsatz scheint die Allgemeine Deutsche Bibliothek (die das erste Beiwort wohl nur noch pleonastisch ür Gemein führt) im Fache des Geschmacks zu befolgen, ndem sie bloß bemüht ist, die armseligsten Produkte noch efer herunter zu reißen, von den Meisterwerken aber, die en Fortschritt der Bildung bezeichnen, gar keine **) Notiz immt. Man sieht, daß diese Kritik dem Wesen nach viel ilder ist, als man nach ihren finstern Geberden glauben ollte, daß vielleicht gar eine stille Selbsterkenntniß der Re- ensenten dabei zum Grunde liegt, die nur so die Ueber- egenheit behaupten zu können meinen, welche fälschlich als as nothwendige Verhältniß zwischen dem Beurtheiler und em Beurtheilten angenommen wird. Aber auch in Zeit- hriften, die zuweilen Meisterstücke der Kritik liefern, muß ie Abfertigung des Schlechten und Unbedeutenden einen iel zu großen Raum anfüllen, und dadurch die Würdigung ssen beengen, was die Wißenschaft oder die Kunst weiter ringt. Nachbarlich berühren sich hier ***) Schriftsteller und Berke, die sich ewig nicht kennen, sondern in ganz getrenn- n Sphären ihr Wesen treiben: Alles wird nur durch die egriffe Buch und Recension zusammen gehalten. Manche ecensionen sind die Grabschriften der angezeigten Bücher; ndre können für nichts als Taufscheine gelten. Nimmt man un noch die vorwärts gekehrten Taufscheine der Buchhänd- r (ihre Ankündigungen nämlich) und das Geschrei der ntikritiken dazu, so hat man ein Concert, worin bei allen

*) Diese demüthige Maxime 1798. **) Kenntniß 1828.
***) Autoren 1798.

Dissonanzen doch im Ganzen eine ziemliche Einfö
herrscht.

Man hat für das Bedürfniß der verschiednen
durch *) besondere Zeitschriften gesorgt; selbst für
längst mit Tode abgegangnen schönen Wißenschaften h
dergleichen gestiftet. Hier findet der Gelehrte dasjeni
aus der chaotischen Masse gesondert, was ihn angel
der beschränktere Plan läßt bei dem Einzelnen
Ausführlichkeit zu. Allein es liegt in der Natur de
daß solche Anstalten bei gleicher Güte in allem, w
Gebiet des Schönen und der Kunst gehört, doch wei
ger befriedigend sein können, als für eigentliche Gel
keit und Wißenschaft. Hier reicht oft ein treuer u
Einsicht gemachter Auszug vollkommen hin; dort ist d
des Urtheils eben so wichtig, als der Gehalt: dem
gleichsam das Gefäß, worin allein sich die flüchtige
nehmung auffaßen läßt. Der Genuß schöner Geis
darf nie ein Geschäft sein; sie treffend charakterisie
ein sehr schweres, aber es muß nicht als solches ers
und wie ist dieß anders zu vermeiden, als dadurch,
nach Lust und Liebe, und losgesprochen von dem
äußrer Verhältnisse, getrieben wird? Sobald man re
ist man in der Amtskleidung: man redet nicht mehr
nem eignen Namen, sondern als Mitglied **) einer
schaft. Das Pronomen der ersten Person ist aus
Zeitschriften, wo Anonymität die erste Bedingung ist
lich verbannt: entweder der pluralis maiestatis, oder
strakte Sigla 'Rec.' muß dessen Stelle vertreten. We

*) spezielle Journale 1798.
**) eines Kollegiums. Wer eigenth. 1798.

hümlichen Geist hat, muß ihn dem Zweck und Ton des nstituts unterordnen; und es fragt sich, ob durch die Theil- ahme an der Würde desselben die Aufopferung ersetzt wer- en kann, da es mit einem kollektiven Geist immer eine erwickelte Bewandtniß hat. Hieraus entsteht gar leicht et- as Steifes und Zunftmäßiges, das mit jener beseelten reiheit, welche das gemeinschaftliche Element der bildenden raft und der Empfänglichkeit für ihre Schöpfungen ist, im iderspruche steht. Ueberdieß liegt in diesem förmlichen ortrage ein Anspruch auf allgemeine Gültigkeit, den nur ie wißenschaftliche Anwendung wißenschaftlicher Wahrheiten u machen hat, der aber keinesweges auf Gegenstände aus- edehnt werden kann, die erst in der Seele des Betrachten- en durch ein wunderbares Spiel der innern Kräfte ihre estimmung erreichen. Ein Kunstrichter zu sein, nämlich er über Kunstwerke zu Gericht sitzt und nach Recht und esetz Urtheil spricht, ist etwas eben so Unstatthaftes als nerspriesliches und Unerfreuliches. Mit Einem Worte, da ie Wahrnehmung hier immer von persönlichen Bedingungen bhängig bleibt, so laße man ihren Ausdruck so individuell, as heißt so frei und lebendig sein wie möglich.

*) Die folgenden Beiträge wollen sich nicht zum Range on Recensionen erheben: ihr Verfaßer erklärt sie für nichts wei- er, als Privatansichten eines in und mit der Litteratur Lebenden. Seine Meinung glaubt er eben deswegen um so unbefang- er und entschiedner äußern zu dürfen, etwa wie in einem wanglosen Gespräche. Ein jedesmal vorangeschicktes 'ich ollte vermeinen' würde nur lästig und langweilig sein, ohne n der Sache etwas zu verändern; wem aber die tief in

*) [Das Folgende ist in die Krit. Schr. nicht aufgenommen.]

der menschlichen Natur eingewurzelte Unart des Be
anstößig ist, der mag es sich immer hinzudenken. D
den diese Blätter von Zeit zu Zeit im Athenäum e
werden, erlaubt unter der Menge der Erscheinu
wenige auszuheben. Und wozu auch Vollständigkeit
sehung der litterarischen Makulatur und

all such reading, as was never read,

womit gerade dieses Fach so unselig überladen ist? S
nur das zu charakterisieren suchen, was eine Art v
hat, entweder durch seine ausgebreitete Popularität
seinen innern Werth. Selbst über die bedeutendst
behalte ich mir vor schweigen zu dürfen, wenn ihr
mich nicht auf den Pfad eigenthümlicher Betrachtu
leitet hat. Auch mache ich mich zu keiner Voll
der Beurtheilungen (wenn man es so nennen w
heischig: meine Absicht ist nicht, den Leser mit den
ten Schriften erst bekannt zu machen; dieß setze
voraus, und suche nur durch die Mittheilung üb
Entwicklung entgegengesetzter oder übereinstimmende
ken zu veranlaßen. Ohne um historisch geordneten
menhang in diesen Rhapsodien bemüht zu sein,
die Gegenstände selbst in ihrem Zusammenhange
suchen. Beim Recensieren ist ein mehr oder wenig
rendes Verfahren nothwendig und hergebracht: all
chenden Seitenblicke gelten da für Licenzen. Und d
sich nur die Buchstaben eines Buches in die Sch
des Bandes einschließen: in so fern es lebt, ein
und einen Gehalt hat, steht es als Wirkung und
wirkend in mannichfaltigen Beziehungen. Das V
des Schriftstellers zu seinen Vorgängern und Nebe
die Laufbahn, die er schon durchmeßen hat oder zu

fängt, die Aufnahme, die er bei seinen Zeitgenoßen fin-
, sind eben so viel aufklärende Gesichtspunkte. Wie sich
r Aussichten darbieten, werde ich ihnen nachgehn: denn
das Ganze Digression ist, hat man sich nicht vor Di-
ssionen zu hüten; und ich kann zu einem nicht erschöpften
genstande immer noch zurückkehren, um ihn in einer ver-
ednen Zusammenstellung zu beleuchten.

Mode-Romane. Lafontaine.

1798.

Der Punkt, wo die Litteratur das gesellige Leben am
mittelbarsten berührt, ist der Roman. Bei ihm offenbart
daher am auffallendsten der ungeheure Abstand zwischen
Klassen der lesenden Menge, die man durch den bloß
kulierten Begriff eines Publikums in eine Einheit zusam-
nschmelzt: hier können die Unternehmungen des Meisters,
sen Blick, seinem Zeitalter voraus, in gränzenlose Fernen
ngt, dem regsten und vielseitigsten Streben nach Bildung
egnen; so wie eben hier die stumpfe Genügsamkeit des
ndwerkers, der nur denselben verworrnen Knäuel der Be-
enheiten auf- und abzuwinden versteht, unaufhörlich für
Sättigung schlaffer Leerheit arbeitet. Die gesetzlose Un-
timmtheit, womit diese Gattung nach so unzähligen Ver-
gen immer noch behandelt wird, bestärkt in dem Glauben,
habe die Kunst gar keine Forderungen an sie zu machen,
das eigentliche Geheimniß bestehe darin, sich Alles zu
uben; während sie doch vielmehr auf die Höhe der Auf-
e hindeutet, die wie eine irrationale Gleichung nur durch

unendliche Annäherung gelöst werden kann. Wer
nicht im Stande einen Roman zu schreiben? Daß
len und wichtigen Erfordernissen unter andern au
deutendes Menschenleben dazu nöthig ist, läßt mar
im Traume einfallen. Wie könnten sonst die bel
manenschreiber so fruchtbar, und die fruchtbaren
sein? Nur Einen Roman geschrieben zu haben, wi
nichts gerechnet: man muß beinahe mit jeder M
erscheinen, um nicht auf der Liste der Beliebten au
zu werden. Ich habe sogar von Schriftstellern geh
gestehn, daß sie aus allen Kräften eilen, den V
Romanen, den sie noch in sich tragen, auszusch
die Geläufigkeit ihrer Feder und ihrer Phantasi
zunehmenden Jahren erstarrt. Wie verschieden
Sprödigkeit des zurückhaltenden Genius, der wie
nur eins gebiert, aber einen Löwen! Jene dürfen
brüsten, wenn sie für den Augenblick vor diesen
ihr Ruhm wird ebenfalls erstarren, sobald sie ihn
beständig warm halten können.

Bei so unermüdlichen Ergießungen muß mar
auf seltsame Hülfsmittel verfallen, um die Armu
ständigem Geiste zu bemänteln, und wirklich ist au
rohesten Abgeschmacktheit nichts unversucht gebliel
Romane fertigen kann, ohne Gespenster zu citiere
Riesengestalten einer chimärischen Vorzeit aufzurufen
ohne Geheimnisse mit schlichten Leidenschaften be
hält schon etwas auf sich und sein Publikum. Ma
denn auch mit Charaktern nicht viel zu schaffen,
nur jene in einer gewissen Fülle zu Gebote stehen
er gewiß sein, den mittleren Durchschnitt der Le
sich zu gewinnen, der für das grobe Abenteuerlich

ittet, für die heitern ruhigen Ansichten ächter Kunst noch
t empfänglich, starke Bedürfnisse *) der Empfindsam-
hat.

Solch ein Schriftsteller ist Lafontaine. Wundern kann
n sich also nicht über das große Glück, das er gemacht
. Die Vorliebe für Jean Paul ist schon etwas viel Aus-
eichneteres; er bewirthet nicht mit so leichten Speisen, da
Lafontaine hingegen mit unglaublicher Schnelligkeit und
ganzen Bänden auf einmal genießen läßt, besonders wenn
n schon Einiges von ihm gelesen hat, und also gewisse
blingsschilderungen nur wie alte Bekannte im Vorbeigehn
rüßt. Auch in dem einzelnen Werke wiederholt er die
enen so reichlich, daß er dem geübteren Leser die Hälfte
Zeit erspart, obwohl **) dem Drucker nichts an der
genzahl. Man sollte denken, selbst die oberflächlichsten
bhaber müßten auf die Länge diese schwach verkleideten
ederholungen gewahr werden, und die Gewohnheit, sich
st auszuschreiben, müßte dem Rufe des Schriftstellers
bruch thun. Zwar sollten wir ihn wohl nicht so ernst-
t nehmen. Dem fröhlichen Manne ist es schwerlich um
rtrefflichkeit zu thun; er scheint vielmehr, so oft er auch
Ewigkeit als die große Aussicht hinstellt, gar sehr
der Zeitlichkeit befangen zu sein. Um es dabei noch
t bequem zu haben, macht man sich eine Moral, eine

*) der Sentimentalität 1798.

**) dem Verleger nichts an der Bogenzahl. Sicher kommt das
em aber nicht so theuer zu stehn, da die leeren Bogen immer
gekauft werden, als dem Verfaßer selbst, dem es genügen kann,
dem Scheine nach angefüllt zu haben. Zwar sollten wir ihn
t so ernsthaft nehmen. 1798.

Tugend, eine Unschuld, eine Liebe, die ein für allemal d
gelten müßen: ein wenig auf den Kauf gemacht, unhalt
aber gut in die Augen fallend.

Wenn man indessen Lafontaine auch so jovialisch
sehn will, wie er selbst sein Thun und Treiben, so is
doch nicht gleichgültig, was für Begriffe von allen j
Dingen er unter die Leute bringt, und es ist der W
werth, zu fragen, worin es liegt, daß er mit so viel gu
Willen und Glauben, sittlich zu sein, den schon so mächt
Hang zur Erschlaffung und Passivität befördert? Es ist
wiß, wenn er sich als Schriftsteller strenger zu betra
wüßte, so würde er auch die menschliche Natur höhe
halten verstehn. In seinen früheren Sachen schien er
zugleich eigenthümlichen und gefälligen Gang nehme
wollen, ob er gleich von dem, was ein Gedicht ist, nie
reinen Begriff gehabt haben muß, da er seine Scenen
dichte nennen, ja sie sogar als Annäherungen zur tragi
Dichtkunst betrachten konnte. Vermuthlich hatte er
damals kein höheres Ideal von dieser letzten, als den
gischen Arnaud' (St. Julien), und verwechselte mit P
die Art von Feuer, welche die Franzosen mit dem Aus
verve bezeichnen, und die er in vollem Maße besitzt.
nere Schattierungen deuteten bei allem dem auf Anlo
von denen man, vorausgesetzt daß der Schreiber noch
Jüngling war, eine bedeutende Entwickelung hoffen du
Solche Zugaben, wie das Gegenstück zu den samniti
Heiraten, oder Kunigunde, ließ man unbeachtet hingehn,
manche einzelne Flecken an seinen mehr ausgearbeiteten
zählungen. Die erste auffallende und nicht zu entschuldig
Indelikatesse begieng er an Julien in Liebe und Redli
auf der Probe, und daß er den Rudolf von Werde

icht von solchen Auswüchsen wie die Begebenheit mit He-
oisen rein erhielt, zeigt, wie sehr es ihm an Sinn für die
inheit und organische Bildung eines Werkes fehlte, und
aß er sich im mindesten nicht um Zeichnung, sondern nur
n ein üppiges Kolorit bekümmerte. Die bloße Leiden-
haftlichkeit, ohne irgend einen ächt geistigen oder schön sinn-
chen Zusatz, liefert ihm dieses hinlänglich. Er gesteht
lbst in der Vorrede zur zweiten Auflage der Gewalt der
iebe, daß er nur Eine Empfindung des menschlichen Her-
ns beleuchte (in welchem Sinn seine sämmtlichen Schriften
e Gewalt der Liebe heißen könnten), und von dieser nur
n Paar Seiten. Schlimm genug, daß er von allen nur
e gemeinste und schwächste aufzufaßen wußte! Schlimm ge-
ug, daß die ersten Keime in einen bloßen Blätterreichthum
ufgegangen sind, der ohne Stamm und Frucht sich nie über
ne gewisse Höhe erhebt!

Wenn ihn auch seine *) Bekanntschaft mit den Alten,
e er recht angenehm, man möchte sagen auf weibliche Art,
benutzen weiß, zu strengerem Ernst auffordert, wie in
inen neueren griechischen Geschichten, so behandelt er doch
lles mit Spannung, Schlag auf Schlag; bunt durch ein-
nder, und spart die Aufopferungen und Tode fürs Vater-
nd so wenig, wie bei andern Gelegenheiten die Küsse.
ie wechselnden Farben, das tumultuarische Leben, stehen
it der Würde des Gegenstandes in solchem Streit, daß
an wohl sieht, in wie fern er damit bekannt war. Eben
ieses Farbenspiel ist es denn doch, und seine **) blumen-
iche Schreibart und strömende Rhetorik, der es nicht an
en Grazien der Nachläßigkeit fehlt, was schon so manchen

*) Lektüre der Alten. 1798 **) blühende Diktion 1798.

jungen Busen erschüttert hat, und manches ältere Urtheil verwirrt, daß Clara du Plessis der Neuen Heloise an Seite gesetzt und, um seiner schlechtesten Hervorbringun willen, Lafontaine mit vieler Anmaßung zum Künstler delt worden ist (A. L. Z. 98. Nr. 47.). Es muß selbst ein wenig lustig vorkommen, sich von Kunst vorsch zen zu hören, da man eher vermuthen sollte, daß er sogar bei den Werken Anderer wenig daraus macht. ihn doch nur so gefallen, wie ein frisches Mädchen, die der bestimmte Züge, noch Seele in den Augen, aber Paar recht blühende Wangen und artige Lippen hat. ist auch schon mehr begegnet, daß die edelsten Gestalten bemerkt stehen blieben, und ein großes Gedränge um ein Gesichtchen war, das eben Jedermann zusagte, weil n darin zu lesen war, als was Jedermann versteht. Schriftstellerei ist recht sichtlich die unerzogene 'Tochter Natur', und es wäre sehr zu wünschen, daß das Darges bei ihm (unter andern der dramatische Versuch jenes Nam eben so viel Natur an sich haben möchte.

Kann denn aber wohl etwas unnatürlicher, und zug unsittlicher sein, als seine Kinderliebschaften? Er nimmt weiteres an, daß das erste, was sich im Menschen regt, Interesse des einen Geschlechtes für das andre ist. ein so frühes Verhältniß stattfindet, so lehrt die Erfah wenigstens, daß es sich zuerst als Abneigung offenbart. wird unter Kindern häufig Absonderungen der Knaben Mädchen wahrnehmen. Oder hätten besondre Gewohnh und Antriebe dergleichen Bündnisse gestiftet, so trennt nachmalige verschiedne Bildung sie eben so oft wieder, sie glücklich oder unglücklich für beide Theile Bestand be ten. Lafontaine impft der gesunden Natur durch seine

ussetzung eine Reizbarkeit ein, die ihr fremd ist. Wäre
s erst dahin gekommen, daß Kinder bei einer körperlichen
Berührung so heftig empfänden, wie Lissow und Käthe im
Flaming, da er ihr die Hand zum Schreiben-lernen führt,
o würde ihre Jugend dem Verwelken näher wie dem Rei-
en sein, und Eltern und Aufseher billig die Schuld davon
ragen. Wenn die Unschuld wie die zarte Blume einer
Schneeflocke ist, die ein Hauch verzehrt' (Flaming), so muß
e bei jungen Geschöpfen durch einen Blick in die meisten
einer Bücher zerstört werden. In den moralischen Erzäh-
ungen, in der Gewalt der Liebe, im Flaming, in Clara
u Plessis, im Werdenberg, allenthalben verlieben sich die
Kinder in einander. Lafontaine ist ihr wahrer Ovid.

Bedeutend ist es allerdings, daß er die Liebe so oft in
ie Zeiten der gedankenlosen Kindheit versetzt. Sie trägt
urchgehends bei ihm etwas von dem Charakter ihres Ur-
prunges, von leerer Anhänglichkeit und blinder Gewalt an
ich, und es läßt sich genau von ihr sagen, was er bei
Borde und Anne (im St. Julien) bemerkt: 'Beide waren
ung, das ist das ganze Geheimniß.' Dieses Geheimniß
uf halbem Wege stehn bleiben zu heißen, macht denn das
Geheimniß seiner Unschuld aus, deren seine Helden, eben-
alls nach einem eigenen Ausdruck von ihm, so unbeschreib-
ich viel haben. Wenn er bei der geistigen Liebe recht fein
erfahren und psychologische Einsicht zeigen will, so hält er
ch bei Anspornungen der Eitelkeit, bei jugendlichen Wal-
ungen auf, kurz, er setzt sie zu lauter Zufälligkeiten her
eben so ist er, um hohe Unschuld darzuthun, unerschöp
n Ausmalen aller Arten von vertrauten Verhältnissen
innlichen Annäherungen, in denen keine Sinnlichkeit
oll, und die ohne Folgen bleiben. Ein Maler

eine schwebende Stellung hin, aber laßt es jemand versu
sie in der Wirklichkeit nachzuahmen, so wird er bald
Gleichgewicht verlieren. In dieser angeblichen Unschuld
Lafontaine gänzlich das Wesen schöner Menschheit verka
Je vollkommner die Organisation ist, um so sicherer m
auch die Sinne eine edle Entzündbarkeit an sich ha
Fürwahr, so ungestraft auf sie losarbeiten zu dürfen,
riethe nicht Reinheit, sondern eine große Stumpfheit
Sinne, und einen Mangel an Phantasie, der nichts
niger wie reizend sein möchte. Er aber glaubt der N
ihr Recht erwiesen und auch die guten Sitten gerette
haben, wenn er Kindern sowohl wie Erwachsenen eine M
Vertraulichkeiten erlaubt, denen man gar nicht zusehn
und wenn er sie nicht mehr dabei fühlen läßt, als bei ei
freundlichen Kopfnicken. Beide, die Natur und die g
Sitten, haben sich denn doch bitterlich über ihn zu bes
ren. Solchen Lesern allein macht er es recht, deren
sich nicht von so widerwärtigen Vermischungen abwendet,
er in eine schmeichelnde Stimmung versetzt, wo der Lo
kein Widerstand geleistet zu werden braucht, weil doch
Tugend unverletzt bleibt.

Man nehme unter einer Menge von Beispielen
seine Jacobine im Flaming. Sie lebt gleich anfangs
Lissow in der äußersten Ungezwungenheit. 'Sie bot
die schöne Wange zum Morgengruß, er nahm sie in Ge
wart ihrer Eltern in die Arme und liebkoste ihr.
gieng, wenn sie wollte, zu ihm, und saß neben ihm
seinem Arm umschlungen. Kam ihr Vater dazu, so
er sich auf die andre Seite und schlug seinen Arm gleich
um ihren Leib.' Die Zuschauer müßen überhaupt oft
ihm die Heimlichkeiten der Liebe sanktionieren. Lissow

ein junger Mann, der Jacobinen nie gesagt hatte, daß sie seine Frau werden könnte. So wird uns als das reinste, erhabenste Gemüth vorgestellt. Was Vertraulichkeit bedeutet, konnte sie indes bei ihrer Erziehung wohl nicht umhin zu wißen, und Zurückhaltung von einer jeden, die nicht das erste überraschende Geständniß der Liebe oder dessen Folge war, mußte die Bewegungen eines so gebildeten jungen Mädchens leiten. Heilige unwillkürliche Scheu sich hinzugeben, ist Unschuld, nicht Lafontainens unendliche Arglosigkeit im Hingeben, die seine Frauen, er mag sie nun so edel schildern als er will, mehr oder weniger zu Gurlis macht. Jacobine treibt sie so weit, daß sie auch als Lissows Gattin dem jungen, schönen und reichen Maltheser-Ritter, der ihr Hausfreund war, 'die schöne Wange hinhielt, wenn er kam und wenn er gieng'. Wie unverständig müßte ein sittsames Weib sein, um sich so zu betragen! Welche Vorwürfe hätte sie sich zu machen, wenn ähnliches Unheil, wie bei dieser Gelegenheit, daraus entsteht!

Ein andrer moralischer Hebel des Lafontaine ist die Wohlthätigkeit und überhaupt alle die Rührungen, die aus der rohen Gutherzigkeit entspringen. Nicht, als ob er versäumte, in Worten die gehörige Dosis Weisheit beizumischen; wie er zum Beispiel dem Flaming einen alten Grumbach zugesellt, der mit seiner Freigebigkeit haushält: aber er mag noch so sehr dazu und davon thun, er bringt es doch zu keinem edleren Metall in der Tugend, als zu diesem materiellen Triebe des Gebens; damit lockt er seine Thränen hervor, damit beruhigt er die zerrütteten Gemüther. Was darüber ist, bleibt doch nur die trockne Moral der Fabel. Denn freilich weiß er wohl, daß noch Heroism Thätigkeit, Wißenschaft, Bildung, Mäßigung dazu gehö

kann, aber da er die letzte niemals übt, so kommt das alle
bei ihm heraus, wie die Beschreibung von ungeheuern Th
ten der Tapferkeit, wo Einer ganze Haufen in die Flu
jagt oder niedermacht. Ist so ein Held einmal im Siege
so weiß man auch schon, er wird ohne Wunde davon kom
men. Sich aufopfern, sich beherrschen u. s. w. ist leic
gesagt; es kommt nur darauf an, zu zeigen, wie das g
schah, und dann kann Ein Zug mehr werth sein wie hu
dert. Lafontaine scheint aber so fest überzeugt, daß in all
Dingen Viel mehr thut wie Wenig, als er es in Büche
fabrik-Angelegenheiten sein darf. Selbst die Fehler u
Thorheiten, mit denen er den Schwall der Tugenden ve
setzt, vermögen sie nicht zu würzen, und eben so wenig e
recht natürliches Konterfei des Menschen hervorzubringe
als diese ein idealisches.

Im Verlauf seiner Schriftstellerbahn ist er auf mehre
Auswege verfallen. Er hat etwa eine launige und an
thetische Charakterzeichnung zu Hülfe genommen, oder s
an fremden Mustern erwärmt. St. Julien gründet sich a
den Landpriester von Wakefield, im Flaming ist etw
Siegfried von Lindenberg, zu Anfang von Natur und Bu
lerei schimmert viel guter Wille, den Werther zu mache
hindurch, und, was das *) Ergötzlichste ist, er jean-pa
richteristert seit Kurzem mit dem besten Anstande. Ist gle
die Wiegenrede unter den Platanen im St. Julien nicht i
Kostum, so beweist sie doch, wie viel sich in dieser Gattu
mit der bloßen Mechanik thun läßt. Einige andre Auftrit
wie die mit dem Rudern des Borde und der Familie d
Kapitains, sind dafür ganz im Ton französischer Empfi

*) pikanteste 1798.

ungsart, deren Oberflächlichkeit wenigstens elektrische Fun-
en sprüht.

Man thäte Lafontainen vielleicht Unrecht, ihn nach dem
Flaming allein zu beurtheilen, obwohl es sein dickstes Buch
t. Eben darum wuchern die Begebenheiten darin so in
ie Breite, und es hat eine Menge Raisonnement, Satire,
ehre und Beispiel auf einander gepackt, und das Drollige
is auf den Faden abgenutzt werden müßen so daß nichts
ie der Ueberdruß zurückbleibt. Philosophie ist überdieß
afontainens Sache nicht, weder die strenge, noch die humo-
istische. Die Universalität, der er hier nachgeht, konnte
lso nur in allgemeine Plattheit ausarten. Dürfte man,
nter andern, nicht annehmen, daß Hilberts Reden im drit-
en Theil den Gesichtspunkt angeben sollen, aus denen der
Philosoph, oder der gesunde Menschenverstand, Flamings
Narrheiten und ehrlicher Leute Enthusiasmus ungefähr so in
Eins zu werfen habe, wie die Vorrede zum Flaming un-
ritische Hypotheses und kritische Philosophie? Und nun
eht, wie leichtfertig er sich dabei ausdrückt. 'Hören Sie
inmal jemand, der in Rom gewesen ist! Er erzählt Ihnen
nit einem Entzücken, das an Raserei gränzt, von einem
Kopfe — aus Stein oder aus Knochen geformt, das ist
wohl so ziemlich einerlei — und findet in Apolls Gesicht
Stoff zu tagelangem Nachdenken, zu den erhabensten Empfin-
ungen. Sollten Sie den Apoll selbst sehn, so würden Sie
glauben, der Mensch sei nicht bei Sinnen gewesen.' Diese
Ansicht ist noch viel weiter ausgeführt, und gehört zu seinen
glänzenden Stellen. Ob aber die Leser folgende aus dem
Gebiet der Moral zu den glänzenden oder gründlichen rech-
en werden? 'Du sollst tugendhaft sein, ist der ewige Be-
ehl der Vernunft; und du sollst glücklich sein, der eben

ewige, eben so strenge Befehl aller unsrer Gefühle. T
beiden — Instinkte unsrer Natur möchte ich sie nen
diese beiden Grundtriebe unsrer moralischen und fühle
Natur, dürfen einander nie widersprechen. Sie sind g
herrschend, gleich ewig, gleich nothwendig; die beiden gr
Lebensströme, durch die wir sind was wir sind. Sie w
seln ewig ihre Natur mit einander. Die Tugend wird
Quelle unsers Glücks und aus dem unauslöschlichen Wun
sich glücklich zu machen, erhält die Tugend ihre Stärke.
eine Befehl ist gleichsam der Nachhall des andern: der
tönt vom Richterstuhl des Ewigen; der andre säuselt
dem Meer der ewigen Liebe zu uns hernieder. Sei tug
haft! sei glücklich! Zwei Töne, die zugleich erklingen,
die schönste Harmonie des Weltalls bilden; zwei Str
aus Einer Quelle, die das Paradies einschließen, und
dann wieder vereinigen. Der eine Befehl ohne den an
ist todt, schrecklich, abscheulich. Sei glücklich ohne Tug
und die Erde fällt unter dem Glück des Menschen in Tr
mer. Sei tugendhaft ohne Glück! und der Thron der S
stürzt unter diesem barbarischen Befehle. Beide geh
ewig zusammen, die beiden Stämme Einer Wurzel.
habe Eine Natur, Ein Wesen, und befehlen beide,
Gründe anzugeben. Sei glücklich! nur ein Narr f
warum. Sei tugendhaft! nur ein Rasender fragt nach
Ursache. Das eine erhält die fühlende Natur, das andre
moralische. Beide machen unser Wesen aus, eins und
zertrennlich.' Das heißt doch gewiß Tugend und Glück
allen Seiten beleuchten, und ist nun so die gehaltvolle F
dessen, was er Weisheit nennt. Der glücklichste Zufal
noch die Eile, womit er genöthigt ist auf den letzten Se
die französische und die kantische Revolution abzuferti

Bei Iglou unterdrückt man gern die profane Vermuthung, daß Mignon im Wilhelm Meister auf diese Schöpfung geführt haben möchte; denn es ist nicht zu leugnen, sie macht zu Anfang eine mehr hündische als menschliche Erscheinung, mit der die nachherige hohe Bildung, die er ihr beilegt, nicht aussöhnt. Den Hang, groteske Figuren gleichsam auf die Spitze des Edlen zu treiben, hat er übrigens mit dem Itzehoer Müller gemein, so wie mehrere unsrer komischen Schriftsteller, auch Wezel, der diese beiden bei weitem überwiegt, oft lustig anfangen und so ernsthaft endigen, daß die Natur der Sache und des Buchs gänzlich *) umgewandelt wird. Ihr Komisches geht ins Betrübte über, denn wer bei Ansprüchen auf beide Gattungen nicht rein komisch zu sein weiß, erhebt sich auch nicht bis zum Tragischen; und so wird Müller trocken, Wezel trübsinnig und Lafontaine convulsivisch.

So viel ich weiß, zieht selbst das lafontainische Publikum seinen St. Julien dem Flaming vor. Eben durch die Reminiscenzen aus dem Landpriester von Wakefield bekommt er eine bedeutendere Physiognomie. Die Striche, welche den Charakter ausdrücken sollen, sind zwar etwas gröber gerathen, und auch nicht immer unter sich zusammenhängend. Es war sehr möglich, daß ein Mann, wie der Landpriester, sich mit allen seinen kleinen Schwächen schilderte. Er hatte grade Ueberlegenheit genug, um mit dem leisen Spott über sich selbst, der den Reiz jener Darstellung ausmacht, das Gemälde zu entwerfen. Aber St. Julien steht unter der Herrschaft einer Schwäche, die kein so freies Geständniß verträgt, weder was die innere Wahrscheinlichkeit, noch was die Wirkung betrifft. Die Furcht übermannt ihn, nicht bis zur Thorheit allein,

*) alterirt 1798.

bis zur Niedrigkeit. Der Landprieſter giebt ſeine
nichts anders, als was ſie iſt; St. Julien erklärt di
für die beſte Frau für ihn in ganz Frankreich. Alle
meinen Züge an ihr kann er damit nicht adeln, wie
Beſtreben iſt. In ihrem Charakter ſowohl, wie in
nigen, iſt auf einer Seite das Schlechte, was da
ſchlecht, auf der andern das Reſultat, was heraus
ſoll, zu hoch; daraus entſteht ein Mißverhältniß, w
die Unächtheit *) der Erfindung erkennen läßt. Es
Gegenſtand der reifſten Poeſie ſein, auch eine ſehr
liche Natur in ihrer vollen Wahrheit und Beſchränk
zuſtellen; aber das erfordert eine Enthaltſamkeit, di
taine freilich nicht kennt, da ſie eben mit zur reife
gehört. Er kann über allem Schildern nicht zur
kommen. Wie kindiſch ſind einige von den erſten
riſtiſchen Familienſcenen angelegt, wo ſo viel von d
und vom Brutus die Rede iſt! Welche überzeugen
menta ad hominem! Auch kommen gleich drei, vier
pel von der nämlichen Sache hinter einander, und d
die ausdrücklichen Berichte, wie ſich ein jeder benahm.
das Rechte fehlt, ſo mögt ihr noch ſo viel darüb
und ſagen; glauben mag man, aber ſehen wird m
und der Ueberfluß macht es niemals aus. So m
auch aufs Wort glauben, daß Anna ein außerord
Weſen iſt. Die geheimnißvolle Ankündigung löſt
und nach in trüben Dunſt auf. Alsdann tritt Adel
das 'ſeltne Geſchöpf' hervor, die ſich von 'ihnen all
ihren Charakter unterſcheidet. Ihr Herz war ein
Hauch der Liebe, und zugleich ſtark wie ein Diam

*) der Fiktion 1798.

ffnes Auge war heiter, aber in diesem Auge spielte nicht
er leichte Sinn der Jugend, es leuchtete darin ein Strahl
es ewigen Lebens, es schien über das Elend hinweg in
ine Welt voll Ruhe zu sehn, und die Thräne, die an den
ngen Augenwimpern hieng, zeigte das Elend, das zwischen ihr
nd der Ewigkeit lag. Ihre Stimme war sanft und ernst
riumphierend, wie der Hallelujah-Gesang der Engel, ihre
Bange strahlend von einem sanften Morgenroth' u. s. w.
So geht es ganze Blätter hindurch. Welche lockenden
Worte! Könnte man mit Worten allein dichten, so wäre
afontaine der Mann. Aber aus dem Ganzen ergiebt sich,
ie wenig poetischen Sinn diese Worte im Hinterhalt ha-
en, und daß sie höchstens als eine musikalische Verzierung
u betrachten sind. Jean Paul musiciert zuweilen auch so;
och ist es wirklich seine Phantasie die da spielt, nicht bloß
ine mechanische Fertigkeit der Hände. Jenes ergreift wieder
ie Phantasie, und oft nur allzustark: dieses soll unser Herz
ühren; allein wie nicht jedem Freunde der Musik die Fer-
igkeit genügen wird, so möchte sich auch nicht jedes Herz
on Lafontaine in Bewegung setzen laßen. Den Verstand
at er nie besonders in Anschlag gebracht; er geht nur im-
ner auf das Herz los, auf ein solches, das weder Kopf,
och Sinne hat. Gleichwohl könnte eben der Verstand, wo
r sich mit dem Herzen im Bunde befände, ihm manche
Beute abwendig machen, da er weder mit der bloßen In-
igkeit zu gewinnen, noch mit deren bloßem Schein zu
u täuschen ist.

Das Ende von St. Julien ist zu schwach, um etwas Anderes
ls den frommen Wunsch zu erregen, daß alle unschuldig *) Hin-

*) Guillotinirten 1798.

gerichteten noch einmal auf dieser Erde so lebendig sammelt werden möchten, wie die Auferstandenen in Familiengeschichte.

Am ersten ließe sich wohl in Natur und Buhler beßere Lafontaine wieder finden. Der junge Mann ist lich nicht so ausgezeichnet, wie er dafür gelten soll. sehnt sich nach dem Lande, er schmähet die Stadt, ihm mit seinen Gefühlen zu eng darin. Was so Menschen drückt, das könnte man am Ende wie ein der wegblasen. Werthers Leiden giengen ein weni fer, als daß er über das Lächeln einiger artiger M *) gegrübelt haben sollte, wenn es ihm eingefallen getrocknete Jasminblüthen aus dem väterlichen Gart küssen. Warum braucht Lafontaine hier auch so zur Ton und Wendungen, die eine solche Vergleichung, n flüchtig, herbeiziehen? Dazu paßt nachher der path Ruf des Freundes, der den Eduard Bomston macht, kommen. 'Ich befehle dir, Jüngling, dort zu bleibe deine Laufbahn zu vollenden!' Der Jüngling predig unendlichem Feuer von seinen Gefühlen und der Ew und vertheidigt mit leidenschaftlicher Hitze die Eindrüc Jugend. Das **) bringt die Weltleute gar sehr au Faßung, und daraus wird seine große Ueberlegenheit thun. Durch eine wohlthätige Handlung schlägt sein liebte allen Verdacht gegen die Güte und Aufrichtigkeit Charakters bei ihm nieder; darüber kann Lafontain wieder nicht hinaus. Was aber die beiden Mädchen sonst den Gang der Geschichte betrifft, so ist Wärm

*) spekulirt 1798. **) dekontenanzirt die Weltleut sehr 1798.

ner feinere Glanz in der Behandlung, welche von Lafantaine
e angenehme Hoffnung erregten, er würde im Fach der Erzäh-
ngen vorzüglich werden. Wir haben so wenig Ausgebil-
tes darin! Unter dem Wenigen erinnert man sich mit
ergnügen und Bedauern der Bagatellen von Anton Wall.
ie viel *) Anmuth ist nicht besonders in seiner Antonie!
Meißners Andenken, an dessen Stelle Lafontaine gleich-
n trat, **) ist schon ziemlich erloschen. Seine steife Ele-
nz hatte immer etwas Todtes an sich. Er war so
*) geziert und kostbar, als Lafontaine lebendig und unge-
ungen, und es ist ihm nie wie diesem gelungen, der Lie-
nswürdige zu heißen. An Verstand übertraf ihn Meißner
cht; aber es war †) Verstand von der trocknen Art, die
n Geist nicht zu fesseln vermag. Lieblingsschriftsteller ist
dennoch gewesen. Mehr kann Lafontaine auch nicht wer-
n; das ist wenig genug, aber immer zu viel für die im
nzen so herabziehende ††) Richtung seiner Romane, denen
an Poesie, an Geist, ja sogar an †††) romanhaftem
chwunge fehlt.

Ludwig Tiecks Volksmärchen von Peter Leberecht.

1798.

Wer also einiges Bedürfniß für alle diese Dinge hat,
rd sich gern von jener materiellen Masse, jener breiten
atürlichkeit, zu luftigeren Bildungen der Phantasie wenden,

*) Grazie 1798. **) ruft nur noch dann und wann ein
auer Apollo zurück 1798. ***) prüde 1798. †) von der
irren Gattung, die 1798. ††) Ten[illegible] seiner Produkte 1798.
†††) romantischen 1798.

die bald heitern Scherz hingaukeln, bald die Musik
Regungen anklingen laßen. Ihm wird alsdann eine
Darstellung sehr erquickend entgegen kommen, die, w
auch noch nicht bis zur Vollendung gediehen ist,
der milden Temperatur eines künstlerischen Sinnes
wurde. Die theils dramatisierten, theils erzählten
märchen von Tieck unter dem Namen Peter Leberech
von dieser Art: doch scheinen sie bis jetzt nicht
Aufmerksamkeit bewillkommt worden zu sein, auf
so gefällige Erscheinung wohl rechnen dürfte, wenn
gar wenige gäbe, welche in der Dichtung nur die
suchen. Ob dieß letzte daher rührt, daß die Urhel
selben ihre Unabhängigkeit so selten zu behaupten
oder ob der Mangel an reinem Sinn dafür genöth
zu fremden Hülfsmitteln seine Zuflucht zu nehmen,
gang zu finden, will ich hier nicht untersuchen. All
wiß ist es, daß vieles, was für Poesie gegeben und
men wird, durch etwas ganz Anderes sein Glück mach
man guten Seelen immer die Gewalt der Liebe a
legt, haben wir eben gesehen; andre und mitunter b
Männer sind in dem Falle, daß die Lüsternheit be
ein nothwendiges Ingrediens zu einem Gedicht ist
welches sie sich gar nicht getrauen, es schmackhaft zu
Gegentheils können andre die Tugend niemals los
und ergießen ihr Bächlein, da gute Lehre und W
innen fleußt, hinter dem Dichterlande vorbei, um die
der Pädagogik und Ascetik zu wäßern. Die Unschul
Muse, welche weder ein bloß leidenschaftliches Inte
erregen sucht, noch dem gröberen Sinne schmeichelt
moralischen Zwecken fröhnt, kann daher leicht als U
tendheit mißverstanden werden. Und in der That

uch eine nähere Beziehung auf die Wirklichkeit, was unter
ieſen Volksmärchen vorzüglich den geſtiefelten Kater mehr
n Umlauf gebracht, und nach dem Maße des gegebenen
lergerniſſes ihm Leſer und Tadler verſchafft hat. In einer
rzählung der Mutter Gans das leibhaftige deutſche Theater
ammt allem Zubehör aufs Theater zu bringen, iſt wahrlich
nerhört. Wenn die Satire noch methodiſch, deklamatoriſch,
allicht wäre; aber grade umgekehrt, ſie iſt durchaus muth-
illig und poſſenhaft, kurz gegen alle rechtliche Ordnung.
ch gebe den Verfaßer verloren: er wird ſich niemals von
en Streichen, die er ausgetheilt hat, erholen können. Oder
laubt er, den großen Schikaneder ungeſtraft antaſten zu
ürfen? Beſonders, da er es mit den Schildbürgern durch
eine Geſchichtschronik derſelben unheilbar verdorben hat,
nd wie ein Korſar kecklich in die Häfen dieſer ange-
ehenen Nation eingelaufen iſt, die durch ihr Schutz-
nd Trutz-Bündniß mit den ebenfalls zahlreichen Phili-
ern noch furchtbarer wird. Sie werden es ihm ſchon
inzutränken wißen, und den Spaß auf eine Art verſtehn,
aß es ihm vergehn ſoll, welchen zu machen. Eher möchte
r Prolog zu einem Schauſpiele, daß niemals aufgeführt
ird, vor der Polizei der Ernſthaftigkeit durchſchlüpfen: der
anz heterogene Sinn der vom Theaterweſen entlehnten
inkleidung wird vielleicht nicht Allen klar werden, weil ſie
n dem theologiſchphiloſophiſchen Vorſpiele ſelbſt zu eifrig
itagieren, um Unrath zu merken.* Was den Theaterdirektor
etrifft, über den hier viel ſpekuliert wird, ſo iſt er eine li-
erale Perſon, die gern Jedes in ſeiner Art leben läßt; wenn
ur die Lampenputzer nicht in ſeinem Namen empfindlich
erden, daß man ihren Verkündigungen über ihn den ſchwä-
iſchen Dialekt aufrückt.

züglich die Schreibart ist: eine nicht sogenannte po
vielmehr sehr einfach gebaute, aber wahrhaft poetisierte
Das Geheimniß ihres Maßes und ihrer Freiheit,
rhythmischen Fortschrittes, und ihres schön entfaltenden
flußes hat, für unsre Sprache wenigstens, Goethe e
und die Art wie Tieck dessen Stil, besonders im W
Meister und in dem goldnen Märchen, dem Märch
excellence, studiert haben muß, um es ihm so wei
lernen, würde allein schon seinen Sinn für dichterische
bewähren.

Die schmeichelnden kleinen Lieder habe ich ob
Gelegenheit der Magelone erwähnt; auch in den
Stücken sind ihrer einzelne eingeflochten. Es liegt e
ner Zauber in ihnen, dessen Eindruck man nur in
wiederzugeben versuchen kann. Die Sprache hat sich
sam alles Körperlichen begeben, und löst sich in ein
stigen Hauch auf. Die Worte scheinen kaum ausges
zu werden, so daß es fast noch zarter wie Gesang
wenigstens ist es die unmittelbarste und unauflöslichs
schmelzung von Laut und Seele, und doch ziehn die
derbaren Melodien nicht unverstanden vorüber. Vielm
diese Lyrik in ihrer heimlichen Beschränkung höchst
tisch; der Dichter darf nur eben die Situation an
und dann den süßen Flötenton hervorlocken, um das
auszuführen. In diesen klaren Thautropfen der Poes
gelt sich alle die jugendliche Sehnsucht nach dem Unb
ten und Vergangenen, nach dem was der frische Gl
Morgensonne enthüllt, und der schwülere Mittag wie
Dunst umgiebt; die ganze ahndungsvolle Wonne des
"nd der fröhliche Schmerz der Liebe. Denn eben
'dunkel schwebt und wechselt darin: ein Gefühl, d

s der innersten Seele kommen kann, und doch leicht und
e in der Außenwelt umhergaukelt; Stimmen, von der
llen Brust weggehoben, die dennoch wie aus weiter
rne leise herüberhallen. Es ist der romantische Ausdruck
wahrsten Innigkeit, schlicht und phantastisch zugleich.

Um mehr als alles bisher Gesagte in eins zusammen-
aßen: ich weiß nicht, wer außer Goethen unter uns ähn-
e Lieder gedichtet hätte. Wenn man nun dazu und zu
Nachbildung der götheschen Prosa hinzunimmt, daß Tieck
ch dem Beispiele desselben Meisters in dem Prolog die
ns-sachsische Manier glücklich genug auf neuere Gegenstände
gewendet, so sieht man, daß er sein Vorbild eben so wenig
seitig gefaßt hat, als er ihm ohne selbständige Aneignung
chgefolgt ist. Er verbindet damit ein tiefes und vertrau-
Studium Shakspeares (für den Goethe ein neues Me-
m der Erkenntniß geworden ist, so daß nun von beiden
meinschaftlich eine Dichterschule ausgehen kann), und eben
s, was ihn für die Entwickelung seiner Anlagen so rich-
leitete, läßt hoffen, daß er sie auch vor ungünstigen Ein-
ßen zu bewahren wißen wird. Seine Einbildungskraft,
sich im 'William Lovell' zum Theil in trüben Phanto-
n herumtrieb und ihre Flüge verschwendete, ist seitdem
ffallend zu größerer Heiterkeit und Klarheit hindurchge-
ngen. Das Trauerspiel 'Karl von Bernek' und sonst hie
d da Spuren von Gewölk gehören noch dem ersten Mor-
nnebel an: in jenem weniger das Einzelne, als die Kraft-
igkeit des Ganzen. Man schreibt freilich die Trauerspiele
ht so obenhin: in dieser Gattung artet allzugroße Leich-
keit unfehlbar in Oberflächlichkeit aus. Enthaltsamkeit
d Mäßigung, seltne Eigenschaften bei jungen Dichtern,
d dem Verfaßer der Volksmärchen so natürlich, daß sie

für ihn keiner besondern Empfehlung bedürfen; deſt
hat er die zweite Hälfte von dem Rath ſeines F
Shakſpeare zu beherzigen, der, wie er den Schauſpi
mahnt hat, niemals die Beſcheidenheit der Natur z
ſchreiten, zu der erſten Warnung vor dem Overdone
die zweite vor dem Come tardy off hinzufügt. Er
nicht, daß alle Wirkung der Kunſt einem Brennpunkte
diesſeits und jenſeits deſſen es nicht zündet, er beh
mer ihr Höchſtes vor Augen, und achte ſein ſchönes
genug, um nichts Geringeres leiſten zu wollen,
Beſte was er vermag. Er ſammle ſich, er dränge zu
und ziehe auch die äußern Formen vor, welche vo
dazu nöthigen.

Notizen.
1799.

Vorbemerkungen.

Vortreffliche Werke pflegen ſich ſelbſt zu charakt
und in dieſer Rückſicht iſt es überflüßig, wenn ein
dasſelbe Geſchäft noch einmal verrichtet, was der Au
Zweifel ſchon gethan haben wird. Iſt eine ſolche
teriſtik indeſſen, wie ſie es immer ſein ſollte, ein K
ſo iſt ihr Daſein zwar nichts weniger als überflüßi
ſie ſteht ganz für ſich, und iſt ſo unabhängig von
rakteriſierten Schrift, wie dieſe ſelbſt von der in ih
delten und gebildeten Materie. Sie dürfte dann g
ſein, denen, die ſchon eingeweiht ſind, einen noch
Blick in den unerſchöpflichen Geiſt eines originellen
oder einer reellen Philoſophie zu geben, als völlig
die erſte Bekanntſchaft mit ſolchen Myſterien zu ve

her wird auch diese höhere Kritik mehr das anerkannt
assische, sei es noch so alt, zum Anlaß und Gegenstand
er Thätigkeit wählen, als jede merkwürdige Neuigkeit, die
litterarischen Horizonte erscheint, aufmerksam beobachten,
d das Bemerkte in der Kürze aufzeichnen. Dieses letztere
es eigentlich, was eine litterarische Zeitung vorzüglich
ten sollte, damit der Leser, welcher mit Auswahl zu sei-
eigenen Bildung lesen will, von allem, was ihm inte-
sant sein muß, früh genug Nachricht erhielte. Nicht bloß
e Nachricht, daß so etwas da sei, sondern eine Ausein-
ersetzung, was es eigentlich sei; Alles mit steter Rücksicht
ihn, auf seine Bildung und auf die Mißverständnisse,
en Möglichkeit man bei ihm voraussetzen darf, in einer
gemein verständlichen Sprache klar und kurz. Aber freilich
die Kürze relativ: denn wenn ein Werk etwa aus einem
ndpunkt, der noch nicht populär ist, betrachtet sein will,
muß dieser Standpunkt erst aufgestellt und an den popu-
n angeknüpft werden; oder wenn das Werk, wie es bei
losophen der Fall sein kann, seine eigene Sprache redet,
seinen Charakter selbst auch nur in dieser Sprache giebt,
ist es nöthig, da in das Mittel zu treten und den Zweck
Ganzen in die allgemeine Sprache zu übersetzen und neu
zustellen. Doch solcher Werke giebt es immer nur sehr
ige, und die Menge derjenigen, von denen der gute
r eigentlich gar keine Notiz nehmen, und der gute Kri-
gar keine Notiz geben sollte, ist so unermeßlich groß,
es wohl eher an vielen andern Dingen, als an Raum
Zeit gebrechen würde, um das Ideal einer litterarischen
ung zu realisieren.

Für jetzt scheint es am zweckmäßigsten, daß die Einzel-
für sich zur Befriedigung des allgemeinen Bedürfnisses

beitragen was sie mögen und vermögen. Und we
in einem Journal geschieht, wo die Herausgeber zug
hauptsächlichsten Mitarbeiter sind, so hat der Leser d
Vortheil, daß er die Urtheilenden aus ihren eignen
schon kennt, und also leicht wißen kann, in wiefern
ihnen übereinstimmt.

Wir haben uns daher entschloßen, unsern Le
Zeit zu Zeit Notizen über die merkwürdigsten Prod
einheimischen Litteratur zu geben. Es ist dabei n
Absicht, den Charakter wichtiger Werke zu erschöpf
immer förmliche Exempel kritischer Virtuosität aufz
sondern nur ihren Charakter, ehe die öffentliche A
ihnen schon einen vielleicht unrichtigen gegeben hat,
gemeinen vorläufig, in jeder freiesten Form die r
Zweck führt, zu bestimmen, damit weder das Vort
weil es keinen berühmten Namen an der Stirn trä
bekannt bleibe, noch was schlecht oder mittelmäßig
Autorität wegen für gut gelte.

Wir werden auch wohl auf einzelne Aufsätze i
nalen Rücksicht nehmen, und uns dann und wann ein
Episode in die ausländische Litteratur erlauben; w
Begriff der Episode da statt finden kann, wo noch g
Ansprüche auf Vollständigkeit gemacht werden. Sell
richten über Kunst und Theater bei uns und bei de
den würden wir gern geben, wenn wir nur hoffen
mehrere zu erhalten, die unserm Sinne nicht
sprächen.

Wir werden unsre Ansichten so klar als mögl
zustellen versuchen, und die Motive nie verschweigen
freilich giebt es Fälle, wo es am besten ist, kateg
en, und das, wodurch das Urtheil motiviert

daher nicht undienlich sein, zu erinnern, daß der
nicht gewonnen werden kann, daß sich also nur
vergebliche Mühe einlaßen mag. Fürs erste hab
Germanier keine Barden gehabt, folglich auch k
gesänge. Das Wort 'Barde' ist gallisch, und
Verwirrung der gallischen Völkerschaften mit den
unter der griechischen Benennung der Celten ist
für ungültig erkannt. Daß die Germanier Se
gehabt, Lieder auf ihre Stammväter, und daß
Tacitus Zeiten den Arminius besungen, wird b
nirgends, daß die Sänger einen eignen Stand
ausgemacht haben. Wo die Nationalgesänge
Zunft anvertraut sind, welcher Alles daran gel
zu erhalten, da können sie in der mündlichen U
selbst Veränderungen der Dynastie und Religion
dauern, wie einige nordische Beispiele gezeigt h
ohne das, wo ein Völkerstamm unvermischt in
ten beharrt. Aber wie läßt sich denken, daß da
eines Arioviſtus oder Arminius sich die lange
allgemeinen Gährung und Wanderung hindurch,
neuen Völkerbünden selbst die Namen der alten
Grunde giengen, Jahrhunderte lang nach Ar
Christenthums erhalten habe? Und wird Karl
der alle Spuren des Heidenthums auszurotten su
gewesen sein, Gesänge dem Untergange zu en
denen ohne Zweifel das Lob der Helden mit
Mythologie verwebt war? Die germanischen S
dem ersten Jahrhundert nach Christi Geburt war
im achten noch verständlich; und hätten sie s
Fortgange der Zeit umgewandelt, und wären
Sprache des Kero und Otfried abgefaßt gewesen

en wir ihrer Aechtheit und ihres Alterthums gewiß sein? Endlich, wie lautet das einzig vorhandne Zeugniß des Eginhart über diese Sache? Barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum actus et bella canebantur, scripsit memoriaeque mandavit.' Wo ist hier nur eine Spur, die auf jene ältesten Zeiten der heidnischen Germanier hinwiese? Barbara heißt nach dem damaligen Sprachgebrauch nichts weiter als 'nicht lateinisch'; Gedichte, die vor zwei oder dreihundert Jahren entstanden sind, kommen uns schon sehr alt vor: wie viel mehr, wo es keine rechte Zeitrechnung giebt, und die mündliche Ueberlieferung Alles in eine unbestimmte Ferne wegrückt. Kurz, Eginhart konnte sich nicht anders ausdrücken, wenn von Gedichten die Rede war, welche die Geschichte der älteren fränkischen, burgundischen und langobardischen Könige enthielten. — Aber wie, wenn der Inhalt der auf Karls Befehl aufgeschriebnen Lieder, in einer späteren Bearbeitung, wirklich auf uns gekommen, schon längst bekannt, und das Nachsuchen also doppelt vergeblich wäre? Das Lied der Nibelungen bezieht sich auf burgundische Geschichten aus dem fünften Jahrhundert; Johannes Müller (in der Beurtheilung der müllerschen Ausgabe in den Götting. Anz. vom J. 1783.) glaubt, die Grundlage der Fabel sei schon zu Karls des Großen Zeiten vorhanden gewesen. Wirklich deutet die herbe Wildheit dieser kolossalischen Dichtungen auf hohes Alterthum: das eigentlich Ritterliche kann ihnen in der Behandlung aus dem Zeitalter der Minnesinger, die wir besitzen, erst angebildet sein. Daß der ältere Text durch diese verdrängt wurde und gänzlich verschwand, darf uns nicht wundern. Scheint es doch dem Heldenbuch, dessen Sagen zum Theil mit denen im Liede der Nibelungen in Verbindung stehn, bei der Modernisierung zum Behuf

seiner Erscheinung im Druck eben so ergangen zu sein. es ist hier nicht der Ort, obige Hypothese weiter au ren. Die Geschichte unsrer Sprache und Poesie beda von so vielen Seiten aufgehellt zu werden, daß sich Stelle jener Preisfrage leicht andre setzen ließen, von mehr Erfolg zu hoffen wäre.

Lichtenberg.

Seit in dem vorhergehenden Aufsatze 'über Zeich zu Gedichten'*) die den Hogarth betreffende Stelle g ben ward, hat Deutschland an dem Erklärer seiner einen der sinnreichsten Schriftsteller verloren. Er hatt eine schalkhafte Note mitten durchgeschnitten, als die seinen Lebensfaden entzweischnitt, und man kann gewi sagen, daß er seinen Witz und seine liebenswürdige überlebt habe. Die fünfte Lieferung der Kupferstich noch deutlicher als die vorhergehenden die platte A der hogarthischen Gattung; der erst seit Lichtenberg erschienene Text dazu dagegen um so ausgezeichne Feinheit, womit er sie liberalisiert, die Bereitwilligke eignen Mitteln zuzubüßen, wo ihn sein Kommittent im läßt, die Kunst der Wendungen und Uebergänge, un Anmerkungen zu einem beziehungsvollen und reichen zu erweitern. Freilich können bei solchen Umständen Einfälle nicht immer das Ansehen freiwilliger und blicklicher Entstehung haben, sie gerathen zuweilen ins findige, Weithergeholte und Verworrne. Ueberhau

*) [S. den Aufsatz aus dem Athenäum II. 2. S. 193. den Krit. Schr. Nr. XX. in Band 9. S. 102. ff.]

Lichtenberg dem Hogarth so viel geliehen, daß man bei einem Urtheil über diesen wohl auf seiner Hut sein muß, die Grundfäden von dem feineren Einschlage des Auslegers zu unterscheiden. Wer die Fortsetzung des unvollendeten Werkes unternehmen wollte, müßte sich selbst sogleich für einen witzigen Kopf erklären: eine Maßregel, die, wenn man sie nicht recht durchzusetzen weiß, dazu führt, von Andern für das grade Gegentheil erklärt zu werden; welches allerlei unangenehme Namen trägt. Hier gilt es, den Wein selbst anzapfen, nicht bloß wie ein *) Böttiger das leere Faß vor sich herrollen, worin so oft die angeblich litterarische Thätigkeit besteht.

Ueber H—r's 'Kritisches Gespräch' und 'Ueber Weiblichkeit in der Kunst, in der Natur und in der Geschichte.

In den Musageten (98. 4. St.) haben sich zwei kleine Aufsätze, 'kritisches Gespräch' und 'über Weiblichkeit in der Kunst, in der Natur und in der Gesellschaft', beide mit H—r unterzeichnet, verirrt, wer weiß durch welchen Zufall, aber verirrt gewiß, denn sie gehören gar nicht in das Gefolge dieses lahmen Musenführes, wie er auch durch eigenhändige Noten deutlich zu machen gesucht hat. Das Gespräch enthält Urtheile über die beiden engländischen Schriftstellerinnen, Mrs. Inchbald und Mrs. d'Arblay, artig eingekleidet in eine Unterhaltung zweier Freunde, wozu eine Anzeige des Romans Nature and art von der ersten in der A. L. Z. den Anlaß giebt. Die Beliebtheit, Fruchtbarkeit und Ma-

*) Böttiger 1799.

nier der Verfaßerin von Evelina, Cecilia, Camilla u.
wird mit der interessanten — Armut der Mrs. Jo
zusammengestellt. Ueber die erste ist schwerlich noch
so Durchgreifendes gesagt worden. — Der andre
schließt sich dem Inhalt und Geist nach an diesen an:
ungemein belebt und anziehend geschrieben, voll gutge
Winke, die reicher und treffender sind, als förmliche
dische Abhandlungen über die Weiblichkeit. So muß
eben von ihr reden, so muß man sie nehmen. E
Hinweisungen, anschauliche Beispiele sind ihr viel ge
als ein vollständiges System, das sie grade recht ver
statt sie festzusetzen. Der Verfaßer freut sich darüber
Deutschlands erster Dichter zugleich der Dichter der W
keit ist; dieß werden auch die Frauen eben so schi
billig finden.

Mary Wolstonecraft.

In dem eben erwähnten Aufsatze wird die Bem
gemacht, daß die Nationen nicht so verschieden von ei
sind, als es oft der Charakter beider Geschlechter
nämlichen Nation sein kann, wie z. B. die Engländeri
dem Engländer, und, wir müßen hinzusetzen, die Eng
rin von der Engländerin. Davon zeugt das Leben d
kannten Mary Wolstonecraft, von ihrem Freunde, na
gem Gatten, William Goodwin, beschrieben. Woher
doch ihren Charakter, ihre Vorurtheilslosigkeit genor
Sie ist weit merkwürdiger dadurch, als durch ihre Sch
die keineswegs über die englische Bildung hinausgehe
zum Theil einen etwas steifen Zuschnitt haben. Wi
Beharrlichkeit, Innigkeit und edler Kampf mit dem Un

Die Freiheit ihres Geistes konnte sie nicht über das häufige Loos ihres Geschlechtes hinwegführen; sie wurde von dem Mann gefühllos verlaßen, dem sie sich anvertraut hatte, und ihr Herz brach darüber. Ihr Geschichtschreiber schildert ihr Aeußeres sanft und anmuthig, und wenn das Bildniß, das vor der deutschen Uebersetzung steht, ihr glich, so müßen wir ihm glauben. Freilich verändert es die Sache erstaunlich, ob die Vertheidigerin der Frauenrechte ein widerwärtiges Mannweib war, für welches schon die Natur auf das schönste aller Rechte Verzicht geleistet hatte, oder ob ein zartes liebendes Wesen kühn die Forderungen der Vernunft geltend machte. Was den Grund und Boden der gewöhnlichen Weiblichkeit ausmacht, das war bei dieser selbständigen Frau gleichsam die letzte Hand und Zierde. Selbst die Heftigkeit, die ihr Freund nicht wegleugnen will, würde gemildert worden sein, wenn sie glücklicher gewesen, es früher geworden und länger geblieben wäre. Sie wurde stiller und heiterer im Arm der Liebe. Aber auch im Zustande der gewaltsamsten Spannung, auf einer Reise durch Norwegen, die sie in Geschäften ihres schon aufgegebnen Geliebten unternahm, erscheint sie eben so liebenswürdig als wunderbar: allein unter den Scenen einer wilden Natur, mit ihrem entschloßnen Muthe und festen Blicke bei einem höchst verwundbaren und so verwundeten Herzen. Schade, daß ihr Ausdruck tiefer Empfindungen durch das Medium der geordneten Flachheit in den Begriffen englischer Popularphilosophen gehen mußte, zum Beweise, daß sich das Gemüth leichter als der Geist von nationaler Eingeschränktheit losreißt.

Joh. Müllers Briefe an Bonstetten.

Wenn eine leere und planlose Zeitschrift durch Einen vortrefflichen Beitrag bedeutend werden könnte, so müßte dieß dem deutschen Magazin widerfahren sein, da es ihm vergönnt wurde (im 15., 16. und 17. B.) die 'Fragmente aus den Briefen eines jungen Gelehrten an seinen Freund', der Welt mitzutheilen: Johannes Müllers Briefe an Bonstetten, während der Jahre 1775...1778 in der Schweiz geschrieben, in denen er dem angebeteten Freunde seine ganze Seele hingiebt, ihn zum Vertrauten von Allem macht, was er will, was er verehrt und liebt. Welch ein herrliches Gemüth und ernstes großes Streben offenbaren sich da! Wie weihet sich der junge Mann, zu werden was er seitdem wurde, der erste Geschichtschreiber der Neueren, oder vielmehr der letzte der Alten, wie Brutus der letzte Römer war! Solche Andacht, solche Arbeit, und eine beständige Gegenwart des höchsten und würdigsten Zieles. Den ganzen Menschen in sich bildet er zu dem erwählten Berufe seiner Kunst. Die Briefe sind allein schon wegen der schönen Harmonie merkwürdig, die sie darlegen, zwischen dem, was er gewollt und was er geleistet hat. Immer war ihm aber die Verkettung der Umstände zuwider. Damals kämpfte er mit Noth, mit Abhängigkeit, mit der Schwierigkeit durchzudringen; als Mann von festgegründetem Ruhme dient er Verhältnissen, die seines Genius nicht bedurften, wenn die Gesinnungen des Helvetiers sich auch zu ihnen bequemen konnten. Die Nachwelt, wenn sie ihn im Gemälde früherer Zeiten erkennt, wird ihn in der Geschichte der unsrigen vermißen, denn die große Betrachtungsart der Begebenheiten scheint die gültigste Vollmacht bei großen Gelegenheiten zu

andeln. Ehedem konnte er seinem Vaterlande nicht auf ine würdige Art angehören: 'es schlummere', hat er pro- hezeit, 'und sein Erwachen werde tödtlich sein'; jetzt hat er ielleicht kein Vaterland mehr. — Der Jüngling arbeitete ür die Zukunft, ja für die Ewigkeit, während ihn der Man- el des Augenblicks niederdrückte; 'er war nur glücklich, in- em er komponierte', die übrige Zeit gehörte der Sorge: nd doch konnte er sich nie überwinden abzulaßen, um etwa urch leichthin gestreute Saat eine bald verzehrte Frucht zu rnten. Ein Theil seines unsterblichen Werkes war geschrie- en, und nun fand sich kein Buchhändler, der einen hinläng- ichen Preis geboten hätte, um ihm bei der Fortsetzung Un- erhalt zu schaffen. Vor zwanzig Jahren wurde es freilich och dem jungen Schriftsteller schwerer gemacht, indessen ist ie Frage, ob es ihm nicht jetzt mit seiner Geschichte eben o hätte gehen können, da nichts als eine ungewohnte, ja nverstandne Vortrefflichkeit sie empfiehlt. — Dazu kam nun och die Pfahlbürgerei kleinrepublikanischer Censoren, und er tröstliche Rath guter Freunde, wovon einer die deutsche Sprache verwarf und das Werk französisch wünschte, ein an- erer (Bonnet, der ihm auf jede Weise viel gelten mußte) eine Schreibart viel zu trocken und schmucklos fand. Er hatte wirklich Charakter nöthig, um sein Talent nicht ein- zubüßen.

Man sieht hier die entscheidende Wirkung, welche die Bekanntschaft mit den Alten auf ihn machte, und wie sie seiner verwandten Natur das Siegel der Erkenntniß auf- drückte. Sie trafen bei ihm nicht auf Empfänglichkeit des Geistes allein, sondern auf ein liebendes Herz. Die in die- sen Briefen athmende Freundschaft ist ein Beweis davon: sie ist im antiken Stil wie seine Werke. Wer kann zweifeln,

daß sie ihn ganz durchdrungen hat, daß sie sein Tr
gleichsam die Nahrung des Bedürftigen war? In dies
in jeder andern Beziehung, die aus den Briefen her
erscheint er mit einer originalen und naiven Liebens
keit, und die kleinsten seiner Aeußerungen, seiner U
seiner Wünsche, geben Stoff für das doppelte Inter
Verstandes und des Gefühls. Ihr größter Reiz ist,
nicht für einen Dritten dastehn, und was der Dri
darin findet, um so mehr der Grund seiner Seel
Sie sind wie ächte Liebesbriefe, die zufällig in fremde
fallen. Der Mann kann lächeln über die Wärme
Jugendtage, aber er wird nur auf diesem Wege ein

Wer Müllers Schweizergeschichte kennt, muß dies
lesen, um sie noch beßer zu verstehen; wer sie nicht
muß sie lesen, um sich dafür empfänglich zu machen.
Geschichte ist, darüber kann die Heiligkeit aufklären,
Müller sie behandelt.

Amathonte.

Es klingt wie ein Märchen, der längst versch
Anton Wall sei wieder auferstanden, und ergötze du
zählung von Bagatellen; und es ist auch wirklich ei
zwar ein persisches, Amathonte genannt. Ein B
verdient es zu heißen, und das ist keine Kleinigkeit;
ist es artig, schalkhaft, und oft von französischer Lei
beflügelt. Gewisse Kunstrichter werden mehr Mor
Allegorie verlangen, während die, welchen ein Märchen
ist, als die gaukelnden Farben der Phantasie im viel
schliffnen Glase der Bizarrerie gebrochen, es vielleic
nicht orientalisch und feenhaft genug finden. In der

gehegten Hoffnung, der Zauberer werde alle vier Brüder
um Besten haben, wird man getäuscht: zu einigem Ersatz
hat der eine Bruder den Zauberer zum Besten; der vierte
wird am Schluße gar vergeßen. Die Sultanin Biribi mit
den funkelnden Edelgesteinen von Augen geht durch die große
Unschuld ihrer Liebe für Solmar aus dem Kostum heraus:
nach den ersten Vertraulichkeiten erwartet man, sie werde sich
ihrem Range gemäßer zu betragen wißen. — Jedem Autor
ist zu wünschen, daß ihn die Fee Amathonte dreimal umar-
men möge, und Anton Wall, der die reizende Sitte auf-
bringt, soll nicht von dem Wunsche ausgeschloßen sein.

Romulus von Lafontaine.

Es scheint nicht billig, daß dieser Romulus im zweiten
Bande der Sagen aus dem Alterthum, — eigentlich Sagen
in das Alterthum hinein, — nur als Romulus *) kurzweg
angekündigt wird. Da er so vieles ist, dessen sich der wirk-
liche nicht rühmen konnte: nicht bloß gerecht und milde,
sondern zärtlich und gefühlvoll, unendlich friedsam, bis zur
tugendhaften Pein verliebt, und bis zur **) Albernheit
großmüthig; so sollte dieß auch auf dem Titel angedeutet
sein, und das Buch könnte, nach dem Beispiele älterer bei
unsern ehrenfesten Vorfahren beliebter Romane, Romulisens
und Romulisca heißen ***). Zur Vignette die kleinen
Zwillingsbrüder, †) statt der Wölfin von einer Schafmutter
gesäugt. Wenn nicht zum Unglücke immer die Götter genannt

*) tout court 1799. **) Niederträchtigkeit 1799. ***) oder
der christliche Romulus 1799. †) von einem Schafe gesäugt
1799.

würden, so dächte man gar nicht unter blinden [illegible]
sein. Für die Liebhaber der Rittergeschichten [illegible]
nach einer neunzehnjährigen Gefangenschaft wieder [illegible]
[illegible], aus einem unterirdischen Kerker, der [illegible]
[illegible] Modificationen, ein wahres Burgverli[illegible]
[illegible] ist [illegible], wie die Geschichte die ältesten R[illegible]
[illegible] hat; Romulus hat den Remus keineswegs [illegible]
[illegible], sondern dieser weiche Jüngling hat sich aus [illegible]
und Bruderliebe selbst entleibt. Auch bei dem [illegible]
Raube der Sabinerinnen ist es so unschuldig un[illegible]
zugegangen, daß sich die Engel im Himmel darü[illegible]
mußten. Der Romulus ist und bleibt ein grau[illegible]
[illegible]. Romulus selbst wäre um ein Haar 'kein [illegible]
worden, weil er kein Sohn sein könnte'; aber er [illegible]
einer Familie, deren Umarmungen mehr werth sind [illegible]
[illegible] der Vorwelt, er lernt die schöne [illegible]
[illegible] Herzlin kennen, findet seine [illegible]
[illegible], und nun [illegible] sein Blick alle Völker; er [illegible]
[illegible] ihre Eltern zu lieben, Allen [illegible]
und den Armen wohl zu thun; ehe er sich in ei[illegible]
[illegible], bittet er seine Feinde zu bedenken, daß [illegible]
[illegible]. Hierauf erbaut er Rom, und gründet durch [illegible]
[illegible] Gesetze und Einrichtungen die sanften [illegible]
[illegible] Gesinnungen, wodurch, wie man weiß, [illegible]
[illegible] so groß wurde. Und das alles, versteht [illegible]
die geringste Einmischung von Verstand, bloß [illegible]
Herzens. Ja das Herz, in der That, — [illegible]

---

*) Die Antiquare werden sich besonders über das [illegible]
[illegible], das Romulus einmal herumgeführt, um [illegible]
[illegible]. Es ist 1799.

leux instrument! wie Boufflers in seinem Gedichte darüber sagt. Und eine unversiegbare Romanenquelle, kann man hinzufügen.

Schinks Faust.

Dem Dramaturgen Schink ist aus seinem Faust, an welchem er verschiedene Jahre gearbeitet, und wovon er in Zeitschriften Proben gegeben hat, unter den Händen ein travestierter Hamlet geworden. Man behauptet, es würde auf alle Fälle auch nur ein travestierter Faust geworden sein. Aber freilich giebt es Travestien, die es sind, ohne zu wollen, und andre die gern möchten, und nicht können.

Reise durch das mittägliche Frankreich, vom Frhrn. von Thümmel.

Als die beiden ersten Theile dieser dichterischen Reise erschienen waren, bewunderte sie ein Bibliothekar der schönen Wißenschaften, der ihre Schönheiten weitläuftig ins Licht stellte, besonders als ein gerundetes und in sich beschloßenes Ganzes: nicht das Geringste laße sich weder davon noch dazu thun. Drei neue Theile, die einige Jahre nachher dem Kunstrichter zum Possen erschienen, und dem Buche einen plötzlichen, aber, was meistens damit verbunden zu sein pflegt, einen etwas zweideutigen Ruf verschafften, ließen die Möglichkeit einsehen, daß es noch wohl eine Weile fortgesetzt werden könne; und das jetzt erschienene sechste Bändchen beweist man mit der Ueberzeugung, daß das Werk seiner innern Einrichtung nach niemals ein Ende zu nehmen braucht. Doch, weit entfernt, in dieser Art von *) Gränzenlosigkeit

*) Unsterblichkeit 1799.

etwas Furchtbares zu finden, wird man sich gern be
von Zeit zu Zeit mit dem Verfasser einen Streifzug
Provence zu machen, ja wenn hier der Stoff ersch
sollte, über das Meer setzen, und bis in die Barba
unterhaltenden Figuren jagen. Die einzelnen Part
artig ausgeführt, aber in dem Ganzen ist nicht mel
position, als Zusammenhang unter den Abenteur
wirklichen Reise zu sein pflegt, wo auch zuweilen
zende Aussicht für lange Stunden Weges durch d
entschädigen muß. Diese Sorglosigkeit der Verknüpf
ßert sich auch in kleineren Theilen: die eingestreut
sind poetische Spaziergänge aufs Gerathewohl, und
mal artet das Fortleiten der Gedanken an den R
ein englisches steeplehunting aus. An drolligen
und Erfindungen fehlt es nicht: nur manchmal s
kleinen Umständen etwas nicht richtig zu sein, w
der Anschaulichkeit in den Weg tritt, da doch der R
dichter immer nur Großhandel mit Unwahrscheinlichkei
ben, *) im Einzelnen aber äußerst sorgfältig und g
sollte. — Wie sich ein berlinischer Visitator und se
ten beim Anfange ihrer ersten Seefahrt, wodurch
großen Erbschaft entgegen reisen, benehmen, erfäl
mit nicht geringem Ergötzen; allein die Diatribe de
edelmanns gegen den guten Geschmack ist zugleich ein
dagegen, selbst nach Voltaires toleranter Erklärung
Gattungen: denn sie ist langweilig. Ueberhaupt b
dabei: Margot war die erste Liebe, und diese empfin
nur einmal.

---

*) im Detail 1799.

Aus einem Briefe von Paris über Kotzebues Menschenhaß und Reue.

'Seit einigen Wochen weint man hier, daß die Leinwand theuer werden möchte, und rathen Sie, worüber? — Nichts als unsre alten ci-devant Thränen über Menschenhaß und Reue. Es wurde Manches sehr gut gespielt, aber Eulaliens Rolle nicht zur Hälfte so edel und schön, wie bisweilen von der Unzelmann. Das Aergste waren die heftigen Konvulsionen, die mir ordentlich mediciniſch merkwürdig schienen. Die Franzosen, denen eine solche Reue ganz unbegreiflich vorkommt, glauben bonnement, der weibliche Körper müße dadurch wohl aus seinen Angeln gehoben werden, und so applaudieren ſie unbändig; wie denn das Stück überhaupt einen ganz ekelhaften Beifall erhalten hat. Von einem einzigen jungen Menschen hörte ich die sehr gesunde Kritik: cependant je préférerais toujours une femme innocente à une femme convulsivement vertueuse.

Zum Beweis, wie wenig das Kostum hier immer vortrefflich ist, will ich Ihnen nur anführen, daß der Menschenfeind schwarze Beinkleider, Stiefeln mit doppelten schwarzen Aufklappen, eine ganz lange scharlachene Weste, und einen altmodischen blauen Rock mit einem kleinen Zopf hatte. Das heißt doch den Geschmack noch mehr haßen, als die Menschen!

Das Schauspielhaus erdröhnt vom Klatschen bei jeder moraliſchen Plattitude, die bei uns auf keine Pensionsmamsell mehr Eindruck machte. So jung ist das Volk hier, außerdem daß durch die vielfachen [illegible] die Tugend ihnen ganz pikant geworden

Madame de Genlis, Les voeux téméraires.

Wenn man den Roman der Genlis, Les voeux t
raires in einem Strich durchgeleſen hat, mit allen
Künſtlichkeiten und appretierten Tugenden und Delikat
ſo ſehnt man ſich ordentlich nach ein wenig derber N
lichkeit und Härte, wie man ſich nach einer Krankhei
der man zu Haberſuppen verdammt war, nach irgend
Säure ſehnt. — Die Langeweile, welche einen wegen
gänzlichen Abweſenheit des Witzes dabei ergreift, abgere
iſt das Buch weder ſo gut noch ſo ſchlecht, als man e
funden hat. Viel Phantaſie, aber ohne Blüthe und
Friſchheit, Alles wie im Treibhauſe getrieben; viel Ken
ihrer Welt, bonton, Galanterie, aber Alles geſchnürt un
Reifrocke. Die Charaktere werden immer erſt beſchri
und dann müßen ſich die Menſchen in dieſe Vorſchrift
paſſen, wie die Probe zu einem Rechnungsexempel.
Heldin, eine völlige Engländerin, wie ſie ſich der übe
benden Phantaſie einer Franzöſin darſtellt, flieht alle m
liche Geſellſchaft mehrere Jahre lang: es wird aber
ſehr künſtlicher Weiſe ſo eingerichtet, daß ſie immerwä
geſehen und beobachtet wird; ſie iſt unaufhörlich von
ihrer geheimen Anbeter unſichtbar umgeben, der ihre gel
ſten Bewegungen ſogar des Nachts in ihrem Zimmer
merkt. Zwar liegt dieſes ſo hoch, daß man von dro
nicht gradezu hinein ſehen kann: aber der Liebhaber,
Jahre lang weder ſchläft noch ißt, um in immer neuen
kleidungen unaufhörlich um das Schloß zu ſchleichen,
doch wenigſtens am Schatten ihrer Geſtalt und ihrer la
Haare, der am Plafond ſichtbar iſt, wahrnehmen, da
unruhig auf und abgehe. Auf jedem noch ſo einſamen

ziergang muß sie entdeckt und gesehen werden. — Diese Eitelkeit ist mit der devotesten Ehrfurcht dargestellt und der Schleier der ausgelaßensten Pruderie über sie gehängt. Und welche Prätensionen an die Männer! Es ist naiv, so etwas zu gestehen, als wäre es sehr tugendhaft. Die Darstellung in einzelnen Scenen ist von hinreißender Lebhaftigkeit; aber Thränenströme durchwäßern das ganze Buch auf eine höchst traurige Art. Alles ist auf gut Parisisch künstlich darin: Felder und Wälder, Waßer und Brücken, Bauern und Bauernhochzeiten, sogar die Kühe dieser Bauern und die ganze Natur. In dieser Krankenluft der Verhältnisse athmet die Liebe nur mit großer Beängstigung, und verwegen ist in dem Buche nichts so sehr, als daß es sich an die Liebe wagte. Seine moralische Absicht ist übrigens nur, zu zeigen, daß es für einen Mann gefährlich sei, ein Maltheserritter zu werden, von wegen des Keuschheitgelübdes; und daß eine Wittwe sich hüten muß, mit goldenen Buchstaben auf das öffentliche Denkmal ihres verstorbenen Mannes zu schreiben, daß sie niemals die Frau eines andern werden wolle; weil beide nicht sicher sein können, ob es sie nicht einmal gereuen wird.

Matthisson, Voß und F. W. A. Schmidt.

Eine Zusammenstellung.

1800.

1.

Matthisson.

*) Von dem Lieblinge unserer schwärmerischen Freundinnen der empfindsamen Landschaftmalerei ist kürzlich dreier-

*) Von Matthisson ist kürzlich 1800.

lei erschienen: Basrelief am Sarkophage des Jahrhun
Alins Abenteuer, und ein Nachtrag zu seinen Gedichte

Vielleicht giebt es auch für die Poesie einen La
stil, in welchem sich eine so große Masse, wie die wicht
Thaten und Begebenheiten eines denkwürdigen Jahrhun
ausmachen, ohne Formlosigkeit und mit lichter Anord
zur bündigen Kürze einer Inschrift zusammendrängen
Aber wer von einem Jahrhunderte würdig reden will,
die Uebersicht eines Jahrtausends dabei im Sinne h
Von zufällig und *) persönlich bestimmten Eindrücke
Augenblicks dabei ausgehen, heißt, mit einer Sinnesart
nicht über die Mauern einer kleinen Stadt hinaus kann
Geschichte eines Reiches schreiben, oder den Himmel
einem engen Brunnen heraus übersehen wollen. Das
relief am Sarkophage des Jahrhunderts entspricht daher
nem Titel gar nicht, wenn es bloß von dem Unheile
politischen Faktionen und des gegenwärtigen Krieges,
von der dabei erlittenen Schmach Deutschlands redet.
chen diese partialen Begebenheiten der letzten Jahre
Jahrhundert aus? Und gesetzt, sie könnten es vertreten
giebt es doch wohl für sie im Zusammenhang der Bildu
geschichte des gesammten Menschengeschlechtes noch einen
andern Gesichtspunkt; und ein Geist, der sich zu diesem
heben kann, wird schwerlich bei dem einseitigen Jam
über physische Leiden stehen bleiben.

Es scheint überhaupt mißlich, **) dichterische Kunstn
aus der Bildnerei zu entlehnen: soll aber der Name
relief für ein Gedicht gelten, so läßt er offenbar die K

*) individuell 1800. **) poetische Kunstnamen aus der
stik 1800.

und ruhigste Darstellung eines Gegenstandes erwarten, am wenigsten lyrische und lyrisch sein sollende Ergießungen einer Stimmung darüber. Also auch hierin hat der Verfaßer nur eine verworrene Vorstellung von seiner eignen Absicht gehabt. Sein Gedicht ist eine sogenannte Ode, und zwar nach ramlerischem Zuschnitt. Die Ode an den Frieden hat ihm dabei am meisten vorgeschwebt, und da diese einer der wenigen schönen jugendlichen Blicke von Ramlers nachher bis zur gänzlichen Austrocknung dürftigem Geiste war, so wäre die Wahl des Vorbildes an sich nicht zu tadeln. Allein die Nachfolge geht bis zur Erinnerung an ein Paar einzelne *) Strophen. Dann tritt auch jenes Gedicht mit weniger Anmaßung auf, es hat mehr Einfalt und Natürlichkeit, und ohne durch innige Herzlichkeit zu rühren, widerspricht es doch nicht aller Theilnahme durch Künstelei und Peinlichkeit. Hier lautet es gleich anfangs:

Von Afrika bis zu des Gotthards Wolkenpfaden
Rast furchtbar der Zerstörung Wuth,

und nachher:

Des Krieges ehrner Fuß zertrat,
Von Irlands Riesendamm bis zu den Katakomben
Parthenopes, die Saat.

Wie soll man an den Schmerz des Dichters glauben, an welchem nicht nur die Geographie, sondern geographische curiosa, die er auch nicht ermangelt in Noten zu erläutern, so großen Antheil haben? Mit Recht kann es von dem Gedichte heißen, was dem Jahrhundert Schuld gegeben wird:

*) Strophen, und dann macht jenes Gedicht weni[illegible]
on, 1800.

Erzählung seiner litterarischen Laufbahn hinein, wobei Al
immer durch witzfündige Gelehrsamkeit oder verkehrten G
schmack lächerlich erscheinen soll. Dann wird der Faden
ner handgreiflichen Thaten wieder aufgenommen: Alin bri
auf dem Brocken den Teufel um, und der alte Witz
einer Lücke im Manuskript endigt das vom Erzähler s
eingestandene Einerlei der Geschichte, die eigentlich keine
Doch es ist unmöglich, durch den bloßen Abriß einen Be
von den vorkommenden Disparaten zu geben, und der
glaublichkeit wegen müßen wir ein Paar Proben hers
Der Anfang lautet so:

Früh, bei des Morgensterns Erbleichen,
Verließ Alin der Väter Schloß:
Laut wieherte, zu gutem Zeichen,
Dreimal sein andalußisch Roß.

Gleich den Alciden und Rinalden,
Grüßt' er, mit seinem Schildkumpan
Hans Degenhaupt von Unterwalden,
Der Helden lorbervolle Bahn.

Zuerst erschien er in Marokko,
Wo ihm ein abgefeimter Skies,
Des Gauklers Urbild im Tarokko,
Der Kaiserstadt Armiden pries.

Taub wie Ulyß, der Vielgereiste,
Dem schmelzenden Sirenenton,
Eilt' er, gewarnt vom beßern Geiste,
In sausendem Galopp davon.

Den Dey, der Mörderhorden schirmte,
Durchrannt' er mit demantnem Spieß,
Und malmte seine stolzbethürmte
Granitne Felsenburg zu Kies.

Entkerkerte gefangner Weiber
Ein ganzes Türkenparadies,

Indeß der Schildknapp ihre Räuber
In siedend Bergöl tauchen hieß.

Zwölf Ritter, durch Cytherens Gnade
Mit Rosen Amathunts bekränzt,
Höhnt' er zurück zum steilen Pfade,
Wo hehr des Nachruhms Tempel glänzt.

Hüllt' einen Fant, der, halb verschäfert,
Oft mit Sonett und Madrigal
Des Hains Dryaden eingeschläfert,
Zu beßerm Zeitvertreib in Stahl.
— — — — — — — — — — —

Den Vicekönig, noch verwundet
Durch edler Fraun gerechte Wehr,
Sandt', in ein Stachelfaß gespundet,
Er auf dem nächsten Strom ins Meer. u. s. w.

Folgendes sind Stücke aus dem litterarischen Theile der Biographie:

Er zählt' im zarten Lebenskeime
Die Sippschaft bis zum jüngsten Tag,
Und jede Million der Bäume,
Die deutlich in der Wallnuß lag.

Welch Staunen! als, vom Erstlingspiepen
Der Brut im Ei, sein Preistraktat
Verherrlicht durch Bodonis Typen
Ans Licht in Salamanka trat.

Des Paradoren großer Priester,
Sprach er dem Anerkannten Hohn;
Merkurs germanischen Tornister
Warf er im Zorn vom Helikon.

Wie blühst du, rief er, hier so spärlich,
O Zauberblume des Genies?
In Fülle zog dich, Seltne, jährlich
Vorder[illegible] Paris.

Noch immer in Apolls Revieren,
Klarisse, Tristram, Agathon?
Nach Rußland euch zu deportieren,
Bemannt sich die Fregatte schon.

Hier dulden wir nur Mönchsgesichter,
Der Humpen Klang, des Turneys Kampf,
Gespensterklupp, vermummte Richter,
Banditengräul und Höllendampf.

A l'ordre! brüllt er ungezogen,
Als, bei der Musen Weihgesang,
Sich königlich zum Sternenbogen
Ein Riesenadler, Goethe, schwang.

Wer schnöder Gleißner Mystik haßte,
Wer Garve, Mendelsohn, und Kant
In Kopf und Herz lebendig faßte,
Hieß Frömmler ihm und Obskurant.

Er lästerte der Vorwelt Schätze
Im Vatikan und Kapitol, u. s. w.
— — — — — — — —

Ihm lag Athen in gleicher Ferne
Mit Grönland und Botanybay;
Drum zeigt' er klar: Wie das Moderne
Des Bildners ächter Kanon sei.

Die Luft am Nackten zu verwürzen,
Modernisierte, sehr galant,
Alin durch Pantalons und Schürzen
Des Paradieses Urgewand;

Vergoldete die Zwickelbärte
Den Heiligen des Laterans;
Pflanzt' einen Cherub mit dem Schwerte
Fromm auf das Grabmal Hadrians;
— — — — — — — —

Sprach zu des Koliseums Mauern:
Zerfleischter Christen Todesruhm,

Verwegne! wollt ihr überdauern?
Und stürzte sie zu Baustoff um;

Löst' am Gebälke die Verkröpfung,
Durch ein Dekret, vom Künstlerbann,
Und predigte, bis zur Erschöpfung,
Im Volkston gegen Winckelmann;

Kam oft gespornt, recht sanskülottisch,
Zu Ball, Konzert und Pikenik,
Den deutschen Dreher walzt er schottisch,
Und gähnte frech bei Glucks Musik;

Pries auf Luteziens Theater
Den Gang des griechischen Kothurns,
Und schaute voll entbrannter Krater,
Den Mond? O nein! den Ring Saturns. u. s. w.

Die Art, wie in der zuletzt angeführten Strophe Alins Geschmack am französischen Trauerspiel mit seinen astronomischen Träumereien durch ein 'und' verknüpft ist, kann ein Bild vom Zusammenhange des Ganzen abgeben. Wie stimmt es zusammen, daß der Bewunderer der ehemaligen französischen Litteratur, der Goethe unregelmäßig findet, die deutschen Ritterromane vorzieht? daß der, welcher Garve und Mendelsohn Frömmler nennt, aus abergläubischem Eifer die Denkmäler des Alterthums schändet? Haben nur eine Menge Verkehrtheiten des Zeitalters auf Eine Person zusammengehäuft werden sollen, so ist auch das gänzlich verfehlt: wer setzt heutiges Tages Bernini über die Antike? Eben so sind die gelehrten Anspielungen zum Theil veraltet: wo ist z. B. noch von der Einschachtelungs-Theorie die Rede? Dazwischen stehen nun ganz erlaubte und ehrbare Untersuchungen, die Alinen allerdings Ehre gemacht haben würden, wenn er etwas Taugliches darüber geschrieben hätte. Man sieht also von keiner Seite, wo es hinaus [illegible] und wenn man da-

mit die ersten Abenteuer zusammenhält, die ohne we
Beziehung doch gar zu ungesalzen wären, so wird man
versucht zu glauben, das Ganze sei nicht buchstäblich zu
men, es stecke irgend eine allegorische Bedeutung dahi
Aber, nicht gerechnet, daß es eine unbillige Zumut
wäre, sich an einer solchen Einkleidung derselben den
zu zerbrechen, so müßte doch irgendwo ein Endchen
Faden der Ariadne hervorgucken. Ungeachtet es also sch
als wollte die voranstehende Sphinx so etwas glauben
chen, bleiben wir dabei, daß das Geheimniß des Märch
wie mancher Orden, darin besteht, gar keines zu haben.
Was rein und wahrhaft phantastisch ist, wird freilich
dadurch wieder symbolisch: es entsteht dann ein beständi
aber unbestimmtes Anspielen, das eben mit der Auflös
keit in einen Begriff den größten Theil seines Reizes
lieren würde. Das ist der Fall bei Goethes Märchen,
der Wechsel der heitersten vorüberziehenden Erscheinu
von geistigen Anklängen wie von einer unsichtbaren M
begleitet wird. Hat der Verfaßer etwas Aehnliches im S
gehabt, so wäre er auf den schlimmsten Abweg gerat
Die Anspielungen sind derb genug ausgeschrieben, nur
Bilder erscheinen nicht. Statt daß dort die Phantasie
ihren eignen Flügeln getragen wird, geht hier die Künst
unbeholfen auf den Stelzen harter Verse und seltsamer R
einher. Was endlich den Scherz und die Ansprüche
Satire betrifft, so machen die Noten, in welchen noch
abgenutzte Form eines Commentars mit erdichteten Na
wiederkommt, es bis zum Ueberflusse klar, daß es dem
faßer niemals eingefallen ist, der Witz müße auf etwas
hen. Diese zum Theil obendrein erborgten Einfälle st
hier als nichts, aus nichts und zu nichts.

Merkwürdig bleibt bei allem dem die Verirrung gewiß
on einem Dichter, den man immer unter den Korrekten
epriesen hat, und wer ein poetisches Naturalienkabinet hält,
nag sogleich diesem Petrefaktum von Fratzen ohne Phanta-
ie, von nüchternen Fieberträumen, von ungenialischer Toll-
eit, einen ausgezeichneten Platz darin anweisen. Den etwa-
igen Nachahmern dient zur Nachricht, daß sie sich Fehler
ie diese nicht ohne große Mühseligkeit erwerben werden.
Denn ohne Zweifel hat es der Erzähler noch saurer ge-
abt, als der Leser, und selbst als der Vorleser, dem doch
nanchmal von 'des Wortschwalls Katarakte' die Zähne knak-
en möchten, und dieß Märchen ist wohl eben so wenig als
Rom in Einem Tage gebauet oder gedrechselt.

Wenn man sich nun unter Matthissons früheren Arbei-
en nach etwas umsieht, das als Uebergang ein solches Er-
rem einigermaßen begreiflich machen könnte, so bietet sich in
em Nachtrage, der großentheils in den schillerischen Alma-
achen abgedruckte Gedichte enthält, gleich zuvörderst die
Sehnsucht nach Rom' dar. Eine auffallende Aehnlichkeit in
er ganzen Manier, dieselbe überladene Eleganz und leere
Gedrängtheit des Ausdrucks, dasselbe Haschen nach unge-
wohnten Reimen, die mit fleißiger Künstlichkeit zusammen-
gebracht sind, sogar bei der großen Verschiedenheit der Gat-
ung und des Gegenstandes dasselbe Silbenmaß. Aber die
Hauptähnlichkeit liegt in *) dem gänzlichen Mangel an Zu-
ammenhang, Reihenfolge und Fortschritt. Eben so wie man
ie Abenteuer Alins beliebig durch einander würfeln und auf
en Kopf stellen könnte, ist auch die Sehnsucht nach Rom

*) der Struktur und dem Gange, oder
es Ganzen. 1800.

ein bloßer Cento von Erinnerungen, wo man gar
sieht, wie eine die andre anregt, und die sich eben
ganz anders hätten stellen laßen. Indessen weil die g
derten Gegenstände doch alle in Rom befindlich sind
waren, und von selbst unter gewisse Rubriken fallen, s
hier noch eine Art von Ordnung und Einheit ein, w
gar keine poetische. Hingegen im Alln, wo sich der
ohne einen solchen fremden Halt ins Weite gewagt,
völlig die Tramontane verloren, und man kann ohn
denken sagen, daß, wer einmal so etwas macht, niema
Ganzes muß haben machen können. Dieß ist nun die
Beziehung, worin das eben genannte Gedicht mit de
heren steht: als *) psychologische Erscheinung muß e
diesen erklärt werden; kritisch betrachtet kann es Lich
sie verbreiten. Zwar soll und kann eine mißlungene
vorbringung dem Verdienste beßerer nichts abziehen,
aber kann eine manierierte Ausartung, wenn sie aufs Ae
gediehen ist, die Spuren und Keime derselben Man
entdecken laßen, wo vorhin andre Vorzüge darüber
blendeten.

Die Gedichte, welche Matthissons Ruhm haupt
gegründet haben, sind von der landschaftlichen Gattung
schildern theils ausgezeichnet schöne Gegenden, oder, w
nicht der Fall ist, leiht ihnen doch die Bekanntscha
Verfaßers mit der großen und anmuthigen Natur
Schweiz, dem südlichen Frankreich und Italien, einen
zenden Widerschein. Außerdem ist das Neue, was sie
stig von der meisten bisherigen **) beschreibenden Poe
terscheidet, der Gebrauch lyrischer in Strophen abget

*) psychologisches Phänomen 1800. **) descriptive poetry

Silbenmaße. Zwar hatte schon Haller die Alpen in einer Art von Strophen geschildert, aber diese waren bei ihrem Umfange mehr auf das rhetorisch Didaktische und Sentenziöse eingerichtet. Die fortgehenden *) reimlosen Versarten begünstigten bei Thompson und Kleist die ursprüngliche Formlosigkeit der Gattung, und trieben sie in zufällig durch Zeit und Ort an einander gereihten Naturerscheinungen herum. Die engere metrische Begränzung ladet von selbst dazu ein, ein landschaftliches Gemälde **) abzusondern und musikalische Einheit hineinzubringen. Hierin hat ein philosophischer Beurtheiler die ***) Ausübung des Dichters mit seiner Theorie von der Möglichkeit der ganzen Gattung übereinstimmend zu finden geglaubt; aber es könnte leicht ein tieferes Nachdenken bei der Betrachtung, als bei der Hervorbringung aufgewandt worden sein. Wenigstens verräth es keine bis zur Klarheit gediehene Absicht des Dichters, wenn er die Silbenmaße so willkürlich und unpassend wählt, z. B. eine Alpenreise in dreifüßigen Jamben beschreibt. In andern Stücken ist die Bilderreihe gar nicht hinlänglich lyrisiert, um zu dem Gebrauche selbst einer leichten Liederstrophe zu berechtigen. Das Gedicht auf den Genfersee, das nur in einer ähnlichen Epoche des korrekt sentimentalen Geschmacks eben so berühmt werden konnte als Grays Elegie auf einem Kirchhofe, ist durchaus kein Ganzes, und nachdem beträchtliche Stücke vorn und hinten dazu gekommen, und in die Mitte hineingeschoben sind, noch weniger als anfangs. Wie passen, um nur eins anzuführen, die Erinnerungen an Rousseaus Heloise zu dem unmittelbar vorhergehenden Stücke aus

*) 'reimlosen' fehlt 1800. **) zu isoliren 1800.
***) Paris 1800.

der Urgeschichte des Erdbodens? Die empfindsame Ma
des Schlußes hat man schon öfters gerügt; aber so
mich erinnere, ist es noch nirgends bemerkt worden,
Gedanke, die uralte Wüstenei in jenen Gegenden mit
jetzigen so lachenden Anblick zu kontrastieren, und die
züge dieser Schilderung aus Johannes Müllers G
der Schweiz (1. B. S. 3. 4.) entlehnt scheinen: n
die Prosa des Geschichtschreibers viel größer und bede
darstellt. — Allerdings hat das Gedicht einzelne g
Stellen und schöne Zeilen. Diese haben sein Glück g
und mußten es machen, da die meisten Leser sich n
erheben, irgend eine geistige Hervorbringung als ein
zu betrachten. Wie hätte es sonst der Bemerkung e
können, daß Matthisson selbst in den kleinsten Kompo
nicht Ton und Kolorit zu halten weiß?

In dem Liede 'die neue Heilige' finden sich f
Erwähnungen unmittelbar nach einander: Pygmalio
Göttin, Anspielung auf Orpheus oder Amphion, de
der Elfenkönigin, Geistergruß, ein Irrlicht, das nachh
Heiligenscheine wird, wiederum Oberon, und endli
phaels Madonnenbilder. Ist es wohl möglich, in
kurzen Strophen die Phantasie ärger aus einem fremd
Gebiete ins andere zu hetzen? So beginnt 'der letzte
mit der Schilderung einer düstern Nacht, von allen no
Schauern begleitet, die dem Dichter, schon wunderlich
die Schmerzen der Sehnsucht lindert. Hierauf blinke
die Sterne (da es noch zwei Strophen vorher, in d
wohl zu merken! — nicht beweglichen, sondern stillste
Gemälde so neblicht und stockfinster war) Hoffnung
Seele, und mit der vierten Strophe ist er auf einmal
lich von der Unsterblichkeit überzeugt. Welche Psyc

soll dieß erklären? Und wenn so etwas nicht inkorrekt zu heißen verdient, was soll denn den Namen führen? *)

2.

Voß.

Musenalmanache für 1796., 97. und 1800.

Der Herausgeber hat diese Sammlungen mit einer beträchtlichen Anzahl von Liedern in der schon bekannten Weise ausgestattet. Von einer neuen Seite lernt man ihn nicht kennen: aber gerade dieses unverrückte Stehenbleiben, oder Herumdrehen im Kreiße giebt einen Aufschluß, denn es ist ein Kennzeichen der schon in Verhärtung übergegangenen Manier. Einige Stücke ernsteren Inhalts nähern sich dem, was aufgeklärte Kirchenlieder leisten sollen, denen es freilich **) an Schwung und Innigkeit zu fehlen pflegt. Die Gesinnung darin ist löblich, der Gedanke aber und die ganze Ansicht des Lebens und seiner Verhältnisse geht nicht über den Horizont des gemeinen Menschenverstandes hinaus. Andre sind in einer fremden Person gedichtet: irgend ein Knabe oder eine junge Näherin ***) erzählt Schalkheiten, womit sich eine unschuldige Liebschaft anspinnt; ein Bauer-

*) 1800 hat diesen Uebergang: Eine Bemerkung über Mathissons Diktion und besonders seinen Gebrauch des Reimes wird sich mit dem verbinden laßen, was uns der Musenalmanach für 1800. von Voß, der letzte, über diesen Punkt bei Voß und F. W. A. Schmidt zu sagen veranlaßt.

Der Herausgeber hat ihn außer ein Paar Uebersetzungen aus den Alten mit etwa dreißig Liedern in

**) mit aller ächten Mystik auch an 1800.

bursch sagt einer waßertragenden Magd allerlei Artiges, dergleichen mehr. Das Lied ist zu eigentlicher Mimik die geschickteste Form, wenigstens muß alsdann der m lische Ausdruck den Abgang an der Unmittelbarkeit mimischen ersetzen, und dieß kann durch keine Be lung erlangt werden, wenn sich der Stoff nicht eignet. So verdienstlich das Ergreifen der gemeinsten turen in ihrer ganzen Beschränktheit im Zusammen eines Romans oder Schauspiels sein kann, so weni es uns zu, wo sie für sich allein etwas bedeuten solle einem lyrischen Gedichte erwarten wir schöne oder weni anziehende Individualität. Allein wenn jenes recht gel sein sollte, so müßte man nicht, sowohl in der Klarhe eingeführten Personen über sich und ihre Empfindu als in Eigenheiten der Sprache, den Dichter immer durch hören.

Der gröste Theil der Lieder bezieht sich auf Fan feste, und würde, mit den bisherigen derselben Art z mengetragen, ein ziemlich vollständiges ökonomisch-poet nicht gerade Noth- und Hülfs-, aber doch Lust- und Ar Büchlein ausmachen. *) Einige darunter besingen einer

*) 1800 fährt kürzer so fort: Zufolge dem: Introite, n heic dl sunt! soll zwar die Poesie überall und also auch Haushaltung eingeführt werden; hier möchte aber grade um nur die Haushaltung in die Poesie eingeführt sein. Versifi und Sprache müßen das Beste thun, um das, was bei ein wissen Gelegenheit nach Zeit und Ort vorkommt, und die d angestellten Betrachtungen zu einem Gedicht zu stempeln. Uni chen Ton geselliger Lustigkeit soll man sich denken, wenn 'der mann' vor einem Schmause seine Bitten vorträgt.

Frau, du bist so gut! u. s. w.

[Wir wollen in diesem Abdrucke lieber die wenigen Stellen an

neren Naturgenuß; viele haben dagegen ein körperliches Gewicht, und es wird fleißig darin gegeßen und getrunken. Es ist gut, daß für die Haushaltung gesorgt werde: nur die Musen müßen es nicht thun. Sie hören auf, Göttinnen zu sein, wenn sie sich mit dem alltäglichen Treiben des Menschen so gemein machen, da sie ihn vielmehr vor der unbedeutenden Leere des Lebens, in die er beständig zu versinken geneigt ist, bewahren sollten. Ein Familienfest, wie das in dem 'Agneswerder' geschilderte, mochte recht artig sein, wenn es durch eine geistvolle Unterhaltung gewürzt ward; aber wodurch sonst, als durch Sprache und Versifikation, wird es zum Gedichte, da die Einheit ganz zufällig und von außen gegeben ist, und die Bilder bloß, an den Faden einer gleichgültigen Aufzählung gereiht, auf einander folgen? Wodurch wird es insbesondre zum lyrischen Ganzen? Der Verfaßer scheint hier und in ähnlichen Fällen den wesentlichen Unterschied zwischen Natur und Kunst, den unermeßlichen Abstand von gemeiner Wirklichkeit bis zu schöner Dichtung ganz aus den Augen verloren zu haben. Gern sieht man in der Rosenfeier eine Sitte erneuert, womit ein zarterer Sinn, ein geistigeres Bedürfniß seinen Lebensgenuß erfinderisch zu schmücken wußte:

In ambrosischem Rosenkranze
Trank Anakreon singend aus.
Rosen kränzten den Held zum Tanze;
Rosen flocht er nach Kampf und Strauß.
Roß, auch Götteraltären,
Ros', auch heiligen Chören,
Gabst du Kränz' um den Opferschmaus:

oben mitgetheilten Recension (A. L. Z. 1797. Nr. I. f.) mit der letzten Bearbeitung des Verfaßers wiederholen, als durch Verweisungen den Leser störend eine Seite Papiers ersparen.]

und man läßt sich den Flug in die Fabelwelt gefallen, w
er auch nicht ganz gelungen sein sollte. Die Ode 'vor
Braten' (Alm. v. 96. S. 75.) ist dagegen ein rechter G
von hausbackner Poesie. Der Titel ist noch zu allgem
er sollte lauten, wie die umständlichen Angaben der Si
tion in alten Gebetbüchern: 'Zu singen, bevor man e
gebratenen Hasen verzehrt, der nicht auf der Jagd erscho
sondern von einem Bauern todtgeschlagen worden.' D
letzte Umstand macht obigen Braten zu einer dichteri
Behandlung noch um vieles untauglicher. Die Vorkeh
gen der Küche pflegt man der Aufmerksamkeit seiner G
sorgfältig zu entziehn; und was ist geschickter, alle Ei
zu verscheuchen, als wenn einem vorerzählt wird, wie
Thier, wovon man eßen soll, in der Todesangst geq
hat? Um dergleichen Gesellschaftlieder noch entschiedener
dem Gebiete der schönen Kunst zu verweisen, frage man
nur: welches Maß von Geist und Bildung man wohl
geselligen Kreißen voraussetzen dürfte, die dadurch
herab, sondern heraufgestimmt werden, und wo sie k
Mittheilungen von beßerem Gehalt verdrängen sollt
Durch Künsteleien der Sprache und des Versbaues
der Mangel nur schlecht verkleidet. In folgenden Ve
zum Beispiel:

Aber jeder bringt, wie billig,
Auch sein Theil von Muth!
Jeder lacht und lächelt willig;
Zank und Aerger fleucht vom Drillig
Weit nach Kalekut!

Wo des Putervolks Gekoller
Rothe Kämme schwellt:
Dorthin, Beüder, dorthin troll' er,

Wer als Eiferer und Toller
Uns den Schmaus vergällt!

Weg zu Tafelrechtsverletzern,
Krähn und Ueberkrähn!
Zu den Pfaffen, die verketzern,
Zu den Deutern und den Hetzern,
Die nicht Scherz verstehn?

acht es einen widrigen Kontrast, eine in der That etwas atte Laune in wunderliche Ausdrücke und seltne Reime, nen der Verfaßer überall nachjagt, gezwängt zu sehen. b 'Krähn und Ueberkrähn' Infinitive oder Substantive im lural sein sollen? Manche der vorstehen Stücke sind ganz s entstellenden Zügen, unedeln Bildern und gezwungenen er niedrigen Ausdrücken zusammengesetzt, z. B. der gute irth, und Vaterfreude.

Der Frauentanz scheint hinter dem Rücken der Grazien dichtet worden zu sein: die groben sinnlichen Aufforderun- n der Mädchen an ihre Bursche (so nennen sie ihre Tän-) verstoßen eben so sehr wie der handgreifliche Triumph Frauen, die auf jene herabsehen, weil nur sie 'das ännchen' mit zu Bett nehmen dürfen, gegen die Gefühle nz gemeiner, geschweige den veredelter Weiblichkeit.

Welchen Ton geselliger Lustigkeit soll man sich denken, nn der Ehemann vor einem Schmause seine Bitten trägt:

Frau, du bist so gut!
Gieb mir meinen Hut,
Heute mir zum Feste;
Daß die lieben Gäste
Uns nicht mißverstehn,
Barhaupt mich zu sehn.

oder wenn es in der Märzfeier heißt:

Klingt, und flecke Wein den Drillig;
Unsre Frau verzeiht ja willig!

oder wenn in der 'bunten Reihe' die Bildung der Mä
durch den Umgang der Frauen in recht züchtigem Ernst
dem Lecken der jungen Bären verglichen wird?

Das ist ein wahres Wort,
Was uns die Alten lehren;
Wir brummten noch als Bären
Durch düstre Wälder fort,
Wenn nicht die Weiblein uns gezüchtet,
Und uns gestellt und aufgerichtet.

Des Bären Weiblein leckt
Die ungeformten Klumpen,
Die zwar als Bären plumpen,
Doch regsam und gestreckt.
Selbst aufrecht lernt ein Bärchen wandern,
Und steigt nach Honig, wie wir andern.

Der Enthusiasmus des Essens bricht in der Kartoffe
in ganz eigene fromme Ergießungen aus:

Kindlein, sammelt mit Gesang
Der Kartoffeln Ueberschwang!
Ob wir voll bis oben schütten
Alle Mulden, Körb' und Bütten;
Noch ist immer kein Vergang.

Wo man nur den Bulten hebt,
Schaut, wie voll es lebt und webt!
O die schön gekerbten Knollen,
Weiß und roth und dick geschwollen!
Immer mehr, je mehr man gräbt!
— — — — — — — —

Nur ein Knöllchen eingesteckt,
Und mit Erde zugedeckt!
Unten treibt dann Gott sein Wesen!
Kaum sind Hände gnüg zum Lesen,
Wie es unten wühlt und heckt!

Was ist nun für Sorge noch?
Klar im irdnen Napf und hoch
Dampft Kartoffelschmaus für Alle!
Unsre Milchkuh auch im Stalle
Nimmt ihr Theil, und brummt am Trog.

Die Milchkuh wird vermuthlich auch mitbrummen wollen, wenn das Lied gesungen wird, und man sieht nicht, was sich gegen eine so schwesterlich angebotene Begleitung einwenden ließe.

Wo die Darstellung ihren Fleiß nicht an gemeine Wirklichkeit verschwendet, sondern sich einem idealischen Bilde nähert, wie in dem 'Rosenkranz' und der 'Schläferin', fehlt doch ein gewisses Etwas, jener zauberische Duft, der Alles lieblich verschmelzt, und jedes Wort, jeden Laut in der Verbindung zu etwas Höherem und Bedeutenderem macht. Die Arbeit der Hand, wie leicht und sicher sie auch sei, ist immer noch zu sichtbar. Gäbe es, außer der Kunst, noch ein Handwerk der Poesie, so würde Vossens Liedern der erste Rang nicht abzusteiten sein. Hierin verhalten sie sich zu den schmidtschen, bei aller Aehnlichkeit der Gegenstände und zum Theil auch der Sinnesart, wie ächte englische Manufakturwaaren zu schlecht nachgemachten. Für jemanden, der genau in diese Studien eingeht, kann Vossens Behandlung der Sprache (deren Eigenthümlichkeit ein Gemisch aus Erneuerung altdeutscher Wörter und Wendungen, aus niedersächsischem Provinzialismus und gelehrter Ummodelung ist)

und der Silbenmaße immer lehrreich sein. So hat er der 'Schläferin' die gleitenden Reime, die überhaupt Deutschen selten, und seit den älteren Dichtern, zum Beis Weckherlin, sehr aus der Acht gelaßen sind, mit Er durchgeführt: nur würde es noch anmuthiger sein, wenn mit weiblichen, nicht mit männlichen abwechselten. *)

3.
Vergleichung.

Die Verwandtschaft zwischen den vossischen und schn schen Liedern ist einleuchtend genug: bei manchen ge schon ein geübtes Ohr und Urtheil dazu, beim ersten L lesen zu entscheiden, von wem sie sind. Ich glaube, es w sich niemand verwundern, wenn man unter dem 'Windmü den Namen Voß, und unter der 'Reise' Schmidt läse. Unterschied liegt mehr in Aeußerlichkeiten: so wird z. B. den vossischen Festen meistens jubiliert, daß es etwas Gutes zu eßen und zu trinken giebt; der Prediger Werneuchen freut sich hingegen, daß er nichts Beßeres ihm hat das Schicksal ein uneigennütziges Wohlgefallen der Armseligkeit beschieden. — Paradoxer könnte es s nen, wenn Matthisson mit beiden zusammengestellt w

*) 1800 folgt: Die versuchten Kombinationen des Reimes klassischer Rhythmik, zu denen hier überdieß nichts Neues hinz kommen, setzen zu ihrer Beurtheilung eine gründliche Erörte über die oft verkannte ganz entgegengesetzte Tendenz der an Silbenmaße und der gereimten Versarten voraus, wovon jene genaueste Bestimmung der Quantität fordern, diese ihrem W nach sie mehr schwebend erhalten, und den Accent und die Sil herrschend machen.

Von Schmidt steht er durch die Gegenstände am weitesten ab, und doch kann man Spuren genug aufweisen, daß bei einer Vertauschung des ganzen Kreißes der Anschauungen, wenn sich dieß Experiment machen ließe, ungefähr dasselbe herausgekommen wäre. In Matthissons 'Kinderjahren' sind viele Züge ganz im schmidtschen Geschmack:

Den Hag, wo Nachbars Lotte
Zur Veilchenlese kam,
Den Teich, wo meine Flotte
Von Tannenborke schwamm;
Die alten Eichenstümpfe
Am schilfumrauschten Moor,
Die blaue Wassernymphe,
Gewiegt am schlanken Rohr;
— — — — — — —
Die Schule, dumpf und düster,
Umrankt von Wintergrün,
Wo uns der ernste Küster
Ein Weltgebieter schien u. s. w.

Wenn hingegen Schmidt (Almanach S. 169.) anhebt:

Dicht über Eis und Flimmerflocken wiegt
Sich Nebelgrau, umflorend das Gebüsch.

so ist hierin so viel Matthisson, als möglicher Weise in zwei Zeilen sein kann. Ja in folgendem Sonett:

In der Nachtviole Grau verschmelzen
Allgemach des Abends Rosengluthen,
Schwebend im Gewäßer, dessen Fluthen
Sanfter sich ans Muschelufer wälzen.

Müde von dem Gartenfleiß, vom Pelzen
Junger Apfelstämm' und Kirschenruthen,
Rast' ich hier zur Seite meiner Guten
Im Gebüsch von Haselnußgehölzen.

Nun, mein Liebchen, wider Durst und Hunger
Hol uns keinen Cyper, keinen Unger,
Aber Milch in meinem Deckelglase.

Klapp' ein Tischchen auf in diesem Grase,
Daß wir fröhlich unsre Heidelbeeren
Mit den lieben Kindern hier verzehren:

hat er im ersten Quartett Matthissons überladene Eleg
und fleißige Landschaftspinselei, im zweiten Vossens hö
liche Behaglichkeit, und in den beiden Terzetten seine se
eigene Lobpreisung des Dürftigen vorzuführen gewußt. E
solchen Mangels an Haltung wäre wohl Matthisson,
gewiß nicht Voß fähig gewesen; *) und Mißgriffe, wie
Geschlepp der fünffüßigen Trochäen bei lauter weiblichen
men (nur einmal hat Bürger diese unselige Wahl getro
und die Zwängung eines solchen Stoffes in die gebun
Form eines Sonetts, wo das letzte Terzett, welches
concentrierende Gipfel des Ganzen sein soll, mit He
beeren kümmerlich abgespeist wird: das sind Unglücksf
die dem märkischen Dichter allein begegnen.

---

*) Ich habe hier zu viel gesagt, und sehe mich genöthigt
zurückzunehmen. Auch in Vossens Liedern fehlt es oft an Halt
Man lege zum Beispiel folgende Zeile einem einigermaßen in
Dichtersprache bewanderten Leser vor:

Unterm Einklang seliger Vereinung:

und gebe zu rathen auf, wovon hier die Rede ist? Vermut
wird er antworten: von der Harmonie der Sphären. Nun
aber die Zeile folgendergestalt im Zusammenhange:

Lieblich dreht der Tanz im Pantoffeltakt
Mann und Weib herum, daß der Boden knackt
Unterm Einklang seliger Vereinung.

Die allen dreien gemeinschaftliche Jagd nach seltenen *) Reimen ist eine hervorstehende Ecke, wobei man die **) Verwandtschaft der Manieren auf der That ertappen, und das scheinbar Abweichende auf innere Uebereinstimmung zurückführen kann. Unstreitig können dergleichen Reime selbst im edlen Stil von sehr guter Wirkung sein, wenn sie selbst edel und wohlklingend sind, wie lichte Punkte die Hauptmomente des Gedankens hervorheben, und mit Nothwendigkeit an ihrer Stelle stehen. Wiederum wirft der scherzende Dichter den Reim mit Fleiß auf barocke und niedrige Wörter, und läßt sich zum Scheine von ihm beherrschen, weil die poetische Form auf diese Art sich selbst drollig ironiert. Führt aber der Reim in einem ernsthaften Gedichte ganz ernstlich das Regiment, brüstet er sich mit seiner Seltenheit, und mit nichts als seiner Seltenheit, wie bei Matthisson, Voß und Schmidt so häufig der Fall ist, so fürchte ich, dieß Verfahren würde, offenherzig in Grundsätzen ausgesprochen, eine umgekehrte Poetik geben, worin es hieße: das Dichten ist ein Mittel zum Versemachen; das Versemachen zum Reimen; das Reimen hilft wieder allerlei wunderliche Wörter und Redensarten an den Mann bringen, welches der letzte und endliche Zweck von Allem ist. Eben so mit den Spracherweiterungen: sie sind dem ächten Dichter nur Mittel zur Bezeichnung ***) der ihm vorschwebenden Schattierung. Wo sie an sich Zweck werden, da fallen so verschiedenartige Dinge wie die Provinzialismen und Kunstwörter der Landwirthschaft bei Voß und Schmidt, und die klassischen und artistischen Namen, d[illegible]ten Zusammen-

*) und schwierigen 1800. **) [illegible] ihm vorschwebenden Nuance 1800.

setzungen bei Matthisson, in poetischer Hinsicht in
Klasse.

Um das Obige über die Verwandtschaft und Ab
chung der Manieren anschaulicher zu machen, als
durch die umständlichste Entwickelung werden könnte, sei
die Fiktion eines Wettgesanges zwischen den drei Dich
erlaubt, wo jeder, durch das Medium gemeinschaftl
Reime, aber in einem ihm besonders angemeßenen Sil
maße, dem Inhalte nach seine Eigenthümlichkeit behau
soll.

Wettgesang.*)

Voß. Poesie wie die schwarze Suppe
Schmeckt euch allen noch einst: Gott gebs!
Matth. Stolz prangt mein Lied als Marmorgruppe,
Und täuschet fern den Blick, als leb's.
Schm. Rothbebackt wie ein gekochtes Krebs,
Grüßt die Muse mich in schmutz'ger Juppe.

Voß. Keinen Sommer macht Eine Schwalbe:
Lieder fertig' ich dutzendweis.
Matth. Wie Morgenduft die Flur entfalbe,
Das tusch' ich hin mit sauberm Fleiß.
Schm. Wer Begeistrung recht zu sparen weiß,
Braucht die ganze nie, und kaum die halbe.

Voß. Wie geschaukelte Mädchen wippten
Jambus **) mir sich und Anapäst.
Matth. In labyrinth'schen Bücher-Krypten
Such' ich mir Reime von Asbest.
Schm. Seht die Versbotanik eingepreßt,
Die gezackten hier, dort die gerippten.

*) [Auch in die Gedichte Bd. II. S. 194. ff. aufgenom
wie auch der Verfaßer selbst diesem sehr ernsthaften Scherze
oppelte Stelle gegönnt hatte.] **) oft mir und 1800.

Voß. Mag der muckende Krittler mucken,
Fort doch walzet die Melodie.
Matth. Umsonst bestürmt, gleich Mamelucken,
Der Witzling meine Poesie.
Schm. Mich auch trifft der Pfeil des Tadels nie,
Von der Ente lernt' ich unterducken.

Voß. Stets, als wär' er ein Wamms von Büffel,
Hat mich ruhiger Sinn gewärmt.
Matth. Ach, meiner Brust entsinkt der Griffel,
Wenn Mordgier zur Entmenschung schwärmt.
Schm. Hier im Dörfchen sind wir ungehärmt
Von des Stadtvolks lästerndem Geschniffel.

Voß. Wer Eßgästen sein Haus verrammelt,
Nie sei Leckeres dem bescheert.
Matth. Wo des Gefühles Lippe stammelt,
Ist schön die Sterblichkeit verklärt.
Schm. Ja, ein Biederherz wird hoch *) geehrt,
Wenn zuletzt der Schelm am Galgen bammelt.

Voß. Paß doch auf, o Gesell! und dreh um,
Denn der Braten verbrennt noch sonst.
Matth. Dich grüß' ich, Riesen-Coliseum,
Daß du des Zeitstroms Sturz entronnst.
Schm. Weil du heut ganz leer den Wocken spannst,
Fiekchen, komm und sing mir ein Tedeum.

Voß. Wie so lustig die Ferken quieken!
Gütig ist doch und weise Gott.
Matth. Zur Kunstbeschauung der Antiken
Ward meines Geistes Auge flott.
Schm. Nicht beneid' ich den Baron von Tott,
Pfeif' ich auf dem Blatt bei Friederiken.

*) verehrt 1828.

Voß. Bei des winternden Herds Geflacker
Lob' ich Schmauchen und Plaudern, wißt!
Matth. Umeis't Natur auch Thal und Acker,
Ihr Liebling fühlt, daß Sie es ist.
Schm. Und im Winter kommt der heil'ge Christ,
Da giebt's Puppen und Dukatenkacker.

Voß. Doch wenn Bohnen nun blühn und Gurken,
Frisch spaziert in das Feld hinaus!
Matth. Die Gotthard, Schreckhorn, Jungfraun, Furken
Erklimm' ich dann mit kühnem Graus.
Schm. Uns lockt Frühling auch aus engem Haus,
Der Gelehrte mag am Pulte murken.

Voß. So genieß' ich mein Looß gar friedlich,
Bin von Laune nicht wenderwend'sch.
Matth. Er wohne nördlich oder südlich,
Sein Schicksal schafft sich selbst der Mensch.
Schm. Ich bin nie dem Himmel widerspänn'sch;
Schiert er mich, es ist mir doch gemüthlich.

Voß. Laßt einander uns denn verbrüdern!
Wir vollenden, geschaart, das Glück.
Matth. Der Freundschaft Lächeln zu erwidern,
Strahlt sympathetisch euch mein Blick.
Schm. Und für mich ist's kein geringes Stück,
Liebe Herren, euch mich anzubiedern.

Voß.

Matthisson, deine Naturabschildrung,
Süß wie Honig und *) weich wie Wachs,
Wird gefallen bis zur Verwildrung
Des teutonischen Urgeschmacks.

---

*) fest 1800.

Matthisson.

Bepflanzend mit Kartoffelknollen,
Wühlst du, o Voß! den Pindus um.
Gesotten, wird die Frucht Apollen
Entzaubern in Elysium.

Voß.

Schmidt, wenn sinnig du Reim' erfindest,
Wird das Hausgeräth schön benamt.
Wenn du etwas nur Griech'sch verstündest!
Da gebricht's, daß dein Vers so lahmt.

Schmidt.

Voß, wie sollt' ich mich erkühnen, dirs
Nachzuthun in stolzen Hexamétern?
Aber was ich singe, glaube mirs,
Klingt harmonisch Micheln, so wie Petern.

Matthisson.

Schmidt, deine Kunst ist sicher triftig,
Doch weilst du in der sand'gen Mark.
Schwing dein Stab zum Wandern lüftig,
Und nähre dich mit Alpenmark.

Schmidt.

Dich bewundr' ich, wo ich dich versteh,
Matthisson! Doch deine Basrelieffer,
Die am Sarge sprießen in die Höh:
Ist das eine Art von Mauerpfeffer?

Alle.

Nun so schürzen wir uns zur Dichtung,
Hämmern Vers' im Cyklopentakt;
Hochklassisch wird durch [illegible]
Die Sprache, sonst so [illegible]
Es gelingt uns, wie [illegible]
Diese löblich-nützliche [illegible]

Anmerkung zum neuen Abdruck. 1828.

Der obige Aufsatz ist aus dem Athenäum abgedr
sonst unverändert, nur sind in dem Abschnitt von
einige Stellen aus einer früheren Beurtheilung in
Jenaischen Allg. Litteratur-Zeitung eingeschaltet. Wer
die Mühe geben will, jene Beurtheilung ganz zu lesen,
die Gedichte damit zu vergleichen, der wird finden, daß
gern jede Handhabe zum Loben ergriff, um den unerlaßli
Tadel zu mildern, hingegen manche gute Gelegenheit
Scherzen unbenutzt ließ. Ich verweilte bei den Liedern
steren Inhalts, ich rühmte die Gesinnung und Denkart,
sich darin kund giebt. Dieses, jetzt wiederholt, würde
wie Spott herauskommen, nachdem Voß durch seine pr
schen Schriften einen für ihn selbst so nachtheiligen K
mentar dazu gegeben hat. Er hatte eine ganz einzige G
jede Sache die er verfocht, auch die beste, durch seine
sönlichkeit unliebenswürdig zu machen. Er pries die M
mit Bitterkeit, die Duldung mit Verfolgungseifer; den W
bürgersinn wie ein Kleinstädter; die Denkfreiheit wie
Gefängnißwärter; die künstlerische und gesellige Bildung
Griechen endlich wie ein nordischer Barbar.

Durch ein Paar Zeilen, die man ohne Anstoß l
kann, ließ ich mich schon bestechen, die 'Schläferin' unter
idealischen Stücke zu zählen.

Du rothwangige Schläferin
Ruhst so lieblich im Klee,
Nicht Arkadiens Schäferin
Ruhte lieblicher je!

Gleich darauf heißt es aber:

Fremd, wie Böhmen und Spanien,
Sah das Mädchen mich an.
Unter Blüthenkastanien
Stand ich lauschend, und sann.

In der ersten Zeile sind zwei sprüchwörtliche Redensarten zusammengeknetet; die eine, 'Das sind ihm böhmische Dörfer'; die andre, 'Dieß oder jenes kommt einem spanisch vor'. Die erste ist wohl daher abzuleiten, daß in den böhmischen Städten beide Sprachen geredet wurden, in den Dörfern aber nur die böhmische, so daß der Deutsche sich da nicht mehr verständigen konnte. Zu der zweiten Redensart mochte die strenge Kriegszucht Anlaß geben, welche der Herzog von Alba auch unter den deutschen Truppen einführen wollte. Ich finde den Ausdruck schon bei einem Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts. Die doppelte Fremdheit läßt sich nun aber auf den Vers selbst zurückwenden; und wenn eine andre Lesart stände, etwa:

Wie ein Löw' aus Hyrkanien,

oder:

Wie die Musen Uranien,

oder:

Wie ein Türk' in Albanien,

oder:

Kühn wie einst Lusitanien,

oder:

Wie am Fest Epiphanien,

oder:

Wie das Land Akarnanien,

oder:

Wie Musarion Phanien,

oder mit geringerer Sorgfalt für die Reinheit des Reim

Wie der Falk unter Kranichen;

so würde es, denke ich, den Lesern weder viel böhmisch noch viel spanischer vorkommen, als wie es jetzt lautet.

Bei dem Liede 'vor dem Braten' muß ich einen Irrth berichtigen: ich habe es buchstäblich genommen, da es d nach der Absicht des Dichters allegorisch verstanden werd sollte. Man urtheile, ob ich zu entschuldigen war.

Sei willkommen, edler Hase,
Ehrenschmuck der Tafel heut!
Nimmer duckst du mehr im Grase;
Alle wir mit vollem Glase
Läuten dir ein Festgeläut!

Ha! dich fieng der gute Bauer,
Dem du oft den Kohl geraubt.
Abends stand er auf der Lauer:
'Komm nur, sprach er, meinst du, Schlauer,
Was dem Reh, sei dir erlaubt?

Hirsch' und Rehe können grasen,
Wo nur was zu grasen ist;
Wenn sie auch mein Korn durchrasen!
Anders, wenn ein Schelm von Hasen
Mir den Winterkohl zerfrißt!

Endlich hält dich schlauen Rammler
Fest am Hinterlauf die Schnur!
Ah du, wackrer Kräutersammler,
Streckst die Löffel? Sei kein Dammler!
Du mußt her! Ja quieke nur!

Droh'n auch Brüch' und Nackenschläge,
Wenn dich hier der Förster spürt;
Was er droht, hat gute Wege!
Stöhl' er selbst mir im Gehege,
Traun, er würde selbst geschnürt!'

In der Ausgabe von 1802. (Th. V. S. 31.) legte Voß zuerst eine Anspielung in die veränderte Ueberschrift 'Das Wildrecht'. Dann gab er in den Anmerkungen einen geheimnißvollen Wink, und zugleich eine Weisung für den Beurtheiler:

'Um den Hasen war es wohl weniger zu thun, als um etwas Anderes, das Manchem in der Hasenlaune entgieng.'

Ach freilich! freilich! Ich bin unbegreiflich verblendet gewesen, hier nichts zu wittern; und das kam daher, daß ich in der Hasenlaune war. Jetzt geht mir endlich ein Licht des Verständnisses auf. Es sollte eine Satire auf den Adel sein, welchen Voß, wie bekannt, nicht auf republikanische, sondern auf bäurische Weise haßte; und die Moral der Fabel ist: wenn ein übermüthiger Edelmann den Bürger in seinen Rechten angreift, ihn in sein Gehege kommt, so gelten die Vorrechte des Standes, die Jagdgesetze, nichts mehr, und der Bürger kann sich selbst seine Genugthuung nehmen. Hiegegen ist nichts einzuwenden: wird aber dadurch die gewählte Einkleidung geschmackvoller?

Da einige der angeführten Beispiele an das Unglaubliche gränzen, so muß ich der Urkundlichkeit wegen bemerken, daß sie sämmtlich aus den Musen-Almanachen genommen sind. Diese habe ich jetzt nicht zur Hand, aber für die wörtliche Genauigkeit stehe ich ein. Auch wird man die meisten beurtheilten Stücke, so ziemlich unverändert, in der Ausgabe der sämmtlichen Gedichte vom J. 1802. wiederfinden. Nur vermiße ich in dem Frauentanz das Männchen, das mit zu Bett [illegible] werden soll; es ist aber noch genug stehen [illegible] gleiche Urtheil zu begründen. Hingege[illegible]

der letzten Hand vom J. 1825. sind viele der ge
delten Stücke ausgeschloßen worden, und dieß verdi
allerdings bemerkt zu werden. Hätte die Kritik
Parodie jener Gemeinheiten doch also nachgewirkt? W
der Verfaßer nach einem Vierteljahrhundert in sich
gangen? Wenn Voß nachgab, so hatte der Gegner ge
Recht.

Die Kartoffelernte ist jedoch auch der Auswahl
eingerückt, und dieß, fürchte ich, hat Goethe verschuldet,
dem er sie gegen den schon kundgewordenen Spott r
ausdrücklich in Schutz nahm, und den Sänger des Lie
bei seiner Denkart bestärkte. Ich muß mich hier gegen
Mißverständniß verwahren. Ich habe nicht behauptet,
eine Kartoffelernte überhaupt nicht besungen werden dü
Jede wohlthätige Fruchtbarkeit der Natur soll im Mensc
ein dankbares Gefühl erregen, und hat es auch von je
gethan. Daher das Opfern der Erstlinge, die Dankf
u. s. w. — Erntefeste sind also allerdings ein würdi
Gegenstand für die Poesie. Sie sind es um so mehr,
weniger das Eingeerntete bloß dem rohen Bedürfnisse
Sättigung dient. Deswegen ist die Weinlese vorzüg
dichterisch, weil der Saft der Trauben, ohne ein Bedürf
zu sein, heitern Lebensgenuß verschafft. Die Alten ha
auch das Nützliche, das Getreide, den Oelbaum, in i
Mythologie verherrlicht. Sie verbanden aber mit der
findung des Ackerbaues den Begriff der Stiftung eines
selligen und gesetzlichen Lebens. Wir haben keinen Tri
lemus, der, wie jener Liebling der Ceres das Getreide,
seinem geflügelten Wagen die Kartoffeln allen Völkern
Erde zugeführt hätte. Es war auch nicht wohl thun
weil sie nur andre Arten der Anpflanzung vertreten, u

em Oekonomen zusteht zu erörtern, ob nicht etwas Nützli-
ßeres darüber verabsäumt wird.

In dieser Hinsicht scheint mir die einseitige Hervorhe-
ung der Kartoffeln eine Ungerechtigkeit gegen die Buch-
eizengrütze zu sein, die ja auch in sehr unfruchtbarem
oden gedeiht. Der Mais oder türkische Waizen hat auf
leiche Ehre Anspruch zu machen: der daraus bereitete Brei,
ie polenta, ist die vornehmste, beinahe die einzige Nahrung
er Landleute in Ober-Italien. Auf dem Theater in Mai-
nd hörte ich einmal den Harlekin den Ausdruck Polenta-
erwüster als ein Synonym für 'Mensch' nicht ohne Wir-
ng gebrauchen. Volete far morire questo povero distruggi-
r di polenta? rief er als Advokat den Richtern mit
weglicher Stimme zu. — Es ist niederschlagend, das
enschengeschlecht als einen Haufen lebender Geschöpfe be-
achten zu müßen, für welche schon durch die Aussicht auf
othdürftige Befriedigung des Hungers eine schwere Bekümmerniß weggeräumt wird. Und dennoch verhält es sich so: alle
rfindungen des Gewerbfleißes, der Weltverkehr der Natio-
n, die zur Wißenschaft gewordene Kunst der Staatsver-
altung, haben bisher noch keine dauerhafte Sicherheit gegen
e Gefahr einer Hungersnoth gewährt.

Als Schildwache vor dem Garten der Poesie, von die-
n königlichen Tuilerien, wo Niemand mit einem Wamms,
churz und Mütze, oder mit Handwerksgeräth spazieren gehen
rf, würde ich aus persönlicher Neigung die Kartoffeln gern
rchpaßieren laßen, wenn ich nicht befürchtete, die rumford-
en Suppen, die Holzsparöfen, die Runkelrüben, die Stall-
terung, und andres dergleichen nützliches Volk möchten
gleich hintennach eindrängen, und es möchte mir al
möglich fallen, sie mit dem Flintenkolben abzuwehr

'Wo hat aber Goethe die Kartoffelernte gelobt?' f
die meisten meiner Leser fragen. Man sehe die Beurth
der vossischen Gedichte in der Jenaischen Allg. Litt
Zeitung (1804. April. Nr. 91. 92.). Daß sie vo
großen Dichter herrührt, weiß ich nicht aus zuverl
Nachrichten: ich sage es vermuthungsweise, und auf
eigne Gefahr. *) Die Anonymität läßt sich schwerli
haupten, wo jeder Zug die Hand des Meisters verräth
so wird es wohl erlaubt sein, hier eine wenig bekannt
sehr anziehende litterarische Anekdote zu berühren. M
zählte damals, Voß habe Göthen, welcher die Hera
der genannten kritischen Zeitschrift einige Zeit lang
um eine Recension von seiner Hand wiederholt und dr
angelegen; als sie nun nach begreiflichen Zögerungen
erschien, sei er vor Freude außer sich gewesen, währen
keinem gewitzigten Leser die Ironie darin entgehen
Ob sich diese Ironie wider den Willen des Beurt
von selbst eingefunden, indem er wohlwollend Alle
Besten kehrte, oder ob eine selbstbewußte Schalkheit in
tergrunde gelauscht, das laße ich unentschieden. Na
Zeitpunkte der Abfaßung ist mir das letzte wahrschei
Wie dem auch sei: jeder Leser, der die vossischen G
kennt, und den Verfaßer in seiner häuslichen Umgebu
sehen hat, wird das dort aufgestellte, idealisierte und
so sprechend ähnliche Bildniß von ihm bewundern
Nur zuweilen geht die Schmeichelei des gefälligen
zu weit; und wo das Wort 'zart' vorkommt, wir
wohl überall einen Druckfehler für 'zähe' annehmen

*) [Sie steht auch in den neueren Sammlungen von
chriften.]

In der Auswahl vom J. 1825. sind, außer vielen dichten, auch die Anmerkungen weggeblieben, die eine hre Curiosität der früheren Ausgabe sind. Dem Biogra- n Vossens sind sie wegen mancher darin enthaltenen ekdoten und Charakterzüge unentbehrlich. Dem Sprach- ner darf ich von den etymologischen Artikeln eine unge- ne Belustigung versprechen. Die Worterklärungen werfen t auf den Sprachgebrauch des Dichters überhaupt, und besondere auf seine Uebersetzungen. Zum Beispiel in 'Dorfpfaffen' (nach Swift, wo ich nicht irre, aber ver- bert) liest man folgende Verse:

Ein rundes Weib, — — — —
Das, wenn dirs früh im Magen wabbelt,
Kirschbrantwein schenkt und wenig kabbelt;

hiezu die Anmerkung:

'Wabbeln von weben, sich schwach bewegen; hier vor Uebelkeit; das vermehrte quabbeln wird von zitterndem Fette, Moorgrunde, Gallert gebraucht.'

i findet nun seine Anwendung auf die leichtfertigen hwörungen Mercutios an den Romeo bei Rosalindens en:

I conjure thee by Rosaline's bright eyes,
By her high forehead, and her scarlet lip,
By her fine foot, straigt leg, and quivering thigh;

e in der Uebersetzung folgendermaßen lauten:

Bei Rosalina's klaren Aeugelein,
Dem hohen Vorkopf, und dem Scharlachmund,
Dem drallen Fuß, Streckbein und [illegible]schooß.

eg davon! So hätte Ostade [illegible]us
lt.

Da der Wettgesang bereits unter meinen G
abgedruckt ist, so gedachte ich erst, als eine neue
die Parallelstellen aus den drei Originalien beizufüge
Beweise meiner Treue und sogar meiner Mäßigung n
nicht verlegen gewesen. Wenn es zum Beispiel heiß

Mag der muckende Krittler mucken!
Fort doch walzet die Melodie;

so finden sich als Vorbilder:

Was, ob fern ein Blaffer blafft,
Ob ein Flunkrer flunkert?
Was, ob fern ein Pfaffe pfafft,
Und ein Junker junkert?

und:

Dem Mucker ruft er zu:
Was, Mucker, muckest du? u. s. w.

Aber die Mühseligkeit nicht einmal gerechnet, fürcht
zu sehr in eine Aehnlichkeit mit den schwerfälligen h
schen Ausgaben der Klassiker hinein zu gerathen.
dann, die Wahrheit zu sagen, erwarte ich auch für
litterarischen Scherzgedichte einen Kommentator vo
Nachwelt.

Parny, La Guerre des Dieux.
1800.

Nicht selten giebt man schon dadurch Anstoß, da
an einer verrufenen Sache keinen nimmt; dieß wird
auf Gleichgültigkeit bei der Anfechtung des Ehrwi
und Heiligen, oder wohl gar auf ein Einverständn

Anfechtern gedeutet. Die welche sich nicht so leicht irre
chen laßen, müßen hingegen in der entgegengesetzten Ge-
nung eine übel versteckte Verführbarkeit, Kleinmuth und
Mangel an Zuversicht auf die Güte der Sache und die
igkeit des eignen Willens wahrnehmen. Sie sind also
echtigt, an dem Anstoße jener wieder Anstoß zu nehmen,
en sie unfehlbar hiedurch von Neuem Anstoß geben wer-
: und auf diese Art könnte der Anstoß so lange hin und
gestoßen werden, daß zuletzt lauter Verstöße gegen die
nde Vernunft und die freimüthige Mittheilung der Ge-
ken herauskämen. Das Einfachste und Unanstößigste in
jen Fällen ist also wohl, ohne alle Rücksicht auf die
wachen seinen Gang zu gehen, und der besteht hier, wo
einem als unsittlich und irreligiös berüchtigten Gedichte,
nys Guerre des Dieux, die Rede sein soll, darin, es
in poetischer Hinsicht zu beurtheilen. In so fern es
ächtes Kunstwerk ist, werden jene Vorwürfe es nicht
en; denn die nothwendigen Sphären und Elemente der
schlichen Bildung, Sittlichkeit, Religion, Philosophie und
ste, können niemals zerstörend in einander eingreifen, ihr
erstreit kann nur scheinbar sein. Dieser feste Glaube,
dem die ächte Toleranz bestehen möchte, würde an einem
spiele bewährt werden, wenn sich fände, daß gerade aus
poetisch Mangelhaften das in Bezug auf Religion und
lichkeit Tadelnswürdige hervorgeht. Aber wie soll dieß
gemacht werden, wenn die Ereiferung nicht erlaubt, sich
Eindrucke des Gedichts mit unbefangner Ruhe zu
laßen.

Parnys Werk hat in Frankreich viel Auf[illegible]ermocht
National-Institut hat ihm dafür den P[illegible]
issermaßen zuerkannt und ihn doch davon

wie Piron ehemals wegen seiner ausschweifenden Vers
in die Akadmie gelangen konnte. In deutschen öffen
Blättern ist darüber, so viel ich mich besinne, ni
ordentlich gesprochen, sondern bloß die Verrufenheit
rufen worden, man hat das Buch verboten, nicht bl
man zu verbieten gewohnt ist, sondern sogar an den
meinen Stapelplätzen des Buchhandels. Ist denn hier
lich ein so gewaltiger Titane und Himmelsstürmer au
ten, oder läßt ihn nur die Kleinheit der umgebenden
riesenhaft erscheinen?

Der Kampf der alten und neuen Gottheiten i
einem ernsteren Sinne genommen, ein wahrhaft po
Gegenstand. Es giebt nicht leicht ein größeres und
scheres Schauspiel in der Geschichte, als die Zerstörung
Götterdienstes, der die gebildetste Mythologie, die
schöner Sinnlichkeit und eben darum vergänglich, da
und aller daran geknüpfter Herrlichkeiten des kla
Alterthums, durch eine erhabne geistige Offenbarun
auf Hintansetzung alles Irdischen drang, und selb
innern Menschen zum Opfer verlangte. Auch ist die
gebenheit schon mit dem ganzen Zubehör der Dichtun
Wundern aller Art umgeben, auf die Nachwelt geko
Freilich verherrlichten diese nur den Sieg der chri
Religion, ihre ermattete Gegnerin konnte keine mel
vorbringen, jedoch erscheint ein Mann wie Julian, d
edlen Schatten des Alterthums zum Streite gege
Christenthum herauf beschwor, fast im Glanz der
Heroen. Dieser Streit entschied nichts Geringeres,
Trennung und völlige Entgegensetzung der alten und
Welt. Ja er ist gewissermaßen ewig und nothwendig
seine beiden Prinzipe, Vergötterung der Natur u

Lebens, und vernichtendes Hinausstreben der Freiheit über beides, sind gleich ursprünglich im Menschen gegründet; so erneuert er sich immer noch in unsern Gemüthern, indem wir das Höchste der alten und neuen Bildung zu vereinigen streben. Es begreift sich indessen, warum sich die Poesie bis jetzt so selten an diesen Gegenstand gewagt hat. Jede Mythologie (und auch eine geistige Religion wird sich, wo keine gewaltsame Hemmung eintritt, Mythologie als Symbolik ihrer innern Anschauungen anbilden) ist eine vollständige poetische Anschauung der Dinge, und soll sie mit einer andern, welche sie ausschließt, zugleich als reell dargestellt werden, so muß entweder in der Reflexion des Dichters, oder in der Welt der Erscheinungen ein gemeinschaftlicher Boden gefunden werden, welches schon eine Erhebung über beide voraussetzt. Wo aber ein solcher Punkt berührt wird, da strömt Großes und Schönes in Fülle hervor. Man erinnere sich nur an Schillers Götter Griechenlands; auch Goethes Braut von Korinth erhält hauptsächlich dadurch die erschütternde Hoheit. Es laßen sich Tragödien und Dichtungen aller Art denken, die sich um diesen Angel drehten.

Daß sich dieser Stoff auch zu einer komischen Behandlung vorzüglich eigne, leuchtet daraus ein, daß das große Vorrecht des komischen Dichters, die Gesetze der Wirklichkeit aufzuheben, und seine scherzende Willkür an ihre Stelle zu setzen, hier schon in der Sache selbst liegt. Indem er die unverträglichen Mythologien mit einander streiten läßt, wird er sie zugleich als reell und als nicht reell, als Geschöpfe der Meinung und als weltbeherrschende Wesen vorstellen, woraus eine umgekehrte Natur, ein lustiges Chaos entstehen muß, in welchem der Witz seine Blitze frei nach allen Seiten kann umherfahren laßen.

Die Wahl eines solchen Gegenstandes läßt also
sonders bei einem französischen Dichter, einen ausgezeich
Grad von Genialität vermuthen. Freilich muß er
Ausführung zeigen, wie er selbst seinen Gedanken b
und inwiefern er wußte, was es mit seiner Absicht a
habe. Parnys Plan ist im Ganzen mit Verstand ang
die verschiednen Seiten bieten sich nach einander in
leichten Folge dar, man vermißt nichts Nothwendiges
es ist auch nichts Ueberflüßiges und Fremdartiges her
zogen. Sein Werk ist darin der Pucelle d'Orleans,
einzigen Gedicht in französischer Sprache, womit es verg
werden kann, und das er auch in der äußern Form u
tig vor Augen gehabt hat, weit vorzuziehen. Voltai
dabei zwischen seinem Begriff vom ariostischen
gedicht und der scherzhaften Epopöe geschwankt; die s
fälligere Erfindung geräth auf lauter episodische A
Der Krieg der Götter ist mehr aus Einem Stück, es
einem beständig gegenwärtig erhalten, warum es zu th
auch scheint mir Ton und Schilderung im Einzelnen ges
und weicher. Zwar fehlt es nicht an Stellen, wo die
fiktion um nichts vorwärts rückt, aber sie sind dem Inhalt
zweckmäßig ausgefüllt, wenn auch in der Herbeiführun
Eingeschalteten mehr Scharfsinn hätte aufgewandt werde
nen. Solche Lücken konnten nicht füglich vermieden w
denn dergleichen allegorische Kriege sind ja eigentlich n
einziger Gegensatz, sie können nur scheinbar zu einer
von Momenten ausgedehnt werden. Eben dieser Mang
wahrer Handlung findet sich z. B. in des Cervantes
auf den Parnaß, aber mit vollem Bewußtsein, er
mit zu der durch das ganze hingehenden Ironie, und de
d Nachdruck ist auf etwas ganz Anderes gelegt.

Der Dichter erzählt; nur selten führt er seine Personen in fortgehendem Dialog ein. Offenbar hätte doch die dramatische Form hier zum großen Stil der Behandlung gehört. Die alte Komödie ist ein ganz andres Ding, als das scherzhafte Heldengedicht. Im Aristophanes, namentlich in seinen Vögeln, den Elementen nach aber auch in seinen übrigen Stücken, lag das Muster zur Bearbeitung dieses Stoffes schon ganz fertig da. Wie dem ernsten Drama nichts wesentlicher ist, als Verwickelung und Auflösung, so ist es hingegen absolut komisch, wenn die dargestellte Handlung in einer bloßen Spiegelfechterei besteht, und die Sache am Ende auf demselben Punkte ist, wie zu Anfange. Die eben erwähnte Unwesentlichkeit der Vorfälle, die in der Erzählung doch immer eine unangenehme Leerheit fühlen läßt, wäre alsdann sehr zu Statten gekommen. Ferner: aus eben dem Grunde, weswegen Aristoteles der Tragödie das im Epos erlaubte Wunderbare verbietet, nämlich weil jene durch die unmittelbare Darstellung bestimmt sei als wirklich zu erscheinen, darf in der reinen Komödie das Wunderbarste und Wunderlichste, ja das in sich Widersprechende und Unmögliche dem Zuschauer vor die Augen gerückt werden. Der Komiker muß überall durch die That die unbeschränkte Willkür erklären, womit er befugt und gesonnen ist, sich über die bestehenden Ordnungen hinauszusetzen; durch die nahe Gegenwart gewinnen seine Erdichtungen einen ungleich dreisteren Charakter, und so entsteht jene unvergleichliche Tollheit der Freude und des Witzes, gegen welche die kühnsten Wagstücke des Erzählers nur nüchtern und beschränkt herauskommen.

Welchen gewaltigen Schritt vorwärts [illegible] fische Poesie gethan, wenn einer ihrer [illegible]

leuten die Möglichkeit einleuchtend zu machen wüßte, ei
solchen phantastischen und durchaus komischen Stoff, ich
nicht sagen auf die Bühne zu bringen (dazu würde die F
heit der politischen Komödie der Athener erfordert, die
Frankreich aus bekannten Gründen noch in langen Ze
nicht, oder vielleicht nie zu erwarten ist), aber doch für
Lesung in Form eines Schauspiels zu behandeln. Ein D
ter, der sich mit seinem Spott in das religiöse Heiligth
wagt, sollte billig nicht bange sein, für einen Ketzer in
Poetik zu gelten, noch an Vorurtheilen konventioneller T
rie hängen. Allein die dialogisierten Stellen beweisen
Genüge, daß Parny dieser höheren Lösung der Aufgabe
neswegs gewachsen war. Er fällt alle Augenblicke aus
Ton und Charakter seiner Personen, und zwar nicht
komischem Uebermuth, sondern geradezu aus Ungeschicklich
und Unvermögen. Wo auch das Richtigere angedeutet
zeigt sich doch das geringe Maß seiner mimischen Tale
Man nehme die in der That witzige Stelle über die psy
logische Verwirrung dreier Personen in Einem Wesen
also auch Einem Bewußtsein. Wie viel beßer hätte sich
benutzen, welche Trios hätten sich anstimmen laßen, w
Grammatik, Logik und Arithmetik mit den drolligsten Si
und Wort-Spielen auf den Kopf gestellt wären! Zu wel
herrlichen Kontrastierungen und Parodien griechischer
hebräischer Poesie wäre überhaupt Veranlaßung gewes
Die Beschaffenheit seiner Sprache entschuldigt den Di
nur halb; denn wiewohl an eine Ummodelung derselben
aristophanischer Keckheit vor der Hand nicht zu denken
so kommt doch dabei viel auf Wollen und Wagen an,
schon mit einer herzhaften Rückkehr auf die Bahn des
belais ließe sich etwas Bedeutendes ausrichten.

Da ich einmal den Aristophanes habe erwähnen müßen,
meine Gedanken deutlich zu machen, so mag uns der
ckblick auf ihn auch für zwei andre Stücke, nämlich die
ernen und ausgelaßenen Gemälde und den Spott über
giöse Gegenstände, den richtigen Standpunkt finden helfen.
i der alten Komödie ist es Grundprincip, daß die Götter
aß verstehen, ja daß sie auch hierin göttlich, d. h. den
nschen unermeßlich überlegen sind. Von gutgelaunten
liberalen Göttern steht dieß auch billig zu hoffen: denn
der Witz eine göttliche Gabe ist, so bietet man ihnen
, wie in andern Fällen, einen Theil ihrer eignen Wohl-
ten zum Opfer, wenn man sich über sie lustig macht.
enn der Satz, der Mensch bilde seine Götter nach sich,
her auf einzelne Nationen bezogen wird, so möchte Spaß-
stehen eben nicht die Stärke deutscher Nationalgötter sein;
hr der französischen und noch mehr der italiänischen. Was
ben sich nicht so viele italiänische Dichter vom Boccaz an
geachtet ihres Katholicismus erlaubt! Ueberhaupt war jene
tre Aengstlichkeit, die Gottheit ja nicht durch irgend ein
erzendes Wort zu beleidigen, die für ihre Größe vielmehr
eidigend als ehrend ist, im ganzen Mittelalter nicht her-
racht. Man erinnre sich nur an die possenhaften Auf-
e, die Esels- und Narren-Feste, die lustige Darstellungs-
der Mysterien; noch bei unserm Hans Sachs kann man
nicht zweifeln, daß er sich bei aller redlichen Andacht
leisen Parodie bewußt war, wenn er z. B. Gott den
ter die Kinder der ersten Eltern katechisieren läßt. Die
gegengesetzte illiberale Gesinnung ist erst in [illegible]ern Zeiten
n Christenthum angekünstelt worden, als di[illegible]
der Kirche und die Angriffe der sogenann[illegible]
n Argwohn und zur wachsamen Selbstver[illegible]

thigten. Indessen hat sie immer in umgekehrtem Ve
nisse mit gläubiger Einfalt und kindlicher Mystik gesta
je mehr Halbheit im Glauben und anmaßliche Aufklä
desto mehr Strenge hierin. Man kann z. B. beha
daß die Adiabolisten eigentlich den gründlichsten Respe
dem Teufel bewiesen haben.

Die ernsthafte Lästerung wurde bei den Griechen
so gut für ein Verbrechen gehalten, wie bei uns, und
noch durfte Aristophanes den Bacchus an einem ihm z
ren gegebenen Feste als Karikatur von einem niederträ
und feigen Weichling vorstellen. Wodurch ward er nu
Mißdeutung gesichert, und leistete auf der andern Seite
währ, daß er nichts Arges im Sinne habe? Dadurc
er poetische Orgien feierte, daß sein ganzes Werk ein
spielender Lebensfreude war, daß er sich der Begeisterun
Scherzes hingab, der eben so wenig dauernde Wirkunge
zweckte, als im Rausch geführte Reden zu gelten pf
wenn er vorüber ist. Bei Parny ist dieß nun gar nic
der bittre Ernst liegt im Hinterhalte, er verfolgt den F
licismus und das Christenthum überhaupt mit wahrem
Heißt es nicht sich auf die plumpste Art kund geben,
er den Engel Gabriel, der die künftigen Schicksale der
Religion in einer magischen Laterne vorstellt, über das
glück und die Gräuel, welche ihre Verbreitung ver
haben soll, im Ton eines Encyklopädisten deklamieren
Und wo bleibt die magische Laterne, wofür die vom G
geschilderten Motive und Gesinnungen doch gewiß keine
der abgeben? Wo bleibt vor allen Dingen der
Gab es denn gar kein Mittel, so etwas (noch da
Abgenutztes) an den Mann zu bringen, als daß
t beleidigender Deutlichkeit gerade herausſagt?

n man nur bei so viel Zierlichkeit so ungeschickt
n!

Parny meint es mit allen Religionen ziemlich übel,
er mit seiner eignen, und diese ist der moralisierende
turalismus, Deismus, oder wie man es nennen mag; mit
nem Wort, er ist ein Theophilanthrop. Ueber diesen
nkt scheint er selbst gar keinen Spaß zu verstehen. Er
ttet über das Christenthum, weil er es haßt und verach-
und aller Andacht dafür unfähig ist. Das ist in der
at weder etwas Kühnes, noch etwas Dichterisches. Nicht
schöne Muthwillen, der in göttlicher Freiheit schwärmend,
r eben darum unwillkürlich und absichtslos, auch sein
iligstes Preis giebt, und sich in demselben Gemüthe mit
mmer Begeisterung verträgt, beseelt ihn, sondern der eitle,
onnene Kitzel der Freidenkerei. Dieß ist recht eine na-
nale Eigenheit: so macht es auch Voltaire, und zuweilen
gar Diderot; um einen Pfennigwerth trivialer Wahrheiten,
scherzen sie den wahren Scherz. Eben das also, wodurch
Parny an der Religion vergeht, verletzt die Reinheit
s komischen Witzes: nicht die Frechheit, sondern der Man-
l daran. Wenn der Witz einer im Werk offen daliegen-
n Absicht dient, so ist er nicht mehr Meister; er gehorcht,
d es ist dann kein Grund mehr vorhanden, warum er sich
ht den Gesetzen der Schicklichkeit, den politischen und re-
iösen Verfaßungen fügen sollte. Sein poetisches Vorrecht
r universellen Tollheit gründet sich darauf, daß er unbe-
ngt frei gelaßen werden muß, um zu sein was er sein
l: mit jeder ernsten Absicht tritt er wieder in die Schran-
n der prosaischen Welt.

Welche Bewandtniß es mit den Theophil[illegible]pen hat
eiß man, da wir in Deutschland längst di[illegible]

Namen haben. Es ist der völlig glatt und kahl gesch
Kopf der Aufklärung, dem ein äußerlicher Gottesdienst
wie eine Perücke gegen Flüße und Verkältungen überge
wird. Unser Theophilanthrop, nachdem er sein Syste
der Kürze ernsthaft entwickelt, und zwar seltsam genug
heiligen Geist in den Mund gelegt hat, fügt hinzu:

Rien de plus simple; aussi l'homme trouva
ce fond trop pâle, et soudain le broda.

Ich glaube es wohl: wer wird nicht lieber ein sinnbild
Schauspiel aufführen sehen, als immer und ewig vor
unbemalten Vorhange sitzen? Es verdient bemerkt zu w
daß die Stelle, wo der Ernst in Parnys Gedicht zu
ist, gerade den Mittelpunkt der absoluten Unpoesie aus
Man hat es dem Christenthum häufig vorgeworfen, de
rin ein für die Poesie und alle schöne Kunst fein
Princip liege; es hat ja auch anfangs so zerstörend
gewirkt, bis es allmählich mit ihren Ansprüchen ein
mittlung eingieng. Allein das strengste Christenthu
dert doch nur Ertödtung des Fleisches, d. h. der Sin
irdischen Leidenschaften; jene wollen, ihren dürftigen Be
zu Lieb, Ertödtung aller Phantasie, als des Orga
ihnen so verhaßten Mystik, und somit greifen sie den
der Dichtung an der Wurzel an. Nach allem dieser
man sich wundern, daß Parny noch so viel Sinn f
thologie hat. Unter andern hat er die nordische der
schen schön angenähert und mit ihr kontrastiert; di
führung des Odin sammt seinen Untergottheiten u
Theilnahme am Kampfe gehört wirklich zu den glän
Partien des Gedichts.

Was die durch dasselbe ausgestreuten Gem
Wollust betrifft, so beschäftigt uns hier, wie sich

bloß ihre poetische Statthaftigkeit; nämlich ob sie, wenn es einmal ein Gedicht über diesen Gegenstand geben sollte, mit zum Wesen der Sache gehören, oder nur um üppigen Sinnen zu schmeicheln herbeigezogen sind. Der Komiker (der absolute Komiker, denn was späterhin Komödie hieß, kommt nicht in Betracht) soll den Menschen ins Schlechte idealisieren. Dieß kann nichts anders heißen, als daß er dem thierischen Theil des Menschen über den vernünftigen die Oberhand giebt, in einem Maße und mit einer Evidenz der Erscheinung, wie es in der gewöhnlichen Wirklichkeit nicht stattfindet. Besteht also die komische Darstellungsart in karikierter Sinnlichkeit, so wird dabei natürlich jener verwünschte Naturtrieb sehr laut werden, der so oft alle Vorkehrungen der Vernunft zu Schanden macht. Ueberhaupt bietet sich da ein reichhaltiger Stoff zum Lächerlichen und zu witzigen Gegensätzen dar, weil so viele sittliche Begriffe, verständige heilsame Anstalten und erhabne Empfindungen an eine Sache geknüpft sind, wo die Natur den sich freidünkenden Menschen als organisches Werkzeug zur Fortpflanzung der Gattung braucht: er hat sich daher mit der ehrwürdigen Anstalt, wodurch er in die Welt kommt, von je und je selbst zum besten gehabt. Was bei einigen Völkern Gegenstand religiöser Verehrung war, wird bei andern zu Flüchen gemißbraucht; und dieß hängt in der That zusammen: mit der Antwort, die ein Pabst gegeben haben soll, als man ihm einen unanständigen Fluch verwies (è però il padre di tutti li Santi!), können sich die Anbeter der Fortpflanzungssymbole ebenfalls rechtfertigen. Dem zufolge sind die witzigen Unanständigkeiten des Aristophanes in künstlerischer Hinsicht gar nicht zu tadeln; man sieht auch, daß er sie, je nachdem es der Inhalt fordert, mehr oder weniger anbringt, und manch-

mal ganz wegläßt. Wo Götter komödiert werden sol
kann es ohne dergleichen nicht abgehn: menschlich abgebil
werden sie bestimmter oder verworrner unter einem Geschle
gedacht, sie würden sonst Mißgeburten oder Ungeheuer s
zur Karikatur gehören also auch die Possenstreiche des
darauf beziehenden Triebes. Bei dem Kriege, den das
liegende Gedicht schildert, ist die Leichtfertigkeit der a
Götter, und der große Werth, der auf die Tugend
Keuschheit von den Anhängern der neuen Religion ge
ward, gerade der sinnliche Ausdruck für die Pole des ga
Streites: die menschlich entstandne Religion geht hier,
überall, auf Vergötterung der Natur aus, die geoffenb
auf Vernichtung des Irdischen. Dazu kommt, daß in
letzten für gewisse Mysterien denn doch Bilder von der
heiligen und so viel möglich wegzuräumenden Sache entl
werden mußten.

Bei den meisten ausgelaßenen Stellen in der Gu
des Dieux ist die angegebne Beziehung auf den Gegenst
nicht zu verkennen; indessen wenn der Muthwille einmal
Gange ist, so läßt er sich nicht nach Maß und Gewicht
stimmen, und Einiges in dieser Art muß also schon
opus supererogatorium in den Kauf gehen. Die Par
der sieben Sakramente ist einer der frevelhaftesten, aber
der witzigsten Einfälle. Nicht weniger komisch ist der Uel
tritt der Satyre und ihre Umschaffung in Mönche. Die
schichte eines liebenden Paares, das ein Gelübde, ewi
Enthaltung gethan hat, und jedesmal, wenn der schalkh
Amor im Begriff ist, sie es vergeßen zu machen, durch e
religiöse Erinnerung abgemahnt wird, ist allerliebst ged
nd ausgeführt. Charakteristisch und mit der ganzen
dlungsart übereinstimmend, ist die Scheu des Dichte

auch da, wo er über die Gränzen der Natur abschweift (wie in der Schilderung des weiblichen Klosterlebens), bis zum Aeußersten zu kommen, und die der Decenz so furchtbaren Worte auszusprechen: allein sie ist weder in moralischer, noch poetischer Hinsicht zu loben. Denn fürs erste verhüllen diese Schleier gar nichts (ungefähr eben so viel, als die Veränderung in der neuen Ausgabe, nach der ich citiere, wo die schlimmsten Stellen im Text weggelaßen, und hinten angedruckt sind), sie sind vielmehr der Begierde günstig, und dann verhindern sie den eigentlichen Zweck, das Lächerliche, das, auf eine gewisse Höhe getrieben, die Phantasie schwerlich in eine wollüstige Stimmung kommen läßt, weßhalb ich mich wieder auf den Aristophanes berufen darf. Wenn der Witz ein so zartes Gewißen für die gesellige Artigkeit hat, woher kommt ihm dann die Befugniß, sich kecklich und schonungslos über so viel Wichtigeres hinwegzusetzen? Wollte Parny eine Folge reizender Boudoir-Bildchen aufstellen, so hat er seine Absicht völlig erreicht. Sonst wäre ihm etwas von der großen Manier des Aretino, oder auch nur des Tassoni, oder des Rabelais zu wünschen gewesen: aber alsdann hätte auch das Ganze anders sein müßen. Jetzt ist es, trotz seines titanischen Namens, selbst nur ein Kabinetsstück, eine Miniatur, von der niedlichsten Ausführung in ihrer Kleinheit.

Nachdem ich dieß durch alles Obige, wie ich glaube, hinlänglich dargethan habe, ist es nicht mein Geschäft, die vielen zierlichen und gefälligen Züge, auf die man überall trifft, die volatilen Einfälle aufzuzählen, die zum Theil nur in der französischen Sprache recht fühlbar sind; z. B. wenn es beim Sündenfall heißt:

Le diable arrive; il parlait comme un ange:

oder bei den Kreuzzügen von der im gelobten Lande ei
richteten Lehnsverfaßung:

Par-tout des fiefs; de Cana le hameau,
S'ennoblissant, devient châtellenie,
Capharnaüm est titré baronnie:
Bonjour, bonjour, vicomte de Bethsem,
Comte d'Hébron, Marquis de Bethléem.

Ein Paar solcher Beispiele können es schon einleuch
machen, daß es ein eben so mißliches als unnützes U
nehmen wäre, das Gedicht in irgend eine andere Sprach
übersetzen.

Was von einem Franzosen des heutigen Zeitalter
erwarten stand, hat Parny wohl ziemlich geleistet.
Diderot, dessen Geist in so vielen Stücken über den f
zösischen Horizont hinausgieng, möchte ich wohl eine
handlung dieses Stoffes sehen. Was Voltaire oder
ein Franzose damit gemacht hätte, darauf bin ich nich
Mindesten neugierig.

Soltau, Uebersetzung des Don Quixote.
1800.

Im vierten Stücke dieser Zeitschrift war von T
Uebersetzung des Don Quixote bei ihrer ersten Erschei
die Rede*); jetzt sind zwei Bände von Herrn Soltaus U
setzung herausgekommen, die aber nur zwei Drittel von
ersten Hälfte des Originals ausmachen, so daß das G
nach diesem Maßstabe sechs Bände betragen wird. Zwi
zwei Uebersetzern eines großen Dichters sollte das freund
Verhältniß von Männern obwalten, die nach einem gem

*) [S. oben Band XI. S. 424. ff.]

ſchaftlichen Ziele ſtreben, und deren Bemühungen einander zuweilen ergänzen können. Herr Soltau hat ſelbiges zuerſt aufgehoben, indem er einiges ſeinem Vorgänger ertheilte Lob als eine Beeinträchtigung ſeiner angeſehen (Intell.-Bl. d. A. L. Z. 1800. Nr. 27.), auch ſeine Ueberſetzung wieder mit groben Ausfällen auf Tieck und meinen Bruder und mich begleitet hat. Sowohl mein Bruder im Athenäum, als ich bei der Anzeige in der allgemeinen Litteratur-Zeitung*), wir haben beide mehr vom Original und dem Cervantes überhaupt geſprochen, als von der Ueberſetzung, weil es uns wichtig ſchien, bei Gelegenheit einer ſolchen, die im Ganzen auf dem richtigen Wege iſt, zu der wahreren längſt aus dem Geſicht verlornen Anſicht von jenen zurückzuführen. Wir haben auch die Mängel der Verdeutſchung unſers Freundes gar nicht verſchwiegen (S. Ath. B. II. S. 325. A. L. Z. 1799. Nr. 230. u. 231. S. 182, 185, 188, 189.), der, eben weil er den Dichter ganz fühlt, weit entfernt iſt, ſeine Arbeit für tadelfrei zu halten, da man bei einem Verſuch von dieſer Schwierigkeit erſt durch die Uebung zulernt; und wie ſehr dieß bei ihm der Fall iſt, beweiſt der Fortgang bis zu dem eben erſchienenen dritten Bande zur Genüge.

Statt aller Antwort auf Herrn Ss. Angriffe**) mag hier eine Beurtheilung ſeiner Ueberſetzung ſtehen, die aber,

*) Dieſe iſt von einem Rec. in einer gewiſſen 'Belletriſtiſchen Zeitung', die zu Gotha erſcheint, ebenfalls angegriffen worden. Ich habe das Blatt gerade nicht zur Hand, und muß es daher auf eine andre Zeit verſparen, dem ehrwürdigen Greiſe, der, wiewohl er die ſpaniſche Sprache ſeit ſechs und dreißig Jahren ſtudiert, die ſpaniſchen Dichter immer noch nicht zum beſten zu verſtehen bekennt, weiter zur Selbſterkenntniß zu helfen.

**) Herr Soltau findet es (A. L. Z. d. J. Intell.-Bl. Nr. 83.) beſonders äußerſt inurban, daß wir die Dinge ſo bei ihren eigent-

bei so bewandten Umständen, und da Herr S. zu verste
giebt, ich sei ihr nicht gewachsen, so viel möglich aus
spielen wird bestehen müßen, wegen deren ich meine
Spanischen nicht kundigen Leser im voraus um Entschu
gung bitte.

In Ansehung der Richtigkeit des Sinnes leistet H
Ss. Uebersetzung noch am meisten; jedoch trifft man
beträchtliche Fehler. z. B. am Schluß des Prologs, S.
'Hiemit Gott befohlen, und behalte mich in gutem An
ken.' Olvide geht auf Dios: 'Gott beschütze dich und
geße mich nicht.' Derselbe Fehler findet sich bei Tieck. —
1. S. 19. 'unser bewunderungswürdiger Abenteurer'; nue
flamante aventurero heißt 'unser nagelneuer Abenteu
oder wenn man diesen Ausdruck vermeiden wollte, 'u
frischer Abenteurer', wie Tieck übersetzt hat. — S.
'ihm den schwarzen Orden der Ritterschaft ohne Verzug
ertheilen', y darle la negra orden de caballeria luego.
Uebersetzung giebt gar keinen Sinn; negra ist hier sp
wörtlich zu nehmen, wie so häufig: 'den verwünschten O
der Ritterschaft'. — Ebenfalls S. 44. 'Backenstreich',
cozada ist ein Streich in den Nacken. Tieck hat be

---

lichen Namen nennen, z. B. eine Katze eine Katze, und eine wi
liche Unwahrheit eine Lüge. Da er indessen nichts thut, als
Behauptung ohne Beweis wiederholen, so wird es doch wohl d
sein Bewenden haben müßen. Erst sollten Tieck und ich in
Ankündigung unsrer Uebersetzung der Werke des Cervantes von
sern dichterischen Talenten viel Gutes gerühmt haben. Nun
er diese Beschuldigung auf das Athenäum beziehen: aber dann
wenigstens die eine Hälfte davon gewiß falsch, da Tieck nie et
im Athenäum geschrieben; und was mich betrifft, so fordre ich
auf, die Stelle im Athenäum darzulegen, wo ich 'ganz beiläu
Weise mich selbst mit hyperbolischen Lobsprüchen überströme'.

ichtig. — S. 59. 'legte die Lanze ein', apretó la lanza eißt bloß 'er faßte ſie feſt'. — S. 88 von der Diana des Montemayor: man ſolle daraus 'die meiſten großen Verſe vegnehmen'. Dieſer Ausdruck giebt gar nicht den ange- neßnen Sinn, versos mayores ſind Gedichte in ausländi- chen Silbenmaßen, die ganz oder großentheils aus eilfſilbi- en Verſen beſtehen, als Stanzen, Terzinen, Sonette, Kanzonen. In den einheimiſchen Formen war Montemayor erühmt, die italiäniſchen, der Sprache angebildeten, wurden rſt ſpäterhin zur Vollendung gebracht. — S. 89. von einem Buch des Lofraſo: 'Bei dem heiligen Orden, den ich empfan- gen habe!' rief der Pfarrer, 'ſeitdem Apoll Apoll iſt, ſeit- dem die Muſen Muſen und die Dichter Dichter ſind, habe ch in keinem Buche ſo viel Witz und ſo viel närriſches Zeug uſammen getroffen', u. ſ. w. Hier klingt das ganze Lob rnſthaft, da man doch aus dem Viage al Parnaso deutlich enug ſieht, wie Cervantes es mit dem Lofraſo meinte: man onnte ſich nur über ihn, keinesweges aber mit ſeinem Witze eluſtigen. Tan gracioso y disparatado libro como ese no e ha compuesto ſollte überſetzt ſein 'es iſt nie ein ſo er- ötzliches und tolles Buch geſchrieben worden'. — S. 131. ihrer Jungfrauſchaft unbeſchadet', con toda su virginidad á uestas, ſollte heißen 'mit ihrer ganzen Jungfrauſchaft be- ackt'. Das á cuestas iſt eine ſcherzhafte Parodie des Aus- rucks 'ſeine Jahre auf dem Rücken haben'. — S. 173. ſeine weite Studentenkappe', los habitos largos, que como escolas traia, ſollte heißen 'ſeine weiße Studententracht', oder Mantel'. 'Kappe' bedeutet in ordentlichem Deutſch nur eine Kopfbedeckung. — S. 182. 'die friſche Luft', el sereno, der Abendthau'. — S. 218. 'ſe[illegible] ausführliche Erklärung', este general desenganno. Abg[illegible]no, ein

Wort, das zu der poetiſchen Kunſtſprache der Liebe gel
durch 'Erklärung' ſehr ſchlecht gegeben iſt, heißt general
eine ausführliche, ſondern eine an alle gerichtete, allgeme
Tieck hat es wie das Meiſte von dem Obigen richtig.
S. 228. 'Beinbruch', quebrantamientos de huesos, heißt
ſchlagene Knochen'. — S. 312. 'bei dieſem Anblick zapp
Sancho wie ein Gehenkter', comenzó à temblar como
azogado. Herr S. hat vermuthlich das letzte Wort
ahogado oder ahorcado verwechſelt: es heißt 'er zitterte
einer, der die Queckſilberkur braucht', und ſollte im D
ſchen durch eine andre ſprichwörtliche Redensart überſetzt
wie auch Tieck gethan hat. — S. 393. 'Der König,
cher die Gerechtigkeit ſelbſt iſt', la justicia, que es el me
Rey; umgekehrt 'die Gerichte, welche der König ſelbſt ſ
d. h. in ſeinem Namen handeln. Nach Herrn S.s Ue
ſetzung kommt Gerechtigkeit wie eine moraliſche Eigenſ
heraus, derentwegen der König gelobt würde. — Th
S. 89. 'Iſt es dir möglich, ſo komm', si os cumple v
veldo: 'ob es dringend für euch iſt zu kommen, das
wägt'. — S. 124. 'doch bin ich in meinen Augen
ſchlechter als du, obwohl du ein Ritter biſt', en tanto
estimo yo villana y labradora, como tú sennor y caball
'ich halte mich eben ſo hoch als Bäurin, wie du dich
Herrn und Ritter hältſt'. — S. 149. 'Trotz ſeinem S
ren', mal que le pesase: 'wie ungern er auch wollte'.
S. 193. 'Fräulein Dulcinea — die ich ehre und liebe
eine Reliquie, obwohl ſie keine iſt', aunque en ella n
haya: 'wenn ſie auch keine an ſich trägt'. — S. 197.
etwas hinzuzuſetzen, um mir Vergnügen zu machen, oder
zu thun, um mir Verdruß zu erſparen.' Gerade
: sin que annadas, ó mientas por darme gusto

s te acortes por no quitarmele, heißt: ohne daß du fügſt oder lügſt, um mir Vergnügen zu machen, noch etwas abkürzeſt, damit du mich deſſen nicht beraubſt'. — 203. 'Spezereibude', la tienda de algun curioso guan- wörtlich 'die Bude eines feinen Handſchuhmachers', was inen Galanterieladen nennen würden; 'Spezereibude' iſt ganz unſchicklich. — S. 214. 'Von dieſer Art Liebe, zte Sancho, hab' ich wohl in der Kirche gehört, daß nur allein unſern Herrn Gott auf dieſe Weiſe um ſein willen lieben ſoll, ohne Hoffnung des Lohns und t vor Strafe, wiewohl ich ihn auch wohl lieben und dienen möchte, es ſei warum es auch wolle', aunque yo ierria amar y servir por lo que pudiese: 'wiewohl ich wegen deſſen, was er vermag, ihn lieben und ihm n möchte'. — S. 295. 'Als Dichter, verſetzte Lotario, ſie nicht immer die Wahrheit, aber als Verliebte ſind mmer eben ſo wahrhaftig, als kurz und bündig in ihren rücken'. Ganz falſch und noch obendrein lächerlich! uanto enamorados, siempre quedan tan cortos como deros, 'als Verliebte bleiben ſie immer eben ſo ſehr der Wahrheit, als ſie ihr treu ſind'. — In den hten finden ſich auch einige Mißverſtändniſſe, wovon er.

Eine Ueberſetzung des Don Quixote könnte freilich viel und beträchtlichere Fehler enthalten, als in der des n S. wirklich vorkommen, ohne daß dieß den Genuß Dichtung ſtörte, da ja höhere Erforderniſſe einer poeti- Nachbildung häufig vorſetzliche Abweichungen von dem täblichen Sinne nöthig machen; allein [illegible] egenden Ueberſetzung gerade in dieſer [illegible] rtungen erregt hat, da es auch w[illegible]

Seite ist, von welcher man sie etwa Anfängern im Sp
schen empfehlen kann, so verlohnte es sich wohl der M
so bedeutende Fehler auszuheben.

Viel wichtiger ist schon der häufige Mangel an
nauigkeit in Wiedergebung des charakteristischen Ausdr
die unnöthigen Abkürzungen und Auslaßungen. We
sind z. B. Th. I. S. 65. die Wunder des Mahomed,
im Texte stehn, mit dem 'Märchen vom Priester Joh
verwechselt? — S. 160. steht sehr unbestimmt vom Sch
der Mädchen im goldnen Zeitalter 'in grünen Blättern
Stauden und Bäume', statt des malerischen de alg
hojas de verdes lampazos y yedra entretexidas. — S.
'Sie hörten von Zeit zu Zeit abgemeßene Schläge';
Zeit zu Zeit' ist ein Zusatz, der auf die schnell auf eina
folgenden Schläge einer Walkmühle gar nicht paßt. —
II. S. 125. in der Erzählung Dorotheas ist folgender
und rührende Zug ganz weggeblieben: 'Wenn du dich
nichts als hieran stößest, schönste Dorothea (denn dieß
der Name der Unglücklichen, die ihr hier seht), sagte
treulose Ritter', u. s. w. que este es el nombre desta
dichada. Statt der Wendung, womit eben dieselbe i
Fall andeutet: con volverse á salir del aposento mi
cella, yo dexé de serlo, setzt Herr Soltau: 'Mein Mäd
gieng hinaus, und ließ mich wieder allein mit dem
losen, und — ich ward das Opfer seiner und ihrer
rätherei'. Ueberhaupt sucht er durch Gedankenstriche, häu
Unterstreichen der Worte, und selbst verdoppelte Interp
tion (als!? oder?!), diesen Krücken schlechter Prosa, der
nigen aufzuhelfen; der seinigen sage ich, denn von der
Cervantes ist nichts übrig geblieben. Unverantwortl
Weise ist S. 196. eine merkwürdige Aeußerung von

vantes künſtleriſchem Bewußtſein verkürzt und geſchmälert; der Dichter legt nämlich dem Cardenio einen großen Lobſpruch auf ſeine Erfindungskraft in den Mund, indem er ihn von Don Quixotes Verrücktheit ſagen läßt: 'Sie iſt in der That ſo ſelten und unerhört, daß ich nicht weiß, ob es einen ſo ſcharfſinnigen Geiſt gäbe, der darauf gerathen könnte, wenn man ſie als Dichtung erfinden und ausführen wollte'. Dieß überſetzt Hr. S.: 'Ja wohl, und ſo ſonderbar, daß ich nicht weiß, ob man das alles ſo gut erfinden könnte, wenn man einen ſolchen Menſchen fabelhafter Weiſe ſchildern wollte'. Hat Herr S. keinen Sinn für das Charakteriſtiſche, oder wollte er die Unbeſcheidenheit des Cervantes mit dem Mantel der Liebe bedecken?

Es fehlt der Ueberſetzung auch in ſo fern an Vollſtändigkeit, daß vieles ſpaniſch gelaßen iſt, was der Verdeutſchung bedurft hätte, und hierin iſt die Sache nach Tiecks glücklichen Fortſchritten um vieles rückwärts geſtellt. Wie kann z. B. der deutſche Leſer errathen, daß unter dem 'Kompaß' zu Sevilla S. 35. eine Kirchenhalle zu verſtehen iſt? 'Sierra Morena' kennt zwar jeder als den Namen eines Gebirges, aber das Bild des ſchwarzen Gebirges geht doch verloren. — S. 83. iſt der ſprechende Name eines Bauern Haldudo nicht überſetzt und dadurch ein Scherz verdorben. — S. 86. ſind die bedeutenden Namen aus dem Ritterroman Tirante dem Weißen, die ſo viel beitragen, ihn komiſch zu charakteriſieren, unverändert beibehalten. Da der Name, den ſich Amadis in ſeiner Einſamkeit auf dem Armutfelſen gegeben, Beltenbros, den Tieck ſehr gut durch 'Schönduntel' überſetzt, ſpaniſch gelaßen iſt, ſo wird das darüber [illegible] Th. II. S. 13. ganz unverſtändlich. — In Don [illegible] iſt der Name Brandabarbaran del Bol[illegible]

nicht wörtlich, aber drollig, 'von der Kegelbahn' giebt. dieser Stelle tritt freilich die Schwierigkeit ein, daß die Na in der Uebertragung auch sonor und fremd klingen mü wo dieß indessen möglich ist, da würde sie sehr vorthei sein, z. B. der Duque Alfonnique könnte ohne Bede 'Herzog Marcipano' genannt werden. Die Benennu Duque de Nerbia Espartafilardo del Bosque scheinen alle Attribute der Spitzbüberei hinauslaufen! Ueberall liegen noch eine Menge Scherze und Anspielungen verborgen, di nicht zu entziffern unternehme.

Mit den Wortspielen hat sich Herr S. zwar be (nur selten nimmt er seine Zuflucht zu einer Note wie Don Azote, Don Gigote und Don Quixote. Th. II. S. 1 was Tieck schon sehr gut gegeben hatte), er ist aber mei gar nicht glücklich darin. Wenn Sancho den Namen F bras mit el leo Blas verwechselt, so läßt ihn Tieck d 'Fieberfraß' sagen; Herr S. 'Federbras', was meines Wi ganz und gar nichts ist. Wenn er aus Mambrino 'Ma drino' macht, so heißt es bei Tieck 'Schandriem'; hier 'A darin', ein Wort wovon man nicht begreift, wie Sancho kommt, und wobei obendrein der Spaß verloren geht, das zweitemal S. 371. gar 'Mawrin', was wieder gar n ist, da nur wie im Original 'Martin' hätte gesetzt w dürfen. Für die Zigeuner- und Spitzbuben-Benennung Galeeren, gurapas, hat Tieck sehr schicklich 'Waßerenten' setzt, Hr. S. zuerst 'Kötherkofen' und gleich darauf, sennoras gurapas steht, 'Fräulein Waßergöttin'. Wie dieß nun zusammen? — Die Schelmerei, welche dah steckt, wenn der Pfarrer der Dorothea als Prinzessin M micona sagt: en poco menos de nueve annos se p estar á vista de la gran laguna Meona, digo Meot

ſcheint Herr S. gar nichts gewittert zu haben; Tieck hat ſie ausgedrückt, ohne ſie doch deutlicher zu machen. Ein anderer Scherz iſt beiden entgangen. Als Don Quixote nach Verluſt ſeiner Backenzähne vom Sancho befragt wird, wie viel er deren gehabt, heißt es: Quatro, respondio Don Quixote, ſuera de la cordal, todas enteras y muy sanas; wörtlich: 'Vier, antwortete Don Quixote, außer dem Weisheitszahne, alle unverſehrt und vollkommen geſund.' Dieß kann heißen, er habe vier Zähne außer dem Weisheitszahne gehabt, und auch, der Weisheitszahn ſei allein anbrüchig geweſen, welches nicht ohne eine luſtige Bedeutung ſein würde.

Die obigen Wortſpiele ſind meiſt ſolche, die ſich auf Namen und Wortverdrehungen beziehen; andre, die mehr in den Sinn eingehen, und ſich der Natur der Antitheſe nähern, hat Hr. S. faſt ganz vernachläßigt. Z. B. oyeron á deshora otro estruendo que les aguó el concento del agua, S. 329. 'ſo hörten ſie doch bald ein anderes Getöſe, welches ihnen die Freude über das Waßer wieder verdarb.' Hier bot die Sprache die Nachbildung von ſelbſt an: 'zu Waßer machte' oder 'verwäßerte'. Eben ſo iſt mehrmals das Spiel mit aventuras und desventuras übergangen, z. B. S. 284. — In der Novelle vom Curioso impertinente: comenzó Lotario á descuidarse con cuidado de las idas en casa de Anselmo, Th. II. S. 244. 'begann Lothario ſich der Beſuche in Anſelmos Hauſe zu enthalten'. Hernach: en efeto él supa tan bien fingir la necesidad, ó necedad de su ausencia, S. 273. 'Kurz, er wußte die Nothwendigkeit ſeiner Entfernung ſo gut vorzuſtellen.' Man ſehe nur Tiecks Ueberſetzung nach, wie glücklich und ohne Zwang er dieſe [illegible] gewußt. Den bloßen Antitheſen ohne [illegible] nicht beßer ergangen wie dieſen; z. B. [illegible]

quatro mil escudos, y con ellos quatro mil confusi
Th. II. S. 276. 'Er empfing die viertausend Thaler,
befand sich nun in noch größerer Verlegenheit, als z
In Cardenios Erzählung: Vivia en esta mesma tierr
cielo, donde puso el Amor toda la gloria que yo ace
á desearme; 'In derselben Stadt lebte ein himml
Mädchen' u. s. w. Wie matt und platt! Der Doppel
daß tierra zugleich Stadt und Erde bedeutet, konnte fr
nicht ausgedrückt werden, aber was hindert uns zu s
'In derselben Gegend der Erde lebte ein Himmel, den
Liebe alle Glorie verliehen, die ich nur zu begehren wi
Oder hielt Herr S. dergleichen excentrische Ausdrücke
für Fehler des Stils? Sagt man doch im gemeinen Le
ein Himmel auf Erden.

Es kann nicht zum Grundsatze gemacht werden,
vorkommenden Sprichwörter jedesmal (was ohnedieß unm
lich sein würde) durch wirkliche einheimische Sprichwörte
ersetzen: es ist genug, wenn das Sprichwörtliche der Red
art und ihre Bedeutung nicht verkannt werden kann.
diese Art hat auch Herr S. manche Reimsprüche durch se
erfundne zu geben versucht; allein es gilt hievon eben
wie von den Wortspielen. Z. E. Th. I. S. 396. 'G
und Kummer flieht vor Gesang und Lied'; quien canta,
malos espanta. Wie viel beßer hat es Tieck: 'daß wer s
sein Unglück bezwingt'. Andre Male hat Herr S. Red
arten und Anspielungen, die ein lokales Kolorit haben,
unpassend mit deutschen, und selbst provinziellen vertau
z. B. Th. II. S. 207. 'aber was eine gute Gans ist,
schmeckt auch nach Martini'; pero buenas son mangas
de pascua. Hier konnte sehr gut ohne Undeutlich
werden: 'aber ein neues Kleid steht auch nach

Osterfeste gut'. Wenn vollends in der zierlichen Erzählung
er Prinzessin Micomicona porque jamas me ha pasado
por el pensamiento casarme con aquel gigante, pero ni
on otro alguno, por grande y desaforado que fuese, über-
setzt wird 'wenn er auch der große Stoffel selbst gewesen
wäre', so ist dieß nicht nur ganz und gar unspanisch, son-
dern eigentlich plattdeutsch, und obendrein eine höchst gemeine
Uebertreibung. Auch die Flüche und Verwünschungen haben
nationales Gepräge; wenn also statt que dios cohonda,
Th. II. S. 7. 'die ich zu allen Henkern wünsche', und statt
er Anrede des Wirthes an Sancho 'Feind Gottes und sei-
ner Heiligen!' Th. II. S. 336. 'du tausend Sackerlot' gesetzt
ist, so gehen damit wirklich charakteristische Züge verloren.
Eben so geht die Uebertragung von la Santa Hermandad
S. 143. durch 'Polizei', was auch nicht einmal dem Begriffe
ngemeßen ist, gar sehr aus dem Kostum heraus; an andern
Stellen ist es nach Tiecks Vorgange richtig 'die heilige
Brüderschaft' übersetzt.

Man unterscheidet im Don Quixote sehr gut die Stellen,
wo die Sprache frisch und neu aus dem Zeitalter des Cer-
antes ist, und wo sie in den Reden des Helden oder derer,
ie seinen Ton annehmen, auf die veraltete Weise der Ritter-
ücher zurückgeht. Da es nun bei einer poetischen Nachbil-
ung darauf ankommt, uns die ganze Welt, worin die Dar-
ellung des Dichters zu Hause ist, so viel möglich gegen-
wärtig zu erhalten, so wird der Uebersetzer auch in jenen
rsten alles vermeiden müßen, was zu bestimmt an Ansich-
en und Sitten unsers Zeitalters erin[illegible] in den letzten
ber hat er ebenfalls jene feierliche A[illegible]keit [illegible]
hmen. Von allem diesem ahndet [illegible]
ogar da, wo das Veraltete nicht ein[illegible]

stärksten aufgetragen ist, wie in Don Quixotes Brie
Dulcinea, Th. II. S. 38., übersetzt er in seinem gewöhn
Striche fort. Man vergleiche damit Tiecks Ueberse
desselben Briefes. So verfehlt er auch ganz die me
unerschütterlich ruhige Rhetorik des Ritters durch vertra
und abgebrochne Redensarten, z. B. S. 52. 'Kann
wohl sein', Bien está todo eso; S. 240. 'was weiß
In eben dieser edlen Rede über die Buße des Amadis,
diesem ein 'Schabernack' (sinsabor) von seiner gel
Oriana angethan, und auf diese Art fällt Herr S. in
Quixotes poetischen Reden, bei denen es ja eben ä
sinnreich gedacht ist, daß sie wirklich oft sehr schön sin
die Parodie nur leise hineinspielt, alle Augenblicke aus
Tone. So kommt in einem der entzückendsten Per
dieser Art: bien notas, escudero fiel y legal u. s. w. S.
plötzlich 'stockfinster' vor, wo im Original las tinieblas
Hernach S. 337. 'Der Zeitverlust, sprach er, ist mir
verzweifelt ärgerlich; weil sich aber doch Rocinante dur
nicht von der Stelle bewegen kann, so will ich mich g
den, bis die Morgenröthe hervorgeht', da das Or
wörtlich so lautet: 'Weil dem also ist, Sancho, daß
nante sich nicht bewegen kann, so bin ich zufrieden, zu
ten, bis die Morgenröthe lacht, wiewohl ich weinen
daß sie heranzukommen zögert.' Um Alles in der
glaubt denn Herr S., daß Cervantes seinen Helden
Absicht so reden läßt? oder hat er für gar nichts Sinn
für den materiellen Sinn der Worte, und ist zwar wo
Spanien, aber niemals weder im Cervantes, noch über
der Poesie gewesen?

Nach solchen Proben bin ich wohl des Beweises
, daß die feineren Schönheiten der Prosa, der

volle Bau, die reizende Concinnität und Symmetrie, der numeroſe Gang und die befriedigende Rundung, endlich der zarte Hauch geiſtiger und alldurchdringender Anmuth, gänzlich verlöſcht ſind; eines Beweiſes, der, um ihn zu führen, da hierüber noch kein Schatten einer Theorie vorhanden iſt, eine ausführliche Erörterung über die Natur der romantiſchen Proſa erfordern würde, weshalb ich mich jetzt nur auf das Gefühl ſolcher Leſer berufen will, die das Original ſtudiert haben, oder ſich die Mühe nehmen wollen, Tiecks Ueberſetzung in redneriſchen Stellen mit der des Hrn. Soltau zu vergleichen. Nur einen faſt handgreiflichen Punkt will ich bemerken, daß die Schreibart des letzten viel zu zerſchnitten und zu wenig periodiſch iſt. Wenn man auch noch nicht einſehen will, daß die langen Perioden des Plato und Cervantes weſentlich zu ihrer poetiſierten Proſa gehören, ſo wird man doch eingeſtehen müßen, daß jenes Abgebrochne eine Abweichung vom Charakter iſt, und daß der Ueberſetzer dadurch einer großen Schwierigkeit aus dem Wege geht, weil die Participien uns lange nicht ſo ſehr zu Statten kommen, als den Griechen und Lateinern, oder ſelbſt den Spaniern und Italiänern.

Den komiſchen und mimiſchen Beſtandtheil der Darſtellung hat Herr S. noch am ärgſten verfehlt. Nirgends zeigt ſich die hohe Kunſt des Cervantes bewundernswürdiger, als in der Art, wie er ihn mit dem Romantiſchen zu verſchmelzen, und gerade, wo er in die lebendigſte Nachahmung gemeiner Wirklichkeit hineingeht, z. B. wenn Sanchos Natur in Zorn oder Freude ſich losreißt und allen Reſpekt aus den Augen ſetzt, ſie durch unmerkliche Drucke auserleſener Zierlichkeit zu heben weiß. Nirgends Uebertreibung oder Verſchwendung, und beſonders werden in einem Werke,

dessen ganze Anlage unergründlich witzig ist, die einzel
Scherze und Einfälle nie vorlaut. Ohne Sinn für di
bescheidnen Farbenauftrag hat Herr S. überall verst
vergröbert, und den Ausdruck ins Unedle und Plebeje
lenkt, auch wo gar keine Veranlaßung dazu da war,
z. B. in dem Prolog, woraus ich ohne weiteres nur
erheblichsten Beispiele hersetzen will. Un hijo, einen '
schen'; pensamientos varios, 'Fünde' und Einfälle; un
seo y sin gracia alguna, 'ungeschlachter Junge', gleich da
'Bube'; la corriente del uso, dem gewöhnlichen 'Schlendri
disimules, zu 'vertuschen'; pensaba en el prologo, 'brü
über der Vorrede; ponerlos al principio, vor meinem B
'aufmarschiren' laßen; maldiciente, ein 'Lästermaul'; la
pension y elevamiento, das 'Kopfbrechen' und die Verle
heit; que estais tan lexos de serlo, como lo está el c
de la tierra, daß euch daran noch 'gewaltig' viel fe
algunos pedantes y bachilleres, ein Paar 'Schulfüchse'
Magistern; cuya anotacion os dará gran credito, eine
'die sich gewaschen hat'. So geht es nun durch das g
Buch; auch die Reden des Don Quixote, die im Orig
selbst, wenn er noch so ergrimmt ist, immer eine ge
Würde behalten, sind voll von dergleichen. Z. B. S.
dexaria, 'Pardon' geben würde. S. 118. Sabes poco,
verstehst 'nicht ein Haar'; Th. II. S. 15. ni grado,
gracias, das dank' ihm der 'Henker'; S. 5. heißt ein
die Zunge gelegtes Interdikt, 'Zungensperre'; wo
Quixote sagt, Th. I. S. 332., er wolle eine muy t
figura in seinen Schild malen laßen, läßt ihn Herr
sagen: 'ein wahres Ecce-homo Bild', welches erstlich her
kommt, als hätte sich der Ritter wißentlich zum Besten,
nn im Munde eines Katholiken ein wahrer Frevel

würde. In einer ernſten und pathetiſchen Rede, worin Don Quixote die Beſchwerden des Ritterſtandes ſchildert, S. 190., lautet es: 'nicht unter trockenem Dache, ſondern unter Gottes freiem Himmel, wo uns im Sommer das Hirn im Kopfe verbrennt, und im Winter die Eiszapfen an den Knebeln frieren'; ſtatt: 'nicht unter ſchirmendem Dach, ſondern unter freiem Himmel, den unleidlichen Strahlen der Sonne im Sommer, und den ſtarren Fröſten des Winters zum Ziele bloßgeſtellt.' Herr S. wird vielleicht einwenden, in derſelben Rede komme ja doch piojoso vor; aber eben dieſes piojoso, welches er wirklich durch 'Ungeziefer' zu verfeinern geglaubt hat, macht zwiſchen die übrige Erhabenheit ſo iſoliert und demüthig hingeſtellt, eine unvergleichliche Wirkung. Ueberhaupt kommt Alles auf die Weiſe, die Stellung und Verbindung an: viele von den hier getadelten Ausdrücken mögen allerdings von vortrefflichen Dichtern gebraucht worden ſein; allein man wird es gewiſſen Leuten nie begreiflich machen, daß der poetiſche Gebrauch des Niedrigen und Rohen ganz etwas andres iſt, als eigne unmittelbare Gemeinheit und Platthett. — Eben ſo geht es, wo der Dichter ſelbſt redet; aus dem caballo de Gonela wird S. 12. die 'Kracke' des Gonela, ein meines Wißens gar nicht deutſches, ſondern niederſächſiſches oder plattdeutſches Wort. Bei der Rede des Don Quixote S. 163. müßen die Hirten 'mit aufgeſperrten Mäulern' ſitzen, embobados y suspensos. Wird ein dickes Buch im Scherz eine Tonne genannt, ſo macht Herr S. einen 'Dickbauch' daraus. Wird dem Rocinante das Sattelzeug geſprengt, ſo ſteht er 'in naturalibus' da, und dergleichen Studentenwitz mehr. In Sanchos Reden findet man alle Augenblicke ''n Biſſel' und andre ſolche übervertrauliche Verſtümmelungen, da doch die ſpaniſche

Sprache überhaupt nichts dem Analoges hat. Wo si
lebhaft werden, oder wo niedrige Scenen geschildert
da wird aus perder 'vor die Hunde gehen', aus
'Sarras', aus tizona 'mein Habedudieß', molimiento
gelsuppe', encantamentos 'Verhextsein', mal hadada
trackte'; eine Matratze, die so dünn war, daß sie eine
genähte Decke schien, wird mit abgeschmackter Uebertr
'kaum so dick wie ein Meßerrücken', u. s. w. Kur
wimmelt alsdann von Ausdrücken und Vergleichungen
mit sich pöbelhafte Behaglichkeit eine Güte zu thun
Doch ich kann mich mit diesem ekelhaften Wust nicht
befaßen: mir ist dabei zu Muthe, als wenn die zarte
lodien des Luftgeistes Ariel von irgend einem erdge
Kaliban nachgesungen würden. Herr S. hat, wie
Uebersetzer von bloß subjektivem Geschmacke, seinem
gern das beigelegt, was ihm das Vortrefflichste schein
verkennbar den Don Quixote in die Manier des Hu
hinüber zu arbeiten gesucht, so wie der Hudibras wie
eine verfehlte Nachahmung des auf eben die Art n
standnen Don Quixote ist. Da nun Hr. S. sein O
so nimmt, so möchte ich wohl fragen, wozu er ein
neue Uebersetzung noch nöthig finden konnte. Die b
sche hat wenigstens den Vorzug vor der seinigen, d
aus einem Stücke ist, indem sie den poetischen Thei
wegläßt, da er sich hingegen durch die verunglückte A
sion, diesen mit zu übertragen, höchst lächerlich gemac

Dieß ist das Einzige, wovon ich noch zu reden
die eingestreuten Gedichte. Es ist nichts davon ausg
außer ein Paar kleine mit abgekniffenen Endsilbe
Sancho und Rocinante unter den voranstehenden
Warum füllte Herr S. diese Lücke der tieckschen Ueber

nicht aus? Die Gedichtchen ſind zwar merkwürdig genug, um einen Philologen lebhaft zu beſchäftigen, aber doch gerade keine Oedipus-Räthſel. Die Sonette ſind zum Theil beibehalten: aber hilf Himmel was für Sonette! Die altfränkiſchen in Alexandrinern, Th. II. S. 294. und 296., möchten noch hingehen; aber Th. I. S. 85...91. finden ſie ſich mit Verſen von jeder Länge, von ſechsfüßigen bis zu dreifüßigen durch einander. Wer ein Ding wie S. 85., wo das erſte Quartett das Silbenmaß einer ramlerſchen Ode, und das zweite gar keine Verſchlingung der Reime hat, Sonett überſchreiben kann, der muß von dieſer Form, wobei Alles auf der architektoniſchen Symmetrie beruht, gar keinen Begriff haben. Ich will doch dieß noch ſonſt merkwürdige Quartett herſetzen. Amadis redet den Don Quixote über ſeine verliebte Bußübungen, die ſeinen eignen glichen, an:

Du, deſſen Augenpaar, wie ein Paar Reben,
Des Salztranks Fülle täglich dir gegeben;
Du dem man Silber, Zinn und Meſſing zwar entführt,
Doch auf der Erde dich mit Erde regaliert;

Tú, á quien los ojos diéron la bebida
De abundante licor, aunque salobre,
Y alzandote la plata, estanno y cobre
Te dió la tierra en tierra la comida.

Zuerſt der ſchöne Flickreim 'wie ein Paar Reben'. Die letzten Zeilen geben gar keinen Sinn; Hr. S. hat ſie durchaus nicht verſtanden. Wie ſoll alzandote heißen können 'dem man entführt'? Wörtlich bedeutet es 'und während dich Silber, Zinn und Kupfer erhöhte', d. h. deine Thaten verherrlichte. Sonſt ſagt man 'die Thaten werden in Erz verewigt', die Nennung der drei Metalle iſt eine burleſke Erweiterung hievon, die durch das witzige Spiel, unpoetiſche

Worte zu einem seltnen Reim zu vereinigen, herbeig
wird. Te dió la tierra en tierra la comida, 'die Erd
dir auf der Erde Nahrung', nämlich du verzehrtest Wu
und zwar auf der bloßen Erde ohne Tisch oder son
Geräth. Das ganze Sonett ließe sich beinahe wi
etwa so geben:

Du, der du nachgeahmt mein jammernd Leben,
Dem ich mich einst, abwesend und gekränket,
Aus frohem Stand in Buße tief versenket,
Dort auf dem Armutfelsen hingegeben:

Du, den die Augen, bei dem bangen Streben,
Mit reichlichem, doch salz'gem Naß getränket,
Dem Erd' auf Erde magre Kost geschenket,
Derweil dich Silber, Kupfer, Zinn, erheben:

Leb' im Vertraun, es werd' auf ew'ge Zeiten
So lang zum mindsten in der vierten Sphäre
Der blond' Apollo mag die Rosse treiben,

Dein Name seinen Heldenruhm verbreiten,
Dein Vaterland genießen höchster Ehre,
Dein weiser Thatenschreiber einzig bleiben.

Verschiedne Sonette sind in andre Silbenmaße übe
z. B. das von Gandalin an Sancho auf die Melodie
denke dein'. Das Gespräch zwischen dem Pferde des
Babieca, und Rocinante ist in vierfüßige Anapäste geb
und am Schluß die Art wie Tieck das Wortspiel ro
und Rocinante giebt, durch 'Knappe' und 'knapp', be
Tieck hat durch Freiheiten in der Sprache und unvollko
Reime den redenden Personen gleichsam ihren eigenth
chen Dialekt zu geben gesucht: eine zwar an sich dr
Idee, wozu aber das Original keine Veranlaßung
Ich habe folgende Uebersetzung versucht:

Gespräch zwischen Babieca und Rocinante.

B. Wie seid ihr, Rocinante, schmal gemeßen!
R. Man frißt ja nichts, und muß sich immer plagen.
B. Wie stehts mit Hafer und des Strohes Lagen?
R. Nicht einen Bißen läßt mein Herr mich eßen.

B. Ei, Freund, ihr seid unartig und vermeßen,
Mit Eselszunge nach dem Herrn zu schlagen.
R. Er bleibt ein Esel, war's seit jungen Tagen;
Er ist verliebt, nun könnt ihr selbst ermeßen.

B. Ist Lieben Thorheit? R. Doch gewiß nicht weise.
B. Ihr seid ein Philosoph. R. Das kommt vom Fasten.
B. Beklagt euch denn bei eures Ritters Knappen.

R. Was hilft mir's, daß ich meine Noth beweise,
Wenn Herr und Diener unter gleichen Lasten
In die Rappuse gehn mit ihrem Rappen?

Sehr fehlerhaft ist in das Gedicht der Oriana ganz emde Ritter-Mythologie vom Sacripant hineingebracht, da diesen Gedichten Alles bis auf die feinsten Nüancen ziehungsvoll auf die Ritterbücher ist, worin die redenden ersonen vorkommen. Man müßte diese genau kennen, um len Witz darin zu fühlen; indessen läßt sich auch ohne das nsehen, daß sie zu den meisterhaftesten Sonetten der feineren rlesten Art gehören, die es giebt. Mit einem solchen cht zum Don Quixote gehörigen Sonette weiß sich Cer- ntes im Viage so viel, als mit irgend einem großen Werke.

Unter den Liedern ist das vom Antonio noch am besten rathen, es hat durch das dem Original nähere Silbenmaß nen Vorzug vor Tiecks Uebersetzung, die ich deshalb schon der A. L. Z. getadelt. Doch ist die Vertauschung von lalla mit dem griechischen Namen Lalage unschicklich, daß der sechsten Strophe dem Endzweck ein Ziel bevorst

ein gar übler Pleonasmus, und in der fünften ist di
spielung llamado und escogido auf den Spruch 'Viel
berufen, aber Wenige sind auserwählet', ein feiner Z
ein Geistlicher das Lied gedichtet haben soll, nicht ge
Die eignen Verse des Don Quirote auf die Dulcin
Tieck weit genauer und beßer. Das Drollige liegt in
ginal besonders darin, daß Quirote immer zum Rei
gebraucht, und dazu unedle Wörter herbeigeholt sind
dann daß der Zusatz del Toboso, der dem Ritter
behrlich schien, über das festgesetzte und bekannte M
Copla real überfließt; daß erste ist von Herrn S. ga
der Acht gelaßen, das zweite durch die zweckwidrige
zung der Strophe verloren gegangen. In dem Lie
Cardenio Th. II. S. 73. lautet die letzte Strophe so

Was reißt mich denn aus meiner Noth?
nur der Tod.
Und wem gewährt die Liebe Gewinn?
dem Leichtsinn.
Und wo ist Trost für ihre Qual?
im Narr'nspital.
Dann sind für meine Leidenschaft
Verloren alle Mittel,
Weil nichts mir Hülf' und Rettung schafft,
Als Leichtsinn, Tod und Spittel.

Der lustige Gang der Verse macht sich vortrefflich
tiefen Melancholie, überhaupt scheint das Lied eh
dem Orte herzukommen, wo es Herr S. durch den
hinbringen möchte. Und dieß sollten Verse sein,
man es anhörte, daß sie nicht von einem bäurischen
sondern einem gebildeten Hofmanne herkämen! M
gleiche nur:

Was kann lindern meine Noth?
Nur der Tod.
Und was ſchafft der Liebe Gut?
Wankelmuth.
Was macht ihrer Uebel frei?
Raſerei.
So ſeh' ich, nicht weiſe ſei,
Meine Neigung wollen heilen,
Da nur Hülfe kann ertheilen
Tod, Wankelmuth, Raſerei.

man vergleiche vielmehr das Original, da ich nicht
pten mag, daß es in meiner Ueberſetzung nicht an
Zartheit eingebüßt habe.

Den Gipfel von Hrn. S.s Ueberſetzerkünſten findet man
nach allem Bisherigen in der Cancion desesperada, dem
nen Sterbegeſange des Chryſoſtomo, den er (horresco
ens) in das luſtige Romanzen-Silbenmaß:

Wie ſelig wer ſein Liebchen hat,
Wie ſelig lebt der Mann!

ragen hat. Die Drohung an die Geliebte wird hier
den Leſer gewandt:

Vom ſchrecklichen Gedicht
Soll — mir zur Lind'rung, dir zur Qual —
Beim dumpfer Leier Ton
Das Ohr dir gällen dieſesmal,
Zu rächen deinen Hohn.

n der Dichter alle Naturlaute des Schmerzes zu einer
phonie der tiefſten Seelenleiden zuſammenruft, und die
lderung eines jeden in dumpfen, doch ſtarken
aus einem Verſe in den andern hinüberſchleif
man hier lauter ſpringende kurze Sätze, und
in einem kurzen Auszuge:

Leiht eur Geheul, ihr Wölfe, mir,
Dein Brüllen, großer Leu,
Dein Stöhnen, du erschlagner Stier,
Ihr Raben eur Geschrei u. s. w.

Hier zu Lande möchte ein todtgeschlagner Stier wohl mehr stöhnen: doch vielleicht muß man in Spanien ge sein, um diese Erfahrung gemacht zu haben. Im Ori

Del ya vencido toro el implacable
Bramido,

ist der Ausdruck ganz des Bildes würdig, das durch di zum Grunde liegende Anschauung der Stiergefechte s mittelbar und so groß wird. Wo ein schönes G durch das Gedicht zieht, ist es in nordisches Spuk Gespenster-Wesen verwandelt, z. B. 'Leiht, fletsc Verdammten Heer, Eur Zähngeklapper mir'; 'des huhns Klaggeschrei'; dann 'die Unke', 'die Drude'. sehr ich meinen Leser vorzubereiten gesucht habe, so ich doch, ihn durch das 'helle Posthorn der Fama' un 'Brummbaß des Cerberus' noch zu sehr außer Faß bringen. Ja es steht wirklich da: das helle Postho Fama und der Brummbaß des Cerberus. Möge denn die Bemühungen unsers Uebersetzers verkündigen, und den neuen Orpheus bewillkommen!

Freilich kann man sich nicht wundern, daß die C desesperada so ansgefallen ist, wenn man S. 474. daß Herr S. sie für 'tragikomischen verliebten Unsinn' Ein Gedicht, das den Scharfsinn der gegen sich selbst u den Verzweiflung mit dieser zerreißenden Wahrheit darst

*) Es sei mir erlaubt, hier im Vorbeigehn den Kenner Vermuthung vorzulegen, daß Cervantes diese Canzone, w

n ſeiner Traveſtierung iſt es noch mehr als tragikomiſch, es
t völlig burleſk und zwar von der abgeſchmackten Art ge-
orden. Zwar iſt er nachher in ſich gegangen, und hat
ußer obiger Ueberſetzung, die im Texte ſteht, noch eine
eite verfertigt. 'Wie ich das Verzweiflungslied des Schä-
rs Chryſoſtomo überſetzte', ſagt er S. 474., 'wählte ich
erſt reimfreie Verſe. Hernach glaubte ich, den Romanzen-
n vorziehen zu müßen. Jetzt däucht mich aber, daß ich am
eſten gethan hätte, die ſechzehnzeiligen Stanzen des Origi-
als beizubehalten.' Eine recht gute pſychologiſche Schilde-
ung von dem Gemüthszuſtande eines ſolchen Ueberſetzers!
ch will nicht unterſuchen, wie viel Antheil Tiecks Beiſpiel
nd mein Urtheil darüber an dieſer Sinnesänderung haben
ögen: denn in der That wir könnten uns auf unſer Werk
icht viel einbilden. Die zweite Ueberſetzung iſt zwar etwas
eniger ſchlecht, aber immer noch dürftig, kümmerlich und
latt genug. Z. B.

Verachtung tödtet. Argwohn (ſei er nun
Gegründet, oder nicht) drückt die Geduld darnieder.
Weit ſchneller noch ereilt uns das Gefieder

---

ie Begräbnißfeier des Chryſoſtomo, und die Rede der Marcella
rſprünglich für den zweiten Theil der Galatea beſtimmt hatte, und
a er die Vollendung dieſes Gedichtes immer weiter hinausſchob,
e für den Don Quixote benutzte. Schon im erſten Theil der
Galatea bemerkt man, daß gegen das Ende desſelben der Wechſel
on Freude und Schmerz, von Tod und Leben (wie in den Exequien
nd dem gleich darauf folgenden ruhmathmenden Geſange der Kal-
iope) raſcher und entſchiedner wird; es läßt ſich alſo aus der gan-
en Anlage des Werkes ſchließen, daß dieſe Gegenſätze im zweiten
heile noch höher würden geſtiegen ſein, und da wären
Stücke von dieſem ſtrengen und tragiſchen Stil durchaus
ch geweſen.

so kann man sie recht gut mit einander alternie
ja ich getraue mir, aus einleuchtenden Gründen
daß beim Sonett, der Canzone und dem lyrischen
der Terzine und Oktave, die Ausschließung der
Reime durchaus mit zum großen Stil gehört.
nier haben fast eben so viel männliche Reime, wi
gebrauchen sie auch fleißig in ihren einheimisch
maßen; bei der Einführung der italiänischen hab
und Garcilaso sie noch dann und wann gebrauch
sind sie völlig ausgeschloßen worden. S. 487.
wenig möchte es wohl einem deutschen Ohr ge
einem gereimten Gedichte im Anfange jeder S
Zeilen nach einander ohne Reim zu hören, und
ten zu müßen, bis die Reime wie einzelne Sol
einem Defilee einer nach dem andern zum Vorsche
Herrn S.s alberner Spott trifft hier gar nicht
bildner, sondern die Erfinder, die Provenzalen und
die großen metrischen Künstler unter den Neuer
rohe ungeübte Sinn wird den so schon starken
Reimes auf die stärkste Weise verlangen, und al
mittelbare Folge, und zwar mit kurzen Versen,
form des Reimens. Je feiner hingegen das Ge
bildet wird, desto weiter dürfen auch die Versch
der Reime gehen; die Italiäner und Spanier tr
Reime nicht selten durch fünf bis sechs Zeilen mit
nen Reimen. Wie muß Herrn S. dabei zu Mut
da ihm schon bei dreien das Hören vergeht! —
zosen mögen bei ihren schlechten und wenig sonor
allerdings Ursache haben, das Alternieren auf
zwar dabei den Wechsel der männlichen und weibli
festzusetzen, um sie durch den Gegensatz hörbarer

rer Sprache ſind dieſe Beſchränkungen durch die Nachah-
ng der Franzoſen erſt aufgedrungen (die Minneſinger ent-
en die Reime oft eben ſo weit, wie die Provenzalen,
machen auch keinen Unterſchied zwiſchen männlichen und
blichen) und hoffentlich wird von allen ſolchen metriſchen
rtheilen in einigen Jahren nicht mehr die Rede ſein.
Das unerhörte Wageſtück mit drei verſchiednen Reimen
einander hat übrigens ſchon im vorigen Jahrhundert
sdörfer in ſeiner Ueberſetzung der Diana des Gil Polo
klich beſtanden, in welcher er überhaupt ſchon zum Theil
dem richtigeren, ſeitdem verlaßnen Wege iſt, was die
hbildung der ſpaniſchen Gedichte betrifft. Der wackre
nn äußert ſich darüber folgendermaßen, und ich kann
e Belehrung auf Herrn S. anwenden und dieſen damit
aßen: 'Mir zweiffelt nicht, es werden dem Leſer etliche
ichte Spaniſch vorkommen, weil dergleichen zuvor noch
t geteutſchet. Er geruhe aber zu bedenken, daß ſolche
der Spaniſchen Sprache gedolmetſchet, und die Reim-
en, ſo viel nur ſein können, in den meiſten verblieben.'

---

fertigung eines unwißenden Recenſenten der ſchlegel-ſchen Ueberſetzung des Shakſpeare.

1800.

Da ich vorhin die belletriſtiſche Zeitung erwähnt habe,
will ich meinen Leſern ein Beiſpiel geben, wie viel ein
hriftſteller, der bei einem ſchwierigen Unternehmen redlich
h Vollendung ſtrebt, ſich bei unſern ſogenannten Kriti-
n Raths erholen kann. Im Jahr 1797. erſchien das
te von meiner Ueberſetzung des Shakſpeare, ſechs Bände
o nunmehr heraus, und noch ſehe ich einer gründlichen

Beurtheilung vergeblich entgegen. Ein Recensent
gemeinen Litteratur-Zeitung (1797. Nr. 347.
glaubt mir mit seinem oberflächlichen Lobe mehr
geleistet zu haben. (Intell. Bl. d. A. L. Z.
57. S. 477.) Er irrt sich: mir ist es um d
thun, und über diese enthielt seine Recension
Bedeutung, außer etwas aus einem Aufsatze vor
schriebenes. Ein wackrer Mann in der Oberden
ratur-Zeitung (vom 23. August 1799.) zeigt
Willen meine Bemühungen anzuerkennen, allein
sal hat ihm ein Exemplar des englischen Sha
sagt, vermuthlich ist auch in der Provinz, wo
überhaupt keines vorhanden; er sagt daher mit
diger Ehrlichkeit: 'So viel sich Rec. aus ehemal
des englischen Originals erinnert, hat Herr
Poesie des Dichters' u. s. w. Ein Recensent er
Belletristischen Zeitung (11. und 12. St.) nimm
an, als wollte er wirklich auf die Sache gründli
lobt mich mit majestätischer Unparteilichkeit, und
hierauf mit vollkommner Gemüthsruhe. Freili
Tadel mehr den Shakspeare, als mich: es läuft a
so oft widerlegten Behauptungen hinaus, Sha
doch in einer sehr rohen und ungesitteten Zeit
sei leider sehr inkorrekt, besonders habe er viel fa
man müße ihn also würdiger machen in einem
feingesponnenen und vortrefflichen Zeitalter, wie d
zu erscheinen, und ihn ganz leise in die popesche
Artigkeit und Glätte hinüberarbeiten. Wer ni
daß Shakspeare auch in Handhabung der Sprach
Versbaues Popen so weit überlegen ist, wie Alle
nichts, daß alle die vermeinten Anstöße und A

bei jenem bedeutend und ausdrucksvoll sind, und zum Wesen der Sache gehören: der versteht noch gar nichts vom Shakspeare, und ich darf sagen, überhaupt nichts von der Poesie. Wie sollte dieß auch unser Kritiker, da er eigentlich auf der Höhe jener Zeiten steht, wo man den höchsten Lobspruch ertheilte, wenn man sagte: der Mann schreibt seinen reinen und fließenden Vers. Er findet die meinigen holprig, nach der Voraussetzung, daß beständig eine kurze Silbe mit einer langen wechseln müße, welches fürs erste strenge genommen unmöglich ist, und demnächst äußerst fehlerhaft sein würde. Zur Nachbildung der alten Silbenmaße ist der Rigorismus in Ansehung der Quantität durchaus erforderlich; in gereimten Versen aber (und die reimfreien Jamben behalten völlig die Natur derselben) ist eigentlich gar nicht von Quantität die Rede, sondern von accentuierten und nicht accentuierten Silben, und den Stellen, wo jene am vortheilhaftesten stehen. Ueberhaupt werden sie sehr uneigentlich Jamben genannt, man sollte sagen 'zehnsilbige Verse mit männlichem Schluß, elfsilbige mit weiblichem' u. s. w. Da es gar stark die Absicht ist, im dramatischen Fach besonders nach Shakspeares Vorbilde, in andern Gattungen nach den Spaniern und Italiänern von der bisherigen seelenlosen Behandlung der sogenannten Jamben immer mehr abzuweichen, und der Anstoß, den dieß zwar nicht dem Gehör unbefangener Leser, aber der kleinen Kenntniß der korrekten Kritiker geben wird, nur durch Wegräumung jener prosodischen Vorurtheile gehoben werden kann, so werde ich mich schon einmal zu diesen bisher nur leicht berührten (Athen. B. II. S. 283. *) und

*) [S. den Brief an Tieck als Nachschrift zu der Ueb. Ariost. Bd. IV. S. 129.]

B. III. S. 157.*)) Erörterungen entschließen müßen, w
sonst Niemand die trockne Mühe übernehmen will.

Doch dieß alles möchte dem Recensenten noch so
gehen. Allein er beschuldigt mich, an vielen Stellen
Sinn des Originals ganz verfehlt zu haben. Er will
durch Vergleichung mit dem englischen Text beweisen;
er aber für den Text des Dichters hält, sind die schle
und längst verworfnen Emendationen eines Rowe, Theo
Pope, Warburton und Andrer. Er hat also gar keine
tiz davon, was seit mehr als fünfzehn Jahren für die K
des shakspeareschen Textes geschehen ist, denn sonst w
er, da er sich den Kopf zerbricht, was ich nur mit m
Uebersetzung gewollt habe, unter anderm Vermuthungen
auf die Möglichkeit gerathen sein, daß ich eine andre
art vor Augen gehabt haben möchte. Welche philolog
Unwißenheit dieß nun wieder voraussetzt, und welche U
schämtheit, sich demungeachtet an eine Beurtheilung zu wa
leuchtet von selbst ein. Zu völliger Ueberzeugung muß
die Beispiele hersetzen. Aus der Rede des Bastard B
conbridge über seine Standeserhöhung:

> Und wenn er Jürge heißt, nenn' ich ihn Peter:
> Denn neugeschaffner Rang vergißt die Namen,
> Es ist zu aufmerksam und zu gesellig
> Für die Verwandlung.

'Die letzten Zeilen', sagt Rec., 'welche so wie sie da ste
schlechterdings keinen Sinn geben, können nur durch
Original Licht erhalten, wo die Stelle so heißt: o

> And if his name be George, I'll call him Peter;
> For new made honour doth forget men's names:

*) [S. oben 'Matthisson, Voß und Schmidt'.]

Tis too respective and unsociable
For your conversing.

Das it im Anfange der dritten Zeile geht offenbar auf new-
made honour in der vorhergehenden; und man kann natür-
ch nicht anders übersetzen als: Er (der neugeschaffne Rang)
t zu vornehm (respective) und ungesellig (unsociable, zu
ochmüthig), um mit euch zu reden (for your conversing).
Wir wollen gern zugeben, daß in den angeführten Zeilen
Druckfehler stehen geblieben sind, und daß statt 'es' 'er',
nd statt 'zu gesellig' 'ungesellig' gelesen werden muß.
lber dadurch ist der Stelle bei weitem nicht geholfen; denn
as soll 'aufmerksam' in dieser Verbindung heißen? Und
as heißt 'für die Verwandlung'? Vermuthlich hat Herr
chl. conversing mit converting oder conversion verwechselt;
ber wie er etwas, das doch offenbar keinen Sinn giebt,
nschreiben konnte, ohne auf den begangenen Fehler auf-
erksam zu werden, das begreift Rec. um so weniger, da
e Stelle gar keine Schwierigkeit hat und von Herrn Eschen-
urg schon richtig übersetzt worden war.' In der malone-
hen Ausgabe (die freilich noch nicht erschienen war, als
err Eschenburg zum ersten Male seine Uebersetzung heraus-
ab) liest man:

Tis too respective and too sociable
For your conversion.

ie undurchdringliche Dunkelheit, worüber unser Philologe
agt, beruht auf einer Auslaßung, die sich von selbst ver-
eht: 'Es ist zu aufmerksam und zu gesellig', nämlich die
amen beibehalten, 'Für die Verwandlung', natürlich eines
ringen Mannes in einen vornehme[illegible] your ist hu-
oristisch zu nehmen, wie es oft [illegible]
erwandlung. Die untergeschobne [illegible]

wirrt Alles, und respective muß nach derſelben
ßen, was es gar nicht bedeuten kann. — Ferne
wenig möchte (Th. V. S. 84.) für die Worte
der Scene mit Arthur):

— Nun du thöricht Waßer,
Du treibſt die unbarmherz'ge Marter aus!

der deutſche Leſer eine befriedigende Auskunft z
Stande ſein. — —

How now foolish rheum,
Turning dispiteous nature out of door!

'Was wollt ihr, alberne Thränen, die mich um
Standhaftigkeit bringen?' 'Was ſoll nun d
herzge Marter'? Wir würden vielleicht glauben,
ter' durch einen Druckfehler für 'Natur' ſtehe,
das Silbenmaß dem widerſpräche; aber ſelbſt
die Stelle wenig gewinnen.' Das wahre O
tet hier:

Turning dispiteous torture out of door!

Torture und im Deutſchen 'Marter' iſt aktiv ge
'das Martern, der Vorſatz zu martern'. Die
Verbeßerung nature iſt ſehr gezwungen und unſ
Natur im Menſchen iſt an ſich niemals unbar
S. 40. ſteht 'eine höhre Macht als wir', ſtatt 'il
vermuthlich ein Druckfehler!' Die Vermuthung
fehlers, womit der Rec. ſeine chriſtliche Liebe ſ
müht, daß wenn ſie gegründet wäre, meine
ſchon allein dadurch unlesbar würde, findet gar
in Malones Ausgabe ſteht deutlich genug: A gr
we.

Mit solchen Beispielen glaubt der Rec. hinreichend ge-
eigt zu haben, daß ich noch gar Manches zu verbeßern und
u berichtigen übrig gelaßen, und nicht einmal die Arbeiten
neiner Vorgänger überall verglichen und benutzt habe. Er
önne sie leicht noch beträchtlich vermehren; das glaube ich
n der That! Ich fordre ihn auf, sein Versprechen zu halten,
nd mir wirklich eine beträchtliche Anzahl so grober Verstöße
egen den Sinn des wahren Originals aufzuweisen. Er
ird aber wohl thun, sich zuvor eine gehörige Ausgabe des
Shakspeare zu verschaffen, und sich um das Verständniß des-
elben fleißig zu bemühen, auch auf die kritische Geschichte
es Textes ein wenig Rücksicht zu nehmen: denn ich benach-
ichtige ihn, daß ich zuweilen Lesearten folge, die nicht im
erte stehen, weil Malone meines Bedünkens die unnützen
onjekturen immer noch nicht genug herausgeworfen hat, so
ie er auch in seinen eignen sehr unglücklich ist. Unter-
immt der Rec. aber bei gleicher Unwißenheit wieder den
ritiker zu spielen, so verdient er billig, daß ihm zum An-
enken für ihn selbst und zur Warnung für so viele seines
elichters, die belletristischen Ohren ohne Umstände auf den
isch genagelt werden.

Ich bin sonst nicht gewohnt, meine Arbeiten gegen
liese Urtheile zu rechtfertigen: allein da unter den zahlrei-
en Lesern, die mir bei der Uebersetzung des Shakspeare ihr
utrauen geschenkt haben, doch einige, die das Original
icht selbst studiert haben, sich durch die Dreistigkeit jener
ehauptungen möchten irre machen laßen, so war ich ihnen
iese Berichtigung schuldig. Uebrigens kann nicht leicht je-
and stärker fühlen als ich, wie viel auch bei der fleißigsten
ebertragung verloren geht, und es bedarf für mich keiner
emden Erinnerung, um [illegible] die Vervollkommnung

meiner Arbeit bedacht zu sein. Soll aber die Kriti
poetische Uebersetzungskunst wahren Nutzen stiften,
ich, muß es hier als Grundsatz festgestellt werden,
andre Geisteswerke nicht anwendbar ist: nämlich
Kritiker, wo er etwas tadelt, gleich durch die That
lichkeit zu beweisen hat, es beßer zu machen.
Aufgabe des poetischen Uebersetzers ist eine ganz
und zwar eine solche, die ins Unendliche hin nur
näherung gelöst werden kann, weil er mit ganz
Werkzeugen dasselbe ausrichten soll. Da heißt es
Recht:

Si quid novisti rectius istis,
Candidus imperti; si non, his utere mecum.

Recenſion von Bernhardis Sprachlehre. 1803.

STANFORD UNIVERSITY

Sprachlehre. von A. F. Bernhardi. 2 Theile. Berlin. 1801. 1803.

Es hat in neuerer Zeit nicht an Versuchen gefehlt, eine allgemeine philosophische Sprachlehre aufzustellen. Allein so lange der Begriff der Philosophie sich in den der Seelenbeobachtung aufgelöst hatte, konnte nichts weiter geleistet werden, als daß man in den Erscheinungen soviel möglich das überall sich wiederfindende Gemeinschaftliche aufsuchte und aus natürlichen Verknüpfungen erklärte. Man konnte sich um so eher hiebei befriedigen, da das, was ursprünglich im Menschen liegt, nur unter äußerlichen Bedingungen zum Vorschein kommt; man schmeichelt sich, bis zu den ersten Gründen einer Handlungsweise hindurchgedrungen zu sein, wenn man nur den nächsten Anlaß der Entwicklung hatte. Von diesem Standpunkte aus beantwortete man auch meistens die Frage über den Ursprung der Sprache, die man als einen Abschnitt der sogenannten Geschichte der Menschheit, theils aus der Batrachtung wirklicher Sprachen, theils aus den Nachrichten der Reisebeschreiber von wilden Völkern aufzuklären suchte. Die vielen Schriften darüber beweisen, wie solche nirgends an einen festen Punkt angeknüpfte Untersuchungen immer von mannichfaltigen Mißverständnissen getrübt bleiben müßen, und sich endlos hin und her schieben laßen. Es kommt nicht darauf an, zu zeigen, daß etwas

sich hier oder da habe zutragen können, sondern daß es allezeit nothwendig so habe erfolgen müßen. Nur das letzte, in Bezug auf die Sprache dargethan, verdient den Namen einer philosophischen Sprachlehre, aus welcher dann entscheidende Resultate für die Grammatik besondrer Sprachen und für den grammatischen Theil der Poetik und Rhetorik entlehnt werden können.

Unstreitig ist das vorliegende Werk das erste in seiner Art, welches den Bau der Sprache aus dem in einer höhern Wißenschaft erwiesenen Organismus der menschlichen Geistesverrichtungen gesetzmäßig ableitet, und sich an den Idealismus anknüpft. Freilich befindet sich der Sprachlehrer auf dem Gebiet des empirischen Bewußtseins, und darf also Verstand und Einbildungskraft, ja auch die Organisation mit den Sprachwerkzeugen als ein Gegebnes voraussetzen. Dieß hindert aber keineswegs die stäte Beziehung auf das Ursprüngliche, auf die höchste Idee, welche denn keine andre ist, als die Einheit des Subjektiven und Objektiven, A = A. Der Verfaßer erklärt sich ausdrücklich gegen die Mißdeutung, als ob er auf psychologische Erklärungsarten fuße, wo er genöthigt ist, die äußern Bedingungen des Fortgangs der Sprache anzugeben, bei dessen historischer Darstellung dasjenige als allmählich entstanden und hinzugekommen geschildert werden muß, was sich vielmehr aus dem ersten, Alles, aber unentwickelt in, sich faßenden Keime nur abgesondert hat. In dem ganzen Buche ist der Gedanke in das hellste Licht gestellt, daß der erste als Sprachäußerung hervorgebrachte Laut schon jene höchste Einheit (freilich in dunkler Ahndung) verkündigte, welche sich dann in die verschiednen Redetheile spaltete, um durch die Verbindung derselben unter und zum Satze, endlich in poetischen und wißenschaft-

lichen Ganzen in immer höheren Potenzen sich wieder herzustellen.

'Die Sprache', sagt der Verfaßer, 'ist Allegorie des Menschen und seiner Natur, eine sinnliche Konstruktion seines Wesens, und den Gesetzen desselben, eben so gut wie jede andre Aeußerung, unterworfen. Demnach muß die gebildetste Sprache, eben in dem höchsten Punkte ihrer Bildung und um desselben willen, freier und schöner zu ihrem Ursprunge zurücklaufen, weil der Mensch ja in allem seinen Thun und Treiben nichts als eine Kraft ist, welche, nur mit Verschiedenheit der äußern Bedingungen, ewig in sich zurückkehrt.' Der Gang, welchen er gewählt, um diese umfaßende Ansicht durchzuführen, ist folgender.

In dem ersten Buche wird nach allgemeinen Vorerinnerungen die Nothwendigkeit der Sprache aus der Forderung der Vernunft, Gemeinschaft zwischen vernünftigen Wesen zu stiften, dann der Vorzug des artikulierten Lautes vor den übrigen möglichen Mitteln, und seine Zulänglichkeit für das ganze Gebiet der aus äußerm und innerm Sinn entsprungenen Vorstellungen und vom Verstande gebildeten Begriffe, vermöge der ununterbrochnen Verkettung der Aehnlichkeiten, dargethan, und die Aufgabe der gesammten Sprachlehre vorgelegt. Das zweite Buch leitet die Redetheile und ihre Verhältnisse und Biegungen vollständig und in philosophischer Ordnung ab: nämlich zuerst das Substantiv und Attributiv, unter diesem das Participium, hierauf die Copula oder das Zeitwort 'sein', welches die übrigen Zeitwörter, mit einem auf Wirkungen sich beziehenden Attributiv, d. i. Participium, vereinigt in sich enthalten; endlich das Pronomen oder die Kategorien der Sprachdarstellung, das Adverbium und die Präposition. Die Conjunction ist mit Recht

bis zum folgenden Buche verschoben. Ueberall findet man hier viel Eigenthümliches und Neues, wenn auch Manches, was eben die Spitzen der grammatischen Dialektik berührt, noch auf andere Weise sollte gefaßt werden können. Eine beinah geometrische Construction ist die der Verbalzeiten, die besonders auf das Wesen der Aoristen ein großes Licht wirft. Den Schluß macht die Betrachtung der Verwandtschaft aller Wortarten und ihres Strebens ineinander überzugehen. Das dritte Buch beschäftigt sich mit dem Satz und der Zusammenfügung von Sätzen, welche nur Erweiterung des einfachen Satzes, so wie dieser des einzelnen Hauptwortes ist. Hiemit endigt der erste Theil und die reine Sprachlehre; der zweite Theil enthält die angewandte.

Schon innerhalb dieser Gränzen angesehen, als Mittel der gewöhnlichen Verständigung, ist die Sprache ein Kunstwerk, welches den innern Organismus ausdrückt. Dieß wird aber durch den beständigen sorglosen Gebrauch im Dienste des bloßen Bedürfnisses verdunkelt, die Sprache verwildert gewissermaßen, und so tritt die Anforderung ein, durch absichtliche Bearbeitung die gesetzmäßige Thätigkeit, die ihr ursprünglich zum Grunde liegt, in größeren Ganzen deutlicher und reiner auszuprägen. Da nun die natürliche Sprache wegen der gemeinschaftlichen und gemischten Wirksamkeit der Einbildungskraft und des Verstandes, woraus sie zunächst entstanden, einen schwebenden und zweideutigen Charakter haben muß, indem dieselben Zeichen Bild oder Begriff bedeuten können, so geht die künstlich gebildete nothwendig in entgegengesetzten Richtungen auseinander, je nachdem die eine oder die andre jener Kräfte zur herrschenden erhoben wird. Demzufolge betrachten die beiden nächsten, das vierte und fünfte Buch, die Sprache als Organ der Poesie und

der Wißenſchaft. Im vierten wird vom poetiſchen Stil gehandelt, die möglichen Figuren werden aufgezählt, und nach ihrem Gehalt geſchätzt. Eine ſehr glückliche grammatiſche Formel bezeichnet als das Princip derſelben das nomen proprium, auf welches die poetiſche Diktion eine durchgängige Richtung hat, indem ſie anſchauliche Darſtellung des Individuellen beabſichtet. Bedeutende Aufſchlüße über das Weſen der Poeſie und den ihr inwohnenden Idealiſmus gewährt vorzüglich die Unterſuchung über die Metapher als eine Gleichſetzung verſchiedner Bilderſphären. 'Betrachten wir die Sprache als Spiegel und Bild von uns ſelbſt, ſo liegt der Gedanke ſehr nahe, daß es nur eine ſcheinbare Trennung ſei, wenn wir die Welt in die ſinnliche und unſinnliche zerſchneiden, ſondern daß die eine die andre nur reflektiere, und daß ein geheimes Band zwiſchen beiden ſei, welches die Sprache durch die Metapher ausdrückt, und nach deſſen Entdeckung die Philoſophie von jeher ſtrebte, ohne es jedoch als ſeit Kurzem aufzufinden.' —

Im fünften Buche werden die Figuren der wißenſchaftlichen Schreibart als den poetiſchen gegenüberſtehend aus dem entgegengeſetzten Princip abgeleitet, daß nämlich der Verſtand das Zahlähnliche, ein Minus von Realität in der Bezeichnung, ſucht, welches gleichfalls mit einer grammatiſchen Formel eine Richtung auf das nomen appellativum genannt werden kann. Bei der Ueberſicht des Syſtems der Künſte im vorigen, und des damit ſymmetriſchen der Wißenſchaften in dieſem Buche wird man dem Verfaßer gern über den grammatiſchen Geſichtspunkt hinaus folgen, zu welchem [illegible] Syntheſis des wißenſchaftlichen und künſtleriſchen Vo im philoſophiſchen Dialog, im hiſtoriſchen und rhetoriſche und in den Mittelgattungen der Poeſie und Proſa zurü

Für das sechste Buch ist die Betrachtung der Sprache, in so fern sie reiner Ton und Näherung an die Musik ist, aufgespart. Die gröste Aufmerksamkeit der Sprachforscher verdienen die scharfsinnigen Untersuchungen über das Grundalphabet, über die Natur der Vokale und Konsonanten und die begleitenden Hauche, über ihre Verwandtschaft, Uebergänge und mögliche Verschiedenheiten und Verbindungen. So viel ich weiß, ist noch nie etwas Aehnliches versucht worden, nur finden sich Andeutungen dazu in den alphabetischen Formen mancher Sprachen und den Lehren alter Grammatiker. Sinnreich und auf die höchste Ansicht hinweisend ist die Bemerkung, daß schon die einfache Silbe Abbild des Satzes sei, in dem der Konsonant das Substantiv, der Vokal das Attributiv und der dem letzten inwohnende Hauch die Kopula vorstellt, so daß von den Elementen an bis zu dem kunstreichsten Ganzen derselbe Bau und Sinn der Sprachverknüpfung, die Identität des Subjektiven und Objektiven hindurchgeht.

Von den einzeln Lauten wird der Uebergang zur Prosodie, zur Quantität und dem Accent, als den sich entgegenstehenden Principien der antiken und modernen Verskunst, gefunden. Ueber diesen Gegensatz bin ich mit dem Verfaßer völlig einverstanden, auch darüber, daß die Metrik eine nicht auf Erfahrung ruhende Gesetzmäßigkeit habe und haben müße. Unstreitig waren sowohl die griechischen Dichter, als die Stifter der romantischen Poesie im Besitz eines solchen Systems, und es kommt bloß darauf an, ihre Praxis gehörig zu verstehen, und es daraus zu entwickeln. Nur darin kann ich nicht einstimmen, daß eine rhythmische Reihe nicht anders zur Einheit werden könne, als das einzelne Wort durch den Accent, welcher Eine Silbe hervorhebt, und

ihr die übrigen unterordnet. Ueberhaupt scheint mir die Kategorie der Ursächlichkeit, die Abhängigkeit der Folge vom Grunde, hier gar nicht anwendbar. Auf die Frage 'wie wird aber dennoch eine rhythmische Reihe zur Einheit?' antworte ich 'auf eben die Art, wie ein mathematisch bestimmter Körper; durch Stätigkeit in der Zeit, welche der raumerfüllenden Kontinuität an diesem, durch Gleichartigkeit der Recessionen, welche der Masse, endlich durch wahrnehmbare Verhältnisse der Dauer, welche der regelmäßigen Figur entsprechen.' Der metrische wie der musikalische Rhythmus ist das Bild der erfüllten Zeit, die Zahl ist also das Princip beider; und wie in einer Reihe von Proportionalzahlen keine einen Vorrang vor der andern hat, alle aber in einer gemeinschaftlichen Abhängigkeit stehen, die nicht unmittelbar an ihnen ausgedrückt ist, so auch in den rhythmischen Reihen von Silben, Füßen und Versen. Der Vers ist für das Gehör und einzig für das Gehör, jede logische Beziehung würde die Reinheit der Anschauung trüben: und sollte es sich zeigen, daß die Modernen wirklich eine dergleichen aufgenommen, daß ihr Vers bloß das verlängerte immer noch prosaisch accentuierte Wort sei, so würde dieß, unbeschadet dem Grundsatze, bloß ihren allgemeinen Hang zu unauflöslichen Mischungen, statt daß die antike Kunst überall auf strenge Sonderung und reine Gleichartigkeit gieng, auch hier offenbaren. Doch es ist hier nicht der Ort, meine Ansichten zu begründen, vermöge deren ich nicht nur die Begriffe von Arsis und Thesis, vom Fuß, von der Cäsur u. s. w. anders faßen, sondern auch die vornehmsten Silbenmaße der Alten zum Theil anders konstruieren muß, als der Verfaßer gethan hat. Ganz einig mit ihm bin ich wieder über den Gegensatz, welchen die neueren accentuierten Versarten mit

den alten bilden; nur würde ich ihn nicht in die entgegengesetzte Richtung der Abhängigkeit bei den Alten vom Anfange her, bei den Neueren auf den Schluß setzen, sondern darin, daß bei den letzten allerdings diese stattfindet, bei jenen aber gar keine dergleichen Unterordnung, sondern alle Theile des Verses in gleicher Dignität stehen.

Vortrefflich ist die Nothwendigkeit des Reimes unter der Bedingung accentuierter Versarten dargethan, und seine wahre Stelle im grammatischen Gebiet ausgemittelt. Sehr scharfsinnig wird er, sammt allem was ihm verwandt ist, mit dem Wortspiel zusammengestellt und daher abgeleitet. Ich kann mich nicht enthalten, die Hauptstelle über das letzte mitzutheilen, welche eine große Aussicht sowohl in das philosophische als poetische Gebiet gewährt. S. 396. 'Die Verknüpfung zweier Sprachsphären, welche gleichtönen, wobei aber eine bestimmte Betrachtung der Bedeutung beider vorkommt, heißt ein Wortspiel, und dieses ist die Fundamentalfigur aller übrigen musikalischpoetischen Sprachfiguren. Das Wortspiel ist der Witz der Sprache, und an seiner Vortrefflichkeit kann nur der zweifeln, der überhaupt damit unbekannt ist, was der Witz sei und bedeute, und vielleicht den ärmlichen Begriff mit sich herumträgt, daß er nur ein Zeitvertreib und die untergeordnete, unbedeutendere heitere Wahrheit sei. Allein weit entfernt, diese geringe Gattung des Witzes für sein Wesen zu halten, muß man vielmehr die Sache gradezu umkehren und das Wesen der Wahrheit darin setzen, daß sie Witz sei. Denn alle Wißenschaft ist Witz des Verstandes, alle Kunst Witz der Phantasie, und jeder einzelne witzige Einfall wird nur dadurch zu einem solchen, daß er an den Witz der Wahrheit überhaupt erinnert. Damit man aber diese Stelle über den Witz nicht

etwa für witzelnd, sondern weil sie Wahrheit enthält, auch für witzig halte, so überlege man Folgendes. Die Wißenschaft auf ihrem höchsten Standpunkte lehrt eine absolute Einheit, eine unbedingte Identität Alles mit Allem. An diese ewige Konsonanz des Weltalls, an diese heterogene Homogenität, erinnert jede ernste und heitere, jede erhabene und burleske Stimmung; der Witz ist der Blitz, welcher eine einzelne Stelle in dem großen Ganzen erleuchtet, und diese Identität im Einzelnen heraustreten läßt, und daher ist ein jeder Witz, indem er an das Höchste erinnert, erhaben. Je kleiner freilich die erleuchtete Stelle ist, je flüchtiger und vorübergehender der Eindruck, und der gesellige Witz ist mehrentheils nur ein Wetterleuchten', welches das Dasein einer Region anzeigt, in welcher ein Blitz möglich wäre. Der ächte und große Witz wohnt in der Wißenschaft, in der Kunst, und im Leben; da nun die Sprache das Organ von allem diesem ist, so sieht man leicht ein, daß durch das Wortspiel, wie es z. B. Shakspeare gebraucht, oder Aristophanes, Andeutungen können hervorgebracht, Effekte erregt, Empfindungen angeschlagen werden, die nur durch dieses Medium möglich sind, welche sich, wie die Musik, körperlich durch das Ohr in den Geist ergießen.'

Auf die Untersuchung über Allitteration, Assonanz und Reim, folgt in gedrängter Kürze die Konstruktion einiger von den vornehmsten gereimten Versarten, wie sie seit Kurzem nach italiänischen und spanischen Vorbildern in unsere Sprache eingeführt worden sind. Diesen Abschnitt mögen sich die Kritiker, welchen diese unbegriffnen Neuerungen so sehr verhaßt sind, zu Nutzen machen, um sich nicht fernerhin dabei zu prostituieren. Die Lehre vom oratorischen Numerus macht den Beschluß.

Bei aller Reichhaltigkeit des Werkes versteht es sich, daß der außerordentliche Umfang des Stoffes nicht das größte Detail verstattete, daß die Ausführung oft nur summarisch sein mußte. Indessen ist der Anfang mit einer systematischen Behandlung der Sprachlehre gemacht, es kann auf diesem Grund weiter fortgebaut werden. Der Verfasser macht selbst Hoffnung zu einer eignen Schrift über Buchstaben, Silbe, Schrift u. s. w. Vor allem wird es heilsam sein, den zahllosen Haufen unersprießlicher Aesthetiken durch gründliche Werke über die poetische Technik, allgemein grammatisch und mit philologischer Beziehung auf verschiedne Sprachen zu verdrängen, damit die Unwißenheit der Leser, der Dilettanten, der anmaßlichen Kenner und Kunstrichter erfahre, daß die Poesie eine Wißenschaft ist, und ehrerbietig des vorwitzigen Urtheilens sich enthalten lerne. An die allgemeine Sprachlehre kann sich die specielle Grammatik für einzelne Sprachen mit großem Vortheile anschließen. Ehe jene nach philosophischen Principien aufgestellt ist, bleibt für diese der Sprachgebrauch eine todte Gedächtnißsache. Ist man hingegen über den gesetzmäßigen Organismus der Sprache überhaupt im Klaren, so können die hinzukommenden besondern Bestimmungen als das Individuelle historisch begriffen und charakterisiert werden. Bei den Meistern des Stils ist das Gefühl für die Individualität ihrer Sprache sehr rege, allein von Grammatikern ist bis jetzt für die Charakteristik wenig geleistet worden. Die vergleichende Grammatik, eine Zusammenstellung der Sprachen nach ihren gemeinschaftlichen und unterscheidenden Zügen, würde dazu ungemein behülflich sein. So müßte man das Griechische und Lateinische; die Sprachen deutschen Stammes, das Deutsche, Dänische, Schwedische und Holländische; die neulateinischen mit

deutschen und andern Einmischungen; das Provenzalische, Französische, Italiänische, Spanische, Portugiesische; dann das in der Mitte liegende Englische; endlich wieder alle zusammen als eine gemeinschaftliche Sprachfamilie nach grammatischen Uebereinstimmungen und Abweichungen und deren innerem Zusammenhange vergleichen. Eben so die orientalischen erst unter sich, hernach mit den occidentalischen. Leichter ist es zwar diesen Plan zu entwerfen, als ihn auszuführen; doch würde solchergestalt die Philologie immer mehr zur Kunst werden, und auch die Ausbildung der lebenden Sprachen kunstmäßiger fortschreiten können.

Recenſionen aus der Jenaiſchen allgemeinen Litteratur-Zeitung 1804...1808.

Vier Tragödien des Aeſchylos überſetzt von Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. Hamb. 1802.

In unſerm Vorrath von Ueberſetzungen alter Dichter giebt es noch ſo große Lücken, daß jeder Beitrag zu ihrer Ausfüllung, beſonders wenn er nicht bei den Außenwerken des klaſſiſchen Alterthums ſtehen bleibt, denen im Studium desſelben durch wiederholte Behandlungen eine verhältnißmäßig viel zu wichtige Stelle eingeräumt wird, ſondern eins der wenigen auf uns gekommenen urſprünglichen Denkmäler aus der großen Kunſtepoche betrifft, gewiß alle Aufmerkſamkeit verdient. Die franzöſiſchen Schriftſteller ſind weit rüſtiger in dieſem Fache; ſie können es auch ſein, da ihre Leſer um vieles begnüglicher ſind. Bei ihren oft erneuerten Ueberſetzungs-Verſuchen läuft, neben der ungefähren oberflächlichen Uebertragung des Sinnes, welche für hinreichend geachtet wird, Alles darauf hinaus, daß ſie ihre Proſa, nach den eben geltenden Begriffen der Sprachgenoßen von Zierlichkeit, ſorgfältiger aufputzen. Das Wort Nac
auf ſolche Arbeiten gar nicht anwendbar, und v
alten Dichter kann nicht die Rede ſein. Es wi
hiebei ſtillſchweigend eine durchaus nichtige Hoff
geſetzt, als ob ſich ihr Gehalt ohne die Form

da beides in Werken, die auf ächt künstlerische Weise gebaut sind, sich gegenseitig bedingt, und unzertrennlich bis zur Durchdringung eins ist. Indessen liegt in der Auflösung in Prosa, da der Leser doch weiß, das Original sei in Versen abgefaßt, das Geständniß, daß nur ein unvollkommener Begriff des Werkes mitgetheilt werde, die Einbildungskraft wird also zu selbstthätiger Ergänzung aufgefordert. Bei uns ist es ziemlich allgemein anerkannt, daß man Verse durch Verse übersetzen müße, es wird nicht leicht mehr jemand mit einer prosaischen Dolmetschung eines Dichters ins Feld rücken. Allein die hinzuzufügende Bestimmung, daß es auch in dieselben Versarten geschehe, scheint uns fast noch wichtiger, als der allgemeine Grundsatz selbst: denn eben weil versificierte Uebersetzungen höhere Ansprüche machen, weil man bei ihnen nichts an der gewohnten poetischen Form vermißt, können sie um so eher täuschen und mißleiten, wenn sie in Ansehung selbiger den Charakter ihrer Originale verfehlen. Es reicht aber nicht eine Verwandtschaft und ungefähre Uebereinstimmung der Versarten hin, vermöge deren sie etwa denselben Namen führen, wie unsere sogenannten Jamben und die alten Trimeter, welche allerdings Jamben waren; sondern die Versarten müßen wirklich und in der That dieselben sein. Um uns deutlich zu erklären, wie wir dieß meinen, wollen wir bemerken, daß die Hexameter, worein man bisher viele hexametrische Gedichte übersetzt hat, noch nicht völlig einerlei Versart mit der alten dieses Namens sind, auch nach den in letzten Jahren erfolgten Annäherungen. Man hat bei der Einführung dieses Silbenmaßes in unsere Sprache, und verschiedener anderer nach ...ssen Beispiel, mit einer äußerst laxen auf lauter Mißverständnissen beruhenden Nachahmung angefangen. Jetzt, da

wir die Grundſätze der alten Metrik beßer verſtehen, ſollte billig die Nachbildung eines bisher noch nicht verſuchten Silbenmaßes gleich mit unverminderter Strenge und Beibehaltung aller ſeiner Geſetze unternommen werden. Möglich iſt dieß in unſerer Sprache mit den hauptſächlichen Versarten, worin die griechiſchen Tragödien geſchrieben ſind: dem jambiſchen Trimeter, dem trochäiſchen Tetrameter, und den Anapäſten; ja auch von den choriſchen Strophen wagen wir es, einige Ausnahmen abgerechnet, wo man ſich denn ſo gut helfen muß, wie man kann, zu behaupten. Es ergeht demnach an eine Ueberſetzung des Aeſchylus oder Sophokles, welche einmal metriſch iſt, die Forderung, gerade die genannten Versarten, wie ſie in den Originalen ſtehen, beizubehalten.

Die vorliegende Arbeit leiſtet dieß einzig bei den trochäiſchen Tetrametern, einer Versart, die vielleicht unter allen antiken mit einer in unſerer Sprache einheimiſchen die auffallendſte Aehnlichkeit hat; aber auch hier nicht genau: Sponpeen ſind an den unrechten Stellen eingemiſcht, und auch ſonſt wird gegen die Silbenmeßung gefehlt. Uebrigens muß den Trimeter unſer gewöhnlicher fünffüßiger Jambe, meiſtens mit männlicher Endung, nur dann und wann mit weiblicher, und eingemiſchten Anapäſten vertreten; die anapäſtiſchen Verſe und Chöre des Originals aber ſind ohne beſtimmtes Silbenmaß in freien Zeilen, die nach Gutdünken aus jambiſchen, trochäiſchen, daktyliſchen und anapäſtiſchen, ſeltner ſpondeiſchen Rhythmen zuſammengeſetzt ſind, übertragen. Man erinnert ſich, daß der ältere Bruder des Grafen Friedrich Leopold vor einer Anzahl Jahr[illegible]
kles auf ähnliche Weiſe verdeutſcht gab, nur [illegible]
ſchiede, daß er ſtatt der choriſchen Strop[illegible]

Horaz bekannten melischen gewählt hatte; ein schlimmer Mißgriff, da den majestätischen Massen jener nicht leicht etwas mehr entgegengesetzt sein kann, als die enge Bestimmtheit der letzten, so daß immer noch die oben erwähnte regellosere Behandlung vorgezogen werden dürfte. Man kann sich der Vermuthung nicht erwehren, daß die gegenwärtige Uebersetzung von einem Theil des Aeschylus nicht erst vor dem Druck, sondern früher, vielleicht gleichzeitig mit jener des Sophokles, ausgearbeitet worden; wenigstens ist keine Spur von Wetteifer mit neueren Proben in diesem Fach zu bemerken, was bei dem jetzt so regen Geiste der Fortschreitung in unserer poetischen Technik sich keineswegs billigen läßt. Es ist wahr, bis auf die neuesten Zeiten haben sich bei Dolmetschung der Alten Ausüber und Liebhaber sowohl der laxen wie der strikten Observanz gefunden: der Vf. erklärt sich nun durch die That für jene, und kann folglich nicht für verpflichtet geachtet werden, von den Bemühungen derer, die es mit der letzten halten, Notiz zu nehmen. Allein was ist es, was dem loseren Nachbilden immer noch Beifall verschafft? Offenbar das Vertraulichere, Leichtere, Gewohntere der Schreibart. Der Zweck alles Uebersetzens der Alten ist allerdings, ihre Werke für die Zeitgenoßen neu zu beleben. Das in der Muttersprache Geschriebene spricht uns unmittelbarer an, und in so fern können poetische Uebersetzungen selbst Kennern der alten Sprachen sehr schätzbar sein. Wird die Muttersprache aber in der Behandlung zu einer todten, d. h. setzt die Lesung des übersetzten Werks ein eben so mühsames und ausführliches philologisches Studium voraus, als zur vertrauten Bekanntschaft mit dem Original erfordert wird, so wäre es [illegible], die Leser gleich an dieses zu weisen. Die Aufgabe

lautet daher so: die möglichste Strenge in der grammatischen und metrischen Nachbildung soll mit dem höchsten möglichen Grade freier Lebendigkeit vereinigt werden. Hiebei findet nun noch eine gewisse Breite statt, eine Abweichung der Manieren, indem der eine mehr geneigt ist an der Freiheit, der andere an der Strenge aufzuopfern. Diese Uebersetzung des Aeschylus aber lenkt nach unsern Einsichten weit über die zuläßlichen Gränzen auf die Seite der Laxität aus. Wir finden es nothwendig, dieß gleich anfangs, bei aller mit Wärme bezeugten Achtung für den würdigen Vf., unverholen zu äußern. Denn was hilft es, an Einzelheiten zu haften, einzelne Verse und Ausdrücke zu tadeln, da bei der Ausübung einer Kunst, wozu ein weitschichtiges Detail gehört, eine Stelle zufällig unvollkommner ausgefallen sein kann, als die andere? Man muß die Arbeit im Ganzen beurtheilen, und auf die Maximen zurück gehen, welche den Urheber dabei geleitet haben. Was man hier und da an dem Versbau getadelt hat, die eingemischten Anapäste, die doch zum Theil von der Art sind, daß sie durch eine ganz leichte und übliche Kontraktion können weggenommen werden, z. B.:

Den neuen Herrscher allgewaltiger Macht,

für 'allgewalt'ger'; oder dem Verse einen kühneren Aufschwung geben, z. B.:

Wer entreißt den Zepter des Tyrannen ihm?

dann die häufigen Spondeen, die man nur als Härten zu bemerken weiß: dieses möchten wir gerade loben. Denn es hat den Vf. dabei ein richtiges Gefühl geleitet, daß unser gewöhnlicher reimloser Jambe (mit Recht so genannt, weil er eigentlich eine des Reimes entkleidete Reimverse

hier nicht ausreiche; Spondeen und Anapäste sind ja allerdings die Füße, welche auch im Trimeter den Jamben vertreten dürfen: nur bei der übrigen Kunstlosigkeit des Verses, und da es an einer Regel für ihre Einmischung fehlt, können sie nicht ganz die bezweckte Wirkung thun. Den Spondeen finden wir übrigens nicht selten an den vortheilhaftesten Stellen des Verses, und auf die Art, wie er am meisten Nachdruck hat, nämlich daß die betonte Länge den Platz der jambischen Kürze einnimmt, angebracht:

Aufgang und schwererlernten Untergang.

Diesem Verse fehlen nur zwei Längen vor dem letzten Wort, um ein vollkommen schöner Trimeter zu sein. Manchmal sind die antispastischen Rhythmen nicht vermieden, die sich bei Spondeen in der Mitte der Jamben leicht einstellen:

Auch hebt sich der vierschenklichte Vogel schon,

welcher Vers weder nach antiker noch moderner Meßung ein Jambus heißen kann, sondern allenfalls als anapästischer Dimeter gelten möchte. Dann stehen die Anapäste zuweilen an der unrechten Stelle, wo sie nicht als solche erscheinen, sondern bloß den Vers brechen:

Auch seine Eile | verdoppelt schnell den Tritt.

So wohl die pyrrhichischen Schlüße dem Trimeter thun, so übel stehen sie (dieß sei auch gegen die Praxis berühmter Dichter bemerkt) dem fünffüßigen Jamben, der alsdann eigentlich ein vierfüßiger mit gleitender Reimendung wird:

Und schmähet lästernd die Unsterblichen;

vollends wenn noch ein Pyrrhichius vorhergeht:

Den hunderthäuptigen, den stürmenden;

ſolche Zeilen würden gegen die ſchwerwichtigen des Aeſchylus auf der vom Ariſtophanes eingerichteten Wagſchale federleicht in die Luft ſtieben. Bei regelmäßigem Wechſel der Längen und Kürzen, mit einer Pauſe des Sinnes am Schluß und männlicher Endung, z. B.:

Es hangen Glocken aus getriebnem Erz
Um ſeinen Schild, Entſetzen tönen ſie!
Ein ſtolzes Zeichen trägt er auf dem Schild,
Den Himmel flammend mit der Sterne Glut u. ſ. w.

würde der fünffüßige Jambe theils ſehr einförmig werden, theils eine unbeſonnen hineilende Raſchheit haben, die auf das ſtärkſte gegen das gehaltene Anſtreben des Trimeters abſtechen müßte. Daher ſind ſowohl die oben erwähnten Abwechſelungen der Füße, als die zu Hülfe genommenen weiblichen Endungen, welche die Verſe entſchiedener ſondern, und die freieren Uebergänge (wenn wir gleich ſolche wie:

Zu ſein den Göttern, ſammt der Galle und

nicht empfehlen möchten) allerdings gut zu heißen; und die Wahl der Versart einmal vorausgeſetzt, ſehen wir eben nicht, daß viel mehr hätte erwartet werden dürfen, als geleiſtet iſt.

Was ferner die Diktion betrifft, ſo hat ſie zwar nicht die Zierlichkeit der auserleſenſten Wahl, aber eine gewiſſe ſich ſelbſt darbietende Fülle, der es nicht an Reiz und Leben fehlt. Es finden ſich manche glückliche Zuſammenſtellungen, manche ſchöne Kühnheiten, wie es denn von einem Dichter nicht anders zu erwarten war, aus deſſen Liedern, wie man auch von Seiten der Kunſt über ſie urtheilen mag, wenigſtens ein ſtarker Antrieb des Gefühls athmet. In dieſer Hinſicht iſt gegenwärtige Ueberſetzung der des ältern Grafen

zu Stolberg vom Sophokles weit vorzuziehen, welche, indem sie den Stil und die Formen des Originals verfehlt, noch obendrein todt und steif ist.

Das Große aber, was wir vermißen, ist Aeschylus selbst, sein hoher Kothurnschritt, sein festlicher Pomp, sein gewichtiger Nachdruck, seine kolossale Rhethorik, welche mit den Riesengestalten der Helden die Sprache zugleich über das gewöhnliche Maß der Menschennatur anzuschwellen strebt, endlich jene Bilder, Ausdrücke und Laute, welche, wie die furchtbaren Grazien des Meduſenhauptes dem Hörer entgegengehalten, ihn zugleich erstarren machen und entzünden. Unter allen Dichtern des Alterthums läßt sich Aeschylus am Maße seiner Formen am wenigsten verkürzen, weil in ihnen durchaus der Stil der älteren Plastik, strenge Großheit, ausgeprägt ist. Dieser Charakter geht durch, vom Entwurf des Ganzen und den Umrißen der Figuren bis in die kleinsten Züge hinein, wie sich denn überhaupt in einem ächten Kunstwerke Alles reflektiert, und wir es ohne Bedenken unternehmen, am Schema des tragischen Trimeters den Bau der antiken Tragödie zu entwickeln. Es muß daher nothwendig mißlingen, dieß in einer Ueberſetzung wiederzugeben, wenn man nicht die metrischen Formen des Originals, nebst möglichst genauer grammatischer Nachbildung, beibehält. Aber, wird man einwenden, ist dieß auch möglich? 'Soll die Kritik für die poetische Ueberſetzungskunst wahren Nutzen stiften, so muß es hier als Grundsatz festgestellt werden, was auf andere Geisteswerke nicht anwendbar ist: nämlich, daß der Kritiker, wo er etwas tadelt, gleich durch die That die Möglichkeit zu beweisen hat, es beßer zu machen. Denn die Aufgabe des poetischen Ueberſetzers ist eine ganz bestimmte, und zwar eine solche, die ins Unendliche hin nur

durch Annäherung gelöst werden kann, weil er mit ganz verschiedenen Werkzeugen dasselbe ausrichten soll.' (Athenäum 3. B. S. 334.) Diesem Grundsatze gemäß wollen wir unsere Gedanken über die Art, wie der Aeschylus übersetzt werden müßte, praktisch darzulegen suchen. Kürzer wäre es, wenn wir auf ein schon vorhandenes Beispiel des an einem griechischen Tragiker Geleisteten verweisen könnten; allein wir wüßten nichts der Art anzuführen, als einige von Voß in den mythologischen Briefen und sonst übersetzte Stellen. Denn in dem Euripides von Bothe sind, der übrigen Mängel nicht zu gedenken, die Trimeter und übrigen Versarten so holpricht und schlecht gemeßen, daß sie einem Unkundigen Zweifel an der Lösbarkeit der Aufgabe überhaupt erregen könnten. Beträchtlich beßer sind die Trachinerinnen von Süvern, aber noch lange nicht befriedigend. Es versteht sich, daß wir das hier Vorzulegende keineswegs für unverbeßerlich ausgeben: es ist nur ein Versuch, und dazu der erste Wurf; doch wird es hoffentlich zum Belege des oben gefällten Urtheils hinreichen.

Wir wählen, um eine poetisch gewissermaßen vollständige Masse zu geben, den Anfang der Eumeniden bis zur Versetzung der Scene nach Athen, der gewiß zu den Größten gehört, was Aeschylus und überhaupt eine menschliche Phantasie je gedichtet. Die des Griechischen kundigen Leser laden wir ein, die neben einandergestellten Uebersetzungen mit dem Text zu vergleichen, die übrigen mögen sich unmittelbar nach ihrem Gefühl entscheiden. . . . . *)

*) [Die folgende Vorbemerkung und das von Stolberg und Schlegel übersetzte Stück der Eumeniden laßen wir hier weg, da das in die schlegelschen Werke Gehörige schon in den Poetischen Nachbildungen (Werke Bd. III. S. 134. ff.) mitgetheilt ist.]

Es sei uns erlaubt, einige Bemerkungen über einzelne Stellen nachzubringen. Der Uebersetzer hat sich durch die schützische Ausgabe irre führen laßen, wo nach einer Note des Pauw (Vol. II. p. 1046.) Hermes im Personenverzeichnisse aufgeführt, und hier als stumme Person gegenwärtig angegeben wird. Dieß ist einer von Pauws Mißgriffen, welche ein gänzliches Mißverstehen des poetischen Sinnes verrathen. Hermes ist gerade nicht unter den vielen Gottheiten, welche die Pythia als im delphischen Tempel und um ihn her verehrt namhaft macht: wie kommt er nur in den Tempel hinein? Soll ein Gott nicht das Recht haben, den andern anzureden, ohne daß er für sterbliche Augen sichtbar gegenwärtig sei, da ja Menschen zu entfernten unsichtbaren Göttern beten? Und diese Anrede des Apollo ist doch der einzige Grund des verkehrten Einschiebsels. Die Leitung des Hermes, welche jener für seinen Schützling verlangt, bedeutet die vorsichtige Heimlichkeit, ohne die er nicht glücklich zum Ziele gelangen konnte, wie Priamus in der Ilias, ebenfalls vom Hermes geleitet, unbemerkt in das griechische Lager kommt. Die körperliche Sichtbarkeit des Gottes würde also dem geradezu widersprochen haben. Wenn Hermes den Orestes erst recht führte, so müßte dieser selbst nicht einmal gesehen werden. Und wo bliebe der begleitende Gott nachher? Er sollte doch nach vollbrachter Pflicht vom Orestes Abschied nehmen; dieser erscheint aber ganz allein wieder vor dem Tempel der Athene. Auch bedurfte es nicht der Ermahnungen an ihn, unter den Mühseligkeiten der Flucht nicht zu erliegen, wenn er einen sichtbaren Gott zum Geleit bei sich hatte. Kurz, die Annahme ist auf alle Weise widersinnig. — V. 13. bedeuten *παῖδες Ἡφαίστου*, was Schütz nach Wakefield durch fabros et id

genus artifices mercenarios auslegt, vielmehr die Athener, die natürlich von ihrem, aus dem Samen des Hephäſtos entſproßenen, Stammkönige Erichthonius ſo genannt werden. V. 44. haben wir die alte Leſeart λήνει μεγίστῳ in der Ueberſetzung auszudrücken geſucht, welche Schütz erſt unnöthiger Weiſe anſicht, und dann freilich auch Grund findet, den folgenden Vers als unächt herauszuwerfen. Jenes ſcheint ein geheimnißvoller prieſterlicher Ausdruck für die villa geweſen zu ſein, welchen Pythia alſo allerdings Anlaß hat durch einen gewöhnlicheren zu erklären. Bei der ausdrücklichen Nennung der Harpyien hat Stolberg wohl den Vers vor Augen gehabt, welchen Schütz nach Wakefield vor V. 48. einzuſchieben vorſchlägt, da die leicht zu ergänzende Auslaßung, 'Mit den Harpyien würde ich ſie vergleichen, wenn ſie Flügel hätten', weit poetiſcher und äſchyliſcher iſt. Dieß Wenige zur Warnung für den künftigen Ueberſetzer, doch ja, ohne rechts und links nach neueren Conjecturen zu haſchen, ſich, wo irgend möglich, lieber an die älteren Leſearten zu halten.

Bei dem Chorgeſang iſt gleich der Fall eingetreten, daß in Anſehung des Silbenmaßes nicht vollkommne Genauigkeit möglich war, weil in der vierten und ſechsten Zeile der 2ten Strophe und Antiſtrophe ſo viel Kürzen gehäuft ſind, als ſich in unſrer Sprache nicht zuſammen bringen laßen. Man hat daher ein Paar Längen einſtreuen müßen, und ſich in dieſen Strophen des auch von Klopſtock und Voß angewandten Mittels bedient, die zweideutige, hier durch den Rhythmus beſtimmte Silbenzeit über der Zeile zu bezeichnen. Uebrigens kann dieſe kleine Probe ſchon den Vortheil von der metriſchen Nachbildung der Chöre zeigen, denn das Silbenmaß iſt ſehr ausdrucksvoll: die Kürze der Strophen deutet die hin und her ſchweifende Bewegung des Chors

auf dem engeren Raume an, ihr Rhythmus den Ungestüm seiner verwirrten Gemüthsbewegungen. Man wende nicht ein, daß für unser Ohr die langen chorischen Strophen ohne die Begleitung ihrer ursprünglichen Musik immer labyrinthisch bleiben. Das Ohr des Kenners soll geübt sein, die Wiederkehr auch in ihnen zu vernehmen, und es darin bis zur feinsten Schärfe der Unterscheidung bringen. Wenn wir noch nicht angeben können, nicht bloß, warum Aeschylus und Sophokles statt der Trimeter bald einmal trochäische Tetrameter, bald Anapäste gebrauchen, sondern warum sie die Strophen ihrer Chorgesänge gerade so oder so bauen und wechseln laßen; wenn wir nicht in der verschiednen Behandlung der Silbenmaße beim Aeschylus, Sophokles und Euripides den tragischen Stil eines jeden nachweisen können, so sind wir mit unsern Begriffen über ihre Kunst noch nicht im Reinen.

Die vier Tragödien, welche das angezeigte Buch enthält, sind Prometheus in Banden, Sieben gegen Theben, die Perser und die Eumeniden. Die schwersten Aufgaben für den Uebersetzer, die Choëphoren, die Schutzgenoßinnen und besonders der Agamemnon, sind also noch ganz unberührt geblieben. Soll ein gründliches Gelingen erfolgen, so wird es nöthig sein, daß ein kundiger Meister dem Unternehmen eine außerordentliche Anstrengung widme, und es gleich im Großen angreife. Es fehlt noch an einem, der, wie Voß seine Uebersetzungskunst an die hexametrischen Werke der Alten gewandt, sie in gleichem Umfange auf die trimetrischen richtete. Wir möchten behaupten, es sei leichter, die sämmtlichen Dramatiker der Alten gut zu übersetzen, als ein einzelnes Schauspiel. Die Leser würden auch beßer hineinkommen, man müßte ihnen nur, mit Vermeidung alles überflüßigen gelehrten Apparats, den Weg zur Anschauung

der ſceniſchen und mimiſchen Darſtellung, ſo weit ſie ſich erforſchen und divinieren läßt, bahnen.

Als eine angenehme Zugabe erwähnen wir noch die dem Buche beigefügten 16 flarmanſchen Umriße, die, ungeachtet der Verkleinerung, treu und gut nachgeſtochen ſind.

Voyage sur la scène des six derniers livres de l'Énéide, suivi de quelques observations sur le Latium moderne. Par Charles Victor de Bonstetten. Genève. An XIII. (Nebſt einer Karte.)

Man erinnert ſich noch des freudigen Beifalls, womit Woods Verſuch über den Originalgeiſt Homers aufgenommen wurde. Die Bekanntſchaft mit dem Schauplatze der Ilias, der Anblick der ganzen Umgebung verlieh der ehrwürdigen treuen Wahrheit der homeriſchen Geſänge, die man oft nicht genug erkannt hatte, eine neue Beſtätigung. Ein Theil von den zauberiſchen Reizen des Alterthums beruht auf dem Eindrucke der Entfernung, und um dieſen ganz zu gewinnen, bedürfen wir des Gegenſatzes einer hebenden Gegenwart. Die Wanderungen eines gefühlvollen Reiſenden auf einem durch Dichtung geweiheten Boden thun daher eine ähnliche Wirkung, wie wenn eine Landſchaft uns die Ausſicht in eine weite Ferne mit verdämpften Farben und leiſeren Umrißen, von den Gegenſtänden eines kräftigen und nahe herantretenden Vorgrundes eingefaßt, öffnet. Wenn die Wiege eines weltbeherrſchenden Reichs nicht weniger Theilnahme erregt, als die Grabſtätte eines an der Gränze der Fabelwelt untergegangenen und nur im Munde der Sänger ſo herrlich gewordenen: ſo dürfen Hrn. von

Bonstettens Bemühungen um den Virgil gewiß auf nicht geringeren Dank rechnen, als was Wood für den Homer geleistet; um so mehr, da jener sein Unternehmen in einem weit höheren Grade der Vollkommenheit ausgeführt hat. Das trojanische Gebiet hat vermuthlich weit bedeutendere Veränderungen erlitten, als die Küste von Latium, wo Aeneas landete. Dazu kommen die Widersprüche in den örtlichen Angaben der verschiedenen homerischen Rhapsodien, welche Wood nicht beachtete, der überhaupt seinen Dichter nur unvollkommen verstand, und zu voreilig in den heutigen orientalischen Sitten mit den vom Homer geschilderten Aehnlichkeiten finden wollte, die denn freilich sehr oberflächlich ausfielen. Alles dieß hat Woods Versuch dem Nachtheile ausgesetzt, durch die gründlicheren Arbeiten seiner Nachfolger verdunkelt werden zu können, was in Absicht auf das vorliegende Werk nicht leicht gelingen dürfte. Der Vf. hat die Ausdrücke seines Textes mit der feinsten Unterscheidung gefaßt; er hat mit großem Scharfsinn Alles zusammengestellt, was die Lage der Oerter und den Schauplatz der Handlung nach Virgils Absicht zu bestimmen dient, und sehr bedeutende ganz neue Aufklärungen und Berichtigungen dessen, was die bisherigen Ausleger darüber sagen, geliefert. Den historischen Grund der in der Aeneis erzählten Begebenheiten, welchen Hr. von B. überall als unbezweifelt voraussetzt (ein poetischer Glaube, der dieser anziehenden Schrift für die Belebung aller Schilderungen ungemein zu statten kommt), könnte man bezweifeln, ja die ganze Niederlaßung des Aeneas für nicht wirklicher halten, als den brittischen König Brutus, oder den fränkischen Helden Franko, denen das Bedürfniß anderer Völker, nach dem Beispiele der Römer gleichfalls von Troja abzustammen, das Dasein gegeben hat, ohne daß

milchichtem Schwefelwaßer, das immerfort Blasen wirft; eine von Menschenhänden gebildete Höhle ist gegenwärtig auch auf dem Boden mit eben solchem brausenden Waßer angefüllt, und der Felsen oberhalb der Höhle zeigt Spuren eines ehemals vor ihr heruntergeflossenen Waßerfalls. Vielleicht ist also dieß gerade der Ort, wo Latinus unter nächtlichen Schauern, auf Schaffelle gelagert, das Orakel des Faunus abwartete. Diese Meinung erhält eine Bestätigung mehr dadurch, daß man eine Spur davon bei einem alten Grammatiker findet. Probus hatte Albunea erklärt: Laurentinorum silva, in qua oraculum Fauni erat. Heynen ist auch hier begegnet, die richtigere Einsicht der Unkunde zu zeihen. Die Verwechselung mit der berühmten tiburtinischen Albunea ist sehr begreiflich; Albunea scheint ein allgemeiner Name für Schwefelquellen gewesen zu sein.

So viel mag zur Probe für Alterthumskenner hinreichen. Von der Belebung, welche die ganze letzte Hälfte der Aeneis durch die Beschreibung von der gegenwärtigen und ehemaligen Natur des Landes erhält, läßt sich kein Auszug geben: man muß dieß in der anschaulichen Darstellung des Vf. selbst fühlen. Als Beispiel erwähnen wir nur, wie er die besondere Schicklichkeit der Dichtung, daß Juno vom albanischen Berge herab die Scene der Handlung überschaut, aus der hervorstechenden Größe und Lage desselben, als des herrschenden Punktes in der ganzen Landschaft entwickelt; die Vermuthung über die stabula alta des Latinus, als in der gegenwärtigen Bauart solcher Hütten noch erkennbar, die mit einer runden Mauer einen beträchtlichen Umkreiß einschließen, und von einem Rohrdach in Form eines abgestumpften Kegels gedeckt sind; die noch erhaltene Sitte der Hirten Latiums, Lanzen zu führen, und dergl. mehr. Alles

war und bis an den in einem östlicheren Bett fließenden Tiber reichte. Verschanzt war das Lager daher nur vorn gegen das Meer zu, und rechts; von diesen beiden Seiten geschehen auch die Angriffe. Turnus nahm mit dem seinigen die Breite zwischen dem Sumpf und der Küste ein, und schloß solchergestalt die Trojaner von der Landseite ganz ein, so daß Nisus und Eurhalus durch sein Lager hindurch mußten. Dann schlugen sie sich links, um mit dem kürzesten Umwege um den Sumpf herum den Weg zum Pallanteum zu gewinnen. Vom Volscens angetroffen flüchtet Nisus in die nachmals albanischen Wälder, wo Latinus seine Herden hatte. Mit Recht rügt es der Vf., daß Heyne IX. 387. die Lesart lacus in den Text aufgenommen; der albanische See liegt viel zu weit aus dem Wege, als daß man hier an ihn denken könnte. Allein die Lesart einiger Handschriften Atque lucos (– ∪ – –) ist mit dem Verse unverträglich, weßwegen auch Heyne vorschlägt Ad lucos, was neuere Ausgaben aufgenommen haben. Vielleicht läßt sich Atque locos, wie schon Julius Sabinus las, vertheidigen.

Das alte Laurentum setzt Heyne nach Cluver und Volpi unbedenklich an die Stelle des heutigen Torre Paterno, wiewohl dieß unleugbar dem Virgil widerstreitet. Hr. von V. hat der Lage dieses Orts eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und rückt es landeinwärts, und beträchtlich näher gegen den Fluß hin. Die Befugniß hiezu kann nicht bestritten werden, indem der ganze Strich ostwärts vom Tiber, vom Meer bis an die Hügel den Namen des Laurentischen führte. Der Ort, wo der Vf. Laurentum hinsetzt, ist auf der Karte des Ameti als Selva Laurentina bemerkt, und dicht dabei ist Trafusina di Picchi, worin er den Namen Picus zu erkennen glaubt (diese Aehnlichkeit dürfte doch

zufällig sein), dessen Burg sich im oberen Theile der Stadt erhob. Laurentum lag in der Ebene; denn Turnus steigt von den hügelichten Gegenden, wo er im Hinterhalt gelegen, zur Stadt herab; nicht am Meer, sonst müßte dessen in den Gefechten vor der Stadt Erwähnung geschehen; nicht weit vom Tiber und dem laurentinischen Sumpf bei Ostia, denn der im Zweikampf vor dem Aeneas fliehende Turnus fand sich zwischen der Stadt und dem See gegenüber, zu beiden Seiten von dem trojanischen Heere eingeschloßen. Der See und die Ufer hallen zum Geschrei der Heere wieder. (XII. 756.) Ein Adler läßt einen geraubten Schwan in den Tiber fallen (XII. 256.; fluvio kann nicht anders gedeutet werden, keiner von den Bächen in der Gegend umher verdient diesen Namen), und dieß wird von den Rutulern, ebenfalls vor der Stadt, erblickt. Der wilde Oelbaum, wo die vom Schiffbruch Geretteten ihre Kleider aufzuhängen pflegten (XII. 766.), könnte die Meinung derer zu begünstigen scheinen, welche Laurentum an das Meer setzen; aber dieser Umstand muß entscheidenderen Gründen weichen. Es sei uns erlaubt, noch einen vom Vf. übergangenen anzuführen. Daß Volscens, von Laurentum kommend, dem Nisus und Euryalus begegnet, wie sie sich links um den See oder Teich herum landeinwärts wenden, stimmt vortrefflich mit den hier gegebenen Bestimmungen überein; hingegen wäre es unmöglich, wenn er sich mit seiner Schaar längs der Küste hin zum Lager des Turnus gezogen hätte.

Virgils Numicus, den die meisten Ausleger bei Lavinium oder gar bei Ardea fließen laßen, ist nach Herrn von Bonstettens Meinung ein Bach gewesen, der sich in de Sumpf am Tiber ergoß, und jetzt verschwunden ist, was au vulkanischem Boden nicht selten vorfällt. Man könne ih

dieß erhöht die Farben des virgilischen Heldengemäldes, so wie ein aus antiken Gebäuden ans Licht gebrachtes Fresco, mit Waßer benetzt, aus seiner Verblaßung frisch hervorgeht.

Es könnte ein Gegenstand der Verwunderung sein, wie doch die Scene der letzten Bücher der Aeneis, die Virgils nächste Leser dicht unter ihren Augen hatten, zu der man von Rom aus fast nur einen Schritt zu thun hat, noch so wenig erkundet und in obiger Hinsicht befriedigend beschrieben worden. Allein die ungesunde Luft, die traurige Verödung, welche den Reisenden an jedem Bedürfniß Mangel leiden läßt, endlich der Anblick des Elendes, macht es begreiflich, daß sich die Meisten im vollen Genuß der Alterthümer Roms abschrecken laßen, weiter darnach zu suchen. Dieß hat Anlaß zu der zweiten Hälfte der Reisebeschreibung gegeben, worin sich der Vf. mit der Natur, den Ursachen und Wirkungen der cattiva aria, der damals (im Frühling des Jahres 1803) in der Campagna di Roma herrschenden Hungersnoth, den Ursachen des sinkenden Anbaues und der zunehmenden Armut, beschäftigt. In diesen Schilderungen, die einen um so tieferen schmerzlichen Eindruck machen, je mehr sie das Gepräge treuer Wahrheit, ohne rhetorische Uebertreibung, an sich tragen, erkennt man einen Mann, dem die Regierungskunst nicht fremd ist, und dem die wohlthätigen Wirkungen einer weisen ins Große gehenden Sorge für die gedrückten Klassen der Menschheit innig am Herzen liegen. Der Kontrast zwischen großen Erinnerungen untergegangener Herrlichkeit, und dem Anblick gegenwärtigen Elendes und tiefer Erniedrigung, welcher mehr oder weniger durch das ganze Buch hingeht, ladet zur Schwermuth ein, und in dieser Stimmung ist die heitere Phantasie des Vf., die Alles vor den Augen des Lesers entfaltet, und selbst

das an ſich Widrige ohne Schwächung des Gefühls wahrhaft künſtleriſch bildet, eine ſehr willkommene Geſellſchaft. Man reiſet gleichſam mit ihm, ſo ſehr iſt Alles mit nachläßiger Anmuth hingeworfen und ſcheint unmittelbare Eingebung des Augenblicks. Die ſyſtematiſchen Reiſebeſchreiber, unter deren Händen Alles zur ſchwerfälligen Abhandlung wird, verſtehen ihren Vortheil ſchlecht, ſie opfern den eigenthümlichen Reiz ihrer Gattung auf. Gern folgen wir hier dem rhapſodiſchen Wechſel von Anblick, Unterſuchung, Erinnerung und Betrachtung, wie eine wirkliche Reiſe ſie einem reichen und gebildeten Geiſte vorüberführt. Man darf daher auch nicht ſtrenge mit dem Vf. über manche Gedanken und Anſichten rechten, die, ſo allgemein ausgedrückt, wohl in ihren Veranlaßungen nicht genugſam begründet, oder nicht zur gehörigen Reife gediehen ſind. Die Mängel der Methode und Schreibart, die man etwa bemerken möchte, ſind geiſtreiche Fehler, denen bei einem empfänglichen Gefühl ſogar eine gewiſſe Gunſt nicht entſtehen kann.

Eine deutſche Ueberſetzung dieſes Buchs iſt unlängſt von Herrn Schelle angekündiget worden. Wir freuen uns, es in ſo guten Händen zu ſehen, und hoffen, daß es unter denſelben die gefällige Form und zarte Farbengebung nicht einbüßen werde.

Manuscrits de Mr. Necker, publiés par sa fille. Genève. An XIII. (1805.)

Der Tod eines Mannes, der die ſeltenſte Reinheit des Geiſtes, durch eben ſo ſeltene Reinheit des Gemüths verklärt, in einem hohen Beruf entfaltet, eine Lücke in der ſittlichen Welt zu hinterlaßen,

wenn seine ruhmvolle Laufbahn nicht plötzlich abgebrochen, sondern bis zum gewöhnlichen Ziele der dem Menschen gegönnten Jahre fortgeführt ward, wenn sein Leben nicht bloß geendigt, sondern in allen Verhältnissen als vollendet sich darstellt. Diesen Eindruck hat die Nachricht vom Tode des ehrwürdigen Necker in Europa, und wo man in anderen Welttheilen an europäischen Vorfällen Antheil nimmt, wohl auf alle gebildete Menschen gemacht, deren Gefühl nicht durch den Wirbel der Zeitgeschichte betäubt und für Alles außer dem nächsten Andringen des Augenblicks abgestumpft ist. Freilich, das heutige Geschlecht hat ein kurzes Gedächtniß; vor jeder geschlossenen Scene wird ein Vorhang heruntergelassen, welcher der neuen zum Hintergrunde dient, und durch den blendenderen Glanz der Nähe gemeinen Blicken wehrt, weiter rückwärts zu dringen. In dieser theils natürlich entstandenen, theils künstlich beförderten Verwirrung aller Begriffe, wo der große Haufe den Erfolgen leidend zusieht, um von ihnen gleichsam Gesinnungen und Meinungen zu erbetteln, die er aus sich selbst nicht hervorzubringen vermag, ist es wohlthätig, bei dem Bilde eines Weisen zu verweilen, der sein untadeliches sittliches und politisches Glaubensbekenntniß durch Thaten bekräftiget hat; der es unternahm, durch freies Zutrauen zu lenken, mit segnender Menschenfreundlichkeit zu regieren, und jeder Verderbniß des Ehrgeizes und der Herrschsucht mit der unbeflecktesten Reinheit zu begegnen; den die Glorie der begeisterten Verehrung eines ganzen Volks, wie der Sturm gehäßiger Verfolgung, gleichmüthig und unbestechlich fand; der endlich, von dem lärmenden und besudelten Schauplatze abgetreten, nicht müde ward, noch aus der Einsamkeit seine milde warnende und lehrende Stimme an die Zeitgenoßen hören zu laßen. Es ist billig,

mit der Huldigung, die einem ſolchen Charakter gebührt, keine Zeit zu verſäumen: denn wenn man auf eine ruhige Verfaßung der Welt warten wollte, wann möchte die Stunde dazu kommen? Neckers öffentliches Leben gehört der Weltgeſchichte an, und kann nur in einem umfaßenderen Zuſammenhange dargeſtellt werden; aber auch die Sittlichkeit hat ihre Weltgeſchichte, und die Biographie eignet ſich ganz beſonders dazu, ein Archiv der Privattugend zu ſtiften, und dabei durch ausmalende Züge die Wahrheit eines Bildniſſes zu erreichen. Wer wäre mehr im Stande ein ſolches zu entwerfen, als die Tochter des Verewigten, die Zeugin und Begleiterin ſeiner ſpäteren Lebensjahre, die Theilnehmerin ſeiner Schickſale, die innigſte Geiſtesverwandte, die Vertraute ſeiner geheimſten Regungen, der Gegenſtand der liebevollſten Väterlichkeit? Manche Leſer, die gern einen ſo vollkommenen Adel des Gemüths, eine ſo himmliſche Güte, eine ſo heilige Verklärung, wie die hier geſchilderte, an einem Menſchen bezweifeln möchten, werden vielleicht aus der perſönlichen Nähe der Verfaßerin Einwürfe gegen dieſe Lebensbeſchreibung hernehmen wollen. Allein ſolche an Anbetung grenzende Verehrung, wie ſie ſich hier in rührender Beredſamkeit ausſpricht und aus jedem Worte athmet, iſt für ſich allein ſchon eine Thatſache, die alle möglichen fremden Zeugniſſe aufwiegt. Ueberhaupt beruht es auf einer falſchen Anſicht der hiſtoriſchen Unparteilichkeit, wenn man dazu Gleichgültigkeit gegen den Gegenſtand fordert; vielmehr, wenn anders das Große und Vortreffliche das würdigſte Augenmerk der Geſchichte iſt, kann erſt Begeiſterung die ächte Befugniß ertheilen, das Wort darüber zu führen. Denn ohne Liebe wird niemand die ſchönen Geheimniſſe im Inneren göttlich geſinnter Menſchen enträthſeln, nur das Ver-

gelenkt hätte. — Ein kleiner Roman oder moraliſche Novelle, Suites funestes d'une seule faute, macht den Beſchluß. In dieſer rührenden Darſtellung herrſcht eine bei dem Alter des Vf. faſt unbegreifliche Jugendlichkeit und Friſche der Einbildungskraft, und die unnachahmliche Zartheit der Geſinnungen nimmt jedes gefühlvolle Herz in Anſpruch. Man glaubt daraus beßer zu errathen was er den Seinigen war; überhaupt hat er ſich in dieſem geiſtigen Vermächtniſſe ſelbſt ſo geſchildert, daß es der von Frau von Stael gegebenen Charakteriſtik zur Beglaubigung dient, und auf dieſe Art führt die eine Hälfte des Buchs zur erneuerten und tiefer empfundenen Leſung der anderen zurück.

Wir dürfen zugleich anzeigen, daß von dieſer höchſt intereſſanten Schrift nächſtens eine deutſche Ueberſetzung im Publikum erſcheinen wird.

Del cavallo alato d'Arsinoe. Lettere filologiche di V. Monti. Milano 1804.

Die gelehrte Schrift betrifft eine Stelle in dem Gedicht Coma Berenices, dieſem koſtbaren durch Catulls Ueberſetzung auf uns gebrachten Ueberbleibſel kallimachiſcher Zierlichkeit, deſſen Genuß nur leider durch manche Dunkelheiten getrübt wird, zu deren Aufhellung jeder Beitrag willkommen ſein muß. Die Zeilen, welche den Auslegern und Kritikern ſo viel zu ſchaffen gemacht haben, ſind, mit Aufnahme der bentleyſchen Verbeßerung Locridos für Chloridos, folgende:

Abiunctae paullo ante comae mea fata sorores
Lugebant, cum se Memnonis Aethiopis
Unigena, impellens nutantibus aera pennis,
Obtulit Arsinoes Locridos ales equus.

Aus dieſem geflügelten Pferde haben Einige die Aurora, den Pegaſus, den Phönix, die Meiſten aber den Zephyr gemacht; Mehrere haben die Emendation alisequus nach der Analogie von pediseqüus angenommen. Unter dieſen Auslegungen hat die vom Zephyr am meiſten für ſich, wenn man nämlich die Leſeart Chloridos beibehält. Alsdann weiß man aber nicht wohin mit Arsinoes, und man müßte dieß in den Dativ verändern. Ferner würde in dem folgenden Verſe,

Ipsa suum Zephyritis eo famulum legarat,

die Gattin Zephyrs ſeltſam genug nach ihm Zephyritis, er ſelbſt aber, da er doch im gleichen Range untergeordneter Gottheiten mit ihr ſteht, unſchicklich ihr Diener genannt. Auch die Benennung eines geflügelten Pferdes iſt ſehr hart für den Zephyr, der nebſt den anderen Winden immer unter menſchlicher Geſtalt abgebildet wird; und die einzige Analogie, die man dafür anführen möchte, iſt, was Homer von Stuten berichtet, die vom Hauch des Windes befruchtet werden. Endlich findet ſich zwar eine mythologiſche Angabe, Aurora ſei auch die Mutter der Winde, und inſofern könnte Zephyr Memnons Bruder heißen; allein unigena bedeutet in Einer Geburt erzeugte Kinder, und wird ſo, vom Catull ſelbſt, von Diana und dem Apoll gebraucht. Alle dieſe Schwierigkeiten hat Monti auf einem ganz neuen Wege mit glücklichem Scharfſinne gehoben. Er zeigt aus dem Pauſanias, daß Arſinoe im Tempel der Muſen auf einem Strauß ſitzend abgebildet war. Vielleicht war ihre Statue in ihrem eigenen Tempel auf dem Vorgebirge Zephyrium jener ähnlich, vielleicht hatte man auf dieſe Art das Andenken eines für ſie gezähmten Thieres verewigt, auf dem ſie etwa Ge-

fallen gefunden hatte der Seltsamkeit wegen zu reiten und sich so bei öffentlichen Aufzügen zu zeigen. Das geflügelte Pferd ist also der Vogel Strauß, der in der That zum Ziehen und Lasttragen abgerichtet wird, und also höchst schicklich diese Benennung führt. Nun hängt Alles zusammen. Arsinoe, eine früher vergötterte Königin Aegyptens, sendet den mit ihr zugleich in den Himmel aufgenommenen Vogel, um die Locke Berenices abzuholen; er stellt sich dar (obtulit se), nämlich wo die geweihte Locke verwahrt wird, fliegt durch die Luft zurück, und legt diese Locke in den Schooß der Venus, d. i. eben jener Gebieterin, die unter dem Namen der Venus Zephyritis zu Lokri in der Pentapolis angebetet ward. Hiezu stimmen auch die beiden folgenden Verse vollkommen:

Ipsa suum Zephyritis eo famulum legarat,
Grata Canopeis in loca litoribus.

Sie selbst hatte ihren Diener dahin gesandt, zu jenen ihr werthen Oertern an den kanopeischen Gestaden; 'ihr werth', natürlich, weil dort das Vaterland der Arsinoe in ihrem sterblichen Leben war. Wie ist aber der Strauß ein Bruder Memnons, und zwar ein zugleich geborner Bruder? Memnon erhob sich von seinem Scheiterhaufen in einen Vogel verwandelt, und mit ihm zugleich eine Menge anderer Vögel, die Memnonides genannt wurden, und an seinem Grabe Kampfspiele feierten. Man muß sich diese als zu den verschiedenen dort einheimischen Gattungen gehörig denken, und es könnte also auch der Strauß darunter sein; als der merkwürdigste äthiopische Vogel hat er gegründete Ansprüche, Memnons Zwillingsbruder zu heißen. Noch liegt die Wahl des Straußes, um die Statue der Arsinoe

darauf zu ſetzen, vermuthlich eine Beziehung: der Strauß führt im Griechiſchen denſelben Namen wie der der Venus geweihete Vogel, der Sperling.

Da eine italiäniſche Flugſchrift nicht leicht nach Deutſchland gelangt, ſo wird es unſeren Leſern willkommen ſein, dieſe ſinnreiche Auslegung, die wir der ferneren Beleuchtung der Gelehrſamkeit empfehlen, hier vollſtändig dargelegt zu finden. Die Ausführung des Vf. iſt äußerſt geiſtreich, — die Schreibart leicht und lebhaft, und der Gang der Unterſuchung ſpannt die Erwartung, und erregt ein dramatiſches Intereſſe. Für Deutſche bezeichnen wir dieß mit Einem Worte, wenn wir ſagen, daß wir ganz an Leſſings Manier in ſeinen philologiſchen Abhandlungen erinnert wurden.

Prolusioni agli studj dell' università di Pavia per l'anno 1804, recitate da V. Monti. Milano 1804.

Der berühmte Dichter Monti, dem nebſt Alfieri das Verdienſt zuſteht, die italiäniſche Poeſie der Flachheit abgenutzter Bilder und Wendungen entzogen und auf einen männlicheren Ton geſtimmt zu haben, hat dieſe akademiſchen Reden bei der neuen Einrichtung der Univerſität Pavia als Lehrer der Beredſamkeit gehalten, bevor er zu der Stelle eines königlichen Hiſtoriographen berufen war, die er gegenwärtig bekleidet. Er zeigt ſich darin auf das vortheilhafteſte als Redner und Gelehrten. Die erſte Rede handelt 'von der Verpflichtung, die erſten Entdecker der Wahrheit in den Wiſſenſchaften zu ehren.' Sie iſt von der glühend[illegible] Va-
terlandsliebe beſeelt, und durchgehends ein Au[illegible]
Landesgenoßen des Vfs, ſich wieder als Natio[illegible]
die eingewurzelten Abneigungen von Provinz z[illegible]

von Stadt gegen Stadt zu vergeßen, und mit vereinten Kräften auf die Herstellung des alten Ruhmes hinzuarbeiten. Jedermann wird dem Redner beipflichten, wenn er behauptet, daß die Italiäner dem übrigen Europa das Licht der Wißenschaften vorgetragen, daß ſie die Stifter der neuen Geiſtesbildung geweſen, welche ſeit drei Jahrhunderten Europa umgeſtaltet hat. Weniger bekannt aber, ſowohl in Italien als außerhalb, ſind eine Menge Beiſpiele von Entdeckungen und Erfindungen, die in der That von italiäniſchen Gelehrten herrühren, deren Ruhm aber Ausländern anheim gefallen iſt, zum Theil durch wirkliche Plagiate, zum Theil aber auch, weil ihnen in der urſprünglichen Geſtalt die letzte Vollendung fehlte, wodurch der Name und die Anerkennung einer Lehre entſchieden ward. Noch zahlreicher ſind die erſten Andeutungen neuer Wahrheiten, welche in jetzt vergeßenen, ehemals aber allerdings auswärts benutzten Schriften vergraben liegen. Die Urſache hievon iſt, daß die wackern Forſcher des ſechszehnten Jahrhunderts, mehr um den Gehalt als die Form ihrer Schriften bekümmert, meiſtens eine weitſchweifige und verworrene Proſa ſchrieben. Der Vf. geht in dieſer Hinſicht die phyſikaliſchen und mathematiſchen Wißenſchaften durch, und zeigt, wie ſo Manches von Italiänern geahndet, vorbereitet, ja faſt erreicht worden, deren Verdienſt dabei jetzt gar nicht erwähnt wird. Alsdann läßt er den kühnen Denkern im philoſophiſchen Gebiet Gerechtigkeit widerfahren, einem Giordano Bruno, Vanini, Cardano, Teleſio, Campanella, Pomponazzo u. A., deren Köpfe große Anſichten, untermiſcht mit wilden ausſchweifenden Träumereien, ausgebaren, und von denen verſchiedene Opfer des Kirchendrucks wurden. Dieſen hat man noch den Vico beizufügen, der nebſt Machiavelli in der Politik Mon-

tesquieus Vorgänger gewesen ist, und dessen Scienza nuova sich nur durch ihre Schreibart die Vergeßenheit zugezogen, wie der Vf. in der zweiten Rede zeigt.

Wir Deutschen haben ganz besonders Ursache, an dem edlen Unwillen über die seiner Nation verweigerte Gerechtigkeit, welchen Monti so energisch ausdrückt, Theil zu nehmen. Auch uns widerfährt eine gleiche Bevortheilung; auch unsere großen Entdecker und Erfinder sind oft in der Dunkelheit geblieben, während Andere sich den Ertrag ihrer angestrengtesten Geistesarbeit zueigneten. Wir alle wißen, welche Nation am meisten die Gabe besitzt, was ihr gehört oder auch nicht gehört vortheilhaft aufzustutzen, selbst das Geringste gelten zu machen, und alle fremden Ansprüche mit vornehmer Unwißenheit zurückzuweisen. Hierüber ist in Europa nur Eine Stimme, und man sollte gemeine Sache gegen diese unterdrückenden Anmaßungen machen, deren Stimmführer, z. B. ein La Lande, hier gehörig abgefertigt werden.

In Montis Schrift ist zugleich die wahre Richtung der Gelehrsamkeit angegeben, nämlich die, welche überall auf die Quellen zurückführt. Will man dem Wiederholten und Abgeleiteten in allen seinen Verzweigungen nachgehen, so verliert man sich in einen endlosen Wust; einen Gedanken in seiner ursprünglichen Gestalt aufsuchen, ist freilich am mühsamsten, aber auch am belohnendsten. So wie unter uns eine neue Denkart die Oberhand gewinnt, wird sie auch von einer veränderten Gelehrsamkeit begleitet sein müßen, die das bisher Verkannte und Vernachläßigte wieder ans Licht zieht. Schon ist das Andenken eines Bruno, Cardano und Anderer von jenen Italiänern in Deutschland rühmlich erneuert worden; und Dante, für welchen Monti in Italien die Begeisterung durch sein Beispiel und seine Nachbildung

von Neuem erweckt hat, da man zuvor im französischen Tone über ihn absprach, wird auch unter uns seit einiger Zeit mit allgemeiner Verehrung genannt.

In der zweiten Rede, 'über die Nothwendigkeit der Beredsamkeit', wird aus triftigen, aber vermöge der Natur der Sache nicht neuen Gründen das Bedürfniß, gut zu reden und zu schreiben, für alle Stände zweckmäßig dargethan. Merkwürdig sind besonders einige die italiänische Prosa betreffende Bemerkungen, über die Verderbtheit des Geschäftstils, die Pedanterei der Crusca u. s. w.

Corinne ou l'Italie, par Mad. de Staël Holstein. Paris 1807. (Eine andere Ausg.: Paris, de l'imprimerie des annales des arts et manufactures und Leipzig 1807.) 2 tom.

Die Liebhaber ordentlicher Eintheilungen sagen, dieß Buch sei zugleich ein Roman und eine Reisebeschreibung. Gewöhnliche Leser von einseitigem Geschmack wünschen wohl gar, je nachdem sie für eine der beiden Gattungen Vorliebe hegen, entweder die Geschichte zweier Liebenden möchte nicht durch Beschreibungen unterbrochen werden, oder diese möchten nicht jener zu Lieb abgekürzt sein. Solche Urtheile beweisen nur, daß man die Einheit dieser harmonischen Dichtung nicht gefaßt hat. Allerdings wäre es fehlerhaft, einem Roman Beschreibungen solcher Reisen einzumischen, die auf die Schicksale der Personen keinen Einfluß hätten, und wovon die Eindrücke nicht durch deren besondere Gesinnung und Lage bestimmt würden. Sonst aber nehmen Reisen unter den Begebenheiten des Lebens ihre bedeutende Stelle ein, und können auf die Entwickelung des Einzelnen und seine Verhältnisse zu Anderen mannichfaltig einwirken. Wir erinnern

uns nicht, daß jemand die neue Heloise ein Gemisch von Reisebeschreibung und Roman genannt hätte, weil das Walliser Thal, die Felsenufer des Genfer Sees, und andere schweizerische Gegenden und ländliche Auftritte ausführlich darin geschildert sind. Wenn die erzählte Geschichte einheimischer Landesart und geselliger Verfaßung angehört, so darf man beides als bekannt voraussetzen, und örtliche Natur- und Sitten-Schilderungen mögen entbehrlich sein. Kommt es aber darauf an, eine außerordentliche und uns fremde Art zu sein darzustellen, so wird es wichtig, die ganze äußere Umgebung so anschaulich und lebendig als möglich vor die Augen des Lesers zu rücken; und da dürfte es immer beßer sein, sich an die Wahrheit zu halten, und zum Beispiel das wirklich schöne Italien zu schildern, als irgend ein erträumtes und nie gesehenes, dergleichen in so manchen wunderbaren oder wunderlichen Romanen zum Vorschein kommt. Die historische Treue hierin thut der freien Dichtung so wenig Eintrag, daß diese vielmehr erst rechte Haltung dadurch gewinnt.

Zwei Gegenstände, Corinna und Italien, sind hier in Einem Gemälde vereinigt; aber sie sind nicht willkürlich zusammengestellt, sie gehören zu einander, einer erhöht den Reiz des andern. Corinna ist die Lieblingstochter Italiens, und Italien findet an ihr seine Muse. Sie ist Künstlerin und Dichterin und zwar Dichterin aus dem Stegreife. (Giebt es doch im Deutschen, so fremd ist uns jetzo die Sache, keinen anderen Ausdruck als diese seltsame Umschreibung für Improvisatrice.) Dieses Talent wird in Italien, mitten unter dem Verfall der Litteratur, noch immer häufig gepflegt; freilich mit verschiedenem Glück und in mannichfaltigen Abstufungen der Würde und des inneren Werthes. Wir hat-

ten Gelegenheit manche Proben davon zu hören, die durch Anmuth des Ausdrucks, Fülle der Bilder und Leichtigkeit der Wendungen erfreulich waren, ja durch unglaubliche Meisterschaft in den schwierigsten Silbenmaßen und durch schnelle Erfindsamkeit in Erstaunen setzten. Geht man nun hievon aus, um sich eine Vorstellung von ehemaligen berühmteren Improvisatoren zu machen, so entsteht allerdings ein hoher Begriff von der in dieser Kunst möglichen Vollkommenheit. Nicht selten übten ja auch Männer, die in anderen Künsten das Höchste leisteten, diese als Liebhaber, wie Vasari von Leonardo da Vinci sagt, cantava divinamente all' improviso. Bei dem allen muß man doch wohl gestehen, daß Corinna eine idealische Improvisatrice bleibt, wie es vielleicht nie eine gegeben hat. Allein dieß ist das Vorrecht der Poesie, Eigenschaften in Einer Person zu vereinigen, die oft einzeln bewundert worden sind, die sich nicht widersprechen, sondern gegenseitig unterstützen, und also sehr wohl durch eine seltene Gunst der Natur sich beisammen finden können. Persönliche Anmuth ladet ein, das Schöne jeder Art zu lieben; Anlagen zur Musik, zur Tanz- und Schauspiel-Kunst sind der Gabe augenblicklicher dichterischer Eingebungen nahe verwandt; diese können nur dann wahrhaft sein, wenn sie aus der Tiefe des Geistes und Gemüthes hervorgehen, und dem Schwunge hoher Gesinnungen zur Sprache dienen. Das alles denke man sich in der Hülle zarter Weiblichkeit, und das hinreißende Bild ist vollendet. Wer will mit der edlen Verfaßerin darüber rechten, daß sie das Geschöpf ihrer Phantasie mit Vorzügen ausstattet, die sie selbst besitzt? Insofern ein schönes Wunder der Natur überhaupt begreiflich gemacht werden kann, ist Corinnas Entwickelung zu einer so herrlichen Blüthe befriedigend erklärt. Ein heiterer Himmel; eine bald reizende,

bald erhabene, aber immer milde Natur; der beständige Anblick der edelsten Kunstwerke; eine im Ohr und Sinne des Volkes lebende Musik; eine wohllautende dichterische Sprache; eine mehr inbrünstige als strenge, und in den Gebräuchen prächtige Religion; die Erinnerungen an eine große Vorwelt, neben der heutigen träumerischen Unthätigkeit; endlich die sorglose südliche Lebensweise: wie alles dieß das Gefühl und die Phantasie mannichfaltig berührt und anregt, und einen reichbegabten Geist nicht auf bestimmte äußere Zwecke richtet, noch in sein Inneres versenkt, sondern ihn einladet, überströmend von Jugendfülle und Lebenslust, seine glühenden Ausstrahlungen fast unwillkürlich um sich her zu verbreiten: das wird nicht bloß gesagt und gerühmt, sondern man fühlt es, man athmet gleichsam in derselben berauschenden Luft. Weil aber Corinna, wiewohl ganz Italiänerin, dennoch in Gedanken und Empfindungen sich über die Sphäre ihrer Landsleute erhebt: so mußte auch dieß durch besondere Umstände ihres Lebens gerechtfertigt werden, welche die Verfaßerin mit dem gründlichsten Scharfsinne erfunden hat. Corinna ist in Italien erzogen, aber früh mit fremden Sprachen und Sitten bekannt geworden; die Widerwärtigkeiten, die sie auswärts durch einengenden Familienzwang erfährt, führen sie zu ernsterem Nachdenken, geben ihrem Charakter mehr Bestand, und bewegen sie endlich, ihrem Namen und Stande entsagend, in ihr Vaterland zurückzukehren. Hiedurch ist zugleich das Mittel gefunden, ein unabhängiges Künstlerleben außerhalb der bürgerlichen Verhältnisse mit weiblicher Würde zu vereinbaren. Kurz, Alles ist schicklich und wahrscheinlich, wiewohl außerordentlich, ja bewundernswürdig.

Dem Leser wird nicht zugemuthet, Corinnas Gabe zu improvisieren, auf Glauben anzunehmen; es werden glän-

zende Proben davon mitgetheilt. Nicht in Versen: der Geist der beiden Sprachen ist allzuverschieden, und die französische Gebundenheit am wenigsten geeignet, der italiänischen Poesie eine freie lyrische Ergießung nachzutönen. Aber die kurzen fliegenden Sätze in strophischen Abtheilungen, die Farbenglut der Ausdrücke und Bilder, die kühnen Uebergänge bringen ganz die Täuschung hervor, als ob Alles einem improvisierten Original nachgebildet wäre. Dieser eingestreuten Gesänge sind drei: der erste verherrlicht festlich stolz den Ruhm und das Glück Italiens; der zweite, auf dem Vorgebirge Misenum im Anblick einer wollustathmenden Landschaft und zweier entzückenden Meerbusen gedichtet, ist schon von dunkeler Vorahndung durchdrungen, der dritte endlich ist der feierliche Schwanengesang, dem kein Leser von Gefühl seine Thränen versagen wird.

Die Art, wie Corinna zuerst eingeführt wird, nämlich bei dem Feste ihrer Bekränzung auf dem Capitol, ist neu und einzig. So erscheint unter allen von Dichtern besungenen Frauen nur Beatrice im Paradiese des Dante auf ihrem himmlischen Triumphwagen. Und dennoch ist diese eben so glänzende als glückliche Erfindung keineswegs der Wahrscheinlichkeit zuwider, oder den italiänischen Sitten fremd. Man weiß, daß die berühmte Improvisatrice Corilla (auf deren Namen übrigens der hier gewählte nur anspielt, ohne daß sonst irgend ein historischer Zug von ihr entlehnt wäre) der Ehre, auf dem Kapitol gekrönt zu werden, noch vor nicht vielen Jahren theilhaftig ward. Eine bei dieser Gelegenheit erschienene Flugschrift schildert den ganzen Hergang der Feierlichkeit.

Die Wirkung der tragischen Schicksale Corinnas wird durch diesen heiteren, ja frohlockenden ersten Eintritt um so

unfehlbarer. Man begleitet sie von der blühenden Fülle des edelsten Lebensgenußes an, durch alle Stufen der Leidenschaft und des daraus entsprungenen Seelenleidens hindurch, bis zu dem Erlöschen des göttlichen Funkens im Tode mit immer steigender Theilnahme.

Wie der Leser Italien fühlen muß, um ein Wesen wie Corinna zu verstehen, so konnte auf der anderen Seite ein Geist von solchem Umfange, ein so allempfänglicher Sinn sich nur an großen und mannichfaltigen Gegenständen vollkommen entfalten. Hiezu war es erfordertlich, und mit nichten um eine Reisebeschreibung im Roman anzubringen, daß Corinnas Gespräche aus dem engen Kreiße der persönlichen Verhältnisse herausgiengen, und sich über das Alterthum, die Natur, die Kunst und Poesie, endlich über alle Quellen und Richtungen des Enthusiasmus verbreiteten. Dieß ist ohne Zwang und Anmaßung durch den einfachen Umstand veranlaßt, daß sie eine Neigung für einen Ausländer faßt, und durch den Wunsch bewogen, ihn zugleich an sich und an ihr Vaterland zu feßeln, seine Führerin unter den Herrlichkeiten Italiens wird.

Wir Deutschen besitzen so manche durch den Zauber der Phantasie erhöhte Darstellungen dieses Landes, wo Winckelmann das Heiligthum der Antike aufthat, wo Goethe unter südlichem und klassischem Anhauch dichtete, wo Moriz liebenswürdig und sinnig ahndete und schwärmte, wo Heinse ungeachtet seiner stürmischen wilden Rohheit wenigstens das vielgestaltete feurige Leben zu ergreifen wußte, daß wir schon mit großen Forderungen zu einer neuen Schilderung hinzutreten. Gerade deswegen werden die Vorzüge der hier gegebenen unter uns um so beßer erkannt werden. Sie ist zugleich treu und idealisch, eigenthümlich ohne Einseitigkeit,

von Stadt gegen Stadt zu vergeßen, und mit vereinten Kräften auf die Herstellung des alten Ruhmes hinzuarbeiten. Jedermann wird dem Redner beipflichten, wenn er behauptet, daß die Italiäner dem übrigen Europa das Licht der Wißenschaften vorgetragen, daß sie die Stifter der neuen Geistesbildung gewesen, welche seit drei Jahrhunderten Europa umgestaltet hat. Weniger bekannt aber, sowohl in Italien als außerhalb, sind eine Menge Beispiele von Entdeckungen und Erfindungen, die in der That von italiänischen Gelehrten herrühren, deren Ruhm aber Ausländern anheim gefallen ist, zum Theil durch wirkliche Plagiate, zum Theil aber auch, weil ihnen in der ursprünglichen Gestalt die letzte Vollendung fehlte, wodurch der Name und die Anerkennung einer Lehre entschieden ward. Noch zahlreicher sind die ersten Andeutungen neuer Wahrheiten, welche in jetzt vergeßenen, ehemals aber allerdings auswärts benutzten Schriften vergraben liegen. Die Ursache hievon ist, daß die wackern Forscher des sechszehnten Jahrhunderts, mehr um den Gehalt als die Form ihrer Schriften bekümmert, meistens eine weitschweifige und verworrene Prosa schrieben. Der Vf. geht in dieser Hinsicht die physikalischen und mathematischen Wißenschaften durch, und zeigt, wie so Manches von Italiänern geahndet, vorbereitet, ja fast erreicht worden, deren Verdienst dabei jetzt gar nicht erwähnt wird. Alsdann läßt er den kühnen Denkern im philosophischen Gebiet Gerechtigkeit widerfahren, einem Giordano Bruno, Vanini, Cardano, Telesio, Campanella, Pomponazzo u. A., deren Köpfe große Ansichten, untermischt mit wilden ausschweifenden Träumereien, ausgebaren, und von denen verschiedene Opfer des Kirchendrucks wurden. Diesen hat man noch den Vico beizufügen, der nebst Machiavelli in der Politik Mon-

tesquieus Vorgänger gewesen ist, und dessen Scienza nuova sich nur durch ihre Schreibart die Vergeßenheit zugezogen, wie der Vf. in der zweiten Rede zeigt.

Wir Deutschen haben ganz besonders Ursache, an dem edlen Unwillen über die seiner Nation verweigerte Gerechtigkeit, welchen Monti so energisch ausdrückt, Theil zu nehmen. Auch uns widerfährt eine gleiche Bevortheilung; auch unsere großen Entdecker und Erfinder sind oft in der Dunkelheit geblieben, während Andere sich den Ertrag ihrer angestrengtesten Geistesarbeit zueigneten. Wir alle wißen, welche Nation am meisten die Gabe besitzt, was ihr gehört oder auch nicht gehört vortheilhaft aufzustutzen, selbst das Geringste gelten zu machen, und alle fremden Ansprüche mit vornehmer Unwißenheit zurückzuweisen. Hierüber ist in Europa nur Eine Stimme, und man sollte gemeine Sache gegen diese unterdrückenden Anmaßungen machen, deren Stimmführer, z. B. ein La Lande, hier gehörig abgefertigt werden.

In Montis Schrift ist zugleich die wahre Richtung der Gelehrsamkeit angegeben, nämlich die, welche überall auf die Quellen zurückführt. Will man dem Wiederholten und Abgeleiteten in allen seinen Verzweigungen nachgehen, so verliert man sich in einen endlosen Wust; einen Gedanken in seiner ursprünglichen Gestalt aufsuchen, ist freilich am mühsamsten, aber auch am belohnendsten. So wie unter uns eine neue Denkart die Oberhand gewinnt, wird sie auch von einer veränderten Gelehrsamkeit begleitet sein müßen, die das bisher Verkannte und Vernachläßigte wieder ans Licht zieht. Schon ist das Andenken eines Bruno, Cardano und Anderer von jenen Italiänern in Deutschland rühmlich erneuert worden; und Dante, für welchen Monti in Italien die Begeisterung durch sein Beispiel und seine Nachbildung

der gerühmtesten Kompositionen neuerer Künstler beinahe für die letztere den Ausschlag. Hinreißend ist was über die Wirkungen der Musik ebenfalls bei Gelegenheit eines persönlichen Anlaßes gesagt wird: es läßt unseres Bedünkens die beredtesten Zeilen von Rousseau hierüber weit hinter sich.

Von der italiänischen Poesie ist vornehmlich in dem ersten improvisierten Gesange die Rede. Dante wird vor Allen glorreich gepriesen. Die hier aufgestellte Ansicht dieses im vorigen Jahrhundert so mißkannten und unbegriffenen Dichters ist für Frankreich ganz neu, und eben so tief gedacht, als unnachahmlich ausgedrückt. Ein Gespräch über das italiänische Theater unter Mitredenden verschiedner Nationen rügt dessen Schwächen, und würdigt einsichtsvoll die Verdienste eines Metastasio, Alfieri, Goldoni, Gozzi. Zusammengenommen mit der Schilderung, wie Corinna auf gesellschaftlichen Bühnen einmal als Julia auftritt, in Shakspeares gleichsam nach seiner Heimat Italien zurückgeführten Romeo und Julia (ein äußerst glücklicher Gedanke!), dann als die Tochter der Luft in einem Schauspiele mit Gesang von Gozzi nach Calderon, giebt jenes Gespräch Aussichten, wie die dramatische Kunst in Italien auf einer freieren Bahn gedeihen könnte. Statt der verfehlten leblosen Nachahmungen der alten, oder gar der französischen Tragödie, womit man sich dort nun schon so lange plagt, sollte nach dem Beispiele der Engländer und Spanier dem ernsten Schauspiel romantischer Wechsel und Umfang verstattet werden. Die Opera seria ist einschläfernd durch die Einförmigkeit ihrer Bestandtheile; der Opera buffa fehlt es an Bewegung und Handlung: warum schmelzt man sie nicht zu einer Mittelgattung zusammen, worin das Lustige neben dem Wunderbaren, ja Abenteuerlichen Platz fände, und wo-

von deutsche Komponisten einige vortreffliche Beispiele gegeben? Mögen diese geistreichen Winke in einer so vielgelesenen Schrift die etwa in Italien schlummernden dramatischen Talente zu wecken dienen!

Die gesellige Verfaßung und der Geist des Volkes, von den obersten bis zu den untersten Ständen, ist mit scharfer Beobachtung aufgefaßt; aber die viel andeutenden Züge des Bildes sind im mildernden Lichte des Wohlwollens und einer Einbildungskraft, die sich in die Mitte eines fremden Daseins zu versetzen weiß, entworfen. Nicht leicht hat irgend ein anderer Schriftsteller außer Winckelmann, in seinen Briefen und sonst, dem Verstande und Charakter der heutigen Italiäner so vollkommene Gerechtigkeit widerfahren laßen. Allein Winckelmann war einseitig und parteiisch für sein neues Vaterland; hier ist ein höherer Standpunkt der Beurtheilung genommen, und auch die entstellende Rückseite nicht verhehlt. Die Darstellung des allgemein äußern Lebens und der Volksfeste sind im höchsten Grade anschaulich und ergötzlich: man sehe z. B. die gedrängte Beschreibung des Carnevals und Pferderennens zu Rom; und wie meisterhaft ist die verschiedene Eigenthümlichkeit von Neapel und Venedig bezeichnet!

Wir müßen uns mit diesen wenigen Anführungen aus dem reichen Gehalt des Buches von dieser Seite begnügen, um auch dem in seiner Art eben so ausgezeichneten Roman unsere Aufmerksamkeit zu widmen. Der wahre Maßstab ist bei der ungeheuern Menge von Schriften, welche sich den Namen dieser Gattung anmaßen, so wenig anwendbar, daß er dem gröſten Theil des lesenden Publikums gänzlich
handen gekommen ist. Nur in Deutschland hat es n
dings wieder verlauten wollen, daß ein Roman po

und insbesondre romantisch sein müße. Einerseits verlangen ernsthafte Männer, ein Roman solle ein nützliches Exempelbuch sein, und unter der Einkleidung einer Geschichte Erfahrungen aus der Wirklichkeit vortragen, welche die Jugend über das verständigste Betragen im bürgerlichen und häuslichen Leben belehren können. Andere hingegen, Leser und Leserinnen, betrachten die Romane als Legenden der Liebe, und wollen ihre Andacht an dem Vorbilde so mancher Märtyrer des Herzens nähren. Wie sich eine Neigung allmählich entspinnt, wie sie sich kund giebt, wie endlich ein Herz gewonnen wird, und was Alles weiter daraus erfolgt, hierauf ist einzig ihre unerschöpfliche Neugierde bei jedem der vielen hundert Romane, die sie lesen, von Neuem gerichtet, und wird ihnen nur das genügende Maß von Liebe und Leidenschaft zugetheilt, so sind sie in allen übrigen Stücken sehr nachsichtig. Sie lesen wie jene Liebende beim Dante:

Noi leggevamo un giorno per diletto
Di Lancilotto, come amor lo strinse.

Die Wahl solcher zärtlichen Herzen, denen ein großer Dichter, der selber ihr Abgott war, irgendwo in spottendem Uebermuth Schuld giebt, 'ein Pfuscher vermöge sie zu rühren', ist dennoch der ächt poetischen Ansicht weit näher verwandt, als die Forderung der moralisierenden Kritiker. Jene verlangen wenigstens keine Nutzanwendung, sondern überlaßen sich den unmittelbaren Eindrücken. Und war es nicht immer die Darstellung eines einzigen ausschließenden Gefühls, dessen Allgewalt sich in treuer Beharrlichkeit oder kühnem Ungestüm offenbart, was in allen Dichtungen, von Homers Gesängen an, immer die lebhafteste Theilnahme

? Unter den menschlichen Gefühlen führt aber un-

streitig die Liebe die unwiderstehlichsten Bezauberungen für die Erinnerung oder Vorahndung mit sich. So war es überall und zu allen Zeiten: die Liebesschwärmereien wurden im züchtigen ritterlichen Europa eben so sehr vergöttert, als die des Medshnun im wollustathmenden Orient. Wenn aber das Romantische vornehmlich aus dem Zusammenstoß eines idealischen Enthusiasmus mit der prosaischen Wirklichkeit hervorgeht, so wird die Liebe, welche alle Widersprüche der menschlichen Natur und Bestimmung in Bewegung setzt, mit Recht für die vorzugsweise romantische Leidenschaft gehalten.

Corinna ist die Geschichte einer unglücklichen Liebe, und zwar einer Liebe, die nicht bloß durch zufällige Hindernisse gestört wird, sondern wo der Keim des unglücklichen Ausganges schon im Wesen der Sache selbst liegt. Diese Sterblichkeit der schönsten Gefühle ist hier so treffend und wahr geschildert, daß sie in traurende Betrachtung versenken muß. Corinnas Wahl ist unglücklich; nicht als ob sie auf einen unwürdigen Gegenstand fiele, sondern weil die Entgegensetzung der Charaktere, wovon man recht gut begreift, wie sie die Entstehung gegenseitiger Neigung sogar begünstigt, entweder eine frühe Trennung herbeiführen muß, oder doch keine dauernd glückliche Vereinigung hoffen läßt. Da Corinna, wiewohl keinesweges mit einer kalten fehlerlosen Vollkommenheit begabt, außer allem übrigen Zauber, den sie besitzt, auch in ihrer Liebe durch unbefangene Eingegebenheit so unendlich liebenswürdig erscheint, Mann, der sie verläßt und aufopfert, freilich retten. Indessen hat die Verfaßerin bewu Kunst aufgewandt, um ihn dennoch anziehen Wankelmuth begreiflich zu machen. C

Lord von den edelſten Eigenſchaften, hat durch einen jugendlichen Fehltritt gegen ſeinen Vater, den er aus zarter Gewiſſenhaftigkeit bei ſich ſelbſt übertreibt, ein ſchüchternes, trübes, ſich und Andern mißtrauendes Weſen angenommen. Da er zuvor zu Hauſe und auf Reiſen bloß der ſittlichen und geſelligen Ausbildung gelebt hat, eröffnet Corinna ihm auf einmal die Welt der Phantaſie, und zieht ihn unwiderſtehlich in ihren magiſchen Kreiß. Aber Corinna hat in näheren Verhältniſſen mit ſeinem Vaterlande und ſeiner Familie geſtanden, als er weiß oder vermuthet, und ihre Jugendgeſchichte, die ſie nach langem Widerſtreben ihm endlich offenbart, erregt ihm Zweifel an der Möglichkeit eines häuslichen Glückes mit ihr nach ſeinem Sinne. Der Krieg ruft ihn nach England zurück, und hier iſt vortrefflich entwickelt, wie nationale Denkart und Gewöhnungen, mit einem Worte, alle die Wurzeln, woran das Daſein pflanzenartig hängt, ſich der freien Bewegung eines begeiſterten Gefühls, welches über dieſen Kreiß hinausgeht, widerſetzen und es endlich bemeiſtern. Wir können die erfinderiſch zuſammengeſtellten Umſtände und Zufälle, welche gegen Corinnas Liebe ſich gleichſam verſchwören, hier nicht einzeln angeben, ohne denjenigen unſerer Leſer, die das Buch noch nicht kennen, vorzugreifen, und den Reiz der Neuheit zu ſchwächen. Nur dieß: in Lucilen, der jungen Engländerin, die Oswald Corinnen vorzieht und zur Gattin erwählt, iſt ein Bild eingezogener verſchleierter Jungfräulichkeit, und ſtrenger ſittlicher Reinheit mit ſo zarter Anmuth umkleidet, daß es in der Sinnesart mancher Leſer Corinnens hinreißenden Reizen die Wage halten mag; gar nicht nach der Weiſe gewöhnlicher Romandichter, die Alles an ein Schooßkind ihrer Phantaſie verſchwenden, und für die übrigen Perſonen nichts übrig behalten.

Corinna handelt nach einem entschiedenen Gefühl, kühn und offen im Vertrauen auf ihren hohen Genius. Oswald hingegen schwankt vom Anfange an, ohne alle Selbstständigkeit, was ihm nebst einer fast weichlichen Regsamkeit des Gefühls ein etwas unmännliches Ansehen giebt. Es ist wahr, er vernachläßigt sein Leben aus Edelmuth bei jedem Anlaße: er wagt sich, um Nothleidende aus dem Feuer oder Waßer zu retten; er wagt sich im Kriege; er wagt sich auch für Corinna bei einer tödtlichen und ansteckenden Krankheit, die sie befällt. Wir überlaßen dem Gefühl der Leserinnen zu entscheiden, wie viel dieß auf eine weibliche Einbildungskraft wirken mag. Corinnens Neigung ist vielleicht dadurch erklärt, aber Oswalds Werth wenig gehoben. Ihr Leben wagen Viele, aus guten, gemeinen oder schlechten und erbärmlichen Antrieben; aber ächte Männlichkeit beruht auf unerschütterlicher Treue und muthiger Unabhängigkeit der Gesinnungen. Wie unmündig erscheint Oswald oft anderen Personen gegenüber! Er läßt sich eben sowohl durch die steifen Sittenpredigten der Lady Edgermond, als durch die schlaue Eitelkeit der Madame d'Arbigny beherrschen, und beßeren Entschlüßen abtrünnig machen.

Die Jugendgeschichte Corinnas schildert mit unübertrefflicher Wahrheit, wie ein strebender Geist durch die geordnete Mittelmäßigkeit seiner Umgebungen eingeengt wird, und wie aus lauter kleinen Hemmungen seiner Wirksamkeit ein unleidlicher Druck erwächst. Wer je etwas Aehnliches gefühlt hat, wird es nicht ohne die innigste Theilnahme lesen.

Die nicht zahlreichen Nebencharaktere sind sämmtlich nach ihrem Zweck und der Stelle, die sie einnehmen, mit großem Verstande angelegt, und mit Sorgfalt ausgeführt. De ausgezeichnetste ist der Graf d'Erfeuil, ein französischer Emi

daß ihre Nation, die den übrigen in Allem vorgeleu[illegible]
[illegible] geraumer Zeit unter dem Drucke der Meinung Eu[illegible]
[illegible]. Sie sind sehr dankbar dafür, und es wirkt w[illegible]
[illegible] auf sie, wenn sie einer wohlwollenden und ge[illegible]
Beurtheilung begegnen. Wir Deutschen sind nur [illegible]
[illegible] mit Lobe bedacht. Wenn wir anders nicht [illegible]
[illegible] oder ganz und gar unpoetische [illegible]
[illegible], so möchten wir die berühmte Verfa[illegible]
[illegible] das nächstemal in den Text aufzunehm[illegible]

Dichtergarten. Herausgeg. von Rostorf (v. [illegible]
Erster Gang. Violen. Würzb. [illegible]

Wenn nüchterne Beschränktheit sich der[illegible]
[illegible] die gemeinen Ansichten und Gesinnun[illegible]
[illegible] die Poesie erheben soll, aus der[illegible]
[illegible] sich verkleidet und unverkle[illegible]
[illegible], ja sich ganz darin ausbreiten, [illegible]
[illegible] die Flügel nehmen und sie [illegible]
[illegible]: dann entsteht ein Bed[illegible]
[illegible] als eine freie Kunst zu üben, [illegible]
[illegible] vom Inhalte unabhängigen Wert[illegible]
[illegible] die grösten Rechte eingeräu[illegible]
[illegible] Kräfte und Antriebe der [illegible]
[illegible] Bildungen gleichsam nur in[illegible]
[illegible] keinem anderen Zweck, al[illegible]
[illegible] Willkür bewußt zu werde[illegible]
[illegible] einigen Jahren in Deutschla[illegible]
[illegible] und verlorensten Ahn[illegible]

die zugleich den sanften, und wie freiwillig überfließenden Wohlklang bezeichnen mag, den diese Lieder fast durchgängig haben. Die Legende von Sanct Wendelin ist ganz in dem schlichten Ton erzählt, den eine so einfältige ländliche Geschichte verlangt: es ist eine wahre Waldromanze, wobei man sich in eine jener schön und einsam gelegenen Wallfahrts-Kirchen versetzt. Die Legende eignet sich überhaupt häufig dazu, als Romanze behandelt zu werden: sie ist ja eine volksmäßige Ueberlieferung. Florio und Blancheflur ist eine süße Klage und Gegenklage der Sehnsucht, der kindlich spielenden Zärtlichkeit und unschuldigen Inbrunst. Freilich wird, um sie ganz zu verstehen, vorausgesetzt, daß man wiße, wie diese liebenden Kinder getrennt wurden, um ihre früh erwachte Leidenschaft zu dämpfen; und diese Bekanntschaft mit der Geschichte in ihrer wahren Gestalt dürften nur wenige Leser besitzen.

Die Gedichte von Sylvester gefallen besonders durch jugendliche Frischheit; so z. B. das Trinklied, das in kurzen Zeilen mit vielfachen Reimen leicht hingleitet:

Laßt uns fröhlich trinken,
Alles Leid versinken
In des Bechers Grund;
Wenn die Becher blinken,
Voll den Lippen winken,
Wird man erst gesund.

Aller Freuden Blüthe
Wecket im Gemüthe
Nur des Weines Glanz;
Und die geist'ge Güte
Schafft, daß er verhüte
Wilder Sorgen Tanz.

Nie bleibt er alleine;
In dem Widerscheine
Grüßt die Lieb' uns bald;
Jeder schaut die Seine,
In dem goldnen Weine
Zeigt sich die Gestalt u. s. w.

Seine Sonette haben schönen Anlagen, doch möchte man ihnen in der Ausführung zuweilen mehr Haltung und Bestimmtheit wünschen. Die 'Romanze' von eben diesem Dichter erinnert durch die Weise und sogar durch einzelne Wendungen, z. B.:

An die Dichter.

Buhlt länger nicht mit eitlem Wortgeklinge!
Unedle laßt in Hochmuth sich aufblähen,
Sich um den eignen Geist bewundernd drehen,
Beseeligt, daß so Einz'ges ihm gelinge.

Laßt nicht der Eitelkeit verborgne Schlinge
Aushöhlend mich eu'r Herz umwinden sehen.
Treu dienend nur erklimmt der Dichtkunst Höhen
Wer fühlt, wie heilig das sei, was er singe.

Den Heldenruhm, den sie zu spät jetzt achten,
Des deutschen Namens in den lichten Zeiten,
Als Rittermuth der Andacht sich verbunden,

Die alte Schönheit, eh sie ganz verschwunden,
Zu retten fern von allen Eitelkeiten,
Das sei des Dichters hohes Ziel und Trachten!

Die ganze Sammlung ist in diesem Sinne gedacht. Sie besteht in Beiträgen von Sophie B. geb. Tieck, Rostorf, Friedrich Schlegel, und Sylvester.

Von Sophie B., der Schwester des Dichters Tieck, welche, diesem an Geist und Talent auffallend verschwistert, eine schwermüthig ahndende und dennoch ton- und farbenreiche Phantasie mit weiblicher Zartheit umschleiert, finden wir hier ein Trauerspiel in drei Aufzügen, Egidio und Isabella. Der Stoff scheint aus einer spanischen Novelle entlehnt, und die Form ist dem gemäß gewählt: es ist diejenige, welche das spanische Schauspiel vor Einführung des häufigeren Gebrauchs der Assonanz durch Calderon und seine Zeitgenoßen hatte. Das Stück ist ganz in Reimen geschrieben, bald in kurzen vierzeiligen Strophen oder in Decimen, bald in zehn- oder eilfsilbigen Versen, hauptsächlich in Oktaven, mit einigen eingemischten Kanzonen, Terzinen und Sonetten. Der Gebrauch so künstlicher Silbenmaße ladet zu prächtigem Bilderschmuck ein; doch hat die Verfaßerin nur einen bescheidenen Gebrauch hievon gemacht. Bei ihrer glücklichen Leichtigkeit im Versbau fügen sich die Worte wie von selbst in diese Weisen, welche nur selten der Raschheit des Dialogs und nie der Innigkeit des Gefühls Abbruch thun. Einige Situationen können durch die Aehnlichkeit der äußeren Bedingungen, wodurch sie herbeigeführt werden, an Calderons Andacht zum Kreuz

erinnern, aber der Geist ist durchaus verschieden. In dem letztgenannten Stück herrscht in den Charakteren durchgängig eine wilde Leidenschaftlichkeit, sie werden von Verbrechen zu Verbrechen fortgerißen, und die Rückkehr zum Heil auf einem einzigen noch offen gelaßenen Wege wird bis auf den letzten Augenblick verschoben. Hier verwandelt sich Isabellas Uebermuth sogleich nach ihrem Falle, den sie doch nicht so verschuldet hatte, in Demuth; ihr ganzes übriges Leben wird eine fortgehende Bußübung, sie scheint sich in den hingegebensten Ergießungen ihrer Reue nie ersättigen zu können. Wie sie in dem Hause ihres Vaters verkleidet als Sklave dient, und erst nach ihrem Tode erkannt wird, dieß hat viele Aehnlichkeit mit der wunderbar rührenden Geschichte vom heil. Alexius, die Moreto in einem vortrefflichen Schauspiel bearbeitet hat. Der Vater, Marcello, ist auch dem heftigen Curcio beim Calderon ganz entgegengesetzt: in jenem ist die Wonne des Vergebens als das eigenste väterliche Gefühl geschildert; er ist der Hirt, der das verlorne Lamm über Alles achtet; durch den Verlust seiner Tochter ist die Kraft des Greises gebrochen, und sein ganzes Wesen löst sich in liebevolle Wehmuth auf. Im Charakter des Egidio sind dunklere Farben gemischt, wie es sich für den plötzlichen Fall von einer scheinbar-strengen Tugend zu einem verrätherischen Laster gehörte. Seine endliche Reue und sein Bekenntniß, nachdem er schon alles Gute abgeschworen, macht keinen tiefen Eindruck, und sieht mehr einer äußeren förmlichen Handlung ähnlich, als einer solchen, die aus dem innersten Gemüth kommt. Die Scene hingegen, wo er der Versuchung unterliegt, ist meisterhaft behandelt. Die Eingebungen des bösen Geistes sind ein Gebrauch des Wunderbaren, der doch eigentlich nicht über das Natürliche hinausgeht; Egidio hört sie nicht ausdrücklich als fremde Worte; es sind seine eigenen, halb unbewußten Gedanken, die er in seinen Reden nur bekämpft oder fortsetzt. Ein Anderes ist es mit der ihm nachher vom bösen Geist verliehenen Gabe des Festbannens: diese Einführung der Zauberei hätte vielleicht entrathen werden können, da sie auf das Wesentliche der Verwickelung wenig Einfluß hat. Die Handlung bewegt sich übrigens rasch und leicht, und man könnte das Stück sogar theatralisch nennen, wenn nicht die darin herrschenden Vorstellungsarten unseren heutigen Zuschauern leider allzu fremd wären. Die Wirkung

des Ganzen ist sanfte Rührung: es entlockt Thränen, aber von jenen Thränen, die ohne heftige Erschütterung über unentstellte Gesichtszüge herabfließen.

Vier Sonette, ebenfalls von Sophie B., 'Klagen' überschrieben, entsprechen ihrem Namen durch inniges Gefühl. Das letzte darunter ist von vorzüglicher Schönheit.

Die Lieb', ein Phönix, mir im Herzen lebend,
Schaut um sich mit dem brünstigsten Verlangen,
Die gleiche Liebe glühend zu umfangen,
Entgegen mit dem goldnen Fittig strebend.

Trunken hinauf zum Sonnenglanze schwebend,
Der scheidend will wie Liebesrosen prangen;
Zu deren Glorie alle Vögel sangen,
In süßer ahndungsvoller Lust erbebend.

Der Stolze sieht die Himmelsglut erbleichen,
Und regt im tiefen Schmerze sein Gefieder,
Sich selbst anfachend helle Todesflammen.

Als seiner heißen inn'gen Sehnsucht Zeichen
Ertönen noch die letzten süßen Lieder,
Und Asche, sinkt die goldne Pracht zusammen.

Der Herausgeber, den man schon aus der Pilgrimschaft nach Eleusis und manchen einzelnen Gedichten kennt, hat eine Anzahl einfacher, herzlicher Lieder beigetragen, von einer freudigen Milde, einer Lieblichkeit, wie sie nur einem mit sich einigen Gemüthe eigen ist, das Glauben, Liebe und Hoffnung zu seinen Schutzgeistern erwählt hat. Mehrere sind religiösen Inhalts, aber auch die es nicht sind, athmen denselben Geist. So das Frühlingslied, welches nur die irdischen Lieblichkeiten der Natur zu preisen scheint, und doch erquickend auf höhere Beziehungen hinweist; z. B. in dieser Strophe:

Süße Klänge hold und leise
Schweben durch die blaue Luft;
Dieser Sänger seltne Weise
Dich zum blauen Himmel ruft.
Siehst du diese kleinen Stimmen
In des güldnen Azurs Flimmen
Mit den klaren Wölkchen schwimmen?
Möchtest du nicht aufwärts klimmen?

die zugleich den ſanften, und wie freiwillig überfließenden Wohlklang bezeichnen mag, den dieſe Lieder faſt durchgängig haben. Die Legende von Sanct Wendelin iſt ganz in dem ſchlichten Ton erzählt, den eine ſo einfältige ländliche Geſchichte verlangt: es iſt eine wahre Waldromanze, wobei man ſich in eine jener ſchön und einſam gelegenen Wallfahrts-Kirchen verſetzt. Die Legende eignet ſich überhaupt häufig dazu, als Romanze behandelt zu werden: ſie iſt ja eine volksmäßige Ueberlieferung. Florio und Blancheflur iſt eine ſüße Klage und Gegenklage der Sehnſucht, der kindlich ſpielenden Zärtlichkeit und unſchuldigen Inbrunſt. Freilich wird, um ſie ganz zu verſtehen, vorausgeſetzt, daß man wiße, wie dieſe liebenden Kinder getrennt wurden, um ihre früh erwachte Leidenſchaft zu dämpfen; und dieſe Bekanntſchaft mit der Geſchichte in ihrer wahren Geſtalt dürften nur wenige Leſer beſitzen.

Die Gedichte von Sylveſter gefallen beſonders durch jugendliche Friſchheit; ſo z. B. das Trinklied, das in kurzen Zeilen mit vielfachen Reimen leicht hingleitet:

Laßt uns fröhlich trinken,
Alles Leid verſinken
In des Bechers Grund;
Wenn die Becher blinken,
Voll den Lippen winken,
Wird man erſt geſund.

Aller Freuden Blüthe
Wecket im Gemüthe
Nur des Weines Glanz;
Und die geiſt'ge Güte
Schafft, daß er verhüte
Wilder Sorgen Tanz.

Nie bleibt er alleine;
In dem Widerſcheine
Grüßt die Lieb' uns bald;
Jeder ſchaut die Seine,
In dem goldnen Weine
Zeigt ſich die Geſtalt u. ſ. w.

Seine Sonette haben ſchönen Anlagen, doch
der Ausführung zuweilen mehr Haltung und
Die 'Romanze' von eben dieſem Dichter er
und ſogar durch einzelne Wendungen, z. B.

zu offenbaren) den Leuten, was sie schon wirklich thun, ihre sämmtlichen Verkehrtheiten, als den Gipfel der Weisheit anzupreisen. Man ist dann wenigstens sicher, mit seinem guten Rathe nicht das gewöhnliche Loos zu erleben.

Prometheus. Eine Zeitschrift. Herausg. von Leo von Seckendorf und Jos. Lud. Stoll. 1808. Erstes Heft.

(Von zwei Recensenten.)

Eine Zeitschrift für Litteratur und Kunst, die in Wien erscheint, und, nach dem Gehalt des ersten Heftes zu urtheilen, überall wo man Deutsch lieset, sich die beifällige Aufmerksamkeit der Gebildeten versprechen darf, ist eine in gewissem Grade neue, und allerdings erfreuliche Erscheinung. Deshalb zeigen wir sie so bald als möglich an . . . Die Herausgeber, die sich in Wien aufhalten, werden den Zusammenfluß von Mitteln und Thätigkeiten in einer solchen Hauptstadt zu benutzen, und die dort einheimischen Talente und Kenntnisse, denen es oft nur an einer Veranlaßung fehlt, gehörig zur Mitwirkung aufzufordern wißen, während es ihnen gelungen ist, auf ihren Reisen durch persönliche Bekanntschaft Verhältnisse mit vielen bedeutenden Schriftstellern, ja mit einigen vom ersten Range, anzuknüpfen. Sie fangen das in ihrer Ankündigung gethane Versprechen sogleich befriedigend zu lösen an, und haben, wenn sie sich immer auf dergleichen Höhe erhalten, von ihren zahlreichen Mitwerbern keinen Abbruch zu besorgen.

Nach der deutschen Sitte muß jede neue Zeitschrift einen mythologischen Schutzhelden haben, und so wollen wir nicht weiter über den Namen Prometheus grübeln, dessen Wahl die darauf bezügliche Einleitung von Stoll

in den 'Sprüchen' (einer den Deutschen vorzüglich eigenen, und mit Recht ehemals unter ihnen beliebten Gattung) schließt er sich an noch ältere, z. B. den Bf. des Freigedank und ähnliche, an. Wir geben einige von diesen als Beispiel.

Spruch.

Weil so schnöde sich zum Spott gemacht
Jene Weisheit, die ihr selbst erdacht,
So vergeßt der hohlen Worte Schwall,
Nehmt zu Herzen alten Liedes Schall.
Was verworren ward im trüben Streit,
Wird zur linden Klarheit hier erneut.
Aus der Dichtkunst Wogen friedlich mild
Steiget sanft empor des Himmels Bild.

Deutsche Sinnesart.

Froh mit Freunden rasch gelebt,
Herz zu Herzen hingestrebt,
Von des Frühlings Luft getränkt,
Geistes Aug' in Geist versenkt,
Ist des Deutschen Sitt' und Art,
Die noch nie gewandelt ward.
Was in Kunst und Wißenschaft
Fremder Himmel Hohes schafft,
Ward von ihm alsbald erkannt,
Wuchs so mächt'ger seiner Hand.
Eines ihm Verderben bringt,
Wenn ihn fremde Sitte zwingt;
Eins empöret sein Gefühl,
Fremder Rechte loses Spiel.
Ewig bleiben die uns fern,
Ehr' und Freiheit unser Stern.

Spruch.

Mit dem Schwerte sei dem Feind gewehrt,
Mit dem Pflug der Erde Frucht gemehrt,
Frei im Walde grüne seine Luft,
Schlichte Ehre wohn' in treuer Brust;
Das Geschwätz der Städte soll er fliehn,
Ohne Noth von seinem Herd nicht ziehn:
So gedeiht sein wachsendes Geschlecht.
Das ist Adels alte Sitt' und Recht.

Die alte Form gepaarter kurzer Reimzeilen ist, wie man sieht, b halten, sie sind aber nicht achtsilbig oder jambisch, sondern troch

genommen; diese Silbe mehr oder weniger verändert den Ton sehr wesentlich, und giebt dem Ausdruck allgemeiner Lehren eine lyrische Wendung, wie man denn auch leicht erkennt, daß bestimmte Veranlaßungen sie hervorgerufen.

Unter den Liedern ist das 'im Speffart' markig und naturkräftig:

Gegrüßt sei du, viel lieber Wald!
Es rührt mit wilder Lust,
Wenn Abends fern das Alphorn schallt,
Erinnrung mir die Brust.

Jahrtausende wohl standst du schon,
O Wald so dunkel kühn,
Sprachst allen Menschenkünsten Hohn,
Und webtest fort dein Grün u. s. w.

Welche Erinnerungen werden in diesem und in dem Liede 'auf dem Feldberge' angeregt! Die letzten gehen der Ueberlieferung nach bis auf Arioviſt zurück. Aber

Uralte Riesenzeiten,
Der Helden Wunderstreiten
Schlang all die Oed' hinab.
Verschollen ist die Klage,
Verstummt die graue Sage,
Es deckt uns all' ein Grab.

wie der Dichter einen andern Gesang rührend anhebt. Das 'Lied im Walde' durchschauert uns mit den begeisternden Anregungen der Wildniß. Unter der Aufschrift 'Frankenberg bei Aachen', ist eine sinnvolle Sage von Karl dem Großen behandelt; sollen wir sagen als Romanze? Es fehlt dazu nur die Abtheilung in Liederstrophen, sonst ist die innige Kindlichkeit des Tones sowohl, als der Gegenstand, ganz den ächten Mustern dieser Dichtart gemäß. Wird nicht irgend ein unerfahrner Kritikkr einige unvollkommen gelaßene Reime, als:

In des Maien linden Tagen
Hört' ich die alte Sage,
Dort wo bei warmen Quellen
Die sanften Hügel grünend schwellen,
Von dem Wunderringe
Der Kaiser Karol konnte zwingen,

In Lieb' ihn binden,
Daß er nach Aachens heitern Gründen
Sich wie zur Heimat sehnte,
So weit sein Reich sich dehnte,
Vor allen Burgen, Landen,
Gebunden hier, wo süße Lieb' ihn bannte:

und das Uebergehen aus jambischen in trochäische Zeilen tadeln, da sie doch die nachläßige Hingegebenheit der Sehnsucht ausdrücken sollen? Es ist verdienstlich, die historisch geweiheten und allzusehr vergeßenen Oerter unseres Vaterlandes aufs Neue durch Gesang zu ehren. Die ahndungsvolle Romanze 'das versunkene Schloß' scheint ebenfalls auf eine örtliche Sage*) gegründet zu sein:

Im dunkeln Wald alleine
Liegt eine tiefe See;
Stiller wie die ist keine
Unter des Himmels Höh.

Einst lag auf einer Insel
Mitten darin ein Schloß,
Bis krachend mit Gewinsel
Es tief hinunter schoß.

Die großen Umriße verschwimmen vielleicht hie und etwas zu sehr in Dämmerung. Das 'Gebet' und 'Friede' sind von wahrhaft religiösem Ernst durchdrungen wie die geistlichen Gesänge unserer Väter.

'Mahomets Flucht' athmet hohen Unwillen in überströmender Fülle der Rede. Wem eine andere Auslegung zu kühn und stolz dünkt, der sehe darin nur was der Name aussagt, welchem auch das gehaltne morgenländische Kolorit nirgends widerspricht.

Um auch der guten Laune ein Opfer zu bringen, ist so vielen ernsthaften, ja zum Theil an schmerzliche Vorstellungen mahnenden Gedichten 'Eulenspiegels guter Rath' von Friedrich Schlegel, in Hans-Sachsischer Weise, beigefügt. Es ist gewiß ein erlaubter und billiger Scherz, und ganz in des unsterblichen Eulenspiegels Geiste gedacht (man erinnere sich nur, wie er die Schneider nach Magdeburg berief, um ihnen wichtige Vortheile bei ihrem Gewerbe

*) [Die vom Laacher See bei Andernach.]

zu offenbaren) den Leuten, was sie schon wirklich thun, ihre sämmt-
lichen Verkehrtheiten, als den Gipfel der Weisheit anzupreisen.
Man ist dann wenigstens sicher, mit seinem guten Rathe nicht da
gewöhnliche Loos zu erleben.

**Prometheus. Eine Zeitschrift. Herausg. von Leo vo
Seckendorf und Jos. Lud. Stoll. 1808. Erstes Heft.**

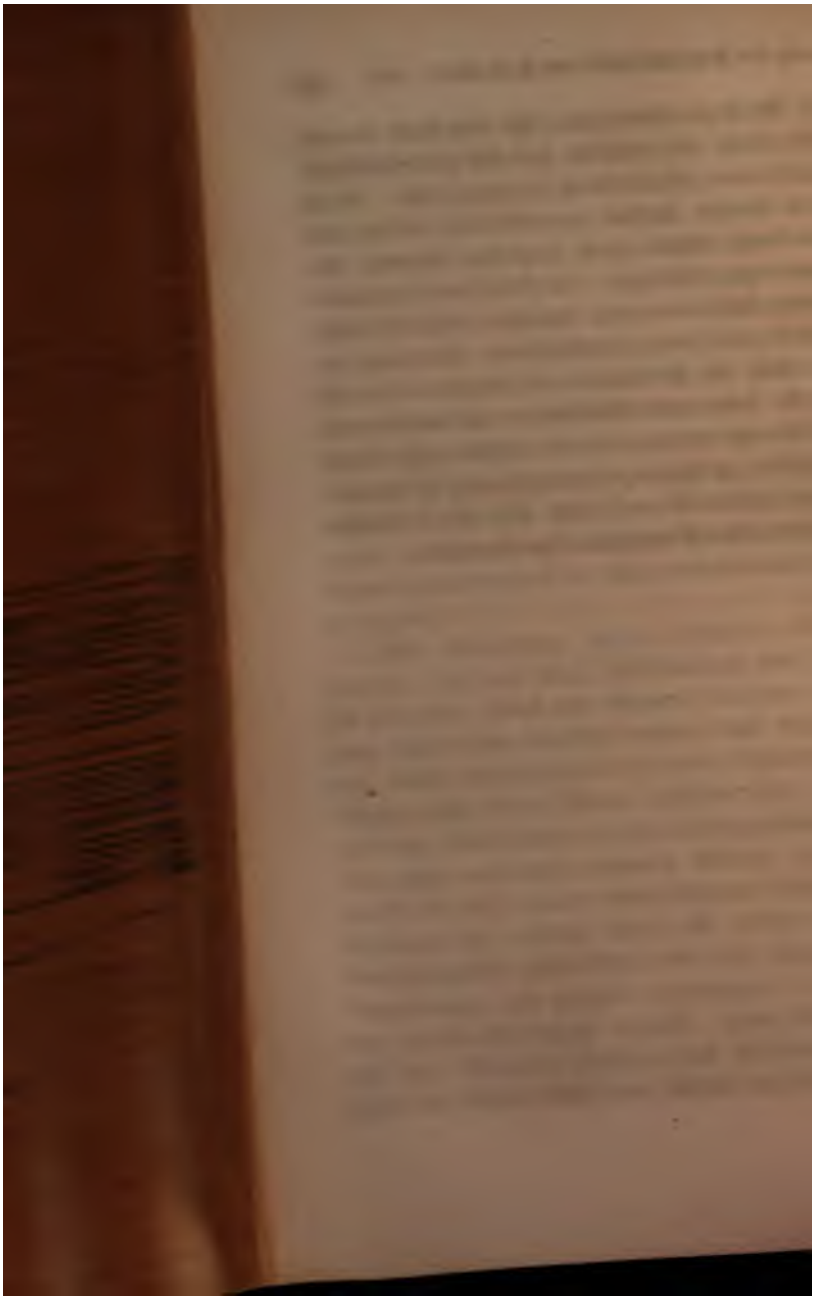
(Von zwei Recensenten.)

Eine Zeitschrift für Litteratur und Kunst, die in Wi
erscheint, und, nach dem Gehalt des ersten Heftes zu urth
len, überall wo man Deutsch lieset, sich die beifällige A
merksamkeit der Gebildeten versprechen darf, ist eine in
wissem Grade neue, und allerdings erfreuliche Erschein
Deshalb zeigen wir sie so bald als möglich an . . .
Herausgeber, die sich in Wien aufhalten, werden den
sammenfluß von Mitteln und Thätigkeiten in einer s
Hauptstadt zu benutzen, und die dort einheimischen T
und Kenntnisse, denen es oft nur an einer Veran
fehlt, gehörig zur Mitwirkung aufzufordern wißen, w
es ihnen gelungen ist, auf ihren Reisen durch per
Bekanntschaft Verhältnisse mit vielen bedeutenden
stellern, ja mit einigen vom ersten Range, anzu
Sie sagen das in ihrer Ankündigung gethane Ve
sogleich befriedigend zu lösen an, und haben, wenn
immer auf dergleichen Höhe erhalten, von ihren z
Mitwerbern keinen Abbruch zu besorgen.

Nach der deutschen Sitte muß jede neue
einen mythologischen Schutzhelden haben, und
wir nicht weiter über den Namen Prometheu
wissen Wahl die darauf bezügliche Einleitung

sinnreich und ohne Gefährde deutet. Aber sehr schön gerechtfertigt wird diese Wahl durch ein Festspiel von Goethe, 'Pandoras Wiederkunft', dessen erste Scenen das Monatsstück auf das glänzendste eröffnen, und worin Prometheus eine Hauptrolle zu spielen hat.

Der Plan dieses Schauspiels läßt sich noch nicht beurtheilen, da erst der Anfang gegeben ist; allein in diesem erkennt man leicht die Anlage zu einem reichen Ganzen, welches jene so sehr dazu geeigneten Mythen durch eigenthümliche Symbolik neu beleben wird. Alles ist beweglich, und doch bildnerisch umgrenzt; die Formen sind gelinde gehalten; der Gegensatz zwischen Phileros, dem Bilde des raschen Verlangens, und Epimetheus, dem Träumer über sehnsüchtigen Erinnerungen, ungemein reizend. Nie hat die Hand des Meisters seine zart verschmolzenen Farben duftiger aufgetragen, und besonders die jugendliche Fülle und Frische muß ein freudiges Erstaunen erregen. Möge die baldige Vollendung des Werkes von der fortdauernden Gesundheit und heiteren Stimmung des Urhebers den willkommensten Beweis ablegen! — Ein Aufsatz vom Hofrath Meyer, dem Mitarbeiter der Propyläen, 'über Handzeichnungen', als Einleitung zu Nachrichten von der florentinischen Sammlung, unterscheidet klar und einsichtsvoll die verschiedenen Arten von Zeichnungen, und bestimmt ihre Stelle im Gebiete der Kunst. — 'Amors Bild', ein Spiel in einem Akt, von Stoll, ist eine beinah idyllische Scene, die jedoch Reiz genug hat, um auf der Bühne zu gefallen, und in Weimar mit Beifall gegeben worden ist. Es liegt dabei ein artiger Gedanke zum Grunde. So wie nach der Erzählung von jenem korinthischen Mädchen die Liebe Erfinderin der Malerei und namentlich des Bildnisses gewesen sein



Recensionen aus den Heidelbergischen Jahrbüchern der Litteratur 1810...1816.

Buch der Liebe. Herausgeg. durch Joh. Gust. Büsching und Friedr. Heinr. von der Hagen. Erster Band. Berlin 1809.

Unter diesem einladenden Namen veranstalten die Herren Herausgeber, die sich schon durch mehrere gemeinschaftliche Unternehmungen um die Alterthümer der deutschen Sprache und Dichtkunst rühmlich verdient gemacht haben, eine Sammlung der prosaischen Ritterromane, welche sich zum Theil bloß in alten Drucken vorfinden, zum Theil noch als Volksbücher gäng und gebe sind.

Das alte 'Buch der Liebe', wovon sie die allgemeine Ueberschrift und den Gedanken entlehnt haben, welches auch zum Theil den Stoff herliefern soll, wiewohl erst gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts gedruckt, hat sich so selten gemacht, daß den Herausgebern nur fünf Exemplare bekannt geworden, deren eines vor uns liegt. Wir haben zu der, in der Einleitung gegebenen Beschreibung nichts hinzuzusetzen, als eine Bemerkung über die dort nur flüchtig erwähnten kleinen Holzschnitte. Sie sind von sehr verschiednem, einige sogar von gar keinem Werth, nicht wenige aber sind meisterlich gedacht und ausgeführt. Sie kommen, wie es in den alten Büchern Sitte ist, wieder, nach einer ungefähren Beziehung auf den Inhalt, zuweilen auch ganz unpassend. Doch erkennt man bei den meisten leicht den Auftritt der Geschichte, welchen darzustellen sie ursprünglich erfunden worden, und im Ganzen vergegenwärtigen sie den Kreiß von Bildern, den die Erzählungen sowohl in den Abenteuern, als der geschilderten geselligen Verfaßung und Sitte durchlaufen. Hier kämpft ein Ritter mit einem ungeheuern Lindwurm oder Riesen, dort jagt er, seine Schöne hinter sich, auf schnellem Rosse davon. Hier sitzt ein Fräulein in ihrem mit Blumentöpfen verzierten Zimmer, in tiefen Gedanken, vermuthlich an einem Liebes-

briefe schreibend; der Bote, seine Tasche auf dem Rücken, wartet draußen mit übergeschlagenen Beinen. Dort tritt ein prächtig gekleideter Herr zu einer Dame, seine Huldigung anbietend. Ferner Turniere, Mohrenschlachten, Bankette, eine fürstliche Trauung, eine Kindtaufe, ein Leichenzug mit den Wappenschildern am Sarge, ja auch die Zurüstungen zu einer Hinrichtung: Alles in den würdigen Trachten und nach dem ehrenfesten Sinn unsrer Vorfahren. Bei der Wiedererweckung des Altdeutschen müßen wir uns fürs erste freilich mit dem Nothwendigen begnügen, und froh sein, wenn nur der Text zugänglich gemacht ist. Sonst aber würde es sehr erfreulich sein, die alten Bücher auch mit der gewohnten Zierde der Bilder erscheinen zu sehen. Die Künstler sollten sich doch wohl finden, die im Stande wären, jene Holzschnitte und Miniaturen aufzufrischen, bloß dasjenige wegzuräumen, was sie dem Auge der Nichtkenner unscheinbar macht, und sie mit Beibehaltung des ächten Geistes gleichsam nur in die heutige Zeichnungsweise zu übersetzen. Die Holzschneidekunst ist zwar sehr aus der Uebung gekommen, allein die schon zu so hoher Vollkommenheit gediehene Erfindung des Steindrucks würde dabei vortreffliche Dienste leisten, und man würde alsdann mit Erstaunen sehen, welche Schätze bedeutender Komposition wir an jenen alten Holzschnitten haben, wogegen unser ganzes neuere Kupferstichwesen bei Taschenbüchern, Romanen u. s. w. kläglich zu Schanden wird.

Wir kommen auf das Werk selbst zurück. Die Absicht der Herausgeber ist nicht, das alte Buch der Liebe bloß zu wiederholen und von Neuem abdrucken zu laßen, sondern sie wollen es dem Plane nach erweitern und vervollständigen, in der Ausführung aber berichtigen, und haben beides schon in diesem Bande zu leisten angefangen. Jene Sammlung enthält 13 Stücke, nicht eben mit der größten Genauigkeit abgedruckt. Die Herausgeber ziehen dagegen in ihren Kreiß alle in Prosa abgefaßten Ritter- und Volksromane, welche einen erneuerten oder berichtigten Abdruck verdienen und bedürfen; sie bleiben selbst bei den im Buch der Liebe befindlichen nicht bei dessen Texte stehen, sondern gehen auf ältere, meist richtigere Ausgaben zurück, und ziehen ihn nur vergleichungsweise zu Rathe. Dabei haben sie alle Sorge angewandt, den nicht auf Lesung des Altdeutschen eingeübten Lesern diese Schriften ohne we-

sentliche Veränderung so nahe zu rücken, als möglich. Mit Recht bemerken sie, daß die alten Drucke von dergleichen Büchern nicht selten genug sind, um zu einem diplomatisch-genauen Abdrucke zu berechtigen, wie man ihn von einer seltenen Handschrift liefert, um solche vor dem Untergange zu sichern, und daß eigentlich kritische Ausgaben, aus Vergleichung der ältesten mit Angabe der abweichenden Lesearten und Beibehaltung aller veralteten Schreibformen gezogen, nur für eine kleine Anzahl von Gelehrten bestimmt sein könnten. Ihre Bearbeitung ist daher auf das Populäre und Gemeinverständliche gerichtet, jedoch mit der gehörigen Ehrerbietung vor alter Eigenthümlichkeit und ohne alles Modernisieren. Sie legen selbst folgendergestalt Rechenschaft von ihrem Verfahren ab: 'Der älteste und beste Text wird zum Grunde gelegt, und dieser übrigens wörtlich, ja buchstäblich abgedruckt mit folgenden Einschränkungen: überall wird die Interpunktion und Rechtschreibung eingeführt oder verbeßert in die jetzt gewöhnliche; die alte unregelmäßige Schreibart in Ansehung des End-E's, besonders der Flexion, ist dahin geregelt, daß dieses, außer bei den Für- und Beiwörtern, da, wo es in der Urschrift fehlt, nur im Hiatus weggeworfen, sonst aber gesetzt wird; bei dem inneren E, besonders auch der Flexion, ist die alte Unregelmäßigkeit beibehalten; ganz veraltete Wörter oder Formen sind durch neue oder minder alte ersetzt; offenbare Schreib- und Sprachfehler sind verbeßert; desgleichen leichte Emendationen, jedoch behutsam und nicht ohne Noth gemacht; die Wortstellung und Fügung konnte fast ganz unverändert bleiben; nur der hier und da vorkommende, ganz undeutsche Accusativ mit dem Infinitiv ist immer vermieden, desgleichen die zuweilen zu dicht hinter einander wiederkehrenden Sätze und Verbindungen durch 'da' und 'und'; und so sind, jedoch selten, dergleichen kleine Verbindungswörter hinzugesetzt, oder weggelaßen, da sie zu dem Verständniß so wesentlich beitragen. Ueberhaupt aber ist so viel Alterthümliches, als möglich, bewahrt, besonders insofern es eine noch vorhandene leichte Analogie hat, oder anderweitig nicht mehr unbekannt sein kann, oder sich schon durch sich selbst empfiehlt und erklärt. Es bedurfte natürlich auch aller Veränderungen viel weniger, als etwa bei unsern alten Gedichten, da sie uns in jeder Rücksicht weit näher stehen, und unter andern auch schon manches, was fremde Sitten und Aus-

drücke betrifft, gelegentlich selber erklären'. Was die ungelehrten Leser von den altdeutschen Büchern abschreckt, ist weit weniger die veraltete Sprache selbst, als die ungewohnte Schreibung und die gänzlich fehlenden, oder mangelhaft gesetzten Absonderungszeichen der Sätze. Die deutsche Sprache hat sich, bis auf die fremdartigen und angekünstelten Einmischungen, die eigentlich bloße Ausartungen sind, und auch immer von Zeit zu Zeit wieder ausgeworfen wurden, im Ganzen weit weniger verändert, als man zu glauben geneigt ist. Wir würden dieß selbst in Ansehung der Aussprache wahrscheinlich zu machen unternehmen. Luthers Bibelübersetzung, ungefähr aus derselben Zeit, woraus sich die prosaischen Romane herschreiben, und bei deren erneuerten Abdrücken man bloß ein ähnliches Verfahren beobachtet hat, wie das oben beschriebene, ist anerkanntermaßen noch immer eine Grundlage reiner und kräftiger Prosa; nur hat man sie auf der andern Seite viel zu sehr als einzig in ihrer Art betrachtet. Selbst die Minnesinger, die doch ein Alter von fünf bis sechs hundert Jahren haben, würden nicht so lange unerkannt und ungenoßen liegen geblieben sein, seit Bodmer und Andere sie zum Drucke befördert, wenn sie selbige, statt diplomatisch den Handschriften zu folgen, mit der heutigen Rechtschreibung und Interpunktion ausgestattet hätten. Ja, wir machen uns anheischig, in dem nun fast ein Jahrtausend alten Otfried Stellen auszumitteln, welche bloß durch dieses Mittel den jetzigen Lesern völlig verständlich erscheinen würden. Kurz, wer bei dem vorliegenden Buche über Befremdlichkeit und Unverständlichkeit des Vortrags klagen wollte, den würde das gesammte ungelehrte Volk beschämen, welches seinen Eulenspiegel, gehörnten Siegfried u. s. w. gar wohl zu lesen und im rechten Sinne zu faßen versteht; und es möchte sie über diese Verwahrlosung unserer Vorzeit und alles Einheimischen folgende Spottrede aus einem noch ungedruckten Gedichte treffen:

Ihr Deutschen seid zu wetterwend'sch,
Das alte Deutsch versteht kein Mensch,
Wer halbweg neues Deutsch versteht,
Als rechter Deutscher steht und geht.

Mit Einem Worte, die Einrichtung dieser Sammlung, wie sie sich in diesem ersten Bande ankündigt, ist so zweckmäßig, die Her-

ausgeber beweisen dabei so viel Gelehrsamkeit, Sinn, Fleiß und Liebe zur Sache, daß der Beurtheiler fast nichts zu thun hat, als ihr Verdienst anzuerkennen, unsrer Litteratur zu dieser Erscheinung Glück zu wünschen, und alle Kenner und Liebhaber, alle Vorsteher öffentlicher Bibliotheken dringend aufzufordern, thätig, d. h. durch Abnahme der Exemplare, Herausgeber und Verleger zur Fortsetzung aufzumuntern, und solchergestalt die Vollendung des schönen Werkes zu sichern. Wir erwähnen hiebei noch insbesondere den musterhaft saubern Druck mit ungerschen Lettern und aus der ungerschen Druckerei, welche das Vortreffliche zu liefern gewohnt ist. Das große Oktavformat bei der ziemlich kleinen Schrift und enge zusammengerückten Zeilen (41 auf einer Seite), die sich aber dennoch, wenigstens auf dem geglätteten Velinpapier, sehr leserlich und gefällig von einander abheben, stimmt mit dem Geiste des Buches überein, und ist zugleich sehr zweckmäßig: denn freilich, so auf kleinen Blättchen aus einander gezerrt, wie unsre modigen Romane gedruckt zu werden pflegen (welches aber wohl nur als eine Allegorie auf die innere Leerheit zu betrachten ist), dürften diese alten, oft etwas umständlichen, und dadurch desto gemüthlicheren Erzählungen in zu viele Bände auslaufen.

Ueber die Schreibweise der Herausgeber hätten wir nur Weniges im Einzelnen zu erinnern. Die Gedankenstriche würden wir gänzlich verbannen: die Häkchen reichen völlig hin, die eingestreuten Wechselreden von einander zu sondern. 'Hieinnen' sollte immer getrennt geschrieben sein. Warum das 'beßte', und nicht, wie wir es gewohnt sind, 'beste'? So scheint auch die Dehnung der Superlative 'schöneste, stärkeste, vernünftigeste' nichts Bedeutendes, und also bloß den Nachtheil des Befremdlichen zu haben, wiewohl wir sonst der schmeidigenden Silbenvermehrung, als 'eueren', nicht entgegen sind. Für den Indikativ der vergangnen Zeit 'er hät' statt 'er hatte' beizubehalten scheint nicht räthlich, da jene Form eigentlich der Analogie entgegen ist, und dadurch die Unterscheidung vom Konjunktiv 'er hätte' aufgehoben wird. Eben so verhält sichs mit dem beibehaltnen 'er wölle' und er wöllte', besonders wenn letzteres der Indikativ sein soll. Doch dieß sind Kleinigkeiten.

Die Herausgeber haben ganz Recht gehabt, keine erläuternden Anmerkungen unter den Text zu setzen. Theils bedurfte es na-

ihrer Behandlungsweise deren nicht, und dann ist der Anblick von Noten, wenn man sich bloß dem Eindruck einer Dichtung überlaßen möchte, immer störend. Indessen möchte ein kleines Glossarium am Schluße mehrerer Bände oder des Ganzen nicht undienlich sein. Wörter wie 'Heilthum' für Reliquien (ein vortrefflicher Ausdruck), 'Stegereif' für Steigbügel (nur noch in einer figürlichen Redensart üblich), 'Krebs' für Panzer, 'Kappe' für Mantel (wovon das spanische Capa), 'Kopf' für Becher, 'Sackmann' für Plünderung (wovon das italiänische Saccomanno), ein 'wißlicher' Dieb für ein schlauer, 'Säumer' für ein Lastpferd oder Maulthier (wovon das italiänische Somaro) und dergl. werden keinem kundigen Leser Aufenthalt verursachen, auch sind sie in Oberlins vortrefflichem Wörterbuche erklärt. Jedoch ist dieß Werk nicht in Jedermanns Händen, und die Herausgeber wollen ja auf die Bedürfnisse ungelehrter Leser besondere Rücksicht nehmen. Meistens ergiebt sich die Bedeutung zwar aus dem Zusammenhange; z. B. wenn vorkommt 'ein Simmer Korns', sieht jeder gleich, daß es der alte Name eines Maßes ist. Andre Male könnte die Aehnlichkeit des Veralteten mit dem noch Ueblichen Irrung veranlaßen, z. B. 'ein gedürstiger Geselle' für ein 'verwegner'. Was sind 'Reitlinge' (S. 195.)? Wir finden das Wort nicht bei Oberlin. Wenn es S. 161. heißt: 'Von seines Helmes Panzer wurden mehr denn fünfhundert Ringe abgehauen', so hat sich hier entweder eine Verwirrung eingeschlichen, oder es bedarf einer Erläuterung.

Ganz einverstanden sind wir mit den Herausgebern, wenn sie sagen 'der Gewinn, den die Sprache und Darstellung auch aus diesen prosaischen Werken ziehen kann, sei nicht zu übersehen'. Wir wollen unter tausenden nur ein einziges Beispiel eines vortrefflichen Ausdrucks anführen, der, wenigstens in die Dichtersprache, wieder aufgenommen zu werden verdient. S. 254. steht für 'alt und kindisch geworden' 'eraltet und erkindet'. Der Silbenzahl nach ist diese Redensart nicht kürzer, als jene; aber um wie viel kräftiger ist sie durch die Verschmelzung des Begriffes 'geworden' mit dem Hauptbegriffe vermittelst der kleinen Vorsilbe. Der übliche Ausdruck erscheint dagegen nur als eine Umschreibung. Unsere geschätztesten Dichter haben zwar seit nicht unbeträchtlicher Zeit angefangen, ihre Sprache durch Benutzung des Alten zu erhöhen, allein sie ha-

den doch nur Weniges herausgegriffen, was sich ihnen wie von selbst darbot. Wenn man erst den ganzen Schatz poetisch noch brauchbarer Ausdrücke, Formen, Biegungen, Redensarten, Wortfügungen und Stellungen geordnet beisammen sähe, so würde man aber über den innern Reichthum unserer Sprache erstaunen. Durch die Wörterbücher eines Wachter, Schilter, Scherz und Oberlin ist schon ziemlich für die Aufklärung des Unverständlichen in den alten und ältesten deutschen Schriften gesorgt. Allein noch fehlt es an einem Wörterbuche, welches das zwar in einem gewissen Grade Veraltete, jedoch unmittelbar gar wohl Verständliche (hierauf beruht eben die poetische Brauchbarkeit) aus den früheſten gedruckten Schriften bis über die Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts hinaus zusammenstellte. Welche Fülle bedeutsamer Wörter und Wendungen liefert allein Hans Sachs! Doch dürfte man sich dabei nicht bloß auf die Dichter beschränken. Wie reich ist z. B. Geßners Thierbuch an den kräftigsten, eben so bestimmten als malerischen Benennungen für die Eigenschaften der sichtbaren Dinge! Ja auch die Werke eines Paracelsus, eines Jakob Böhme würden wir mit Ausschließung ihrer eigenthümlichen Kunstsprache in diesen Kreiß ziehen. Doch müßten nicht bloß die Wörter aufgeführt, sondern die Wendungen, worin sie vorkommen, mit angezogen werden. Die dichterischen Freiheiten, welche schon ehedem üblich waren, könnten systematisch nach grammatischen Fächern zusammengeordnet werden, um den buchstäbelnden Kunstrichtern, welche unsre Dichtersprache zur schlaffen Prosa herabstimmen möchten, und meistens über das letztverwichene Zeitalter hinaus nicht kennen, durch das vollgültige Ansehen eines Opiz, Flemming, Weckherlin u. s. w. ein für allemal das Maul zu stopfen.

Unsre Sprache ist das Palladium unsrer Bildung, welches wir jetzt mehr als je sorgsam zu verwahren und heilig zu halten Ursache haben. Sie steht noch unabgetrennt auf ihrer uralten Wurzel, und eben dadurch besitzt sie die Fähigkeit, sich durch Rückkehr zu ihrem Ursprunge wieder eigenthümlich zu gestalten. Unter dem eingedrungenen fremden und kauderwelschen Wesen fast erdrückt sammelt sie sich gleichsam von Zeit zu Zeit in ihrem eignen fruchtbaren Schooß, besinnt sich auf sich selbst, und stellt sich dann kühn, hoch und geheimnißvoll in frischer Schönheit wieder dar. Man verzeihe diese Betrachtungen und frommen Wünsche, die übrigens

in sehr nahem Bezuge auf den vorliegenden Gegenstand stehen, unserm Eifer. Wir wollen uns nun näher mit dem Inhalte des erneuten Buchs der Liebe beschäftigen.

Von den drei Romanen, welche diesen Band ausfüllen, stehen zwei, 'Tristan und Isalde' und 'Pontus und Sidonia', in der alten Sammlung, sind aber hier aus früheren Ausgaben, nur mit Zuziehung jener, abgedruckt. Der dritte, 'Fierrabras', war bloß einzeln in alten Drucken vorhanden. Keiner davon ist ein noch im Umlaufe erhaltenes Volksbuch. Durch diese Wahl ist für die Mannichfaltigkeit bestens gesorgt. Tristan ist eine eigentliche Liebesgeschichte und Verwickelung mit traurigem Schluß; Fierrabras ein Abenteuer von riesenhaften Kämpfen; und Pontus ist ein stilles heitres Musterbild feiner Ritterſitte, wie es denn auch in den alten Ausgaben die Ueberschrift führt 'Ritter Pontus von adelichen Tugenden'.

Der Tristan ist, wie bekannt, einer der ältesten, vortrefflichsten und im ganzen Mittelalter berühmtesten Romane. Die Hingegebenheit des Helden in seiner, durch ein unüberwindliches Verhängniß gestifteten Leidenschaft, die Wagestücke und Thorheiten, wozu sie ihn verleitete, und sein durch unstillbares Sehnen herbeigeführter unzeitiger Tod waren so weltkundig im ganzen Abendlande, als der verliebte Wahnsinn des Medschnun im Orient zum Sprichworte geworden ist. Die Minnesinger sind voll von Anspielungen darauf. Heinrich von Veldeck singt:

Meine Händ' ich falte
Mit Treuen allgehrende auf ihre Füße,
Daß sie, als Yfalde
Tristanden mich trösten müße.

Dante setzt den Tristan als eine historische Person in den Kreiß der Unterwelt, wo diejenigen wohnen, deren Tod die Liebe verschuldet:

Vidi Paris, Tristano: e più di mille
Ombre mostrommi, e nomiuolle a dite,
Ch' amor di nostra vita dipartille.
Inf. Cant. V. v. 67...69.

In Reimweise haben wir diese Dichtung von der Hand Meister Gottfrieds von Straßburg und seines Fortsetzers Heinrich von Bri-

bert (nicht 'Briberg') in Müllers Sammlung altdeutscher Gedichte. Wir wollen es nicht verschweigen, daß die Bearbeitung dieser Minnesinger uns bei einer vormals angestellten genauen Vergleichung durchaus vorzüglicher geschienen hat, als die hier gegebene in Prosa. Jene ist zarter, inniger, wunder- und geheimnißvoller, und dürfte vielleicht vor allen in alten Drucken oder Handschriften in französischer Sprache vorhandenen Bearbeitungen desselben Stoffs, die wir noch nicht die Muße hatten in den pariſiſchen Bibliotheken zu untersuchen, den Vorrang behaupten. Sie ist ein unnachahmlich seelenvolles und bis in die kleinsten Theile hinein nach Einem großen Gedanken künstlerisch ausgebildetes Werk. Indessen ist die Vergleichung zweier Darstellungen, deren Stoff und Grundfäden dieselben, wo aber im Einzelnen alles anders gestaltet und geordnet ist, schon an sich sehr anziehend und lehrreich. Auch ist die Erzählung unsers prosaischen Romans sehr alt, denn Gottfried von Straßburg führt verschiedentlich das darin Vorkommende als eine abweichende Ueberlieferung an, die er jedoch verwirft. Dieß setzt also ihr Alter, dem Inhalte, wenn auch nicht der gegenwärtigen Form nach, selbst über den Minnesinger hinaus. Uebrigens ist das Werk Gottfrieds von Straßburg und seines Fortsetzers in der müllerschen Sammlung nicht nur wegen beibehaltener alter Schreibung und Mangel an Interpunktion den Ungelehrten vor der Hand nicht zugänglich, sondern es ist dermaßen fehlerhaft abgedruckt, daß wir uns ohne Bedenken anheiſchig machen, den Text ohne Vergleichung einer Handschrift durch ein tausend von selbst einleuchtende Emendationen zu reinigen, wobei dann noch viele falsche Lesearten übrig bleiben würden, denen wir ohne Handschrift nicht abzuhelfen wüßten. Leider ist dieß mit den sämmtlichen von Müller herausgegebenen altdeutschen Gedichten der Fall. Wir laßen es dahin gestellt sein, ob die bodmerschen Abschriften schon eben so fehlerhaft waren (wodurch seine gründliche Sprachkenntniß sehr verdächtig werden würde), oder ob Müller sie mit einer so unverantwortlichen Nachläßigkeit abdrucken laßen.

Genug, der hier wieder abgedruckte prosaische Tristan ist vor der Hand der einzige den Ungelehrten zugängliche und genießbare; denn durch den Auszug des Grafen von [illegible] wird man die ächte Dichtung nimmermehr kennen lernen. [illegible] allzu günstige

Vermuthung der Herausgeber, wenn sie annehmen, er habe einen Druck von 1489. vor Augen gehabt, den Warton anführt. Nein, er hat sich an das Neueste und Schlechteste gehalten. Das Buch, woraus er schöpft, ist aus der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, führt ausdrücklich den Titel le nouveau Tristan, und kündigt sich also schon als eine Umarbeitung an. Zum Ueberfluß sagt der Verfaßer in seinem Vorbericht, er schreibe durch einen großen Herrn veranlaßt, der seine Kriegsthaten und Liebeshändel unter dieser Verkleidung alter Namen vorgestellt zu sehen wünschte. Er hat also von dem Alten nur beibehalten, was sich eben diesem Zwecke fügte, und das neu Ersonnene wunderlich damit vermengt. Das Buch ist in der dresdenschen Bibliothek befindlich, von woher wir es lange in Händen gehabt haben.

Dieß Verfahren Treſſans wäre unglaublich, wenn man nicht wüßte, wie unkritisch und ohne alle gründliche Gelehrsamkeit die Franzosen bei Bekanntmachung ihrer einheimischen Alterthümer zu Werke zu gehen pflegen. Sie thun immer schön mit ihrem, wie sie meinen, und wie es selbst meint, unendlich geschmackvollen Publikum; es ist immer, als ob sie sich entschuldigten: 'Nehmt es doch ja nicht übel, daß wir euch mit diesem einfältigen alten Zeuge behelligen; wir wißen, daß es Eurer nicht würdig ist; wir wollen auch so leicht als möglich darüber hinhüpfen'. Eben so haben sie es mit den fabliaux gemacht. Daß das Alte doch wirklich mehr werth sein könnte, als ihre willkürlichen Verbrämungen, fällt ihnen nicht im Traume ein. Dennoch sind diese neufranzösischen Auszüge, wie die Herausgeber mit Recht bemerken, die Quelle unserer neueren Rittergedichte geworden. Wielands Oberon und Alxingers Doolin sind unstreitig bloß aus dem Treſſan, ohne Bekanntschaft mit den Originalen, geschöpft.

Wir fanden in der jenaischen Bibliothek einen älteren Druck der französischen Magelone in gothischer Schrift, als den, welchen Treſſan mitten unter den Reichthümern der pariſischen Bücherſäle anzuführen weiß, und machen vorläufig die Herausgeber aufmerksam darauf, auf den Fall, daß die Reihe an dieſes beliebte liebliche Volksbuch kommen wird. Dieſes beiläufig.

Ein merkwürdiger Zug von der Ansicht, die unsre wackern Altvordern von sittlicher Würde und Reinheit hatten, ist es, daß der

von Vribert die Fortsetzung des Tristan einem jungen Fürsten zu Liebe unternahm, dessen Erzieher oder wenigstens Begleiter er war, wie es scheint. Er sagt (wir emendieren im Abschreiben) gleich im Eingange:

Daß aber ich diese Arbeit
Hab' meinem Sinne fürgeleit,
Das machet eines Herren Tugend;
Sein hoher Adel, sein' edle Jugend
Es mir gebot und mich sein bat.
Der Treuen Steig, der Zücht Pfad
Hat er mit angebornen Tritten
Geebnet nach herrlichen Sitten u. s. w.

Dieser junge Fürst hieß Reymund von Luxemburg. Nach einer engen Sittenrichterei könnte dieser Roman für anstößig und verführerisch erklärt werden. Denn Tristans Liebesverständniß ist nicht nur ein unerlaubtes, er begeht sogar eine Untreue an seinem Könige durch Verführung seiner Gemahlin. Aber ein Verhängniß entschuldigt seinen Fehltritt, sein Unglück und Tod büßt ihn ab, und die zartesten und edelsten ritterlichen Tugenden, deren Spiegel er ist, sind Fürbitter gegen jedes strenge Gericht. Und so durfte Vribert, wenn er mit Recht von seinem Zöglinge rühmte:

Ja, rein ist seines Herzens Grund,

dem jungen Gemüthe dieses wehmüthig wollüstige Bild auch ohne Bedenken vorhalten.

Der Name des 'Fierrabras' ist uns Allen längst durch den Cervantes bekannt, der mit seiner unvergleichlichen Heiterkeit erzählt, wie Don Quixote sich unterstand, den Balsam des mohrischen Riesen, der ihn unverwundbar machte, nachzubrauen, welches seinem Schildknappen so überaus übel bekam. Hieraus sehen wir also, daß dieser Roman ein bekanntes spanisches Volksbuch war, wiewohl der Name des Helden und vieles Andre einen französischen Ursprung verräth. Wir finden aber noch eine andre Hinweisung auf diese Dichtung in der spanischen Litteratur. Der göttliche Calderon hat eines seiner glänzendsten phantastischen Schauspiele, die Brücke von Mantible (jetzt im zweiten Bande des spanischen Theaters von A. W. Schlegel übersetzt), darauf gebaut. Der Abdruck des alten Ro-

mans gewinnt ein neues Interesse dadurch, daß wir ihn als Stoff mit der durchaus umbildenden Behandlung eines der größten romantischen Künstler vergleichen können. Die Hauptzüge hat Calderon beibehalten: den Wunderbau der Brücke, die trotzigen Thaten des Fierrabras, seine Gefechte mit den fränkischen Rittern, selbst wie der Schildknappe Guarin gegen Dank und Willen für seine Tapferkeit berühmt wird, die Liebe der Floripes zum Guido von Bourgogne, die Ermordung des Brutamonte durch ihre Hand, ihre Einschließung und Aushungerung mit den übrigen Pairs von Frankreich in dem Thurm, endlich die Eroberung der Brücke und ihre Errettung durch einen großen Sieg. Aber wie hat Calderon, ohne Schaden der Keckheit, alle Spuren von Rohheit wie mit einem ätherischen Hauche abzustreifen, und bei der theatralischen Zusammendrängung und unendlich vielen Auslaßungen die Dichtung dennoch zu bereichern und ihre Farben zu erhöhen gewußt! Dieses sei ohne Nachtheil des alten Romans gesagt, der in seiner Derbheit und bis zum Muthwillen trotzigen Kampflust höchst lebendig, ergötzlich und unbewußter Weise drollig ist. Alle Striche sind scharf und entschieden, alle Bewegungen gleichsam eckig und gespreizt, wie in manchen alten Zeichnungen. Was geht über den phlegmatischen Uebermuth des Fierrabras, der sich mit dem gegen ihn so kleinen und noch dazu verwundeten Olivier erst gar nicht schlagen will! Das Uebermaß des Kraftgefühls macht sich hie und da in allerlei Ungehörigkeiten Luft. Karls und seiner Ritter Verhältniß ist nicht immer das feinste, überall geht es handfest zu. Auch das Christenthum ist eine ritterliche Waffe, womit, bei aller Andacht vor dem Heilthum, nach Gelegenheit darein geschlagen wird. Wer muß nicht lächeln, wenn der Herzog Naimas von Baiern zu Rolanden sagt: 'Laßet mich schaffen; mit der Hülfe Gottes und seiner Heiligen will ich ihm so viel Lügen sagen, daß wir durchgelaßen werden'. Ueberhaupt kann man das Ganze als eine etwas nachdrückliche Heidenbekehrung betrachten. Das Heidenthum ist sehr gut begriffen, als eine mit sich selbst zufriedene und zur Schau getragene Bestialität. Dieß geht in der Schilderung bis zur Verwegenheit, wie z. B. der alte Sultan Baland sich durchaus nicht zur Taufe bequemen will, sondern das Taufwaßer verunreinigt. Die Heiden mißhandeln ihren Gott Mahomet erbärmlich, so oft es ihnen nicht nach Wunsche geht,

aber auch Karl hat heidnische Anwandlungen, wenn er droht: 'Ich schwöre zu Gott, ist es, daß Olivier von diesem Heiden erschlagen wird, so will ich im ganzen Frankreich weder Priester, Mönche, Klöster, noch Kirchen nicht lassen, sondern will alle Kirchen und Klausen, Kreuze und Altäre, Mönche und Nonnen mit einander thun verbrennen.' Eine artigere Vermischung des Heiligen und Lüsternen ist es, wie die schöne Floripes bei der Taufhandlung bis auf den Gürtel entkleidet wird, und nun eine überaus reizende Beschreibung ihrer Schönheit folgt, wobei es heißt: 'Sie war in allen ihren Gliedmaßen also wohl erschaffen, daß sie in vielen Herzen heimliche Liebe und Begierde erweckte; und insonderheit der Kaiser, wiewohl derselbige alt war, doch so ward er selber zu etwas Gedanken durch ihre Schöne gereizt.'

Wir finden dasjenige sehr treffend, was die Herausgeber über den Charakter der Romane von Karl dem Großen und seinen Pairs im Vergleich mit denen vom Artus und der Tafelrunde sagen. Die zarteste, feinste Blüthe der Ritterschaft ist unstreitig in den letzteren zu suchen. Jene sind nicht weniger biderbe, aber ungezügelter in den Ausbrüchen der Leidenschaft und derber in der ganzen Sinnesart. Doch wird sich auch hierin eine Stufenfolge nachweisen lassen. Je älter, je ernster und gehaltner. In Turpins Chronik selbst, die Fr. Schlegel seinen Romanzen zum Grunde gelegt, in den beiden von Schilter mitgetheilten Stücken in deutschen Reimen ist der Begriff des Märterthums im Sarazenen-Kriege vorwaltend; der Gesammt-Eindruck ist elegisch. Die späteren Bearbeitungen werden immer fröhlicher, ausgelaßener, toller, ungefähr wie das Heldenbuch. Gewissermaßen geht dieß bis auf den Ariost fort.

Alle diese Unterschiede werden sogar für die Geschichte des Ritterthums höchst merkwürdig, wenn man erwägen will, daß im strengsten Sinne niemand etwas erdichten kann, und daß die Wirklichkeit zu allen Schöpfungen der Phantasie, den wesentlichen Bestandtheilen nach, erst das Vorbild hat aufstellen müßen.

Welch einen Abstich macht hiegegen Pontus, ein Roman aus weit späterer Zeit. Wir möchten ihn schwerlich über die letzte Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts hinaussetzen. Das kühne Wunderbare herrscht nicht darin, die Erfindung ist gering, dagegen aber die Gesinnung und Sitte ungemein zart und züchtig. Es ist, wie es in

der späteren Nachschrift genannt wird, 'eine ruhmreiche, schöne und fruchtbare Historie, voller Wunderwerke Gottes, Zucht, Scham, ritterlicher Thaten und höflicher Sitten'. Was uns diesen Roman besonders werth machen muß, ist, daß er im fünfzehnten Jahrhundert von einer edlen Fürstin, Eleonora, gebornen Prinzessin von Schottland, Gemahlin Erzherzogs Siegmund von Oesterreich ins Deutsche übertragen worden. Diese fremde Fürstin hatte sich also unserer Muttersprache so bemächtigt, daß sie für die damalige Zeit untadelich und zierlich ein Buch darin abfaßen konnte. Wie viele deutschgeborne Fürstinnen wären heutzutage wohl im Stande, das Gleiche zu leisten, und wie sollten sie es auch bei der leidigen wälschen Erziehung, die sie meistens bekommen? Ueberhaupt hielt man damals diese jetzt so verschmähten Romane in hohen Ehren. Die Melusina hat Thüring von Ringoltingen aus Bern, wo wir nicht irren Schultheiß daselbst, um das Jahr 1470. ins Deutsche übersetzt, und vermuthlich ist seine Arbeit der Text des noch jetzt verbreiteten Volksbuches. (S. über ihn und die Erzherzogin Eleonora Johannes Müllers Geschichte der Schweiz IV. S. 274. und 554.)

Fast möchten wir glauben, auch das Original des Pontus rühre von einer weiblichen Hand her; eine so große Zärtlichkeit für die Ehre der Frauen wird darin überall bewiesen, eine so strenge Sittsamkeit beobachtet, und das Gefühl vor der leisesten Verletzung bewahrt, so daß die Liebe, ganz der Zucht unterthänig, kaum noch als eine Leidenschaft auftreten darf, und sich nur als die Huldigung des ganzen Lebens stätig und schweigend kund giebt. Das Buch trägt das romanenreiche Bretagne als sein Vaterland an der Stirn; die Nennung so vieler französischen Geschlechter aus der dortigen und umliegenden Gegend ließe vielleicht die Zeit und den Anlaß der Entstehung näher bestimmen. Die ausländischen Namen der Städte, Länder, Personen und Geschlechter haben in den alten Drucken die stärksten Verfälschungen erlitten. Theils erlaubte man sich, sie nach der Aussprache anders zu schreiben, theils fielen dabei immer zunehmende Druckfehler vor, indem vermuthlich sowohl Setzer, als Korrektoren sich nichts Bestimmtes dabei dachten. So heißt der Herzog von Bourgogne im alten Buch der Liebe verschiedentlich Herzog von 'Bomgotzne', Lusignan Herr von 'Lesingen' u. s. w.

Die Herausgeber haben hierin schon Manches berichtigt, doch möchten wir ihre Konjektural-Kritik noch ferner in Anspruch nehmen; und das hie und da Versäumte würde sich vielleicht in einem erklärenden Namenregister am Schluße mehrerer Bände am füglichsten nachbringen laßen. Zweimal finden wir z. B. einen seltsam entstellten Namen; in der Einleitung S. LI. 'die von 'Amow' und von Mayn', und im Pontus S. 391. 'gen 'Avion' und Maine'. Beide Male soll es ohne allen Zweifel heißen 'Anjou', und die Verfälschung ist aus der alten Schreibweise, wo die i, n und u ohne Unterschied in einander laufen, leicht zu begreifen. Nicht immer ist Gleichförmigkeit beobachtet. So heißt im Fierrabras der mohrische König Sortibrant einmal 'von Cunnieber', ein andermal 'von Conymbre'. Wir vermuthen, es ist Coimbra gemeint. Wenn die Namen schon durch ein ihnen fremdes Medium gegangen sind, so läßt man sie billig so; z. B. im Pontus 'Cornuaille' und 'Gallais' für 'Cornwallis' und 'Wales', weil die Dichtung französisch ist. Auch die schon hergebrachte Verdeutschung der Namen hat ihren guten Grund. Allein wir sehen nicht ein, warum die Herausgeber nicht statt 'Haitefüle' 'Hautefeuille' hergestellt haben u. dgl. mehr. Jene Entstellungen sind doch immer störend.

Die Geographie der Ritterromane, sowohl die ganz fabelhafte, als die schon wirklich historische, bietet überhaupt große Schwierigkeiten dar. Die Herausgeber bemerken mit Recht, daß 'Cologne' in Gallizien, S. 272., Corunna ist. Derselbe Name kommt etwas verändert in Fierrabras vor, S. 146., 'Kolonien' in Gallizien. Aber was ist das dicht dabei stehende 'Reußen'? Was ist das Königreich 'Erwonys', S. 391., das von Bretagne aus jenseit des Meeres liegen soll? Ist die Stadt 'Regnusa' etwa Rennes? Der alte Name war Redones. Was ist der Hafen 'Dorbe', ebenfalls in Bretagne? Was der Hafen 'Anthoni' in England? Auf unsern Charten dürfte sich dieß alles schwerlich finden.

Wenn wir vorhin versicherten, daß diese Romane in der Form, wie sie hier gegeben sind, sich ganz leicht weglesen laßen, so war dieß nicht so gemeint, als ob nicht mancherlei schwierige Forschungen darüber angestellt, und dabei viel Gelehrsamkeit und Kritik aufgewandt werden könnten. Doch, wie gesagt, für das, was uns von dieser Seite zu wünschen übrig bleibt, wird ein historisches und geo-

graphisches, ja auch mythologisches Namenregister die bequemste Form sein.

Für das fernere Sammeln zu ihren Zwecken machen wir die Herausgeber auf die kurfürstlich hannöverische Bibliothek aufmerksam. Sie enthält nicht nur kostbare Handschriften, unter andern eine sehr alte und schöne vom Titurel, sondern auch viel Handschriftliches und noch Ungenutztes von dem großen Forscher unsrer geschichtlichen und Sprach-Alterthümer, Leibnitz, und dem unter ihm arbeitenden Eccard. Wir erinnern uns, vor einem gedruckten alten Ritterroman den Versuch einer historischen Deutung von Leibnitzens eigner Hand beigeschrieben gesehen zu haben.

Dürfen wir den Herausgebern für die Fortsetzung einen Rath geben, so würden wir darauf antragen, unter den übrigen im alten Buch der Liebe enthaltenen Stücken folgende drei auszuschließen: Theagenes und Chariklea, Flor und Blankeflor und den Ritter vom Thurn. Das erste ist diesem Kreiße ganz fremd. Das zweite ist eine Uebersetzung vom Filocopo des Boccaz, welches wieder nichts anders ist, als ein mißglückter Versuch, die liebliche idyllische Geschichte von Floris und Blanscheflur durch Mythologie, Rhetorik und antikes Kostum zum heroischen Roman hinaufzuschrauben. Es ist das verfehlteste unter allen prosaischen Werken des Boccaz, und wie dieser große Künstler in allen Dingen gründlich war, so ist er auch hier im Verfehlen der ächten Darstellungsweise wirklich ausgezeichnet. Der Uebersetzer ist mit so weniger Kenntniß zu Werke gegangen, daß er die Namen der Götter und alten Römer unverändert nach der italiänischen Umgestaltung aufgenommen hat, und also sagt: der Abgott Marte, der weise Catone u. s. w. Von Floris und Blanscheflur haben wir die meisterliche Bearbeitung eines Minnesingers; die Herren Bruns und Eschenburg haben uns mit einem kürzeren plattdeutschen Gedicht über denselben Gegenstand bekannt gemacht. Sollte es nicht auch eine alte, nicht aus dem Boccaz geschöpfte prosaische Bearbeitung geben? Der Ritter vom Thurn ist kein Roman, sondern ein Lehrbuch, aus allerlei, zum Theil biblischen Geschichten bestehend, die den Frauen zur Warnung und zum Beispiel dienen sollen. Auch heißt es 'Spiegel der Tugenden und Ehrsamkeit der Weiber und Jungfrauen'. Das französische Original, le chevalier de la Tour, ist bekannt. Drei im Buch

der Liebe enthaltene Stücke sind noch gangbare Volksbücher: Oktavian, Magelone und Melusine. Es empfehlen sich also zunächst zum Abdruck Ritter Galmy (von Pellegrin [Fouqué] in halb epischer, halb dramatischer Form erneuert); Camillus und Emilia; Gabriotto und Reinhart; Herzog Herpin; und Herr Wigoleis vom Rade. Außerdem giebt es noch viele nicht im Buch der Liebe, sondern bloß in einzelnen Drucken vorhandene Romane, welche die Herausgeber schon aufzutreiben wißen werden, als Josaphat und Barlaam, Hug der Schapler u. a. Der letztgenannte ist eine fabelhafte Erzählung von der Erhebung des Hugo Capet zum Thron, woraus der berüchtigte Vers des Dante hergeflossen, über welchen Franz I. in so großen Zorn gerieth, da Hugo Capet sagt:

Fui figlio d'un beccajo di Parigi,

und welchen die Ausleger verkehrt gedeutet, weil sie jene Ueberlieferung nicht kannten.

Die Volksromane bleiben billig für die Folge aufgespart, da bei ihrer allgemeinen Verbreitung wenigstens ihr Untergang nicht zu besorgen steht, wenn sie gleich gar sehr eine Reinigung des Textes bedürfen, und es auch den Genuß ihrer Lesung um ein Beträchtliches erhöhen wird, wenn man diese Büchlein, die man nur unter einer kümmerlichen, verwahrlosten äußern Gestalt kennt, einmal sauber und genau abgedruckt vor sich sehen wird. Sollte die Neigung des Publikums die Bemühungen der Herausgeber fortwährend unterstützen, so dürfte dann wohl die Reihe an die alten Uebersetzungen des Amadis und seiner Fortsetzungen kommen, welche in den spanischen Originalen theils den meisten Lesern unzugänglich, theils auch sehr selten geworden sind. Freilich gehen diese Romane sehr in die Breite. Die ersten vier Bücher sind, wo wir nicht irren, in einem Foliobande vorhanden. Der Verfaßer dieser Anzeige besitzt das achte und neunte Buch des Amadis deutsch, deren jedes einen starken Band in klein Oktav oder Duodez ausmacht, und, falls die Herausgeber ihren Plan so weit ausdehnen sollten, wird er sich ein Vergnügen daraus machen, sein Exemplar zu diesem Behufe herzuleihen. Der Amadis war wegen der Wohlredenheit so berühmt, daß damals die Reden und Briefe daraus unter dem Titel 'Schatzkammer der XXIV Bücher des Amadis aus

Frankreich' besonders gesammelt worden. Ob diese Uebersetzungen unmittelbar nach dem spanischen Original, oder nach der französischen Uebersetzung gearbeitet sind, wird sich ausmitteln laßen. Die spanische Sprache war doch unter Karl V. ziemlich in Deutschland verbreitet.

Ein Grund, warum es allen Verehrern der vaterländischen Denkmäler um so angelegener sein muß, solche Unternehmungen, wie das gegenwärtige, zu unterstützen, liegt in den Zeitumständen. Man muß eilen, das noch Vorhandene durch neue Abdrücke zu retten, sonst möchte es zu spät sein. Durch die Einziehung der Klöster und andre Besitzveränderungen, welche dieses Zeitalter, wo alle bis jetzt bestandenen Einrichtungen eingestürzt oder in ihren Grundfesten erschüttert sind, herbeigeführt, wird dasjenige, was Jahrhunderte lang in Büchersammlungen sorgfältig verwahrt worden, zerstreut und versplittert, oder gar ins Ausland entführt, wie es ja noch neulich den Schätzen der wolfenbüttelschen Bibliothek ergangen ist. Schon in Folge des unseligen dreißigjährigen Krieges kam der manessische Codex der Minnesinger nach Paris und über hundert andre in den Vatikan, wo sie für immer ungenutzt verborgen hätten liegen mögen, wenn der Eifer deutscher Gelehrten sie nicht aufgespürt hätte. Denn die auswärtigen Litteratoren, welche sich mit solchen Erwerbnissen brüsten wollen, da sie nicht einmal das heutige Deutsch, geschweige denn Altdeutsch verstehen, gemahnen einen gerade wie Harlekin im Lustspiel, der einen Brief entwendet, und sich hinterdrein besinnt, daß er nicht lesen kann.

Den Lesern, welche sich noch nicht mit den Ueberresten der romantischen Vorzeit beschäftigt haben, und ihren Sinn für deren Verständniß und Genuß zu wecken wünschen, empfehlen wir, nebst der Einleitung der Herausgeber, die geistreiche Schrift des Hrn. Prof. Görres über die deutschen Volksbücher, welche in diesen Blättern vom Verfaßer selbst, also nur mit Berichtigung einiger eingeschlichenen Versehen, und nicht mit dem gebührenden Lobe, angezeigt worden ist. Ueber manches Einzelne kann man anderer Meinung sein; im Ganzen ist die Ansicht ächt und eindringend, und an seiner beseelten Schreibart besitzt der Verf. eine Fülle von Zauberformeln, um die in jenen Dichtungen lebende Phantasie wieder aus ihrem Grabe heraufzubannen. Hrn. von der Hagen und

Hrn. Dr. Büſching aber möchten wir durch dieſe wohlgemeinte Anzeige nachdrücklichſt auffordern, ſich doch ja nicht abſchrecken zu laßen, ſondern auf der Bahn eines Goldaſt, Opiz, Leibnitz, Eccard, Schilter, Scherz, Oberlin und ſo mancher andern noch lebenden vortrefflichen Männer wacker fortzugehen.

Ludovico Arioſto's Raſender Roland, überſetzt von J. D. Gries. Jena 1804...1808. IV Theile.

Es iſt eben ſo erſtaunenswürdig als erfreulich, zu ſehen, wie ſehr unſere Sprache in einem kurzen Zeitraume durch vielſeitige Bearbeitung an Gewandtheit für die Kunſt des Versbaues überhaupt, und insbeſondere für die Kunſt der poetiſchen Ueberſetzungen gewonnen hat. Was vor einer nicht ſehr beträchtlichen Anzahl von Jahren noch für unmöglich galt, wird jetzt mit Erfolg, ja mit anſcheinender Leichtigkeit geleiſtet. In den ſiebziger Jahren wurde im Teutſchen Merkur der erſte Geſang des raſenden Roland von Werthes in ächten Oktaven mitgetheilt. Wieland fand dieß ein mißliches Unternehmen, das ſchwerlich durchzuführen ſein möchte, und äußerte dabei, die freie Versart des neuen Amadis in längeren und kürzeren Jamben mit untermiſchten Anapäſten würde wohl die paſſendſte für eine Ueberſetzung des Arioſt ſein.

Dieſen Rath hat Schmitt bei Uebertragung des geraubten Eimers in gewiſſem Grade befolgt: allein die Kenner der italiäniſchen Poeſie werden darin gewiß nicht eine dem Original entſprechende Form erkennen. Werthes ließ ſich nicht abſchrecken, und gab wirklich einen Band ſeines Arioſt heraus. Er ließ es jedoch bei den erſten acht Geſängen bewenden, und in der That ſind die Aufopferungen, welche

ihm das Versmaß auflegte, ſo beſchaffen, der ſichtbare Zwang und die Härten ſind ſo groß, daß man die unterbliebene Fortſetzung nicht ſehr bedauern darf. Der Verf. dieſer Anzeige lieferte im Athenäum (B. 2. H. 2.*)) den eilften Geſang ebenfalls in Oktaven; er lernte bei dieſer Gelegenheit die Schwierigkeiten der Unternehmung kennen, und es war nicht ſeine Abſicht weiter zu gehn. Gries, der ſich ſchon durch ſeine unter eben ſo ſtrengen Geſetzen vollführte Ueberſetzung des befreiten Jeruſalems vielen Beifall erworben, hat zuerſt mit dem Talent die Beharrlichkeit vereinigt, welche dazu gehört, ſich durch Arioſts ſechs und vierzig lange und nicht immer gleich anziehende Geſänge durchzuarbeiten, und jetzt zum erſtenmal beſitzen wir reizenden Dichtungen des Meiſter Ludwig in einer ihrer nicht unwürdigen Geſtalt, und können ſie mit einem großen Theil des Genußes, welchen das Original gewährt, in unſerer Sprache leſen. Wer in ſolchen Fällen das Ganze im rechten Sinne vollendet, dem wird billig der Kranz gereicht. Das Werk ſteht einmal da, und hält ſich ſelbſt. Sollte auch im Einzelnen noch nachzuhelfen ſein, ſollte auch Arioſt in manchen Stücken wegen der Natur ſeiner Sprache und ſeiner darin einheimiſchen Kunſt immer unnachahmlich bleiben, ſo iſt doch die Hauptſchwierigkeit überwunden.

Es wird hier nicht am unrechten Orte ſein, die Litteratur der bisherigen deutſchen Ueberſetzungen des Arioſt in Erinnerung zu bringen. Die älteſte, wo wir nicht irren, war von Dietrich von dem Werder (auch Ueberſetzer des Taſſo) einem Zeitgenoßen und Freunde Opizens: ſie iſt in Stanzen, geht aber nur bis zum dreißigſten Geſange. Wir

*) [S. A. W. S.s Werke Bd. IV. S. 93. ff.]

haben dieses ziemlich selten gewordene Buch nicht vor uns, um sagen zu können, wie schätzbar die Arbeit für die damalige Zeit war, und ob Gries irgend etwas davon hat benutzen können, und benutzt hat. Späterhin kam, wie es scheint, Arioſt den Deutschen gänzlich aus der Kunde, besonders in der gottschedischen Periode, vermuthlich wohl, weil sein Werk nicht für eine regelrechte Epopöe galt. Dieß hat uns vor einer Uebersetzung oder Umkleidung desselben in Alexandrinern bewahrt, wie sie damals vom Tasso gefertigt worden. Die ersten Nachrichten vom rasenden Roland, wie von einer neu entdeckten Insel, gab vor etwa fünfzig Jahren Meinhard. Von dem kläglichen Zustande des Studiums der italiänischen Poesie und der Kunst dichterischer Nachbildung und vieler andern Dinge in jener Zeit zeugt es, daß Lessing diese dürftige Kompilation aus den italiänischen Litteratoren, diese Uebersetzungen in schleppender Prosa, mit wäßerichten Auszügen und Nutzanwendungen verbrämt, anpreisen konnte. Eine Anzahl Jahre später traten zwei prosaische Uebersetzer auf, Heinse mit großem Aufheben von der Wichtigkeit seines Unternehmens, und Mauvillon. Der letzte warf jenem vor, nicht einmal den Sinn seines Originals gefaßt zu haben. Auch über den Namen des Gedichtes konnten sie nicht einig werden: der eine behauptete, es müße 'der wüthende Roland' heißen. Unstreitig ist aber 'der rasende Roland' richtiger, denn Rolands Wuth wird nur als eine Folge seines Wahnsinnes vorgestellt. Es verlohnt jetzt nicht der Mühe, auszumitteln, wer von beiden es weniger schlecht gemacht: wir verstehen den Arioſt hinlänglich, um keiner Ausleger zu bedürfen, und heut zu Tage wird wohl niemand dieses Gedicht, von der unentbehrlichen Zier der Verse und Reime entkleidet, für genießbar halten. Der ungefähr gleichzeitige

Verſuch von Werthes wurde ſchon oben erwähnt. In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts erſchienen fünfzehn Geſänge des Arioſt von einem gewiſſen Lütkemüller in reimloſe Jamben überſetzt. Dieß war noch das Verfehlteſte von Allem, wie es damals der Verf. dieſer Anzeige in der Jenaiſchen allg. Lit.-Zeitung dargethan hat.*) Hr. Gries hat alſo alle ſeine Vorgänger ohne Widerſpruch unermeßlich weit hinter ſich gelaßen.

Der Grundſatz iſt jetzt anerkannt, daß jedes Gedicht in ſeiner eigenen metriſchen Form, oder wenigſtens einer ihm ſo nahe verwandten, als die Natur der Sprache es nur irgend erlaubt, übertragen werden muß. Allein über den Grad der Annäherung im Silbenmaß, welcher ohne Gewaltthätigkeit gegen die Sprache möglich iſt, finden verſchiedene Meinungen ſtatt. Wir geſtehen es, wir ſind überall, ſowohl bei Nachbildungen aus den alten als neueren Sprachen, für die ſtrenge Obſervanz. Was die Einführung der italiäniſchen Oktave im Deutſchen betrifft, ſo wollen wir ebenfalls auf das Geſchichtliche zurückgehen. Wieland erklärte ſie bei der erſten Ausgabe des Idris nach der ganzen Strenge ihrer Regeln für unausführbar, und hatte ſich die willkürliche Stellung der dreifachen Reime und den Gebrauch der Alexandriner und vierfüßigen Jamben vorbehalten. Nachher wählte er zum Oberon eine noch zwangloſere Versart: es war eigentlich weder eine Stanze, noch überhaupt eine Strophe, indem der Begriff der geordneten Wiederkehr ganz wegfiel, ſondern bloß ein Abſchnitt von acht beliebig gereimten freien jambiſchen Zeilen. Auch dieß fand viele Nachahmer. Die älteſten ächten deutſchen

*) [S. oben die A. L. Z. 1799. Nr. 136.]

Oktaven sind, wo wir nicht irren, einige von Harsdörfer in seiner Uebersetzung der Diana. In denen von Dietrich von dem Werder ist die Reimstellung beobachtet, aber aus den eilfsilbigen Versen sind Alexandriner geworden. Heinse gab als Anhang zu seiner nun verschollenen Laidion ein Bruchstück eines Gedichts in Oktaven; jedoch zuerst lehrte uns Goethe in zwei herrlichen Gedichten, Zueignung und die Geheimnisse den südlichen Wohllaut und die wahre Bedeutung dieses Silbenmaßes kennen, und nun erst faßte es Wurzel in unserer Sprache. Viele vortreffliche Dichter sind ihm darin nachgefolgt, und die ehemals für unüberwindlich gehaltene Schwierigkeit ist dermaßen beseitigt worden, daß wir nebst vielen wohllautenden, gedrängten, schwungvollen Stanzen in eigenen Gedichten und Nachbildungen auch eine wahre Sündflut von eintönigen, schleppenden, nachläßig hingeschütteten erhalten haben. Man ist darüber einverstanden, daß die schöne Anordnung der Reime und die gleiche Länge der Zeilen der Versart wesentlich sei; nur in Absicht auf den Gebrauch der männlichen und weiblichen Reime weicht man von einander ab. Einige ziehen die Stanze mit fünf weiblichen Reimen vor, und zu diesen gehört Gries; Andere unterwerfen sich dabei gar keiner Regel; noch Andere haben, besonders in Nachbildung der spanischen und italiänischen Dichter, sich lauter weiblicher Reime bedient, worin ihnen schon Goethe in einigen Strophen der erwähnten Gedichte mit seinem Beispiele vorgegangen ist. Es läßt sich leicht nachweisen, daß die Regel des unverbrüchlichen Wechsels der männlichen und weiblichen Reime erst in Opizens Zeitalter aus Nachahmung der französischen und holländischen Dichter eingeführt worden ist: die Minnesänger achten selbst bei dem künstlichsten Strophenbau nicht darauf. Volksmäßige Lieder-

weiſen mit lauter männlichen Reimen ſind längſt unter uns üblich geweſen. Ueberhaupt kommen die von den Franzoſen ohne Rückſicht auf die verſchiedene Natur der beiden Sprachen angenommenen Regeln immer mehr in Abgang. Zu Gottſcheds Zeit hielt man ſtrenge auf die Vermeidung des Hiatus; ſeitdem hat man eingeſehen, daß dieſe Sorgfalt, in demſelben Umfange angewandt, wie in den franzöſiſchen Verſen, in unſerer Sprache einestheils überflüßig, anderntheils unmöglich iſt. Bürger hielt noch auf Beobachtung des Abſchnittes nach der vierten Silbe in den fünffüßigen gereimten Jamben; die Oktaven ſeiner angefangenen Erzählung Bellin ſind durchgängig ſo gearbeitet. Im Franzöſiſchen kann der zehnſilbige Vers dieſer eintönigen Gebundenheit nicht entbehren, wenn er hörbar bleiben ſoll. Unſere in andern Stücken weit mehr geordneten Jamben laden uns zur freieſten Mannichfaltigkeit der Abſchnitte ein. Es wäre ſeltſam, wenn wir die Geſetze des Wohlklanges von der unter allen anerkanntermaßen am wenigſten muſikaliſchen Sprache erlernen müßten. Seit einiger Zeit neigt man ſich in gereimten Gedichten, nebſt Wiederbelebung der alten einheimiſchen, zu den italiäniſchen und ſpaniſchen Weiſen hin. Was hierin geleiſtet worden, iſt freilich noch zu neu, als daß er die Probe der Zeit ſchon beſtanden haben ſollte: indeſſen ſcheint es von den Leſern, welche ſich unbefangen den Eindrücken überlaßen, ohne zu fragen, durch welche Mittel das ihnen verſchaffte Vergnügen zuwege gebracht worden, nicht ohne Wohlgefallen aufgenommen zu werden. Wie es zu gehen pflegt, ſind auch Gegner der Neuerung aufgetreten; die Sonette, Terzinen, Decimen u. ſ. w. haben ſich einen ordentlich perſönlichen Haß einiger Kritiker zugezogen. Wir fürchten, [illegible] unſchuldigen Gedichtformen

für ihre Verfaßer und Einführer im Deutschen büßen müßen. In einer weitschweifigen Abhandlung, angeblich über Bürgers Sonette, hat *) man uns unlängst dargethan, daß von je viel schlechte Sonette geschrieben worden seien, was wir freilich längst wußten. Dieß Argument ist mit dem einfachen logischen Schluß zurückzuweisen, daß der Mißbrauch den Gebrauch nicht aufhebt. Welches Silbenmaß, vom Hexameter an, könnte bestehen, wenn es für alle steifen und hölzernen, oder schwachen und schleppenden Ausfüllungen verantwortlich sein sollte? Der verstorbene Fernow hat sich in einer Abhandlung 'über die Nachahmung des italiänischen Verses in der deutschen Poesie' in der Zeitschrift 'Prometheus' mit viel übler Laune gegen die neuere Weise aufgelehnt. Er erklärt alle bisher in lauter weiblichen Reimen abgefaßten Uebersetzungen aus den südlichen Sprachen für ungenießbar. Dieß ist ein harter Ausspruch von einem Grammatiker, der selbst nie etwas Ersprießliches für den deutschen Versbau ans Licht gefördert hat. Sollte einer ganzen Dichterschule (so dürfen wir es nennen), in welcher sich unleugbar ausgezeichnete Talente finden, nicht auch eine Stimme darüber zustehn, was dem deutschen Ohr gefällig sein kann oder nicht? Es gilt wenigstens den Versuch, ob nicht etwa bloß eine entgegengesetzte Gewöhnung bisher für manche wirkliche Schönheiten in der Art zu reimen unempfänglich gemacht habe. Ueber das Genießbare wird der Geschmack des deutschen Publikums auf die Dauer entscheiden. Uebrigens sind Fernows Anmerkungen leicht zu berichtigen. Der italiänische Vers soll und kann nicht ohne alle Veränderung im Deutschen nachgebildet werden. Er hat

*) [Voß in der Jen. A. L. Z. 1808. Nr. 128. ff.]

in der freien Accentuation und der häufigen Eliſion der Vokale, die in der Silbenzählung nicht mitgerechnet, aber dennoch ausgeſprochen werden (eine Weiſe, welche auch die Griechen in ihren Schauſpielen gehabt zu haben ſcheinen), Mittel der Mannichfaltigkeit, die uns abgehen. Wer indeſſen die beſten Vorleſer in Italien gehört hat, wird wiſſen, daß dieſe ſcheinbare Mannichfaltigkeit ſich für das Ohr in einer ziemlich eintönigen Melodie verliert. Ein ungefährer Wechſel der Längen und Kürzen oder betonten und unbetonten Silben iſt unſerer Sprache nach ihrem ganzen Bau natürlich, und war von jeher, wie die älteſten dichteriſchen Denkmäler ausweiſen, volksmäßige Sitte. Deswegen mußte auch Rudolf Weckherlins, wiewohl geiſtreicher, Verſuch, unſern Alexandriner nach den Freiheiten des franzöſiſchen zu bilden, ohne Folge bleiben. Unſer beſtimmterer Jambe findet eben wegen ſeiner Beſtimmtheit in geringeren Abweichungen eine ergiebige Quelle des Wechſels, wie es unſere beſten Dichter durch die That gelehrt haben. Was die ununterbrochenen weiblichen Reime betrifft, ſo ſollen ſie nach der Behauptung einiger Kritiker dem deutſchen Verſe außer einer unerträglichen Eintönigkeit auch eine zerfloßene Weichlichkeit geben. Unſere Sprache hat ſich weniger vor dieſem Fehler, als vor abſtoßender Härte zu hüten: der ſtarke Knochenbau wird immer durchſcheinen, wenn er auch mit fließenden Umrißen bekleidet wird. Es iſt wahr, wir haben den Vortheil der tönenden offnen Vokale in den weiblichen Endungen, den das Italiäniſche beſitzt, längſt verloren; die tonloſe Silbe nach der betonten hat meiſtens nur ein E, und unſere meiſten weiblichen Reime gehen auf 'en' aus. Klopſtock lobte dieſe Endung wegen ihrer Gelindigkeit als ein Milderungsmittel des deutſchen Klanges. Nicht zu erwäh-

nen, daß wir doch einige, wiewohl seltnere, weibliche Reime mit andern Vokalen in der zweiten Silbe haben (z. B. die auf ung und ig), welche wir durch Zusammensetzung des Reimes aus zwei Wörtern noch beträchtlich vermehren können, gewährt uns die Verschiedenheit der Schlußkonsonanten (z. B. et, er, ert, ern, el, elt, eln, es, ens u. a.) Mittel genug, die verschlungenen weiblichen Reime so sehr gegen einander abstechen zu laßen, als wir wollen. Jedoch ist dieß keineswegs immer erforderlich, und es läßt sich zeigen, daß die größten südlichen Verskünstler oft mit Absicht das Gegentheil gethan. (So wechseln in einem Sonette des Petrarca die Reime alli und elli; in den spanischen Dichtern häufig aros und eros.) Für den durchgängigen Gebrauch der weiblichen Reime in Nachbildung des Italiänischen spricht das Beispiel der Spanier und Portugiesen, welche ungefähr eben so reich an männlichen Reimen sind als wir, und dennoch bei Aufnahme der italiänischen Silbenmaße, und für diese, die italiänische Weise zu reimen mit Glück eingeführt haben. Der weibliche Reim ist an sich der schönste (wir müßten zu tief in die Gesetze des Wohllautes eingehen, um den Beweis hier zu liefern); er läßt sich gar wohl ohne Zwang herbeiführen; es kommt also nur darauf an, die anderweitigen Nachtheile dagegen zu erwägen.

Die Absicht ist gar nicht, irgend eine schon übliche Vers- oder Reimart zu verwerfen. Wir glauben vielmehr, daß eine Poesie wie die unsrige, die bei der Entladung von willkürlichem Regelzwange nach dem bedeutsamstem und kunstreichsten Ausdrucke für jede Eigenthümlichkeit strebt, nie einen allzugroßen Ueberfluß an Formen haben könne. Auch die an sich weniger schönen wird der rechte Künstler schon zu geschickten Werkzeugen der Darstellung zu machen wißen.

Wir können uns nicht enthalten, bei dieſer Gelegenheit den Wunſch zu äußern, daß den Bedürfniſſen der poetiſchen Technik durch gründliche Schriften darüber abgeholfen werden möchte. Die Deutſchen ſind ſehr bei der Hand mit ſpitzfindigen philoſophiſchen Theorien über die ſchönen Künſte, woraus der Künſtler ſich nicht das Geringſte nehmen kann. Wie übel es abläuft, wenn man nach ſolchen hohlen Allgemeinbegriffen Kunſtwerke zuſammenſetzen will, haben wir leider erlebt. In den praktiſch brauchbaren Theorien ſtehen wir ſehr gegen andre Nationen zurück, und unſre Grammatiker, ſolche ausgenommen, die ſelbſt Dichter waren, haben ſich jetzt nur*) um die Ausbildung der Dichtkunſt verdient gemacht.

Für die eigentliche Proſodie, oder die Entwickelung der Geſetze der Längen und Kürzen in unſrer Sprache iſt durch die Schriften von Klopſtock, Moritz und Voß hinlänglich geſorgt, wenn ſie ſchon nicht immer unter einandee einig ſind. Dagegen fehlt es an einem Werk über die Behandlung der alten Silbenmaße im Deutſchen, über den Grad der Strenge und Genauigkeit, über die nothwendigen, anzurathenden und zu vermeidenden Veränderungen, womit ſie im Deutſchen nachzuahmen ſind. Hiebei müßte man freilich auf die Quelle zurückgehn: auf das ganze Syſtem der alten Metrik, und auf die verſchiedne Behandlung derſelben Versarten bei den Griechen und Römern, welche letztere uns ſchon zum Beiſpiele dienen kann, wie die Natur der Sprache hier einwirkt. Vor allen Dingen müßte man ſich hiebei hüten, nicht mit Hitanſetzung der gültigen Auctorität der alten Grammatiker Alles unter eine auf kantiſchen Kategorien erbaute Theorie zu zwängen.

---

*) [nur? 'nicht' oder 'nie'.]

Ferner wären die Grundsätze der deutschen Accentuation in Bezug auf die gereimten Versarten zu entwickeln. Sowohl die einheimischen Reimweisen und Strophen, als die andrer Völker, welche am meisten Einfluß auf unsre Poesie haben, der Engländer, Italiäner und Spanier, auch der Franzosen, wären zu erörtern. Aus älteren Zeiten haben wir verschiedene Versuche hiezu, von Opiz, Philipp von Zesen u. A., woraus wohl noch Manches zu benutzen stände. Die Hauptsache wäre, in das Wesen und die Bedeutung sowohl der älteren als neueren Formen einzudringen, und darnach den Kreiß ihrer Anwendbarkeit zu bestimmen. Denn hierüber tappen sowohl die ausübenden Liebhaber, als die Beurtheiler häufig gar sehr in Dunkeln, und laßen sich durch mißverstandne Beispiele oder zufällige Antriebe leiten. Tausende schwatzen z. B. über das Sonett, oder schreiben auch wohl Sonette, ohne je darüber nachgedacht zu haben, was es ist und sein soll. Diejenigen, welche behaupten, daß es gar nichts bedeute, und also im Grunde eine mühselige Fratze sei, sollten doch über die Erfahrung stutzig werden, daß sich diese Form seit Jahrhunderten so unveränderlich festgesetzt hat, ohne daß Nationen, die sonst ziemlich gute Kenner des feineren Genußes sind, deren überdrüßig geworden wären.

Endlich hätten wir ein gutes Reimwörterbuch nöthig. Manche Leser wird dieß vielleicht lächerlich dünken; allein das Vorurtheil dagegen läuft eigentlich auf den alten Einwurf gegen den Reim überhaupt hinaus, daß er den Gedanken nöthige, den zufälligen Lauten der Wörter nachzulaufen, und sich ihnen zu fügen, was ja ganz verkehrt sei. Bei andern Nationen, namentlich bei den Italiänern, sind Reimwörterbücher häufig im Gebrauch: warum sollten wir uns dieses Hülfsmittels schämen? Besorgt man den schlechten

Reimereien dadurch Vorschub zu thun? Dieß Uebel möchte schwerlich noch mehr überhand nehmen können, und es wäre gering, wenn ihm durch dergleichen Vorkehrungen zu steuern wäre. Selbst für den Meister in der Verskunst ist es vortheilhaft, den ganzen Vorrath von Reimwörtern auf dieselbe Endung mit Einem Blick zu übersehen, damit er nicht den Fund einer glücklichen Zeile aufgeben müße, weil sein Gedächtniß ihm gerade nicht das entsprechende Wort darbietet. Das einzige Reimwörterbuch, so viel Rec. bekannt ist, das wir haben, von Hübner, ist beinahe unbrauchbar. Es ist voll von oberflächlichen Provincialismen in den Ausdrücken und der Aussprache, altfränkisch in der Schreibung, höchst unvollständig und dabei wegen der ungeschickten Einrichtung weitschweifig, indem der Verf. oft alle Redensarten, worin ein Wort vorkommen kann, mit aufführt. Indessen könnte es einem neuen Bearbeiter zur Grundlage dienen. Ein solcher müßte eben sowohl auf die ältesten dichterischen Denkmäler unsrer Sprache zurückgehen, als die neuesten Dichter (die im Ganzen genommen in den Reimen weit genauer sind, als die unsers vermeinten goldnen Zeitalters), ohne Parteilichkeit für oder gegen irgend eine Schule, sorgfältig benutzen. Bei alterthümlichen, provinciellen, gewagten, mit poetischer Freiheit umgeformten, oder sonst nicht allgemein gültig scheinenden Wörtern wäre der Name des Dichters, der sie gebraucht, anzumerken. Noch andre Zeichen könnten in aller Kürze die Brauchbarkeit der Ausdrücke in verschiednen Kreißen bestimmen. Zu einer erschöpfenden Abhandlung über die Reinheit, Schönheit und Bedeutsamkeit des Reimes im Deutschen hat Bürger, der auch ein solches Wörterbuch für ein Bedürfniß hielt, eine recht gute Vorarbeit geliefert, die jedoch nicht von Einseitigkeit und niedersächsischem Provincialism frei ist.

Der allgemeine Geist dieser Blätter, der bei der Beurtheilung eines einzelnen Buchs das allgemeinere Nützliche zur Sprache zu bringen erlaubt, hat uns zu diesen eingeschalteten Bemerkungen veranlaßt. Die vorhergehende Erörterung ist unserm Gegenstande übrigens nicht fremd: denn die Grundsätze der Nachbildung italiänischer Poesie, und der Punkt, bis zu welchem sie bis jetzt gediehen, müßen bestimmt werden, um das, was der Uebersetzer des Ariost geleistet, gehörig zu schätzen.

Den im Athenäum *) gethanen Vorschlag, die Wahl der männlichen und weiblichen Reime frei zu laßen, hat Hr. Gries zu befolgen nicht für gut befunden, sondern sich durchgängig der Stanze mit fünf weiblichen Reimen bedient, und zwar so, daß unter den verschlungenen sechs Zeilen die mit weiblicher Endung voranstehen. Bei den noch getheilten Meinungen wird ihm vielleicht die größere Hälfte der Leser dieß Dank wißen; auf jeden Fall hat er sich damit eine Schwierigkeit mehr aufgelegt. Doch können wir noch nicht von der damals geäußerten Ueberzeugung abgehn, daß eine größere Freiheit mancherlei Vortheile gewährt haben würde. Daß Ariost selbst einigemal männliche und gleitende Reime eingestreut, wollen wir nicht in Anschlag bringen, weil es eine zu seltne Ausnahme ist. (Rime tronche finden sich C. XXV. St. 24.; sdrucciole verschiedentlich.) Aber unleugbar hat Ariost die Oktave im weitesten Umfange genommen: er stimmt sie herauf und herunter, je nachdem sein Ton vertraulich, munter, oder heroisch und prächtig ist. Ganz anders ist es mit Tasso, einem mehr musikalischen als charakteristischen Dichter, der sich auch in Absicht auf Sprache

*) II. 2. S. 278. [Werke Bd. IV. S. 124.]

und Versbau in einem weit enger begränzten Kreiße bewegt. Für die Uebertragung des befreiten Jeruſalems würden wir immer noch, trotz allem, was dawider eingewandt werden mag, zum ausſchließenden Gebrauch der weiblichen Reime rathen, welche der Oktave mehr Würde und Fülle geben. Im Arioſt läßt ſich überall eine gewiſſe anmuthige Grillenhaftigkeit ſpüren, ſeine Wirkung iſt oft Berechtigung des Unerwarteten. Durch die allzugeordnete Wiederkehr nimmt ſich der Ueberſetzer ein Mittel der Ueberraſchung, da ihm die Natur unſrer Sprache ſchon manche andre verſagt. Auch giebt jene Form der Oktave eine Hinneigung zum Lyriſchen. Durch den männlichen Schlußfall der zweiten, vierten und ſechsten Zeile zerfällt ſie beſtimmter in Doppelverſe, eine Eintheilung, die ſich meiſtens ganz natürlich einſtellt, die aber Arioſt oft geflißentlich zu unterbrechen ſucht.

Wie dem auch ſei, bei der einmal getroffnen Wahl hat der Ueberſetzer die faſt unermeßlichen Schwierigkeiten mit großer Gewandtheit überwunden. Wir glaubten im Fortgange des Gedichtes noch eine bedeutende Zunahme an fertiger Meiſterſchaft wahrzunehmen, wie es bei einer ſo umfaßenden und ſorgſam ausgeführten Arbeit nicht anders zu erwarten ſteht. Die Ueberſetzung folgt dem Originale mit Genauigkeit Schritt vor Schritt, ſelten ſind ſprechende Züge weggeblieben. Der Ton des Arioſt iſt meiſtens richtig getroffen; auch da, wo es am ſchwerſten iſt: wenn er ſcherzt. Je bilderreicher und blühender die Schreibart eines Dichters iſt, deſto eher läßt ſich Eins mit dem Andern vertauſchen, und doch ein ähnlicher Eindruck hervorbringen. Arioſt iſt oft bis zur Trockenheit gediegen; ſeine Erzählung wird in ihrer ſummariſchen Kürze zuweilen gewiſſermaßen proſaiſch, und gerade ſolche undankbare Strophen mußten dem Ueber-

setzer die meiste Mühe machen. Wenn wir unsre wesentlichste Ausstellung an einem so lobenswerthen Ganzen in wenige Worte zusammenfaßen sollten, so würden wir hier und da weniger Glätte und mehr Keckheit wünschen.

Wir kommen auf das Einzelne. Daß ein Uebersetzer wie Hr. Gries seinen Dichter vollkommen versteht, braucht man nicht erst zu versichern. Nur um unsre Aufmerksamkeit auf diese erste Bedingung zu belegen, führen wir einige Stellen an, wo uns der Sinn der Worte nicht ganz getroffen scheint. Gesang I. Str. 59.:

Eilt nach dem Roß, ergreift es bei dem Zügel;

Die Worte e gli ripon la briglia sollten gegeben sein 'und legt ihm an die Zügel'; er hatte das Pferd vorhin abgezäumt. Ges. I. Str. 77.:

Er liebt, begehrt sie mehr noch wie sein Leben;
Mehr wie der Falk den Kranich haßt sie ihn.
L'odia e fugge ella, più che grù falcone.

Das Bild würde auf diese Art nicht passend sein, denn Angelika floh den Rinaldo, und der Falk verfolgt den Kranich. Es sollte heißen:

Mehr als den Falk der Kranich flieht sie ihn.

Ges. II. Str. 48.:

Wie sie gekommen an des Schloßes Hallen,
Da wollte jeder nun den ersten Gang.
Gradaß erhielt's; war ihm das Looß gefallen,
Ließ Rüd'gers Achtung ihm vielleicht den Rang.
Pur' a Gradasso, ó fosse sorte, tocca,
O pur che non ne fe Ruggier più stima.

Die letzte Zeile heißt vielmehr 'oder vielleicht, weil Rüdiger nicht mehr darnach fragte'. — Ges. VII. Str. 29., wo Rüdigers Entzückungen in Alcinens Armen geschildert werden:

Nun reden sie von ihrem Wonnebunde,
Und oft mit mehr als Einer Zung' im Munde.
Del gran piacer, ch' avean, lor dicer tocca;
Che spesso havean più d'una lingua in bocca.

Dem Neide möchte es gerade am allermeiſten zuwider ſein, eine untadeliche Schönheit zu erblicken. Wir ſchlagen vor:

Die Naſe ſenkt ſich mitten im Geſichte,
An der des Neides Tadel wird zu nichte.

Von eben dieſer Alcine heißt es, da Rüdiger ſie in ihrer wahren häßlichen Geſtalt ſieht, Geſ. VII. Str. 73.:

Sechs Spannen lang iſt ihres Körpers Hülle,

was man nicht anders als von einem zu kurzen Gewande verſtehen kann. Es müßte wenigſtens heißen 'ihre Leibeshülle'. Aber dieſer Ausdruck, die irdiſche oder körperliche Hülle, wird nur im Gegenſatz mit der inwohnenden Seele gebraucht, und iſt dieſer Stelle ganz fremd. Geſ. XXXVI. Str. 91. wird beſchrieben, wie Druſillens Kammerfrau von ihrem treuloſen Beſchützer dem Marganor gefangen zugeſchickt wird.

Er hatte ſie, ſo wie man's mit den Waaren
Zu machen pflegt, nach Koſtnitz ihm geſandt,
In einem Kaſten ließ er ſie verwahren,
Nachdem man ſie mit Stricken feſt umwand.

Hier zerſtört der ausgelaßene Zug 'sopra un somier' das ganze Bild, man hatte die arme Gefangene in einem Kaſten quer 'auf ein Maulthier' gelegt, auf die Weiſe wie man Kiſten und Ballen mit Waaren in bergigen Gegenden fortſchafft. Geſ. XXXVIII. Str. 12.:

Der du von Indien zum tirynth'ſchen Schlunde u. ſ. w.

Wie viele Leſer werden wohl errathen, daß hier von der Meerenge bei Gibraltar die Rede iſt? Zuvörderſt iſt der Sinn dadurch verdunkelt, daß ſtatt des 'indiſchen Meeres', mar Indo, bloß Indien ſteht; ferner glauben wir nicht, daß 'Schlund' je von einem deutſchen Dichter für Meerenge gebraucht worden. Endlich iſt Tirynthius heros zwar bekannt genug, aber da der Ueberſetzer oft die gelehrteren mythologiſchen Ausdrücke, wo ſie eine Zeile des Originals ausmachen, mit den bekanntern vertauſcht, ſo wäre hier wohl der Ort geweſen, zu ſetzen:

Von Indiens Meeren bis zu Herkuls Enge.

auch in der Mehrzahl sdegni, gehört zu der Kunstsprache der Liebe. 'Das Verschmähn, die Verschmähung' war hier nicht anzubringen weil die Personifikation ein Substantiv männlichen Geschlechts erfordert. Indessen würde unsers Bedünkens 'der Unwille' oder 'der Trotz' beträchtlich näher kommen; wir schlagen daher folgende Lesart vor:

Kund sei dir, Reinold, Trotz ward ich geheißen,
Und kam, dein schmählich Joch nur zu zerreißen.

Wir geben noch einige Beispiele von Stellen, wo ein etwas verfehlter Ausdruck oder ein ausgelaßner Zug den Sinn des Originals verdunkelt. Ges. I. Str. 11. heißt es von Rinald:

Und lief geschwinder durch des Waldes Weite,
Als nach dem Ziel der Bauer halb enthüllt.
E più leggier correa per la foresta,
Ch' al pallio rosso il villan mezzo ignudo.

'Halb enthüllt' für 'halbnackt' würde eher für eine überraschte Schöne passen, als für einen Bauerkerl, der das Obertheil seiner Bekleidung abgelegt, um schneller zu laufen. 'Das rothe Tuch' ist freilich auch das Ziel, aber zugleich der Kampfpreis. Es durfte durchaus nicht wegbleiben, um zu bezeichnen, daß der Dichter von einem volksmäßigen Spiele redet. Der geschickte Uebersetzer wird am besten wißen, wie es hineinzubringen wäre. Es ist für das poetische Uebersetzen überhaupt eine nützliche Vorschrift, sich bei jeder Stelle gleich anfangs klar zu machen, was durchaus nicht aufgeopfert werden darf, hierauf zu bestehen, und das Uebrige sich darnach fügen zu laßen, so gut es gehen will. Läßt man sich, um Nichts ganz einzubüßen, von Allem ein Weniges abdingen, so dürfte, unter dem Scheine größerer Genauigkeit, leicht der Charakter verloren gehen. Ges. VII. Str. 12. in der Beschreibung der Schönheit Alcinens heißt es:

Quindi il naso per mezzo il viso scende,
Che non trova l'invidia ove l'emende.

Gries übersetzt:

Von diesen senkt die Nase sich hernieder,
Und nichts an ihr wär' auch dem Neid zuwider.

Dem Neide möchte es gerade am allermeiſten zuwider ſein, eine untadeliche Schönheit zu erblicken. Wir ſchlagen vor:

Die Naſe ſenkt ſich mitten im Geſichte,
An der des Neides Tadel wird zu nichte.

Von eben dieſer Alcine heißt es, da Rüdiger ſie in ihrer wahren häßlichen Geſtalt ſieht, Geſ. VII. Str. 73.:

Sechs Spannen lang iſt ihres Körpers Hülle,

was man nicht anders als von einem zu kurzen Gewande verſtehen kann. Es müßte wenigſtens heißen 'ihre Leibeshülle'. Aber dieſer Ausdruck, die irdiſche oder körperliche Hülle, wird nur im Gegenſatz mit der inwohnenden Seele gebraucht, und iſt dieſer Stelle ganz fremd. Geſ. XXXVI. Str. 91. wird beſchrieben, wie Druſillens Kammerfrau von ihrem treuloſen Beſchützer dem Marganor gefangen zugeſchickt wird.

Er hatte ſie, ſo wie man's mit den Waaren
Zu machen pflegt, nach Koſtnitz ihm geſandt,
In einem Kaſten ließ er ſie verwahren,
Nachdem man ſie mit Stricken feſt umwand.

Hier zerſtört der ausgelaßene Zug 'sopra un somier' das ganze Bild, man hatte die arme Gefangene in einem Kaſten quer 'auf ein Maulthier' gelegt, auf die Weiſe wie man Kiſten und Ballen mit Waaren in bergigen Gegenden fortſchafft. Geſ. XXXVIII. Str. 12.:

Der du von Indien zum tirynth'ſchen Schlunde u. ſ. w.

Wie viele Leſer werden wohl errathen, daß hier von der Meerenge bei Gibraltar die Rede iſt? Zuvörderſt iſt der Sinn dadurch verdunkelt, daß ſtatt des 'indiſchen Meeres', mar Indo, bloß Indien ſteht; ferner glauben wir nicht, daß 'Schlund' je von einem deutſchen Dichter für Meerenge gebraucht worden. Endlich iſt Tirynthius heros zwar bekannt genug, aber da der Ueberſetzer oft die gelehrteren mythologiſchen Ausdrücke, wo ſie eine Zeile des Originals ausmachen, mit den bekanntern vertauſcht, ſo wäre hier wohl der Ort geweſen, zu ſetzen:

Von Indiens Meeren bis zu Herkuls Enge.

Geſ. I. Str. 65.:

So wie der Pflüger nach vergangnem Wetter
Vom Boden ſich erhebt, — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Und nun den Baum ſieht ohne Kron' und Blätter,
Den er vordem von weitem ſchon entdeckt;

Unbedeutend erſcheint die Veränderung, daß hier für il pin im Allgemeinen der Baum geſetzt iſt, und doch geht das ganze Bild dadurch verloren. Denn es iſt eben das Eigenthümliche der italiäniſchen fruchtbaren Fichte, Pinie, daß ſie, ſei es von Natur oder durch künſtliche Behandlung, einen ſehr hohen Stamm treibt, der ſich erſt in einer ſchirmähnlichen Krone ausbreitet. Sie ragt daher oft beträchtlich über hohe Waldungen hervor, und zeichnet ſich, wenn ſie einzeln ſteht, von weitem am Horizont aus.

Manchmal iſt es ganz und gar nicht die Schuld des Ueberſetzers, wenn eine Anſpielung verloren geht. Wie der König der Lombardei die Untreue ſeiner Gemahlin mit einem Zwerge entdeckt, ſagt er zum Giocondo:

Was räthſt du, Freund, was willſt du, daß ich mache?
Che debbo far, che mi consigli, frate?

Jedem italiäniſchen Leſer, der einigermaßen in der einheimiſchen Poeſie bewandert iſt, muß hiebei die faſt gleichlautende erſte Zeile der Canzone Petrarcas nach Lauras Tode beifallen:

Che debb'io far, che mi consigli, amore?

und die Anwendung des Ausdrucks eines ſo geiſtigen und erhabnen Schmerzes auf dieſes lächerliche Unglück, iſt von unvergleichlicher Laune. Die Zeile von Michelangelo, Geſ. XXXIII., Str. 2.:

Michel, più che mortal, Angel divino,

welche, je nachdem man über dichteriſche Wortſpiele urtheilt, bewundert oder getadelt werden mag, ließ ſich freilich nicht genau nachbilden. Doch hätte wohl eine ſinnreichere Wendung genommen werden ſollen, um die Lücke nicht ſpüren zu laßen.

Und Michael, den Stein und Farben loben,
Der mehr als Engel, denn als Menſch erſchien.

Zwar iſt der Raum enge: in der erſten Zeile ſind noch die beiden Doſſo weggeblieben, da ſie doch Arioſt als ferrareſiſche Maler gewiß beſonders bedenken wollte.

In Abſicht auf grammatiſche Richtigkeit des Deutſchen iſt Gries ſehr genau, und es iſt uns nur äußerſt weniges vorgekommen, was Sprachfehler genannt werden könnte. Dahin würden wir es rechnen, wenn Geſ. XXXVII. Str. 25. ſteht 'jegliche Gefahren', weil das Beiwort die Mehrzahl nicht leidet; oder Geſ. XXXVII. Str. 23. 'von dieſen Drei', ſtatt 'Dreien'. Nur als weibliches Abſtractum, z. B. 'die heilige Drei', verliert das Wort die Biegung. Häufiger finden wir Ableitungen, Zuſammenſetzungen, Ausdrücke und Wendungen, die ungewohnt und befremdlich ſind, ohne durch eine glückliche Kühnheit es wieder gut zu machen. z. B. Geſ. VII. Str. 29.:

Kein Epheu kann den Baum ſo eng umwinden,
Um den er ſeine Wurzeln eingeneigt.

ſtatt 'eingeſenkt'. Wie mißfällig würde der Infinitiv 'einneigen' ſein! Geſ. XXVIII. Str. 43.: 'ermildert' ſagt nichts mehr als 'gemildert', und iſt eben ſo unſtatthaft, als 'erbeßert' ſein würde. Geſ. XLIII. Str. 93.: 'entdrangen' iſt eine Zuſammenſetzung, die der faſt unausſprechbare Zuſammenſtoß der Konſonanten verdammt. Geſ. XXVIII. Str. 26. und Geſ. XXXVI. Str. 66. ſteht 'die Ruh entwinden' und 'das Leben entwinden', für 'rauben' oder 'entreißen'. Geſ. XLIII. Str. 159.:

Bald will ſie bis hinab zum Hafen ſtreichen,

ſtatt 'laufen'. Geſ. XLIII., Str. 75:

Um dieſer Liebe Zielpunkt zu erringen.

Der Zielpunkt ſtatt des einfachen 'Ziel' iſt ſteif und hart für das Gehör. Geſ. XXVIII. Str. 26.:

Schlaf, Eßluſt ſind entflohn, und kehren nicht.

Das 'wieder' kann hier durchaus nicht entbehrt werden. Geſ. XXXVII. Str. 31.:

dem Schilde ward, ſei ihr entnommen,

statt 'wiße sie nicht zu sagen', oder 'habe sie nicht vernommen', ist fremd und undeutlich. Ges. IV. Str. 51.:

> Rinald streicht auf dem Meere seit zwei Tagen,
> Getrieben von des Windes Ungewalt.

Im Original steht bloß 'vom Winde getrieben'; 'Gewalt' wäre also schon vollkommen genug. 'Ungewalt' ist ohne gehörige Analogie gebildet, wiewohl der Vf. dabei vermuthlich 'Unthat' und 'Unzahl' im Sinne gehabt hat. In diesen Wörtern ist doch immer eine Art von Verneinung, und nicht bloß der Begriff der Verstärkung. Ges. XXXVII. Str. 49. 'der Liebe heißer Wahn', und Ges. VII. Str. 74. 'auf raschen Wegen', sind unpassende Beiwörter. 'Gewähren' und 'verleihen' sind zwei Lieblingsausdrücke des Vfs, die er dem Reime zu Lieb zuweilen in seltsamen und unstatthaften Verbindungen gebraucht; z. B. 'sich freie Bahn gewähren', 'einem einen Rath gewähren', 'ein Grab gewähren', 'sich zum Raube gewähren'; 'der Sporn verleiht den Rossen eine kurze Bahn', 'sich ein Glück verleihn', 'einen Schimpf verleihn', 'den Tod verleihn' (wo es gar nicht begehrt wird), ja wir finden sogar jemanden, 'dem Feigheit verliehen ist'. Zu den befremdlichen Wendungen, die besonders der Undeutlichkeit wegen zu vermeiden sind, und eine Empfindung hinterlaßen, als ob der Satz nicht recht geendigt wäre, gehören manche harte Auslaßungen, und nicht bloß von Hülfswörtern. Ges. IV. Str. 10.:

> Sie' sagte nur, was gut war, daß sie's sagte,
> Und schwieg von allem, was für sie Gefahr.

Ges. IV. Str. 50.:

> Wie er so hoch, daß ihn der Erdenleute
> Geschärfter Blick als Pünktchen kaum erspäht.

Ges. VI. Str. 18.:

> Ihn trägt der Hippogryph mit solcher Eile,
> Dieß wunderbare Roß, das ihm verliehn.

Ges. XII. Str. 61.:

> O hindre nicht die edelsten der Seelen,
> Die je geformt in ewigen Ideen.

Es ſchweige nur wer Phyllis und Neären
Und Amaryllis lobt und Galateen;
Denn keine war — ihr mögt's mit Güte hören,
Alexis und Montan — wie ſie ſo ſchön.

Durch die Auslaßung des Beiwortes fugace bei Galatea, und die veränderten Namen der Hirten, da im Original Tityrus und Meliböus ſtehen, iſt eine Anſpielung auf Virgils Eklogen gänzlich verdunkelt. Str. 14. 'die Kraft, die er ihm kannte', iſt eine harte Fügung. — Str. 15.:

Bald hört er aus des Waldes dichtſten Hallen,

ein geſchmückter Ausdruck ſtatt des einfachen 'wo der Wald am dichtſten iſt'; auch paßt das Beiwort wohl zu 'Wald', aber nicht zu 'Hallen'. — Str. 17.:

Schon liegt das Roß getödtet auf den Wegen,

für in sù la strada; die Mehrzahl giebt hier gar keinen Begriff. Str. 19. 'die Dam' in ſeinen Arm zu faßen'; la donna tramortita. Die 'Dame' ſtatt 'Weib' iſt eine am unrechten Orte angebrachte Zierlichkeit, und 'ohnmächtig' durfte nicht wegbleiben. — Str. 20.:

Wie nöthig ſeine Hülfe ſei, zu ſchauen
Wird Rüdigern leicht;

'Sehen' konnte hier durchaus nicht mit 'ſchauen' vertauſcht werden, man müßte denn einen etwas gemeinen Provinzialiſm, 'Schauen Sie' ſtatt 'Sehen Sie', u. ſ. w. dafür anführen wollen. — S. 23. 'Das hölliſche Geräth ward zuerſt den Deutſchen zugelenkt', prima portata fu tra gli Alamanni, iſt fremd und undeutlich. Str. 25. 'ſich freie Bahn gewährt', ſtatt 'ſchafft'. — Str. 29.:

Oft mußte man, ſo blies der Wind entgegen,
Sich wenden bald, bald auf die Seite legen.
O di tornare, o d'ir girando à l'orsa.

Der letzte Vers iſt unrichtig überſetzt: 'ſie mußten entweder umkehren, oder lavieren'. — Str. 33.:

Da ihn der Kahn ſo weit ans Land getragen,
Als eine ſtarke Hand den Stein verſchickt.

Dann reißten sie und wandten mit den Rossen
Nicht, wie vorhin, sich nach dem Abendschein.
Poi montaro a cavallo, e il lor sentiero,
Ch'era a Ponente, volsero a Levante.

Der Abendschein wird zwar durch das folgende 'gen Morgen' erklärt, aber der eigentliche Ausdruck ist hier unentbehrlich. Freilich sind alle diese Beispiele aus der scherzhaften Erzählung vom Giocondo genommen; in andern Theilen des Gedichts ist die Gefahr, auf diesen Abweg zu gerathen, weit geringer.

Es steht uns nicht zu, den eilften Gesang in Hrn. Gries Uebersetzung mit der im Athenäum gelieferten *) zu vergleichen, wiewohl solche Vergleichungen sehr dazu dienen können, das Gefühl sowohl für das Gelungne als Verfehlte, und die Einsicht zu schärfen, warum dieß oder jenes unerreichbar bleibt. Es wird leicht in die Augen fallen, daß jene ältere Uebersetzung sich weniger genau an die Worte hält. Hr. Gries hat keine einzige Strophe daraus aufgenommen, fast durchgehends auch die Reime verändert, nur die Schlußverse hat er einigemale ganz oder beinahe unverändert beibehalten. Dieß letzte ist ein Recht, welches dem poetischen Uebersetzer allerdings zusteht; widrigenfalls, wenn er seinen Vorgängern immer aus dem Wege gehen müßte, würden sie ihm vielmehr hinderlich als nützlich sein; und doch ist solch eine Nachbildung eine Sache, die oft nur durch allmähliche Annäherung vervollkommt werden kann. Wir begnügen uns, hier einige Bemerkungen, die uns beim Durchgehen dieses Gesanges aufgefallen sind, über das noch Mangelhafte in der neueren Uebersetzung mitzutheilen. — Str. 5.:

Seit dieser Zeit war sie dem Glück zum Hohne,

ist kostbar und steif. — Str. 9. ist für abbracciar zweimal 'umwinden' gesetzt, wo der eigentliche Ausdruck unentbehrlich war. In derselben Strophe für speco ohne Grund 'Grotte' statt 'Höhle',

Die weit und tief in einen Berg sich tauchte,

zu geschmückt und ungewöhnlich. — Str. 12.:

*) [A. W. S.s Werke Bd. IV. S. 95. f.]

durchaus nur dienende Pagen; dieser bedeutet einen fremden Prinzen, der ehrenthalben mit den Prinzen des Hofes erzogen wird. — Str. 64. ist ein schöner Zug weggeblieben: occhi sereni, die 'heitern' Augen, aus welchen Thränen quellen. — Str. 66. 'Panzerfell' ist eine widersprechende Zusammensetzung, die keinen rechten Sinn giebt: ein Panzer ist steif, ein Fell biegsam: es sollte wenigstens 'Panzerhemd' heißen, um die erste Hälfte des Verses:

No maglia doppia, no ferrigna scorza,

einigermaßen auszudrücken. Ueberhaupt ist die so oft vorkommende doppelte Bewaffnung, piastra e maglia, fast nirgends in der Uebersetzung genau bezeichnet. Das erste Wort bedeutet den nach der Form der Glieder geschmiedeten Harnisch aus ganzen Stücken, das zweite ein biegsames Gewebe aus kleinen in einander geschlungenen Drahtringen, welches lose wie ein Hemde darüber gehängt ward. Unsers Bedünkens wäre 'Blech und Ringe' der schicklichste und, der Kürze wegen, bequemste Ausdruck. — S. 68. 'die Milch, die man so eben ins Gefäß gethan', ist in dieser Verbindung nicht edel genug. — Str. 70. 'Götterpaar' für die zwei andern Göttinnen. — Str. 71. 'die Wälle Krotons' kamen wohl bei der Wahl der Schönen, die Zeuxis zu Mustern nahm, nicht in Betracht; sie mochten immerhin in der Vorstadt wohnen. Ueberdieß hatten die Städte der Alten ja eigentlich keine Wälle, sondern Mauern. — Str. 73.:

Und dieses alles wollt' er thun gleich jetzt.

Ein harter Schluß des Verses mit einem von Konsonanten überladenen Spondeen. — Str. 74. 'zu umziehn die schönen Glieder'; geziert. — Str. 78.:

Vom König ließ er sich das Wort ertheilen,
Er woll' Olympien seinen Schwur vollziehn.

Das bloße 'Wort' ist eine schwächere Betheurung, als der 'Schwur'. Im Original empfiehlt er ihm bloß, sein Versprechen zu halten. — Str. 80.:

Er springt aufs Roß mit voller Wehr umzogen.

Ungern vermißt man hier den Namen des Rosses, Brigliador; armato konnte dagegen kürzer abgefunden werden, auch hat sich das

Es sollte heißen so nah ans Land, apresso. Der 'Pfahl', an welchem Angelika gebunden steht, ist unedel: tronco konnte beßer durch 'Stamm' gegeben werden. — Str. 35.:

Wie aus des Thales dunkler, feuchter Sphäre, u. s. w.

Die 'Sphäre' des Thals ist durchaus nicht ariostisch. In derselben Strophe:

So kommt der Fisch und nimmt so viel vom Meere,

ist das Wörtchen 'ein' im Deutschen nicht zu entbehren. Str. 44. 'Neptun, bei dem Rumor', u. s. w. Wir würden in den vertraulichen Stellen des Ariost den Gebrauch ausländischer Wörter, die man sich im Gespräch erlaubt, nicht verwerfen, aber in dieser wirklich erhabnen Schilderung fällt 'der Rumor' ganz aus dem Tone. — Str. 45.:

Auch Ino, weinend mit dem Liebespfande.

Das 'Liebespfand' für den 'Sohn' ist ein kostbarer Ausdruck, und hier vollends am unrechten Orte. Ino hatte ja vor den Verfolgungen des rasenden Athamas sich und den Melicertes ins Meer gerettet, wo beide zu Gottheiten wurden. Die Weglaßung der Worte 'am Halse' zerstört ein schönes Bild. — S. 47.:

Drum müße man — so sei dieß anzufangen —
Den kühnen Frevler werfen in die Flut.

Das Einschiebsel zwischen den Gedankenstrichen hat einen scherzhaften Ton, wozu das Original gar keinen Anlaß giebt. — Str. 49.:

Dieß schlechte Volk, wovon der ganze Haufen
Vor seinem Hauch muß aus einander laufen.

'Aus einander laufen' ist ein schwacher Ausdruck für fracassar. — Str. 53. 'die Mauermassen' für das einfache le mura, ungehöriger und also nachtheiliger Schmuck. — Str. 55. 'doch weil kein Kleid sie ziert, neigt sie das Haupt'; diese Umschreibung für 'weil sie nackt ist', kann auf keine Weise zugelaßen werden. — Str. 59.:

Er wünscht, sein Schiff mög' in den Hafen 'rücken',

fremd und steif. — Str. 62. giebt 'Edelknabe' für Infante d'onore einen unrichtigen Begriff. Unter jenem Ausdruck verstehen wir

Es ſoll vielmehr ſo lange blühn und wachſen,
Als ſich der Himmel dreht um ſeine Achſen.

Vortrefflich! Einigemale hat der italiäniſche Reim mit Glück beibehalten werden können. Geſ. XV. Str. 11.:

Bis ſie zum Meer der Araber Aſtolfen,
Bis ſie zum Golf der Perſer ihm geholfen.

Nur das doppelte 'bis' ſtatt 'oder' hat eine dem Zuſammenhange nicht angemeßene Emphaſe. Wenn es hingegen Geſ. I. Str. 21. heißt:

Rinald ſteigt auf, von jenem eingeladen,
Und beide folgen nun des Fräuleins Pfaden,

ſo iſt die ſinnliche Kraft durch veränderten Ausdruck und Reime gänzlich verloren gegangen.

Con prieghi invita, e al fin lo toglie in groppa,
E per l'orme d'Angelica galoppa.

Wir würden lieber zur Aufnahme fremder, jedoch nicht unedler, und im Deutſchen gewiſſermaßen fehlender Wörter greifen:

Er ladet hinter ſich ihn auf die Kroppe,
Und jagt ihr nach im ſauſenden Galoppe.

In Abſicht auf die vermiedene Wiederkehr derſelben Reime beobachtet Arioſt kein ſo ſtrenges Geſetz, als in den terze rime gilt; doch ſtehen ſie ſich ſelten ſo nahe, daß es mißfällig bemerkt werden könnte, wie z. B. wenn Gries Geſ. XV. in der erſten und vierten Strophe die nämlichen Schlußreime 'geblieben' und 'getrieben' ſetzt. Str. 4. ſtatt:

Und Rodomont, der ſie hinein getrieben,
War von ſo großer Marter frei geblieben.

ſchlagen wir vor:

Da Rodomont, der ihre Noth verſchuldet,
Allein von ſo viel Qualen nichts erduldet.

Als eine vorzüglich gelungene Stelle zeichnen wir den ganzen Schluß des vierzehnten Geſanges aus, der den Sturm Rodomonts und ſeiner Paris ſchildert. Die vorletzte Strophe iſt be-

sonders schön, die letzte steht zu sehr an nachahmender Harmonie gegen den Text zurück.

Unter den berühmten Strophen ist die: La verginella è simile alla rosa, mit lieblichem Wohllaut und vieler Sorgfalt übertragen; doch hätten wir noch Manches daran zu erinnern.

Die Jungfrau gleicht der jugendlichen Rose;
So lange sie in mütterlicher Hut,
Geschützt vom Dorn, umhegt vom zarten Moose,
Von Hirt und Herden ungetastet ruht:
Dann huldigt ihr des sanften Westes Gekose,
Der Morgenröthe Thau, und Erd' und Flut;
Anmuth'ge Knaben, liebevolle Dirnen
Begehren sie zum Schmuck der Brust und Stirnen.

Bekanntlich ist diese Strophe aus dem catullischen: Ut flos in septis secretus nascitur hortis, entlehnt. Die Worte in bel giardin durften also durchaus nicht fehlen Einzig dadurch wird es ja erklärt, daß Hirt und Herden sich der Rose nicht nahen. Ferner: wie kommt das Moos zu der Rose, wenn darunter nicht etwa die grünen Blättchen, welche die Knospe einschließen, verstanden werden sollen, was denn ein sehr uneigentlicher Ausdruck wäre? Endlich hat der Dichter in der fünften und sechsten Zeile die vier Elemente andeuten wollen, die sich sämmtlich zu Gunsten der Rose vereinigen. 'Die thauige Morgenröthe' steht für das Licht, es ist also nicht gleichgültig, wenn statt dessen 'der Morgenröthe Thau' gesetzt wird, weil auf diese Weise das Waßer doppelt vorzukommen scheint.

Von einer andern berühmten Strophe, Ges. I. Str. 22., findet sich zufällig eine Uebersetzung von Schiller vor, die zur Vergleichung dienen kann; in dem Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung:

O Edelmuth der alten Ritterfitten!
Die Nebenbuhler waren, die entzweit
Im Glauben waren, bittern Schmerz noch litten
Am ganzen Leib vom feindlich wilden Streit,
Frei von Verdacht und in Gemeinschaft ritten
Sie durch des krummen Pfades Dunkelheit.
Das Roß, getrieben von vier Sporen, eilte
Bis wo der Weg sich in zwei Straßen theilte.

Gries übersetzt:

O jener alten Ritter große Güte!
Sie waren Nebenbuhler, Glaubensfeind',

Und von den rauhen, bittern Streichen glühte
Ihr ganzer Leib, durch manchen Hieb gebräunt;
Und doch, ohn' allen Argwohn im Gemüthe,
Im dunkeln Walde ritten sie vereint,
Das Roß, getrieben von vier Sporen, eilte
Bis wo der Eine Weg in zwei sich theilte.

Schillers Nachbildung ist den Worten nach weniger genau, hat aber mehr Freiheit und Schwung, und giebt daher den Haupteindruck richtiger wieder. 'Glaubensfeind, bittre Streiche, durch manchen Hieb gebräunt', sind Anstöße des Ausdrucks, welche unvermeidlich zerstreuen, und von dem Wesentlichen ablenken.

Manche Strophen zeigen sich gegen das Bestreben treuer und zugleich gefälliger Nachbildung fast unüberwindlich spröde. Zu diesen gehört gleich die erste, die wegen der Ankündigung des Ganzen so wichtig ist.

Die Frauen, Ritter, Waffen, art'gen Sitten,
Liebschaften sing ich, den verwegnen Muth
Aus jener Zeit, da Frankreich viel gelitten,
Als Mohrenvölker über Lybiens Flut,
Geführt von König Agramant, geschritten,
Der voll von Zorn und jugendlicher Wuth,
Den Tod Trojans sich kecklich wollt' erfrechen
An König Karl, dem Kaiser Roms, zu rächen.

Die zwei ersten Zeilen des Originals:

Le donne, i cavalier, l'arme, gli amori,
Le cortesie, l'audaci imprese io canto,

enthalten drei einander entsprechende und deutlich aus einander gehaltne Gegensätze, wobei zu bemerken ist, daß der Dichter gestißentlich jedesmal die Ordnung der Glieder umkehrt. In der Uebersetzung sind sie durch einander geworfen, und somit ist jene reizende Ordnung in der Verwirrung, welche aufs bedeutsamste den Geist des ganzen Gedichtes ausspricht, zerstört. Auch die Wiederholung des Artikels konnte nicht entbehrt werden. 'Lybiens Flut', ein geschmückter und mythologischer Ausdruck in dieser schlichten historischen Ankündigung, ist ebenfalls nicht zu billigen. Ferner setzt man über das Meer, aber 'man schreitet' nicht 'hinüber'. Wir setzen eine Uebersetzung her, die wir versucht: *)

*) S. IV. S. 89.]

Die Frau'n, die Ritter sing' ich, Lieb' und Kriege,
Die kühnen Abenteur, die feinen Sitten,
So man gesehn zur Zeit der Mohrenzüge
Aus Afrika, da Frankreich viel gelitten,
Da sie, mit jugendlicher Wuth zum Siege
Geführt vom König Agramant, gestritten,
Der sich vermaß, mit trotzigem Versprechen,
Den Tod Trojans am Kaiser Karl zu rächen.

Wir wollen die Art, wie die beiden ersten Zeilen verdeutscht sind, keinesweges für befriedigend ausgeben; doch glauben wir, daß sie näher kommt als jene. Uebrigens machen schon die durchgängig weiblichen Reime diese Strophe für Hrn. Gries unbrauchbar.

Eine eigne Schwierigkeit bieten die Namen der Personen dem Uebersetzer dar: bei gleicher Silbenzahl nehmen die italiänischen weniger Raum ein, weil meistens der schließende Vokal in den Anfang des folgenden Wortes verflößt wird. Bricht man ihnen hingegen diesen Vokal ab, so werden sie leicht hart. Von den langen saracenischen Namen 'Sacripant, Rodomont, Mandricard', gilt dieß am wenigsten. 'Coreb', von Corebo abgekürzt, hingegen ist hart, und man wird darin nicht leicht den virgilischen Namen Corœbus erkennen, woher er entlehnt ist. Wenn aus Oberto Obert wird, Ges. XI. Str. 74., sollte der Accent auf die erste Silbe zurückgezogen sein, wie in gleichem Falle bei Robert. Dieß ist überhaupt deutsche Weise, so sagen wir Peru statt Perú, und Hr. Gries scandiert selbst Cortes, wiewohl die Spanier ihren Cortés darin schwerlich wieder erkennen würden. 'Guid' ist ganz unstatthaft; sollte der Name durchaus einsilbig werden, so wäre die französische Form Gui besser gewesen. Einige Namen sind aus der italiänischen Umgestaltung wieder verdeutscht worden, z. B. die der Haupthelden Roland und Rüdiger. Warum hat dieß der Uebersetzer nicht durchgeführt? Für Rinaldo setzt er überall Rinald. Auf diese Art ist der Name weder italiänisch, noch französisch, noch deutsch. Warum nicht Reinold, oder Reinhold, wie es in den deutschen Ritterbüchern, welche von Karl dem Großen handeln, längst hergebracht ist. Uggiero ist bald durch Uggier, bald durch Ucker gegeben worden. Beides ist falsch: in den oben angeführten Büchern heißt es immer

Ogier von Dänemark. Für Malegigi ſetzt Hr. Gries Malegyg. Dieß klingt hart und hat durchaus nichts für ſich. Malegys iſt uns aus den Heymonskindern wohl bekannt. Auch giebt es in Frankreich keine 'Marcheſen', Geſ. XIV. Str. 102. 'Marquis' wäre zu modern, es ſollte 'Markgrafen' heißen.

Hr. Gries hat uns den Text des Dichters ohne alle Einleitung und Anmerkungen geliefert. Auch in Italien iſt Arioſt am häufigſten ſo abgedruckt, und weniger mit Kommentaren verſehen worden als andre Dichter, beſonders Dante und Petrarca. Indeſſen kann man doch nicht ſagen, daß er gar keiner Erläuterungen bedürfte. Zuvörderſt bezieht er ſich häufig auf ein Gedicht, welches faſt niemand lieſt, den verliebten Roland. Es wäre allerdings wünſchenswerth, in einem Namenverzeichniß der Perſonen, ihre vorhergegangenen und von dem Dichter vorausgeſetzten Abenteuer in der Kürze überſehen zu können. Ferner, die Anſpielungen auf die damalige Zeitgeſchichte, beſonders aber die eingeſtreuten Stücke über die Geſchichte des Hauſes Eſte bedürfen allerdings hiſtoriſcher Erklärungen für jeden Leſer, dem alles dieß nicht ſehr im Einzelnen geläufig iſt. Endlich die Geographie des Arioſt, ſowohl die fabelhafte als die geſchichtliche, oft noch von ihm mit dem Namen des Alterthums bezeichnete. Geſ. X. Str. 72. ſteht für Mangiana Mangy. Ohne Zweifel meinte Arioſt die Mantſchu-Tartarei, und hatte den Namen ſo aus irgend einem Reiſebeſchreiber entlehnt. Wie viele Leſer werden wohl wißen, welches die von den Roſen benannte Stadt, Geſ. III. Str. 42. ſein ſoll? Es iſt Rovigo. deſſen aus dem alten Rhodigium zuſammengezogner Name ſo abgeleitet wird. Geſ. XIV. Str. 3. ſtehen die Morini neben den Picarden. Man ſucht ſie natürlich im heutigen Frankreich, bis man auf der Charte des alten Galliens ein Völkchen dieſes Namens in der Gegend des heutigen Calais entdeckt. Dieß iſt freilich eine übel angebrachte Gelehrſamkeit von Seiten des Dichters. In der Ueberſetzung ſollte es aber wenigſtens 'Moriner' und nicht 'Morinen' heißen. Man ſagt 'Sequaner, Aeduer' u. ſ. w. Bei einer neuen Ausgabe (die ja jetzt ſchon der Ueberſetzung des Taſſo von demſelben Verfaßer zu Theil wird) würden wir alſo für die Beifügung [illegible] Erklärungen über ſolche Punkte, am bequemſten wohl in [illegible] des Gloſſars, ſtimmen.

Es wird nicht am unrechten Orte sein, hier einige Betrachtungen darüber beizufügen, was Arioſt denn nun für unſere Zeit und unſere Nation ſein und leiſten, welche Stelle er an unſerm poetiſchen Horizont einnehmen kann, beſonders ſeitdem dieſer in dem letzten Zeitraum mit ſo manchen gleichſam neu entdeckten Sternbildern alter einheimiſcher oder ausländiſcher Dichterwerke bereichert worden. Nachdem Arioſt uns lange ziemlich unbekannt geblieben war, hat er in Deutſchland verſchiedne ausſchweifende Bewunderer gefunden, an deren Spitze die beiden Ueberſetzer Heinſe und Mauvillon ſtehen. Heinſe ſetzt ihn (im Ardinghello) weit über alle andere italiäniſchen Dichter; Mauvillon (in Briefen, die kurz nach Gellerts Tode erſchienen, und vornehmlich gegen dieſen gerichtet, überhaupt aber eine Satire gegen die deutſche Litteratur waren) ohne Umſtände ſo ziemlich über die Dichter aller Zeiten und aller Völker. Dieſe nun verſchollene Flugſchrift wird wohl wenigen Leſern zu Geſichte gekommen ſein; Heinſes Urtheil könnte hie und da noch eher einigen Einfluß haben. So ausſchließend und mit einer Art von Leidenſchaft ſich Heinſe auf alles Italiäniſche gelegt, war er doch kein Kenner der Poeſie, eben ſo wenig als der Malerei: alles was er über beides vorbringt, iſt nur ein ungeſtümes Stammeln nach verworrenen und einſeitig ergriffenen Eindrücken. Etwas übereilt war es, wenn Schiller, auf die oben angezogne Lobpreiſung der alten Ritterzeit hin, den Arioſt unter die ſentimentaliſchen Dichter zählte. Iſt die Eintheilung in Naiv und Sentimental überhaupt ſo allgemein gültig, und darf man ſich erlauben, die Menſchen nach den in jener Abhandlung Schillers aufgeſtellten Rubriken zu klaſſificieren, ſo würden wir den Arioſt vielmehr einen derben Realiſten nennen. Es wird hinreichen, uns auf ſeine

Anſicht der Liebe zu berufen. Verſündigt er ſich ſchon nicht, wie einige neuere Dichter, durch den Unglauben an begeiſterte Leidenſchaft, und beſonders an die Reinheit weiblicher Gefühle (davor bewahrte ihn ſein unbefangner Ueberblick der menſchlichen Dinge), wie liegt dennoch in allen ſeinen Schilderungen die Sinnlichkeit oben auf! Es iſt ordentlich bedeutend für ſeine allgemeine Manier hierin, daß er den Oberto die Olimpia gleich zur erſten Bekanntſchaft nackt erblicken, und dadurch in ſie verliebt werden läßt. Das heißt die Sache in der That gründlich anfangen. Um den Abſtand Arioſts von einem ſentimentalen, oder beßer, auf das Idealiſche gerichteten Dichter zu fühlen, vergleiche man eine Schilderung, worin bloß ſinnliche Wolluſt obwalten zu müßen ſcheint, die Verführungen der Alcina mit denen der Armida beim Taſſo. Mit der Alcina nimmt es ein etwas rohes und ſogar widerwärtiges Ende, wie mit aller Liederlichkeit; Armida liebt wirklich und erregt auch zärtliche Gefühle: Taſſos Gemüth konnte es nicht über ſich gewinnen, der reizenden Sünderin unzart zu begegnen. Oder weil ſich doch Schiller auf Arioſts Klage über den Verfall des Ritterthums berief, ſo leſe man die ausführlichere Stelle hierüber im eilften Geſange (die übrigens ſchön und der Geſinnung wegen preiswürdig iſt), und dann die in Burkes Briefe über die franzöſiſche Revolution; und man wird finden, daß hier von den beiden nicht der phantaſtiſche Romanziſt, ſondern der politiſche Redner der wahrhaft von Ideen begeiſterte Dichter iſt. Ein ſolcher würde ſchon nicht den Verfall des Ritterthums in einer bloß körperlichen Urſache, wie die Erfindung des Schießpulvers iſt, ſuchen. Bei ſchon ſehr veränderter Kriegskunſt hat das Ritterthum noch in ſeiner ausgebildetſten Geſtalt geblüht. Die Veränderung gieng aus

dem Innern hervor, und ergriff zugleich alle religiösen, politischen und geselligen Verhältnisse. Jener Umstand hätte gar nicht so entschieden gewirkt, wenn ihn der Zeitgeist nicht begünstigt hätte.

Unter die irrigen und irre führenden Vorstellungen über den Arioſt gehört auch die beliebte Vergleichung mit dem Homer. Wo wir nicht irren, hat schon Meinhard sie unter uns aufgebracht, indem er beide zu wilden Naturgenies stempelt: eine vermeinte Ehre, die sowohl der eine als der andre, seiner Bildung im Verhältniß zu seinem Zeitalter sich bewußt, mit Unwillen möchte zurückgewiesen haben. Das Zeitalter Arioſts brachte aber den Machiavell hervor, und neben diesem einen Homer zu suchen, wäre eben so widersinnig, als etwa den Aristipp in das Zeitalter Homers hinaufzurücken. Lessing hat im Laokoon die Grundverschiedenheit der Darstellungsweise dieser Dichter an einem sehr auffallenden Beispiele gezeigt, und dennoch will man die Parallele zwischen ihnen nicht fahren laßen. Ein scharfsinniger Kunstrichter (W. von Humboldt in seinen ästhetischen Versuchen) behauptet, 'es sei kaum möglich, eine größere Aehnlichkeit zwischen zwei durch so viele Jahrhunderte getrennten Dichtern anzutreffen'. Wie verschieden doch die Ansichten und Urtheile sind! Wir wüßten nun schlechthin keine andre Aehnlichkeit zwischen Homer und Arioſt auszumitteln, als daß beide mancherlei Kampf- und Wundergeschichten erzählen. Sonst aber finden wir in der Zusammensetzung und Bedeutung des Ganzen, im Stoff und dem Verhältniß des Dichters dazu, in der Behandlung bis in die feinsten Einzelnheiten, die gröste Unähnlichkeit. Um nur eins anzuführen: was ist dem Geiste Homers fremder, als der Scherz, womit Arioſt seine geflißenen Uebertreibun-

gen ſogleich wieder vernichtet? Homers Dichtung iſt beſcheiden entfaltende Beſeelung einer heilig geachteten Sage; die des Arioſt ſteigert durch ſelbſtbewußte Willkür, was ſie als ſchon willkürlich erſonnen betrachtet.

Treffend hat Goethe, in einer wunderſchönen Stelle ſeines Torquato Taſſo, den Arioſt charakteriſiert. Nur dünkt uns das Bildniß doch ein wenig geſchmeichelt. Daß gerade Antonio, der Welt- und Geſchäftsmann, der am Hofe zu Ferrara dieſelbe Stelle einnimmt, die ein Menſchenalter zuvor jener märchenreiche Sänger bekleidete, dieſe Vorliebe für den Arioſt äußert, iſt ganz recht: nur preiſt er ihn für ſeine Sinnesart etwas zu ſchwärmeriſch entzückt, und führt ihn, beſonders von Seiten der Phantaſie, in eine zu ätheriſche Region hinauf. Wir geſtehen es, und ſollte man uns der Paradoxie zeihen, wir finden die Einbildungskraft eben nicht die hervorſtechendſte Eigenſchaft des Arioſt. Gewöhnlich glaubt man, dieſe Fähigkeit werde durch Erdichtung des Außerordentlichen, Wunderbaren, vom gewöhnlichen Naturlauf Abweichenden hinlänglich bewährt. Allein zu geſchweigen, daß ſo viele Erfindungen dem Arioſt gar nicht urſprünglich gehören, daß er die ganze Wunderfülle der Ritterbücher und der Mythologie vor ſich hatte und beliebig daraus ſchöpfte, ſo läßt ſich dergleichen gar wohl mit dem Verſtande aus dem Vorrath der Beobachtung zuſammenſetzen. Man nehme z. B. den ſo bewunderten und weltberühmten Hippogryphen. Der Pegaſus iſt bekannt; von Greifen, welche große Laſten durch die Luft tragen, ſind die Rittergeſchichten voll; die Greifen der Alten, wenigſtens wie die [illegible] ſie abbildet, waren ſchon Mittelgeſchöpfe aus einem einem vierfüßigen Thier, aus Adler und Löwe. brauchte alſo nur noch eine Kombination zu

wagen, und sein reizendes Ungeheuer war fertig: Allenfalls hätte er auch, wie die Geschichte vom Bellerophon zeigt, seinen Rüdiger und Astolf auf dem Pegasus selbst beritten machen können, wenn er ihn dem Apoll und den Musen auf eine schickliche Art für so lange abzuborgen wußte. In allem diesem ist nichts, was nicht für den Begriff völlig auflösbar wäre. Phantasie in höherem Sinne würden wir die innere Anschauungskraft dessen nennen, was nicht dem Grade oder der Zusammensetzung, sondern der Art nach, alle äußre Wirklichkeit übersteigt; ein lichtvolles Träumen in der stillen Nacht des innern Sinnes, bei dem Künstler mit der Gabe verbunden, die geheimnißvollen, nie von der Seele, ihrer Geburtstätte, ganz abzulösenden Bilder durch eine eben so zauberische Darstellung mitzutheilen. Diese Seherphantasie besaß z. B. Dante im höchsten Grade: er steigt wirklich in die Hölle hinunter und in den Himmel hinauf, während Ariost immer auf ebenem Erdboden steht, wenn er sich auch bis in den Mond aufzuschwingen scheint. Dante sagt einmal: S'io valessi à dire quanto ad immaginar, und man fühlt die Wahrheit hiervon. Ariost konnte seine Einbildungen genugsam mit Worten ausstatten, ja sogar überbieten.

Was ihn besonders auszeichnet, ist die besonnene Klarheit seines Geistes; diese macht ihn zu einem so vortrefflichen Erzähler. Man möchte ihn den gescheiten Mann unter den Dichtern nennen. Dabei die frischeste Gesundheit des äußerlichen Daseins. Was er auch in der bunten Reihe seiner Schilderungen für Gestalten vorüber führen mag, Alles hat eine lebendige Gegenwart und große sinnliche Kraft. Es ist bei ihm immer heller Mittag; den harmonisch verschmelzenden Duft der Morgen- und Abend-Röthe

hingegen vermißt man auf ſeinen Gemälden. Wo er pathetiſch ſein will, und die Theilnahme des Gefühls in Anſpruch nimmt, da fehlt es an Gemüth, an Innerlichkeit; und dieß begegnet ihm nur allzuhäufig: der Ernſt nimmt in ſeinem halb ſcherzhaften Gedicht noch einen zu großen Raum ein. Auf die Ausführung in Sprache und Versbau hat er, bei aller Leichtigkeit, die er beſaß, großen Fleiß gewandt, wie man ſich durch die Anſicht ſeiner noch in Ferrara aufbewahrten erſten Handſchriften überzeugen kann. Die von einigen italiäniſchen Kunſtrichtern gerügten Nachläßigkeiten und Ungleichheiten hierin ſind abſichtlich. In Betreff der Anlage des Ganzen aber ſcheint er ziemlich ſorglos zu Werke gegangen zu ſein, und Vieles nicht einer geiſtreichen Willkür (dieß erlaubte die Gattung), ſondern dem baren Zufalle überlaßen zu haben. Aus vielen Spuren wird es wahrſcheinlich, daß er beim Anfange ſeiner Arbeit den Entwurf nicht vollſtändig vor ſich gehabt, ſondern nur einige Hauptpunkte feſtgeſetzt, das Uebrige aber vom guten Glück und den Eingebungen des Tages erwartet habe. Manchmal ſieht es aus, als ob er zu Anfange eines Geſanges noch nicht gewußt hätte, womit er ihn ausfüllen wollte. Aus der Art, wie er an dem Werk arbeitete, läßt ſich dieß leicht begreifen, ſo wie auf der andern Seite die als gültig angenommene Gattung und Manier eine ſo loſe Zuſammenſetzung begünſtigte. Arioſt dichtete zur Erholung von ernſteren Geſchäften und zur Ergötzung ſeines Hofes. Er las ſeinen Gönnern, dem Kardinal Ippolito und dem Herzog Alfonſo, ſammt den übrigen Herren und Damen, jeden Geſang, ſo wie er fertig war, einzeln vor, weswegen er auch oft im Eingange eine ſummariſche Wiederholung des vorhergehenden vorausſchickt, falls die Zuhörer es etwa vergeßen haben ſollten.

Im Umfange des Gesanges sorgt er immer für den nöthigen Wechsel, und als ein Weltmann, der wohl wußte, wie schwer es hält, einen gemischten Kreiß durch ein bloß poetisches Interesse festzuhalten, pflegt er etwas mehr oder weniger der Rittergeschichte Fremdes einzustreuen, was eine persönliche Anziehungskraft auf die Zuhörer äußern konnte: Schmeicheleien gegen seine Fürsten und Verherrlichungen des Hauses Este, die wohl niemand kalt anzuhören scheinen durfte, wenn sie uns schon zuweilen frostig dünken; Lobpreisungen anderer bekannten Männer und Frauen; Beziehungen auf die Zeitgeschichte; Sprüche aus der angewandten Sittenlehre der Welt und des Hofes; satirische Züge, besonders gegen die Geistlichkeit; Streitfragen der Liebe; eigne Liebesgeständnisse, oder irgend eine lüsterne Schalkheit, welche den Herren zu verwegenen Blicken, den Damen zu reizendem Erröthen Anlaß geben konnte, in welcher Hinsicht die Zuhörerinnen des Ariost, man muß es gestehn, nicht eben unduldsam waren. Wenige Gesänge wird man finden, welche nicht ein solches Gepräge von Gesellschaftspoesie, zunächst für die augenblickliche Unterhaltung bestimmt, an sich trügen. Hat er doch sogar einmal die Widerlegung eines Einwurfes, den ihm ein Zuhörer bei der ersten Mittheilung gemacht, eingeschaltet. (Ges. XLII. Str. 20. f.) In der Ausfüllung jedes Gesanges ist, wie gesagt, für ein reiches Maß von Wechsel und sinnlichem Reiz durch Kämpfe, Liebesgeschichten und seltsame Wunderdinge gesorgt, in dem Verhältnisse verschiedener Gesänge zu einander aber möchten künstlerische Absichten von Vorbereitung, Abstufung, Gegensatz und wechselseitiger Hebung nur selten aufzufinden sein. Es ist keineswegs zu tadeln, daß der Dichter unmittelbar in zwei Gesängen nach einander, dem zehnten und eilften, eine

nackte Schöne am Felſen, einen heldenmüthigen Retter und einen Kampf mit dem Meerungeheuer anbringt. Die Aufgabe, dieſes Thema zu variieren, mochte er ſich gefliſſentlich machen, und er hat ſie mit bewundernswürdiger Bravour gelöſt. Rüdigers Kampf iſt dem Ovid nachgeahmt, der des Roland von ſeiner eigenen Erfindung, und ganz dem Charakter des Helden angemeßen, wie er ihn nahm, nämlich als einen chriſtlichen Simſon. Oft aber kommen die ſpäteren Schilderungen nur als abgeſchwächte Wiederholungen der ſchon dageweſenen heraus, wie z. B. Marfiſe nur eine weniger liebenswürdige Bradamante iſt.

Man weiß, daß Arioſt ſeinen 'raſenden' Roland eigentlich als Fortſetzung des 'verliebten', und aus einer Art von Wette unternahm, dieſen zu übertreffen. Er brauchte alſo ſeinen Plan nicht vom Grunde auf zu bauen; die meiſten ſeiner nicht epiſodiſchen Perſonen kommen ſchon in jenem älteren Gedichte vor; er durfte nur die bunten Fäden des ſchon angelegten Gewebes fortſpinnen, und mit ſeinem Einſchlage durchwirken. Der Mohrenkrieg bildet einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt. Die chriſtlichen und ſaraceniſchen Ritter, deren irrende Lebensweiſe zur Einführung der mannichfaltigſten Epiſoden ſehr bequem iſt, finden ſich dann und wann im Hauptquartier zuſammen, wenn es dem Dichter einfällt, denn im Ganzen genommen ſind ſie ſehr unbekümmert um die gemeine Sache, und folgen jeder ſeinen eigenen Grillen. Roland ſelbſt leiſtet nichts Erhebliches zur Rettung Frankreichs bis auf den überflüßigen Zweikampf mit Agramant am Schluße. Wie ganz anders in den urſprünglichen Rittergeſchichten! Die Begebenheiten des Mohrenkrieges, die man ſo oft aus den Augen verliert, ſinken im Fort-

gange nach der aufgehobenen Belagerung von Paris (dieses ist ihr Kulminationspunkt) immer mehr, so daß der Leser schon alle Theilnahme daran verloren hat, wenn ihnen der Dichter durch den dreifachen gewaltigen Zweikampf auf der Insel Lipadusa die Krone aufsetzen will. Es gibt aber nichts mehr, was durch diesen Zweikampf zu entscheiden wäre; er ist also eine wahre Spiegelfechterei. Ueberhaupt ist das Gedicht um ein Beträchtliches zu lang gerathen. Viele Fäden sind abgelaufen; viele Wunderdinge, der diamantene Schild, das Horn, der Hippogryph, werden als abgenutzt verabschiedet; die buhlerische Angelika tritt in den Ehestand, und zieht nach Haus, Roland ist vom Wahnsinn geheilt, der Zauberer Atlas, der so viele Knoten schürzte, ist vor Gram gestorben, die Mohren sind vernichtet: nun bleiben Rüdiger und Bradamante fast allein auf dem Schauplatze, und die Uebrigen treten als bloße Zuschauer zurück. Es wäre leicht zu zeigen, wie schlecht die neue Verwickelung, welche die Verbindung der beiden Liebenden verzögert, angeknüpft ist. Man fällt wie aus den Wolken, wenn Bradamante, die zuvor einer gränzenlosen Unabhängigkeit genoß, den kriegerischen Oberbefehl über eine Provinz führte, und allein auf Abenteuer umherzog, die doch immer für ihre Jungfräulichkeit bedenklich sind, wie ein eben aus einer Klosterpension zurückgekommenes Fräulein ihre Eltern, von denen man bisher kaum etwas gehört, über ihre Verheiratung als eine Familiensache entscheiden läßt, und die Paladine, besonders ihr Bruder Reinold und Roland, haben dabei ein klägliches Zusehen. Der Dichter hat durch die gehäuften Schwierigkeiten diese Vermählung, worauf ein so großer Segen, nämlich die Abstammung des Hauses Este, beruht, zu heben gesucht. Die Leidenschaft jenes begünstig-

ten Paares ſteht an ſich nicht über manchen andern geſchilderten. Rüdiger hat keine Gelegenheit zur Untreue verſäumt, erſt mit der Alcina, dann mit der Angelika; und was die unüberwindliche Bradamante für ihn thut, erregt weniger Rührung als die Aufopferung Iſabellens für den todten Zerbin, und die treue Anhänglichkeit Flördeliſens an ihren Brandimarte.

Die abſpringende Erzählungsweiſe, die man zu den anmuthigen Seltſamkeiten des Arioſto rechnet, iſt nicht von ihm zuerſt aufgebracht; ſie findet ſich ſchon in den proſaiſchen Ritterbüchern, namentlich im Amadis, einem damals viel geleſenen Werke, welches als Vorbild einen bedeutenden Einfluß auf ihn gehabt zu haben ſcheint. Bei der breiten Maſſe von Dichtung, die dieſe Ritterbücher gleichzeitig fortzubewegen haben, liegt das Abſpringen der Erzählung in der Natur der Sache; dem Arioſt iſt es aber zur Manier und zum Mittel geworden, die urſprüngliche Planloſigkeit zu verbergen, oder mit gefälligem Leichtſinn einzugeſtehen. Häufig giebt er ganz kleine Ausſchnitte von dieſem und jenem, bis er endlich bei etwas verweilt. Zwiſchen den einander unterbrechenden Geſchichten ſollte wenigſtens ein ungefähres Ebenmaß des Zeitraums ſtattfinden, den ſie einnehmen. Arioſt bricht aber zuweilen nach wenig dargeſtellten Augenblicken ab, führt uns anderweitige Begebenheiten vor, welche eine lange Zeit erfordern, und ergreift dann das erſte, z. B. ein abgebrochenes Gefecht, wieder. Dieſe Manier hat Cervantes geiſtreich parodiert, indem er eben da eine Lücke in der Handſchrift vorgiebt, wo Don Quixote und der Biscayer zu gewaltigen Streichen auf einander ausholen. Wir wollen daher niemanden rathen, ſich mit der Zeitrechnung des raſenden Roland zu bemühen: mit vielem Kopf-

brechen würde doch schwerlich eine synchronistische Harmonie herauszubringen sein. *)

Manchmal erregt Ariost Erwartungen, die unbefriedigt bleiben; so treten Sakripant und Ferrau im ersten Gesange weit bedeutender auf, als sie sich nachher zeigen. Anderemale fehlt es an der gehörigen Vorbereitung, und es kommen unerwartete Dinge in das Gedicht wie hineingeschneit. Ganz gegen das Ende wird dem Reinold der bekannte Zauberbecher angeboten, der die Untreue der Weiber durch Verschüttung des Trankes verräth. Reinold bewährt seine Weisheit, indem er die Versuchung des Vorwitzes abweist, um seine Gemüthsruhe nicht zu gefährden. Bei dieser Gelegenheit wird es zum ersten und einzigen Male erwähnt, daß er verheiratet ist, und daß seine unbedeutende Gattin Clarisse heißt. Da man ihn überall der Angelika nachjagen sieht, so läßt man sichs bis dahin nicht im Traume einfallen, daß er um die Treue seiner Frau sonderlich bekümmert sein werde. So etwas kann nach unsern Begriffen nicht anders, als im höchsten Grade kunstlos genannt wer-

*) So ist es z. B. offenbar widersprechend, daß Roland (Ges. XII. 17.) in dem verzauberten Pallast des Atlas früher ankommt, als Rüdiger. Dieser hatte wenigstens einen Tag früher die Angelika auf der Insel Ebuda gerettet, als jener die Olimpia; er war auf dem Hippogryphen, also in der größten Schnelle, an die Küste von Bretagne gelangt, und sogleich nachdem ihm Angelika verschwunden, begegnet ihm das Abenteuer, wodurch er in den Pallast gelockt wird. Roland hingegen kehrte später und zu Schiffe von der Insel Ebuda zurück, ja nach dem Schluße des eilften Gesanges muß man glauben, der ganze Winter sei vor dem Abenteuer verstrichen, wo er Angelika zu sehen glaubt, und ihr in den Pallast nachfolgt. Vermuthlich wußte der Dichter zu Ende des Gesanges noch nicht, wie er den Roland im nächsten verwenden wollte.

den. Wußte denn Arioſt im ganzen Umfange ſeiner Dichtungen keine verliebten und glücklichen Ehemann aufzutreiben, dem der Becher ſchicklicher vorgeſetzt werden konnte?

Ueber die Quellen der entlehnten Erfindungen im raſenden Roland wären noch manche Nachforſchungen anzuſtellen; die berüchtigte Frage des Kardinals Ippolito iſt wohl noch immer nicht vollſtändig beantwortet. Die zahlreichen Uebertragungen aus der alten Mythologie (ohne dabei noch die allgemeinen Aehnlichkeiten in Anſchlag zu bringen, die in der Märchenwelt aller Zeiten und Völker natürlich vorkommen), beſonders aus Ovids Metamorphoſen, dann aus Virgil und Homer, ſind leicht aufzuzählen. Manches iſt faſt unverändert aufgenommen, wie z. B. die verlaßne Ariadne als Olimpia, Andromeda und Perſeus als Angelika und Rüdiger; Anderes mit nicht ſehr verdienſtlichen Abänderungen, wie der Orco nach dem homeriſchen Cyklopen; noch Anderes in ſeltſamer Zuſammenſtellung: ſo iſt es luſtig genug, daß der im Mittelalter berühmte Chriſtenkönig des Morgenlandes, Prieſter Johann, hier zu dem von den Harpyen geplagten Phineus wird, und Medor, nachdem er als Euryalus neben einem ältern Freunde aufgeführt worden, dazu dienen muß, die Angelika an den Mann zu bringen. Was die eingeflochtenen Novellen betrifft, ſo ſind die von Giocondo und dem Hündchen des Pilgrims augenſcheinlich fabliaux; ob die ernſthafteren von Arioſts eigner Erfindung ſind, laßen wir dahin geſtellt ſein. In dieſer Gattung kann man ihn wohl einen Nachahmer des Boccaz nennen, den er in der zierlichen Schalkheit kaum, in der tiefen Darſtellung der Leidenſchaft aber durchaus nicht erreicht. Den Grundſtoff der Ritterfabeln von Karl dem Großen und ſeinen Paladinen hat Arioſt mehr durch fremde Zuthaten glänzend

zu bereichern, als aus seinem eigenen Keime zu entfalten gesucht. Vielleicht stand er dem Zeitalter, wo die Ritterbücher entstanden, noch zu nahe, um den ganzen Werth dieser Dichtungen unter ihrer oft unscheinbaren Hülle einzusehen, und so behandelte er sie bloß als rohen durch seine Wahl und Willkür schon genug geehrten Stoff. Wir wollen keine Vergleichung zwischen seinem für klassisch geachteten Gedicht und manchen namenlosen veralteten Ritterbüchern in Absicht auf einen gehaltnen Hauptton, auf erregte Theilnahme und geheimnißvollen inneren Zusammenhang anstellen, um nicht noch mehr, als schon oben, der Paradoxie beschuldigt zu werden. Allein wir würden bei dergleichen Unternehmungen, eine Dichtung des Mittelters mit gebildeter Kunst auszustatten, heut zu Tage strengere Forderungen machen.

Alles Obige zusammengefaßt, möchten wir den Ariost mit einem mehr gelehrten, als gefühlvollen Virtuosen vergleichen, der in einer glücklichen Eingebung auf seinem Lieblingsinstrumente phantasiert. Er setzt durch seine gewagten Gänge in Erstaunen; er verstrickt sich geflißentlich in Labyrinthen von Tönen und überrascht in jedem Augenblicke die Hörer, und überbietet sich selbst durch den unerschöpflichen Reichthum von Auflösungen, welche neue Verwickelungen herbeiführen, und die ihm seine zur Fertigkeit gewordene Wißenschaft des Kontrapunktes wie von selbst an die Hand giebt. Allein so sehr er sich auch bemüht, am Schluße das bisher Zerstreute und Zerstreuende zu sammeln, so gelingt es ihm doch nicht, einen bleibenden Haupteindruck im Gemüth zurückzulaßen, und hierin sind ihm die einfachen, ungelehrten, aber originalen Volksmelodien, die man zu hören niemals müde wird, überlegen. Gegen zwei unserer Poesie

nicht fremde Uebel, süßliche Empfindelei und träumerische Verschwommenheit, wird sein Beispiel immer ein gutes Gegenmittel sein, so wie man einer Malerschule, die sich durch Nachahmung des Guido Reni und Albano verweichlicht hätte, das Studium des Giulio Romano empfehlen müßte.

Erstes Sendschreiben über den Titurel... von B. J. Docen. Berlin und Leipzig 1810.

Herr Docen, dessen scharfsinnigem Fleiße die Geschichte unserer Sprache und Dichtkunst schon so manche bedeutende Aufklärung verdankt, theilt in diesem Sendschreiben eine Entdeckung mit, die wir der Aufmerksamkeit aller Kenner und Freunde dieses vaterländischen Faches nicht nachdrücklich genug empfehlen können. Daß die Schrift dem Verfaßer dieser Anzeige auf eine sehr verbindliche Weise zugeeignet ist, wird kein Hinderniß sein, in die Prüfung der Sache selbst einzugehn, und auch Zweifel und Einwendungen gegen D.s Ansicht freimüthig vorzulegen.

Man wußte bisher nur von einem einzigen Titurel, der von alten Zeiten her dem berühmten Wolfram von Eschenbach zugeschrieben ward. Dieses lange Rittergedicht in siebenzeiligen Strophen ist im J. 1477. zusammen mit dem Parcival desselben Dichters im Druck erschienen. Allein diese Ausgabe ist äußerst selten geworden, und fände sie sich auch häufiger vor, so würden wir damit wenig gebeßert sein. Der Abdruck ist äußerst fehlerhaft: ein geübter Leser der altdeutschen Schriften wird darin Hunderte von Lesearten aus dem Stegereif berichtigen können; bei unzähligen Stellen aber treten ihm unüberwindliche Hindernisse des Verständnisses in den Weg. In der neueren Zeit, seitdem man angefangen, die alten Gedichte aus den Handschriften abzudrucken, kam die Reihe bis jetzt noch nicht an den Titurel. Der jüngere Adelung hat aus zwei Handschriften der vaticanischen Bibliothek wenige Strophen als Probe gegeben (S. fortgesetzte Nachrichten, S. 1...21.), aber nach seiner ungründlichen Weise sie schmählich entstellt. Hr. D. theilt in seinen

Miscellaneen (B. II. S. 116. u. f.) als Bruchstück einer zu Grunde gegangenen Handschrift die ersten dreißig Strophen mit, und in vorliegendem Sendschreiben einen Theil des siebenten Gesanges, ebenfalls den Ueberrest einer zertrümmerten äußerst schätzbaren Handschrift. Dieß ist alles bisher im Druck Erschienene, und die Krone aller Rittergedichte bleibt daher dem größeren Publikum immer noch unzugänglich. Bodmer hat unter vielen andern Verdiensten auch dieses, das ehemals so viel gelesene, aber seit Jahrhunderten verschollene Buch zuerst wieder erwähnt und mit Wärme empfohlen zu haben. (In der Zugabe von Briefen am Schluße seiner gereimten Gedichte. 1754. S. 133...146.) Ihm war ein gedrucktes Exemplar verehrt worden, das er der Züricher Stadtbibliothek schenkte. Doch müßen wir uns vielleicht Glück wünschen, daß durch ihn oder unter seiner Leitung keine neue Ausgabe aus einer Handschrift veranstaltet worden. Denn wie wenig sind wir durch den unlesbaren Abdruck des Parcival in der müllerschen Sammlung gefördert? Die Weise, nur eine einzige Handschrift zu Rathe zu ziehen, wenn es mehrere giebt; für die Läuterung des Textes selbst nicht das Nächstliegende, und für die Auslegung eben so wenig zu thun; ja nicht einmal durch Abtheilungszeichen und geordnete Schreibung für Erleichterung des Verständnisses zu sorgen: diese Weise ist ganz unersprießlich. Die in den letzten Jahren aufgetretenen verdienstvollen Herausgeber altdeutscher Gedichte, Hr. von der Hagen und Büsching, sind auf einem weit richtigeren Wege, wenn sie auch nicht überall das Befriedigende leisten. Sie haben ihre Sammlung mit kleineren Werken eröffnet, die fast sämmtlich anecdota und, so viel man weiß, nur in einer einzigen Handschrift vorhanden sind: solche vom Untergange zu retten, schien also besonders dringend. Auch wollten sie die Leser durch Mannichfaltigkeit anlocken; der Titurel würde allein einen ganzen Band eingenommen haben, und die zu einer gründlichen Herausgabe nöthigen Vorbereitungen dürften mehrere Jahre erfordern. Wir nehmen keinen Anstand zu behaupten: nächst der Kritik und Auslegung des Liedes der Nibelungen, womit nun ein lobenswerther Anfang gemacht worden, sei die gleiche Arbeit am Titurel die wichtigste, aber auch die schwierigste Aufgabe für den deutschen Philologen. Das Gedicht würde immer eins der schwersten bleiben, wenn wir es auch ganz in seiner echten Gestalt

vor uns hätten, wie es aus der Hand des Dichters gekommen: wegen der kunstreichen, äußerst gebildeten, zuweilen gesuchten Sprache; wegen der beständigen Anspielungen auf einen ganzen Kreiß von Rittergeschichten, die als bekannt vorausgesetzt werden; endlich wegen der mystischen Bedeutung des Ganzen.

In der Reihe der altdeutschen Heldengedichte stehen das Lied der Nibelungen und der Titurel gleichsam an den entgegengesetzten Enden. Das erste ist seiner Grundlage nach uralt, es tritt in jene Vorzeit zurück, wo die östlichen deutschen Völker sich zuerst im Westen ansiedelten. Es enthält unverfälschte Ueberlieferungen, die sich unmittelbar an die großen Begebenheiten anknüpfen, wodurch nach der römischen Weltherrschaft Europa wiedergeboren, oder zuerst gestaltet ward. Es ist durchaus einheimisch, urkundlich und volksmäßig. An tragischer Erhabenheit, an biederm Heldensinn, an Riesengröße der Gestalten, an hinreißender Gewalt der erregten Theilnahme kann sich nichts, auch in dem Kreiße der ihm verwandten Dichtungen, nur entfernter Weise damit meßen. In solcher Majestät ragen die unerklommenen Alpengipfel weit über das wechselnde Treiben der Gewerbswelt in die blaue Himmelsveste empor, unerschütterlich und unvergänglich. Der Titurel hingegen ist eine freie, nicht auf Geschichte gebaute Dichtung, vom Auslande zu uns gebracht, allem Anschein nach aber durch unsern Dichter viel höher ausgebildet. Es ist die Blüthe des vollendeten Ritterthums: auf Verherrlichung der geistlichen Ritterorden, namentlich der Templer, ist es darin hauptsächlich angesehen. Volksmäßig ist dieß Gedicht wohl niemals gewesen, und kann es auch nicht werden, sowohl wegen der gelehrten Ausführung, als des mystischen Gehaltes. Es ist beschaulicher Art: über allen darein verflochtenen irdischen Begebenheiten schwebt in segensvoller Glorie der geheimnißvolle Gral, der zuletzt den Augen der Sterblichen in das Mutterland aller geheimen Weisheit, Indien, entrückt wird. Ueber manche Symbole wird man vielleicht die Eingeweihten der Freimaurerei um Aufklärung ansprechen müßen, in so fern sie noch ächte Ueberlieferungen der Templer bewahrt haben.

Wüßten wir Deutsche zu schätzen und zu hegen, was zu unserm wahren Ruhme gereicht, so hätten wir längst, wie an den Nibelungen unsern Homer, so am Titurel unsern Dante gehabt. Mit

den Nibelungen, das wird wohl kein Einsichtsvoller mehr bezweifeln; aber die Schwierigkeit des Titurel in der verworrenen Gestalt, wie wir ihn jetzt vor uns haben, dürfte Manchem ein unübersteigliches Hinderniß scheinen. Allein man sehe nur einmal ein altes Manuskript der göttlichen Komödie an, ob man sich aus dieser Wildniß finden wird. Nach allen Bemühungen der Ausleger, vom Boccaz, Landino und Vellutello an bis auf die neuesten, Volpi, Venturi und Lamberti, bleibt die Dunkelheit mancher Stellen immer noch undurchdringlich, und es erfordert überhaupt große Anstrengung, den tiefsinnigsten aller Dichter zu verstehen. Deshalb sind die Italiäner, und mit Recht, nicht weniger stolz auf ihren Dante.

Der Titurel hatte vormals einen großen Ruhm. Püterich von Reicherzhausen nennt ihn noch in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts 'das Haupt ob deutschen Büchern'. Der Dichter hat selbst ein stolzes Bewußtsein seiner Ueberlegenheit. Er sagt:

Der Adelaar all' Vögel überfleuchet;
So wird dies' Aventüre
Hoch über all die andern werth gezeuchet.

(Glossen: 'Adelaar' Adler; 'überfleuchet' überfliegt; 'gezeuchet' gezucket oder gezogen.)

Dieses Werk genoß einer besondern Gunst bei den Großen und Herren, welche darin den Spiegel des frommen Ritterthums sahen. Dadurch vervielfältigten sich die Abschriften dergestalt, daß Püterich deren dreißig gesehen zu haben bezeugt (Adelung, Püterich S. 30.). Man kann bestimmt den Zeitpunkt angeben, wo die Lesung dieses und vieler andern Gedichte des Mittelalters in Abnahme gekommen: nämlich in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Wir behalten uns vor, bei einer andern Gelegenheit in das hellste Licht zu setzen, daß die Reformation an dem Untergange vieler altdeutschen Schätze Schuld ist. Bei dem damaligen Sturme gegen angeerbte Ueberzeugungen riß eine allgemeine Verachtung der Vorzeit ein, deren Denkmale man oft muthwillig vernichtete; wir haben in unsern Tagen ähnliche Erscheinungen erlebt. Ja die eifernden Prediger giengen wohl so weit, jene herrlichen Dichtungen, das Vermächtniß eines größeren Zeitalters, als Ueberreste des papistischen Aberglaubens zu verschreien, wie eine Stelle in Pantaleons Helden-

hingegen vermißt man auf ſeinen Gemälden. Wo er pathetiſch ſein will, und die Theilnahme des Gefühls in Anſpruch nimmt, da fehlt es an Gemüth, an Innerlichkeit; und dieß begegnet ihm nur allzuhäufig: der Ernſt nimmt in ſeinem halb ſcherzhaften Gedicht noch einen zu großen Raum ein. Auf die Ausführung in Sprache und Versbau hat er, bei aller Leichtigkeit, die er beſaß, großen Fleiß gewandt, wie man ſich durch die Anſicht ſeiner noch in Ferrara aufbewahrten erſten Handſchriften überzeugen kann. Die von einigen italiäniſchen Kunſtrichtern gerügten Nachläßigkeiten und Ungleichheiten hierin ſind abſichtlich. In Betreff der Anlage des Ganzen aber ſcheint er ziemlich ſorglos zu Werke gegangen zu ſein, und Vieles nicht einer geiſtreichen Willkür (dieß erlaubte die Gattung), ſondern dem baren Zufalle überlaßen zu haben. Aus vielen Spuren wird es wahrſcheinlich, daß er beim Anfange ſeiner Arbeit den Entwurf nicht vollſtändig vor ſich gehabt, ſondern nur einige Hauptpunkte feſtgeſetzt, das Uebrige aber vom guten Glück und den Eingebungen des Tages erwartet habe. Manchmal ſieht es aus, als ob er zu Anfange eines Geſanges noch nicht gewußt hätte, womit er ihn ausfüllen wollte. Aus der Art, wie er an dem Werk arbeitete, läßt ſich dieß leicht begreifen, ſo wie auf der andern Seite die als gültig angenommene Gattung und Manier eine ſo loſe Zuſammenſetzung begünſtigte. Arioſt dichtete zur Erholung von ernſteren Geſchäften und zur Ergötzung ſeines Hofes. Er las ſeinen Gönnern, dem Kardinal Ippolito und dem Herzog Alfonſo, ſammt den übrigen Herren und Damen, jeden Geſang, ſo wie er fertig war, einzeln vor, weswegen er auch oft im Eingange eine [illegible] Wiederholung des vorhergehenden voranſchi[illegible] Zuhörer es etwa vergeßen haben ſollten.

Im Umfange des Gesanges sorgt er immer für den nöthigen Wechsel, und als ein Weltmann, der wohl wußte, wie schwer es hält, einen gemischten Kreiß durch ein bloß poetisches Interesse festzuhalten, pflegt er etwas mehr oder weniger der Rittergeschichte Fremdes einzustreuen, was eine persönliche Anziehungskraft auf die Zuhörer äußern konnte: Schmeicheleien gegen seine Fürsten und Verherrlichungen des Hauses Este, die wohl niemand kalt anzuhören scheinen durfte, wenn sie uns schon zuweilen frostig dünken; Lobpreisungen anderer bekannten Männer und Frauen; Beziehungen auf die Zeitgeschichte; Sprüche aus der angewandten Sittenlehre der Welt und des Hofes; satirische Züge, besonders gegen die Geistlichkeit; Streitfragen der Liebe; eigne Liebesgeständnisse, oder irgend eine lüsterne Schalkheit, welche den Herren zu verwegenen Blicken, den Damen zu reizendem Erröthen Anlaß geben konnte, in welcher Hinsicht die Zuhörerinnen des Ariost, man muß es gestehn, nicht eben unduldsam waren. Wenige Gesänge wird man finden, welche nicht ein solches Gepräge von Gesellschaftspoesie, zunächst für die augenblickliche Unterhaltung bestimmt, an sich trügen. Hat er doch sogar einmal die Widerlegung eines Einwurfes, den ihm ein Zuhörer bei der ersten Mittheilung gemacht, eingeschaltet. (Ges. XLII. Str. 20. f.) In der Ausfüllung jedes Gesanges ist, wie gesagt, für ein reiches Maß von Wechsel und sinnlichem Reiz durch Kämpfe, Liebesgeschichten und seltsame Wunderdinge gesorgt, in dem Verhältnisse verschiedener Gesänge zu einander aber möchten künstlerische Absichten von Vorbereitung, Abstufung, Gegensatz und wechselseitiger Hebung nur selten aufzufinden sein. Es ist keineswegs zu tadeln, daß der Dichter unmittelbar in zwei Gesängen nach einander, dem zehnten und eilften, eine

nackte Schöne am Felſen, einen heldenmüthigen Retter und einen Kampf mit dem Meerungeheuer anbringt. Die Aufgabe, dieſes Thema zu variieren, mochte er ſich gefliſſentlich machen, und er hat ſie mit bewundernswürdiger Bravour gelöſt. Rüdigers Kampf iſt dem Ovid nachgeahmt, der des Roland von ſeiner eigenen Erfindung, und ganz dem Charakter des Helden angemeſſen, wie er ihn nahm, nämlich als einen chriſtlichen Simſon. Oft aber kommen die ſpäteren Schilderungen nur als abgeſchwächte Wiederholungen der ſchon dageweſenen heraus, wie z. B. Marfiſe nur eine weniger liebenswürdige Bradamante iſt.

Man weiß, daß Arioſt ſeinen 'raſenden' Roland eigentlich als Fortſetzung des 'verliebten', und aus einer Art von Wette unternahm, dieſen zu übertreffen. Er brauchte alſo ſeinen Plan nicht vom Grunde auf zu bauen; die meiſten ſeiner nicht epiſodiſchen Perſonen kommen ſchon in jenem älteren Gedichte vor; er durfte nur die bunten Fäden des ſchon angelegten Gewebes fortſpinnen, und mit ſeinem Einſchlage durchwirken. Der Mohrenkrieg bildet einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt. Die chriſtlichen und ſaraceniſchen Ritter, deren irrende Lebensweiſe zur Einführung der mannichfaltigſten Epiſoden ſehr bequem iſt, finden ſich dann und wann im Hauptquartier zuſammen, wenn es dem Dichter einfällt, denn im Ganzen genommen ſind ſie ſehr unbekümmert um die gemeine Sache, und folgen jeder ſeinen eigenen Grillen. Roland ſelbſt leiſtet nichts Erhebliches zur Rettung Frankreichs bis auf den überflüßigen Zweikampf mit Agra- ——— Schluße. Wie ganz anders in den urſprünglichen ‘en! Die Begebenheiten des Mohrenkrieges, ſt aus den Augen verliert, ſinken im Fort-

gange nach der aufgehobenen Belagerung von Paris (dieses ist ihr Kulminationspunkt) immer mehr, so daß der Leser schon alle Theilnahme daran verloren hat, wenn ihnen der Dichter durch den dreifachen gewaltigen Zweikampf auf der Insel Lipadusa die Krone aufsetzen will. Es gibt aber nichts mehr, was durch diesen Zweikampf zu entscheiden wäre; er ist also eine wahre Spiegelfechterei. Ueberhaupt ist das Gedicht um ein Beträchtliches zu lang gerathen. Viele Fäden sind abgelaufen; viele Wunderdinge, der diamantene Schild, das Horn, der Hippogryph, werden als abgenutzt verabschiedet; die buhlerische Angelika tritt in den Ehestand, und zieht nach Haus, Roland ist vom Wahnsinn geheilt, der Zauberer Atlas, der so viele Knoten schürzte, ist vor Gram gestorben, die Mohren sind vernichtet: nun bleiben Rüdiger und Bradamante fast allein auf dem Schauplatze, und die Uebrigen treten als bloße Zuschauer zurück. Es wäre leicht zu zeigen, wie schlecht die neue Verwickelung, welche die Verbindung der beiden Liebenden verzögert, angeknüpft ist. Man fällt wie aus den Wolken, wenn Bradamante, die zuvor einer gränzenlosen Unabhängigkeit genoß, den kriegerischen Oberbefehl über eine Provinz führte, und allein auf Abenteuer umherzog, die doch immer für ihre Jungfräulichkeit bedenklich sind, wie ein eben aus einer Klosterpension zurückgekommenes Fräulein ihre Eltern, von denen man bisher kaum etwas gehört, über ihre Verheirathung als eine Familiensache entscheiden läßt, und die Paladine, besonders ihr Bruder Reinold und Roland, haben dabei ein klägliches Zusehen. Der Dichter hat durch die gehäuften Schwierigkeiten diese Vermählung, worauf ein so großer Segen, nämlich die Abstammung des Hauses Este, beruht, zu heben gesucht. Die Leidenschaft jenes begünstig-

ten Paares ſteht an ſich nicht über manchen andern geſchilderten. Rüdiger hat keine Gelegenheit zur Untreue verſäumt, erſt mit der Alcina, dann mit der Angelika; und was die unüberwindliche Bradamante für ihn thut, erregt weniger Rührung als die Aufopferung Iſabellens für den todten Zerbin, und die treue Anhänglichkeit Flördeliſens an ihren Brandimarte.

Die abſpringende Erzählungsweiſe, die man zu den anmuthigen Seltſamkeiten des Arioſto rechnet, iſt nicht von ihm zuerſt aufgebracht; ſie findet ſich ſchon in den proſaiſchen Ritterbüchern, namentlich im Amadis, einem damals viel geleſenen Werke, welches als Vorbild einen bedeutenden Einfluß auf ihn gehabt zu haben ſcheint. Bei der breiten Maſſe von Dichtung, die dieſe Ritterbücher gleichzeitig fortzubewegen haben, liegt das Abſpringen der Erzählung in der Natur der Sache; dem Arioſt iſt es aber zur Manier und zum Mittel geworden, die urſprüngliche Planloſigkeit zu verbergen, oder mit gefälligem Leichtſinn einzugeſtehen. Häufig giebt er ganz kleine Ausſchnitte von dieſem und jenem, bis er endlich bei etwas verweilt. Zwiſchen den einander unterbrechenden Geſchichten ſollte wenigſtens ein ungefähres Ebenmaß des Zeitraums ſtattfinden, den ſie einnehmen. Arioſt bricht aber zuweilen nach wenig dargeſtellten Augenblicken ab, führt uns anderweitige Begebenheiten vor, welche eine lange Zeit erfordern, und ergreift dann das erſte, z. B. ein abgebrochenes Gefecht, wieder. Dieſe Manier hat Cervantes geiſtreich parodiert, indem er eben da eine Lücke in der Handſchrift vorgiebt, wo Don Quixote und der Biscayer zu gewaltigen Streichen auf einander ausholen. Wir niemanden rathen, ſich mit der Zeitrechnung Roland zu bemühen: mit vielem Kopf-

brechen würde doch schwerlich eine synchronistische Harmonie herauszubringen sein. *)

Manchmal erregt Ariost Erwartungen, die unbefriedigt bleiben; so treten Sakripant und Ferrau im ersten Gesange weit bedeutender auf, als sie sich nachher zeigen. Anderemale fehlt es an der gehörigen Vorbereitung, und es kommen unerwartete Dinge in das Gedicht wie hineingeschneit. Ganz gegen das Ende wird dem Reinold der bekannte Zauberbecher angeboten, der die Untreue der Weiber durch Verschüttung des Trankes verräth. Reinold bewährt seine Weisheit, indem er die Versuchung des Vorwitzes abweist, um seine Gemüthsruhe nicht zu gefährden. Bei dieser Gelegenheit wird es zum ersten und einzigen Male erwähnt, daß er verheiratet ist, und daß seine unbedeutende Gattin Clarisse heißt. Da man ihn überall der Angelika nachjagen sieht, so läßt man sichs bis dahin nicht im Traume einfallen, daß er um die Treue seiner Frau sonderlich bekümmert sein werde. So etwas kann nach unsern Begriffen nicht anders, als im höchsten Grade kunstlos genannt wer-

*) So ist es z. B. offenbar widersprechend, daß Roland (Ges. XII. 17.) in dem verzauberten Pallast des Atlas früher ankommt, als Rüdiger. Dieser hatte wenigstens einen Tag früher die Angelika auf der Insel Ebuda gerettet, als jener die Olimpia; er war auf dem Hippogryphen, also in der größten Schnelle, an die Küste von Bretagne gelangt, und sogleich nachdem ihm Angelika verschwunden, begegnet ihm das Abenteuer, wodurch er in den Pallast gelockt wird. Roland hingegen kehrte später und zu Schiffe von der Insel Ebuda zurück, ja nach dem Schluße des eilften Gesanges muß man glauben, der ganze Winter sei vor dem Abenteuer verstrichen, wo er Angelika zu sehen glaubt, und ihr in den Pallast nachfolgt. Vermuthlich wußte der Dichter zu Ende des Gesanges noch nicht, wie er den Roland im nächsten verwenden wollte.

Ilias in anakreontischen Liederzeilen denken? Die Form hat überhaupt den wichtigsten Einfluß auf die innern Beschaffenheiten der Ausführung: je nachdem sie glücklich gewählt ist oder nicht, hebt und trägt sie den Dichter, oder hält ihn auf einer untergeordneten Stufe der Kunst zurück. Der Gebrauch der kurzen Reimpaare hat die meisten alten Rittergedichte zum Chronikenstil der epischen Poesie herabgezogen, wie denn auch viele wirkliche Chroniken in dieser Versart abgefaßt sind. Die erstaunliche Ueberlegenheit in der Darstellung über die gewöhnlichen gereimten Ritterbücher, die wir an dem Liede der Nibelungen und nun auch an dem Bruchstücke des älteren Titurel sehen, müßen wir den Strophenbau beider Gedichte, wenigstens als ihrer unerläßlichen Bedingung, zuschreiben. Beide Strophen sind in ihrer Art vortrefflich: sie setzen den geschickten Vorleser niemals in Verlegenheit, indem sie ihm auf das bestimmteste ihre charakteristische Musik anweisen. Die Strophe der Nibelungen ist vermuthlich ein aus unbekannten Zeiten angestammtes Erbtheil der Dichtung; die des Bruchstücks scheint eigens für das Gedicht erfunden zu sein. Wir wißen uns ihre Entstehung nicht beßer zu erklären, als indem wir annehmen, der Vf. habe mit dem Silbenmaße der Nibelungen, aber geflißentlich die Nachahmung vermeidend, wetteifern wollen. In der Strophe der Nibelungen sind die Verse ohne genaue Silbenzählung ungefähr von gleicher Länge, bis auf eine geringe Verlängerung des letzten Hemistichs; der Gang ist im Ganzen jambisch oder trochäisch; jeder Vers hat einen stark bezeichneten Abschnitt mit weiblicher oder gleitender Endung; die männlichen Reime sind bei weitem die zahlreichsten. Alles dieses verhält sich umgekehrt in dem älteren Titurel: jede zweite Zeile ist beinahe eine Verdoppelung der ersten; der Rhythmus in allen entschieden anapästisch; die kürzeren Zeilen haben keinen Abschnitt, und in den längeren ist er an sehr verschiedene Stellen verlegt, wie sich denn überhaupt die Silbenzahl in unbestimmter Fülle ergießt; die Reime sind ohne Ausnahme weiblich. Die grundlose, jedoch mehrmals wiederholte Angabe, Eschenbach sei auch Verfaßer des Liedes der Nibelungen, verdient kaum eine Widerlegung; aber daß er es gekannt, und mit den Gesinnungen eines Nebenbuhlers angesehen, dergleichen überhaupt die Dichter des welschen Fabelkreises gegen die des deutschen gehegt zu haben scheinen, dieß erhellet unwider-

den Nibelungen, das wird wohl kein Einsichtsvoller mehr bezweifeln; aber die Schwierigkeit des Titurel in der verworrenen Gestalt, wie wir ihn jetzt vor uns haben, dürfte Manchem ein unübersteigliches Hinderniß scheinen. Allein man sehe nur einmal ein altes Manuskript der göttlichen Komödie an, ob man sich aus dieser Wildniß finden wird. Nach allen Bemühungen der Ausleger, vom Boccaz, Landino und Vellutello an bis auf die neuesten, Volpi, Venturi und Lamberti, bleibt die Dunkelheit mancher Stellen immer noch undurchdringlich, und es erfordert überhaupt große Anstrengung, den tiefsinnigsten aller Dichter zu verstehen. Deshalb sind die Italiäner, und mit Recht, nicht weniger stolz auf ihren Dante.

Der Titurel hatte vormals einen großen Ruhm. Püterich von Reicherzhausen nennt ihn noch in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts 'das Haupt ob deutschen Büchern'. Der Dichter hat selbst ein stolzes Bewußtsein seiner Ueberlegenheit. Er sagt:

Der Adelaar all' Vögel überfleuchet;
So wird dies' Aventüre
Hoch über all die andern werth gezuchet.

(Glossen: 'Adelaar' Adler; 'überfleuchet' überfliegt; 'gezuchet' gezuckt oder gezogen.)

Dieses Werk genoß einer besondern Gunst bei den Großen und Herren, welche darin den Spiegel des frommen Ritterthums sahen. Dadurch vervielfältigten sich die Abschriften dergestalt, daß Püterich deren dreißig gesehen zu haben bezeugt (Adelung, Püterich S. 30.). Man kann bestimmt den Zeitpunkt angeben, wo die Lesung dieses und vieler andern Gedichte des Mittelalters in Abnahme gekommen: nämlich in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Wir behalten uns vor, bei einer andern Gelegenheit in das hellste Licht zu setzen, daß die Reformation an dem Untergange vieler altteutschen Schätze Schuld ist. Bei dem damaligen Sturme gegen angeerbte Ueberzeugungen riß eine allgemeine Verachtung der Vorzeit ein, deren Denkmale man oft muthwillig vernichtete; wir haben in unsern Tagen ähnliche Erscheinungen erlebt. Ja die eifernden Prediger giengen wohl so weit, jene herrlichen Dichtungen, das Vermächtniß eines größeren Zeitalters, als Ueberreste des papistischen Aberglaubens zu verschreien, wie eine Stelle in Pantaleons Helden-

Grimm (über den altdeutschen Meistergesang, S. 14. 58. u. f.) daran ausetzt: dieß dürfte den ausübenden Erforscher der Verskunst am wenigsten aufhalten; sondern weil die allzuhäufigen kurzen Verse mehr lyrisch sind, als episch, und der ungehemmten Fülle, welche die letztere Gattung liebt, Abbruch thun.

Der durchgängige Gebrauch der weiblichen Reime in beiden Bearbeitungen des Titurel verdient bemerkt zu werden. Als der Verfaßer dieser Anzeige und nach ihm mehrere andre Dichter zuerst diese Weise in Sonetten und andern dem Italiänischen nachgebildeten Formen versuchten, wurde sie als eine unerhörte Neuerung, als eine Ausartung ins Weichliche von vielen Kunstrichtern getadelt. Hier haben wir nun ein uraltes Beispiel vor uns, und zwar an langen Gedichten, das schwerlich irgend ein Kenner für ungültig erklären wird.

Wir kommen auf das Bruchstück des älteren Titurel zurück. Die Hauptsache ist, auszumachen, aus welcher Zeit und von welchem Dichter er sich herschreibt. Es laßen sich hiebei drei verschiedne Annahmen denken: entweder beide Bearbeitungen sind von Eschenbachs Hand; oder nur die jüngere und nicht die ältere; oder nur die ältere und nicht die jüngere. Eine vierte Annahme, die dem Eschenbach beide Bearbeitungen abspräche, ließe sich nur durch einen Skepticismus unterstützen, wodurch uns der so berühmte Sänger, den wir historisch festzuhalten glauben, fast zu einer fabelhaften Person werden würde. Docen schwankt zwischen den beiden ersten Voraussetzungen, entscheidet sich aber schließlich für die zweite. Wir wollen seine Gründe prüfen.

Wäre die Voraussetzung ausgemacht, Eschenbach sei nicht Urheber des Originals, sondern bloß der Umarbeitung, so wäre die Entdeckung in der That für seinen Ruhm sehr gefährlich. Wenn man die einander entsprechenden Strophen vergleicht, und eben dadurch das Urtheil schärft, so wird man fast durchgängig denen in der älteren Form den Vorzug geben müßen. Bald sind die hinzugefügten Reime mit sichtbarem Zwange herbeigeführt, bald schöne Züge weggelaßen, und dagegen müßige und nur nicht gar Flickwörter gesetzt. Ferner: die Weitschweifigkeit ist der Hauptfehler des neueren Titurel, und viele paraphrastische Erweiterungen, viele abschweifende Betrachtungen, worüber dem Leser der Faden der Er-

oben nach unten halb dürren halb grünenden Linde, so daß sein Körper in den abgestorbenen, sein Haupt in den lebendigen Theil des Baumes fällt; Sigune sitzt, wie die verwittwete Turteltaube, auf einem verdorrten Aste daneben: schöne Sinnbilder der Unsterblichkeit und der irdischen Trauer.

Der künftige Herausgeber des Titurel wird nun alle bis jetzt bekannten und noch zu entdeckenden Manuskripte entweder im Original oder in ganz genauen Abschriften vergleichen müßen. Er lege die älteste und ächteste zum Grunde, und nehme zu den übrigen nur im Falle der Noth, oder wo sie offenbar vorzüglicher sind, seine Zuflucht. Die Wahl der Lesearten wird nicht bloß eine kritische Arbeit sein, sondern dichterisches Gefühl erfordern, denn sie weichen oft so weit ab, daß man sie nicht für bloß zufällige Entstellungen halten kann. Man muß annehmen, daß die Abschreiber entweder selbst einige dichterische Fertigkeit besaßen, oder unter der Leitung eines Meistersängers schrieben, wo denn manches nach Willkür, mit oder ohne Einsicht, verändert ward. Der alte Druck ist auch als Handschrift zu Rathe zu ziehen: wir können ihn nicht ganz so tief herabsetzen, als Hr. D. thut. Herausgeber und Drukker sind zwar nach der Weise ihrer Zeit ohne Kritik verfahren, sie haben Vieles falsch gelesen, und vermuthlich nur eine einzige und eine ziemlich junge Handschrift befolgt: aber die, welche sie vor Augen hatten, war doch sehr vollständig, und dieß ist schon eine große Seltenheit. Die labyrinthische Anlage des Ganzen, die so wunderbar mit der des Parcival zusammengeflochten ist, daß beide Gedichte einander gegenseitig ergänzen, wird aus den französischen Quellen zu erläutern sein. Vor allen Dingen ist nachzuforschen, ob das Provenzalische oder Französische Original von Kyot (Guiot), worauf sich Eschenbach in beiden Gedichten so häufig beruft, noch in den parisischen Bibliotheken vorhanden ist, und wie es sich zu der deutschen Nachbildung verhält. Der gedruckte prosaische Roman nach Chretien de Troyes ist bekannt, und nicht zu übersehen; aber Eschenbach bezeugt am Schluße des Parcival (V. 24718...20.), dieser Meister habe der Märe Unrecht gethan, und dadurch wohl Kyots Zorn verdient.

Wäre nun auch ein Gelehrter schon mit allen diesen nicht geringen Erfordernissen zur Herausgabe des Titurel ausgerüstet, so

Freiheit der zweiten Hand. Auch das darf nicht befremden, daß der Dichter sich selbst paraphrasierte, die ersten Gedankenkeime ausführlicher, und manchmal allzu ausführlich entfaltete. Seltsamer ist es schon, daß er mehrmals die Strophen aus ihrer alten Ordnung geworfen hat, wo man keinen rechten Grund für dieß Verfahren einsieht. Ganz ausgemacht würde es aber sein, daß die beiden Bearbeitungen nicht einen und denselben Urheber gehabt, wenn sich beweisen ließe, der Verfaßer der Umarbeitung habe seinen Vorgänger hier und da mißverstanden, denn unmöglich konnte der Dichter den Sinn seiner eignen Worte vergeßen haben.

Wir glauben eine solche Spur nachweisen zu können. Sigune sagt (Str. 58.) zu ihrem Geliebten:

Minne ist daz eine ere? maht du minne mir tuten?
Ist daz ein site? chumet mir minne, wie sol ich minne getruten?

(Wo es auf Lesearten, oder zweifelhafte Auslegung ankommt, setzen wir die Stelle buchstäblich her.) Docen will statt 'ein ere' und 'ein site' lesen 'ein Er' und 'ein Sie', weil es in dem alten Drucke so steht; aber ohne Nothwendigkeit, denn der Text des Bruchstücks gewährt einen sehr guten Sinn. Die unschuldige Sigune hat so eben betheuert, sie habe noch gar keinen Begriff von der Minne. Nun fragt sie: Ist Minne eine Ehre? ist sie eine Sitte? d. h. gereicht sie zur Ehre? ist sie mit der Sitte verträglich? — Der Umarbeiter scheint falsch gelesen zu haben, welches leicht möglich war: denn wenn geschrieben stand 'ein er, ein sit' (wie so häufig), so beruhte der Unterschied des Sinnes auf einem einzigen Buchstaben, und vielleicht ergriff er diese Leseart um so lieber, weil sie ihm Gelegenheit gab, eine Reihe spitzfindiger Räthselfragen daran zu knüpfen, wovon sich in seinem Vorbilde keine Spur findet. Bei ihm lauten die Verse so:

Ist mynne ain sy oder ain er?
Magstu mir mynne bedeuten?
Sag mir, wes die mynne ger?
Ob sy mir kumpt, womit sol ich sy treuten?

Hierauf folgen sechs Strophen, voll von spielenden Gegensätzen über das Er und Sie der Minne, ihre weibliche oder männliche Personifikation: an sich nicht verwerfliche Tändeleien, aber hier fallen

zimiere; 'Ecke' Schärfe; 'entbronnen' entbrannt: oder sein Schwert hatte oft Funken aus den Helmen geschlagen; 'Selde' Heil, Seligkeit: ein unerreichbares Wort; 'begienge' ausübte; 'verwildet' entfremdet; 'Leib' für den ganzen lebendigen Menschen.)

Ausgabe von 1477. mit einigen berichtigten Lesearten:

Da Titurel der Starke
Sich mocht' hievor berühren,
Aus fürchterlicher Barke
Getorst' er wohl die Sein' in Sturme führen.
Seit sprach im Alter er zu ihn'n: Ich lerne
Daß ich den Schild muß laßen,
Des pflag ich etwann schöne unde gerne.

Wär noch mein Kraft gemehret,
Sprach aber der Genennde,
Deß müßt' der Luft sein geehret
Von Speeres Krache außer meiner Hände.
Die Spreißen Schatten gaben vor der Sonnen;
Viel Zimier auf den Helmen
Sind von der Schwertes Ecke mein entbronnen.

Ob ich von Minne-Grüße
Je werthen Trost empfienge,
Und ob der Minnen Süße
Mit Selden Kraft je Trost an mir begienge,
Ward mir je Gruß von minniglichem Weibe,
Das ist nun gar verwildet
Vor Leid meinem sehnenden klagenden Leibe.

Man sieht hier schon, wie der zweite Bearbeiter seinem Vorbilde Schritt vor Schritt folgt. In der ersten Hälfte der Strophe hat ihn die Hinzufügung eines neuen Reimes, die er sich auferlegte, oft zu beträchtlicheren Abweichungen genöthigt. Sonst aber hat er meistens die vorhandenen Reime beibehalten, ganze Zeilen sind unverändert stehen geblieben, oder unterscheiden sich höchstens durch die Wortstellung; ja die beiden Bearbeitungen sind einander oft so nahe, daß die falschen Lesearten des Drucks von 1477. und des docenschen Fragments nicht selten gegenseitig aus einander berichtigt werden können.

Ehe wir weiter gehen, sei es uns erlaubt, hier einige Bemerkungen über die beiden Silbenmaße einzuschalten, die in der Geschichte unsrer Verskunst ungemein merkwürdig sind. Wiewohl die siebenzeilige Strophe aus der vierzeiligen gebildet worden, machen

sie doch einen starken Gegensatz mit einander. In der ältu... durchgehends ein anapästischer oder daktylischer Gang vorwa... Hr. D. bemerkt mit Recht, daß sich darin einige vollständige ... meter finden, und daß überall ein dem herametrischen sich näh... Bau hindurchblickt. Auch wo wir nach einer genauen M... Trochäen finden würden, ist die Gewalt des Rhythmus so ... daß sie die Stimme und das Gehör über diese Hemmung hi... reißt, und was zwischen zwei stark accentuierten Längen steht, ... wie zwei Kürzen vernommen wird, wenn es gleich an Silb... oder Zahl darüber hinausgeht. Deswegen ist auch mit richt... Urtheil der kürzere Vers vorangesetzt: die Stimme nimmt ... gleichsam einen Anlauf zu dem steigenden Schwunge und der ... strömenden Fülle des zweiten.

Ein feines Gehör für den Rhythmus, welches späterhin w... verloren gieng, ist den Minnesängern aus der beßeren Zeit ... abzusprechen. Ihre Lieder sind oft entschieden jambisch oder ... chäisch, und wo diese Regel verletzt wird, möchten wir es eher ... Abschreibern als den Dichtern beimeßen. Weit seltner, aber n... ohne Beispiel, sind Lieder in einem anapästischen oder daktylisch... Rhythmus, der meistens in amphibrachische Wortfüße zerfällt. ... führen als Beweis das wunderschöne und bekannte Lied eines ... ältesten Minnesänger, Heinrichs von Veldeck, an:

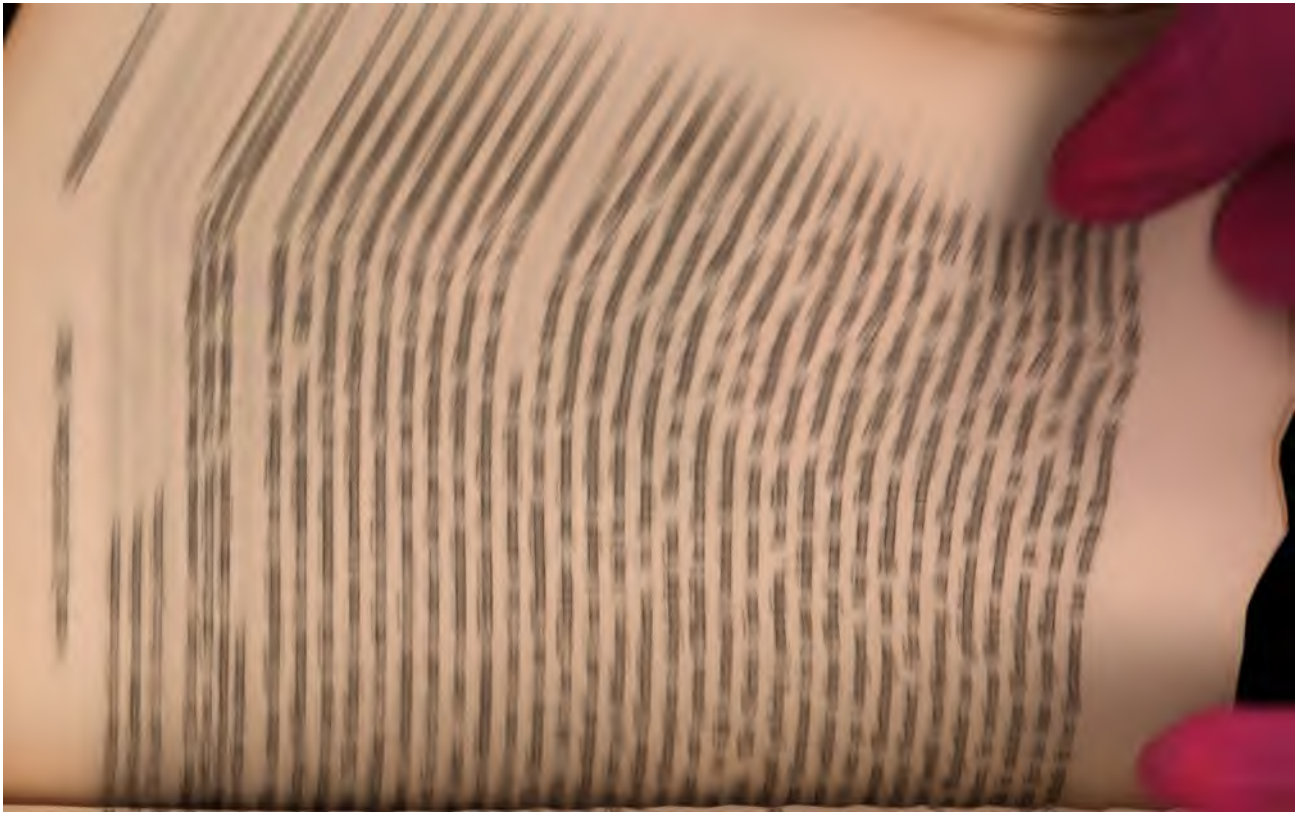
Mein sehnendes Denken,
Dabei meine Sinn' allgemeine, u. s. w.

(Bodmers Minnesinger I. S. 22.) Ein andres von Kristan von Hamle:

Mit fröhlichem Leibe,
Mit Armen umfangen,
Zu Herzen gedrucket, wie sanfte das thut! u. s. w.

(Ebend. S. 46.) und jenen stolzen Gesang Ulrichs von Lichtenstein (II. S. 29.), woraus wir folgende Strophe wählen:

Arg' und Unfuge und Unfuhre, die Wilde,
Geziemt nicht dem Helme, und taugt nicht dem Schilde.
Der Schild ist ein Dach, das nicht Schande kann decken:
Sein Blick lehret entblecken



[illegible] Auch das darf nicht befremden, daß [illegible] die ersten Gedankenkeime aus[illegible] ausführlich entfaltete. Seltsamer [illegible] die Strophen aus ihrer alten Ordnung [illegible] keinen rechten Grund für dieß [illegible] würde es aber sein, daß die beiden [illegible] einen und denselben Urheber gehabt, wenn [illegible] der Verfasser der Umarbeitung habe seinen Vorgänger [illegible] und da mißverstanden, denn unmöglich konnte der Dichter den Sinn seiner eignen Worte vergeßen haben.

[illegible] eine solche Spur nachweisen zu können. Sigune [illegible] zu ihrem Geliebten:

> Minne ist daz eine ere? maht du minne mir tuten?
> Ist daz ein sitte? chumet mir minne, wie sol ich minne getruten?

[illegible] oder zweifelhafte Auslegung ankommt, setzen [illegible] buchstäblich her.) Docen will statt 'ein ere' und [illegible] 'ein Er' und 'ein Sie', weil es in dem alten Drucke [illegible] aber ohne Nothwendigkeit, denn der Text des Bruchstückes [illegible] einen sehr guten Sinn. Die unschuldige Sigune hat [illegible] sie habe noch gar keinen Begriff von der Minne. [illegible] fragt sie: Ist Minne eine Ehre? ist sie eine Sitte? d. h. gereicht sie zur Ehre? ist sie mit der Sitte verträglich? — Der Umarbeiter scheint falsch gelesen zu haben, welches leicht möglich war: denn wenn geschrieben stand 'ein er, ein sit' (wie so häufig), so beruhte der Unterschied des Sinnes auf einem einzigen Buchstaben und vielleicht ergriff er diese Leseart um so lieber, weil sie ihm Gelegenheit gab, eine Reihe spitzfindiger Räthselfragen daran zu knüpfen, wovon sich in seinem Vorbilde keine Spur findet. Bei ihm lauten die Verse so:

> Ist mynne ain sy oder ain er?
> Magstu mir mynne bedeuten?
> Sag mir, wes die mynne ger?
> Ob sy mir kumpt, womit sol ich sy treuten?

Hierauf folgen sechs Strophen, voll von spielenden Gegensätzen über das Er und Sie der Minne, ihre weibliche oder männliche Personifikation: [illegible] verwerfliche Tändeleien, aber hier fallen

hätte, wenn nur ein kurzes Bruchstück davon, und nicht das Ganze vorhanden gewesen wäre. Ferner: wenn hier nach wenigen Strophen das Original ausgieng, und dann die unabhängige Arbeit des Dichters anhub, wobei er keine Vergleichung mit einer fremden zu fürchten hatte, so erscheint diese ganze Vorrede als zwecklos, oder wenigstens an der unrechten Stelle angebracht. Endlich erhellet, daß deren Verfaßer nicht zugleich Urheber der älteren Form war: würde er sein eigenes Werk so tief herabgesetzt haben?

Wir müßen hier mit der Vermuthung hervortreten, die vielleicht Manchem gewagt erscheinen wird, der ältere Titurel sei unmittelbar von Eschenbachs Hand, und der zweite, der bisher allgemein für den seinigen gegolten, sei nur eine Umarbeitung von zwei späteren Meistern. Wir glauben in dem Bruchstücke die ganze Eigenthümlichkeit des Dichters, ja sogar seine Seltsamkeit zu erkennen, allein wir wollen uns auf greifbarere historische Gründe stützen.

Man verwickelt sich in unentwirrbare Schwierigkeiten der Zeitrechnung, wenn man annimmt, Eschenbach sei Verf. der obigen Vorrede und somit des ganzen übrigen Titurel in siebenzeiligen Strophen gewesen. Den Titurel schrieb er freilich später als den Parcival; Kap. I. Str. 1.:

Was Parcival da birget,
Das wird ans Licht bracht ohne Fackel-zünden.

Nach einer andern Stelle (Kap. XL.) auch später als Wilhelm von Oranse. Von Hermann von Thüringen wird verschiedentlich als einem schon Verstorbenen gesprochen. Hier hat sich bei Docen ein chronologischer Irrthum eingeschlichen: er setzt den Tod des Landgrafen Hermann in das Jahr 1228., da er doch schon im J. 1215. starb (S. Histor. de Landgr. Thuring. in Struv. Rer. Germ. Scr. T. I.). Diesem aus dem Texte des Gedichtes hergenommenen Zeugniß, daß es erst nach 1215. angefangen, oder wenigstens vollendet worden, wüßten wir für jetzt nichts anders entgegenzustellen, als eine Strophe zu Ehren des Titurel (Str. 86. Bodmers Minnef II. S. 15.) in dem Kriege zu Wartburg, der doch nach der Angabe der Chroniken im J. 1207. vorgefallen sein soll. Der Grund wäre entscheidend, wenn wir dieses Gedicht für Eschenbachs Werk halten müßten: eine Ansicht, auf die wir keineswegs eingehen können. Wir wißen nicht, woher es Johann von Müller entnommen, man

[illegible] Strophenmaß weg genommen waren, versteht der Dichter, daß [illegible] des ganzen Werkes vor längerer Zeit, schon beinahe vor hundert Jahren [illegible] bearbeitet, und ohne Fortsetzung [illegible] selbst nur, da der frühere Autor diesen Anfang nur unter [illegible] habe, und darüber verstorben sei, wolle diese Kunst, die [illegible] gründet d. i. in einer Strophe geschrieben war, [illegible] mit einer Strophiletern beweist, annehmen, sie weiter fortsetzen, und [illegible] eine neue Darstellung verweben.'

Bemerkenswerth scheinen uns, daß das Wort 'Reim' im nomin. [illegible] in der Endung 'in' vorkommt; ferner lesen wir in dem alten Text Riemen und nicht 'Reimen', wie Docen schreibt. Es sind [illegible] unter Zwölfe Riemen und nicht Reime zu verstehen, die ohnehin [illegible] Text verkürzen würden. Wir übersetzen so: 'Die zwiefachen Riemen des Strafgerichts waren hier sehr weit auseinander gerißen. [illegible] bedurfte eines Zeitraumes von fünfzig Jahren war es vergangen [illegible] Dichtung mit zwiefacher Rede auszustatten. Nun [illegible] an andere Meister die Arbeit fort, weil der erste die [illegible] einen Saß gesäumt hat.' Wie man noch jetzt zu sagen [illegible] der Faden einer Erzählung sei irgendwo abgerißen, so spielt [illegible] Dichter mit einer etwas gekünstelten Wendung zugleich auf den [illegible] des folgenden Gesanges und auf die zufällige Unterbrechung [illegible] Textes an. Mit einem ähnlichen Bilde heißt es ein andermal:

Diese were geflochten
Sezzt von maniger Strenge,

[illegible] der Dichter hiemit sagt, er bilde sein Gewebe aus mannichfachen Fäden. Die zwiefachen Riemen bedeuten unsers Bedünkens die ältere Bearbeitung und die Umarbeitung. 'Gesümmet' oder [illegible] 'gesümet', scheint Docen von 'Saum' herzuleiten [illegible] das als Deche 'gesäumt', umbordet. Uns dünkt der Sinn [illegible] Säumens der Verzögerung, was ja 'säumen' immer noch bedeutet, unverfänglicher, besonders, wenn man V. 4. durch die Interpunction mit V. 5. verbindet. Alsdann wird 'zwiefalte Rede' dasselbe bedeuten, wie die zwiefachen Riemen: eine doppelte Bearbeitung des Gedichts.

[illegible] man aus [illegible] dabei, so geht nun ein ganz anderer [illegible] Sinn hervor. D[illegible] die ältere Bearbeitung habe mit

der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts noch war, oder wiederum geworden war, sehen wir an zwei Gedichten dieses Zeitraums, die uns in vermuthlich gleichzeitigen, wenigstens sehr echten Handschriften aufbewahrt sind: dem Lobgesang auf den heil. Anno, und dem älteren Fragment von Karl dem Großen bei Schilter. Die Verse sind ohne bestimmten Rhythmus und dabei von äußerst ungleicher Länge, ein ungefährer Gleichlaut muß statt des Reimes dienen, u. s. w. Dieselben Unvollkommenheiten wiederholten sich noch in Bruder Werners Lobgedicht auf die heil. Jungfrau, dessen Jahreszahl wir genau wißen: es wurde im dreizehnten Jahre des Schisma, folglich 1172. beendigt. Alles dieß berechtigt zu dem Schluße, ein solches Silbenmaß, wie das des Bruchstückes, worin der weibliche Reim durchgängig beobachtet wird, worin sich ein reges Gefühl für den Rhythmus kund giebt, habe erst damals erfunden und in einem langen Gedichte meisterlich durchgeführt werden können, als der Versbau durch die mannichfaltigen Weisen des Minnegesangs schon sehr kunstreich ausgebildet war, also zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts.

An den oben vermutheten Wetteifer mit der Strophe des Liedes der Nibelungen erinnern wir nur im Vorbeigehn. Zwar glauben wir mit ziemlicher Sicherheit zu errathen, wer der Verfaßer des letzten gewesen, und beweisen zu können, daß er mit Wolfram im Verhältnisse der Nebenbuhlerschaft gestanden; doch wollen wir hier einer besondern historischen Untersuchung über die Nibelungen nicht vorgreifen, die nächstens erscheinen soll.

Wenn man annimmt, die angeführte Stelle des neueren Titurel sei von Wolframs Hand, so verwickelt die Erwähnung des Herrn Neithart in neue chronologische Schwierigkeiten. Hr. von der Hagen meint in seinem Narrenbuch, der Minnesänger dieses Namens sei mit einem Neithart, der, nebst dem Pfaffen von Kalenberg, Lustigmacher Ottos des Fröhlichen, Herzogs von Kärnthen, war, und den Zunamen des Bauernfeindes führte, einerlei Person gewesen. Dann hätte ihn freilich Eschenbach auf keine Weise erwähnen können, denn Herzog Otto starb erst im J. 1339. Aber die Zeitangaben, die man in den Gedichten des Minnesingers findet, fügen sich schwerlich dieser Annahme. Er erwähnt mehrmals den Fürsten Friedrich aus Österland als seinen Gönner: ist hiemit vielleicht der

letzte Babenberger gemeint? Ferner spricht er von einem Bischof Eberhard, von einem Feldzuge gegen Baiern, dem er beiwohnte, u. s. w. Wir haben jetzt nicht die Hülfsmittel zur Hand, um diesen Spuren nachzugehn. Allein der Marner spricht vom Nidhart als schon verstorben (S. 173), und der Marner blühte kurz nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, wie ein Gedicht von ihm (S. 174.) an den jungen Konradin ausweist.

Nach unserer Hypothese wird die Erwähnung Nidharts ganz begreiflich. Eschenbach hatte den Titurel in der älteren Form kurz nach dem Parcival und Wilhelm von Oranse, also etwa zwischen 1210...1220. spätestens gedichtet. Schwerlich wurde vor seinem Tode an eine Umarbeitung gedacht, die nach den ersten neun Gesängen wieder fünfzig Jahre lang liegen blieb. Dieß würde also die Vollendung unseres Titurel ganz nahe gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts hinrücken, und bloß nach innern Gründen zu urtheilen, scheint uns dessen Text nicht älter zu sein. Wir würden sagen, viel jünger, wenn man sich auf den alten Druck als ächt verlaßen könnte. Die unangenehme Vernachläßigung des Rhythmus, das häufige Ueberschreiten des Sinns aus einem Vers in den andern, oft mit einer einzigen Silbe, die verwirrten Wortfügungen, und manche andre Gebrechen der Sprache und des Versbaues tragen das Gepräge der späteren Meistersängerei an sich: aber sie sind das Werk verfälschender Abschreiber.

Der Fortsetzer und Vollender der Umarbeitung hat sich am Schluße selbst genannt:

Kyote flegetanise
Der was her wolfram gebende
Die aventeur zu prise
Die bin ich albrecht hie nach ihm aufhebende.

Der ganze Abschnitt von dreizehn Strophen, wovon diese die drittletzte ist, nach dem 'Amen', welches schon den völligen Schluß ankündigt, fehlt in der fürstlich-dietrichsteinischen Handschrift; es ist nachzusehen, ob dieß nicht etwa auch in den übrigen ächteren der Fall ist. Bodmer (Zugabe von Briefen S. 154.) macht unstreitig einen übereilten Schluß, da er hieraus folgert, Albrecht von Halberstadt habe nach Eschenbachs Tode den Titurel vom zehnten Gesange an zu Ende geführt. Es ist hier bloß von einem Albrecht, unbestimmt

welchem, die Rede. Albrecht von Halberstadt war bekanntlich einer der ältesten Minnesinger; im Druck ist, so viel wir wissen, noch nichts von ihm erschienen, außer einer kleinen Probe seiner übersetzten Metamorphosen, vor deren Umarbeitung durch Jerg Wickram von Colmar (Wunderbarliche und seltzame Beschreibung u. s. w. Frankf. 1609. 4.). Die 50 Jahre der Unterbrechung nach dem Tode des ersten Meisters laßen sich durchaus nicht mit dem Zeitalter Albrechts von Halberstadt vereinbaren, denn in eben dieser Probe giebt er sich als Zeitgenoßen des Landgrafen Herrnann von Thüringen an.

Man wird einwenden, an sehr vielen Stellen des Titurel, sowohl vor als nach dem zehnten Gesange, rede ja Wolfram von Eschenbach von sich als dem Verfaßer in der ersten Person. Es ist ganz begreiflich, daß der Umarbeiter, aus Ehrerbietung vor seinem großen Vorgänger, diese Anspielungen auf ihn selbst und seine Zeitgenoßen stehen ließ; ja es würde uns nicht wundern, wenn er sie noch vermehrt hätte, und wenn unter andern die häufigen und allzulangen Gespräche zwischen Hrn. Wolfram und der Frau Aventüre zum Theil von ihm herrührten. Die Namen der alten berühmten Meister wurden in der Folge beinahe sprüchwörtlich und mythologisch. Wenn nun der Umarbeiter, oder vielmehr die beiden Umarbeiter daneben Anspielungen auf ihre eigne Person einmischten, so mußte hieraus eine schwer zu lösende Verwirrung entstehn. So nennt sich denn in demselben Absatze, wo Albrecht zu reden scheint, am Schluße wiederum Wolfram:

Mit einem schlecht drei genge
Seind dise lider worden
Gemeßen in rechter lenge
Weise und wort nach meisterlichem orden
Zu kurtz zu lang ein liet vil wol schmachet
Ich wolfram bin unschuldig
Ob schreiber recht unrichtig machet.

Eben diese Strophe, die mit nichts zusammenhängt, die hier in dem dietrichsteinischen, und nach Grimm auch in dem hannöverischen Manuscripte fehlt, steht schon, ganz ohne Veranlaßung, und mit stark abweichenden Lesearten, am Schluße des vierten. Püterich giebt sie noch weit mehr entstellt. Es ist lustig genug, daß die Abschreiber gerade an dieser Strophe, die eine Protestation gegen ihre Fahrläßigkeit enthält, so viel Unfug verübt haben. Statt

'drei genge' steht das erstemal 'zwigenge'. Man mag dieß nun für ein Beiwort nehmen, zweigängige, dreigängige Reime, oder es in zwei Worte zerlegen, zwei Gänge, drei Gänge von regelmäßigen Reimen, so laßen sich beide Lesearten bequem deuten. Die erste würde auf die beiden Absätze dir Strophe, die andre auf die drei Reimpaare gehen, die sie enthält.

Das Zeugniß wäre entscheidend gegen unsre Hypothese, wenn die Strophe wirklich von Eschenbach herrührte. Wir halten sie aber für ein Einschiebsel eines der späteren Meistersänger, die bei der Vervielfältigung der Abschriften mit Hand anlegten; er wollte Eschenbachen dadurch zu einem Mitgliede seiner Zunft machen. Die Umbildung und genaue Meßung der Strophe wird hier ausdrücklich für ein meistersängerisches Unternehmen erklärt. Sie war zum Gesange bestimmt, denn einmal heißt es:

'Weise' und wort nach meisterlichem orden,

das andremal:

Gar in ir 'don' nach meisterlanges orden.

Die Frage über den eigentlichen Begriff des Meistergesangs, über die Epoche seiner Entstehung u. s. w., die einen lebhaften gelehrten Streit zwischen den Herren Docen und Jac. Grimm veranlaßt hat, bekommt hiedurch einen Berührungspunkt mit der vorliegenden Untersuchung. Aber

— non nostrum est tantas componere lites.

Es bleibt noch übrig, den Zweifel zu lösen, wie das alte Original von der Nachbildung so gänzlich verdrängt werden kann, daß diese allein gelesen ward, daß von jener, so viel man weiß, sich keine einzige Handschrift erhalten hat, ja daß bis jetzt nicht einmal die geringste Nachricht auf uns gekommen war. Dieß läßt sich wohl aus dem veränderten Geschmack, besonders aus der Vorliebe für kürzere Zeilen und häufigere Reime erklären, in einer Zeit, wo die Bücher noch nicht durch die Verbreitung im Druck solchen zufälligen Verdunkelungen widerstanden. Auch mochte die gemeßene Versart für den Gesang bequemer sein; es erforderte wahrscheinlich eine größere Gewandtheit des Sängers, die unbestimmte Silbenzahl der älteren einer gegebenen Weise anzupassen.

Die siebenzeilige Strophe des Titurel scheint allerdings viel Gunst und Nachfolge gefunden zu haben. Zu dem nicht unbeträchtlichen Verzeichnisse von Dichtern, die sich dessen bedient, bei Grimm (Altd. M. G. S. 62.), muß man den erneuerten Iwain eines gewissen Ulrichs aus dem 14ten oder 15ten Jahrhundert hinzufügen, wovon Michaeler in seiner Ausgabe des älteren Proben giebt; und vermuthlich werden sich noch mehrere Gedichte in diesem Silbenmaße auffinden laßen. Da dessen Entstehung aus der vierzeiligen Strophe von selbst einleuchtet, so dürfen wir wohl mit Sicherheit annehmen, es sei bei der Umarbeitung des Titurel zuerst gebraucht worden, und überall, wo es sonst vorkommt, dieß als Nachahmung ansehen. Unstreitig ist das oben erwähnte herrliche Lied des Otto vom Turne eine der ältesten, und wüßten wir sein Zeitalter, so ließe sich auch bestimmen, unter welchen Zeitpunkt wir die Umarbeitung nicht herabrücken dürfen. Unglücklicher Weise findet sich aber in den bis jetzt bekannten Liedern dieses Dichters durchaus keine Zeitbestimmung.

Für die Auslegung und Berichtigung des alten Bruchstücks hat Docen schon viel geleistet; manche Stellen sind dunkel geblieben, und müßen es wohl bleiben, wenn nicht andre Handschriften zu Hülfe kommen. Hier nur einige Bemerkungen über das Einzelne, aus vielen, wozu uns sein Kommentar veranlaßt hat. Str. 6.: 'Die mir der Engel here entbot'; here' ist schwerlich das Adverb. 'her', sondern 'der hehre Engel'. — Str. 8.: 'din rat was alda verchlamet', erklärt Docen 'dein Rad war hier fest geklemmt'. Dieß ist gezwungen; wir nehmen 'rat' für unser 'Rath', so heißt es 'du wußtest dir nicht zu rathen noch zu helfen'; oder auch, wie es so oft vorkommt, für 'Vorrath'; 'deine Vertheidigungsmittel waren in die Enge gebracht'. — Str. 19.: 'An der wart al wipliche ere enstanden'; die passive Form scheint nicht zu 'enstanden' zu passen, vielleicht muß man statt 'wart' lesen 'war'. Wir würden vorschlagen 'enblanden', wenn man über dieß Wort im Klaren wäre, das Scherz und Oberlin irrig deuten. Unseres Erachtens ist es 'entblenden', enthüllen, in vollem Lichte zeigen, im Gegensatz mit 'blenden', verdunkeln. — Str. 51.: 'der süzze Schoynatulander genande', das letzte Wort steht hier wohl schwerlich für 'genende', der kühne, sonst könnte es den Artikel nicht entbehren, sondern für

'genannte': der süße Knabe, den man Schoynatulander nannte. — Str. 64.: 'Ja ist si gewaltch der tumben unde der grisen'. Man hat nicht nöthig, mit D. 'der wisen' zu lesen. 'Die Tummen' bedeuten häufig die jungen Leute, der Gegensatz ist also vollkommen. — Str. 72. Diese Strophe hat D. gegen die Handschrift aus ihrer Stelle gerückt, und drei andern Strophen vorgesetzt, weil es sich in dem alten Druck so findet. Uns dünkt, ohne Grund.

Viel liep beleip al da, lieb schiet von dannen;
Ihr gehortet nie gesprechen von mageden, von wiben, von manlichen mannen,
Die sich herzenlicher chunden minnen;
Des wart sit Parzifal an Sigunen zur linden wol innen.

Wiewohl am Schluße nur Sigunens Trauer erwähnt wird, umfaßen die vorhergehenden Zeilen offenbar sowohl den Abschied Gamurets von Herzelauden, als Schoynatulanders von Sigunen: 'an Mägden', das geht auf diese; 'an Weiben', auf jene, die schon vermählt war. — Str. 74.:

Funf schoniu ors unde goldes vil, von Azachouch gesteine
Im volget uf die vart, sin schilt andere schilt gar eine;
Durch das solte ein schilt gesellen chiesen,
Daz im ein ander schilt heiles wunschte, ob dirre schilt chunde niesen.

D. will in der dritten Zeile lesen 'einer schiltgesellen'. Ohne Noth: ein Schilt heißt, personificiert, ein Ritter in vollständiger Rüstung. Die Knappen trugen bloß Harnische ohne Schilde. 'Niesen' erklärt D. für das (bis jetzt noch nie vorgekommene) Intransitiv von dem objektiven Verbum 'neisen, neizzen', also verderben, zu Grunde gehen. Unsers Bedünkens ganz irrig. Das Wort ist das noch übliche 'niesen', sternutare. Freilich ist das Bild seltsam genug, aber das darf uns von Eschenbach nicht befremden. Ein Schild, in obigem Sinne, sollte sich deswegen gleich gewaffnete Gefährten wählen, damit sie ihm im Falle der Noth so schnell zu Hülfe kämen, wie man Gott helf! sagt, wenn jemand niest. — Str. 75.

Sin herzenliche liebe unde ir minne icht fremde
Was noch worden nie durch gewonheit: im gap dar biu chunigin ir hemde
Blanch sidin, als es ir blenche ruorte
Es ruorte etwaz brunes an ir huf; den ponelz vor Baldach erz fuorte.

D. will statt 'den poneiz' lesen 'uf den pun'. Warum? 'Puneis' für Kampf ist bekannt, und die weggelaßene Präpoſition erklärt ſich leicht. — Gamurets und Herzelaudens Liebe war durch den ehelichen Beſitz noch nicht erkaltet: ſie gab ihm ein Zeichen ihrer Zärtlichkeit mit, das ihm ein Talisman gegen alle Gefahren dünkte: ein ſeltſam gewähltes Zeichen! Die Stelle iſt äußerſt merkwürdig wegen des wunderbaren Gemiſches von lüſterner Sinnlichkeit, und heldenmüthig begeiſterter Liebe. — 'Huf' erklärt D. 'Hüfte'. Sonſt ganz richtig, aber an dieſer Stelle zweifeln wir. Dee Bedeutung dieſes Wortes und ſeines Diminutivs ſcheint ziemlich unbeſtimmt geweſen zu ſein: 'Hüffelin' kommt vor für die Wangen; man gebrauchte es wohl für jede rundliche Erhöhung am Körper. Die andre Erwähnung erinnert an ein Lied des Tannhäuſers (Bodm. Minneſ. II. S. 67.), worin er die geheimſten Reize ſeiner Geliebten verwegen beſingt. Da heißt es 'reit brun iſt ir meinel', nebſt andern Ausdrücken, die Oberlin ehrbar oder achtlos unerklärt läßt. Wir verweilen nicht bei dieſen Erörterungen, eben weil wir die Dichter nur allzugut verſtehen. — Bei Str. 86. theilt D. eine celtiſche Ableitung des Titels Dauphin (bei Eſchenbach 'Talfin') von Bullet mit: 'dalh', district, 'pen' ou 'pin' ſignifie chef, souverain, 'Dalphin', le souverain de la contrée. Nur um des Himmels willen keine celtiſchen Etymologien zur Erläuterung altdeutſcher Gedichte! Ueberlaßen wir dieſe abgeſchmackten Einbildungen der celtiſchen Akademie in Frankreich. Dauphin war allem Anſehen nach ein heraldiſcher Name. Obige Ableitung iſt ungefähr wie die, welche Ebel in ſeiner Anleitung, die Schweiz zu bereiſen von dem berühmten Alpengipfel, der Jungfrau, aus dem Celtiſchen giebt: Jun, ein Ort, Frau, wovon Waßer herabfließt. Woher wißen dieß die Herren? Der Name Jungfrau iſt ein gutgemeinter Scherz, weil der Berg nie erſtiegen worden. Hier aber ließe ſich die celtiſche Erklärung Ebels allenfalls mit der germaniſchen vereinbaren.

Strophe 89.:

Ich ſpur an dir die minne, al ze groß iſt ir ſlage.

D. erklärt 'ir ſlage', Verheerung, Unglück, die Wirkung ihrer Gewalt. 'Slage' ſcheint hier vielmehr einerlei Wort mit 'Sla' zu ſein, welches Spur heißt; die beiden Formen konnten von 'ſlagen'

und 'slahen' abgeleitet werden. Dann wäre es zu übersetzen 'allzu stark sind ihre Spuren'. — Str. 96.: 'erworbene' sollte getrennt stehen, 'erworben e', eher erworben. — Str. 102.:

Die Kiotes chint truoch und Schoyfianen (samen).

Das letzte Wort hat D. mit Recht in Klammern gesetzt. Es ist ein Zusatz des Abschreibers, der nicht begriff, 'Schoyfianen' sei der Genitiv und beziehe sich ebenfalls auf 'chint', und nun den Sinn und einigermaßen den Reim zu befriedigen suchte. — Str. 152.:

Der brach halt uz der winden ein teil der phäle.

Docen: 'halt; so früh hätte ich dieses oberdeutsche halt, halter, nicht zu finden vermuthet'. Diese noch jetzt volksmäßig übliche Partikel kommt mehrmals im Parcival und sonst vor, konnte also an sich nicht befremden; aber hier gehört sie gar nicht her, denn die Wortfügung fordert offenbar ein Zeitwort. D. hat den ganzen Vers mißverstanden, indem er zugleich 'Winden' für Fenster nimmt. Wie kann bei einem Zelte von Fenstrrn die Rede sein? Oberlin hat ihn hier irre geleitet, aber die Stelle, welche dieser anführt (Wilh. von Oranse 1. S. 129.), widerlegt seine Angabe. Es wird auch ein Zelt beschrieben:

Daz gezelt von Avinu
Mit flize ufgeschlagen wart;
— — — — — —
Vil richer leſt ciret die Winden,
Daran so mochte man vinden
Vil tier an den samit geweben
Von golde, als iz solde leben;
Der ougen waren perlen wiz.
An den wintselen lag ouch fliz:
Die waren von bortsiden.

Fur 'Leſt' sollte vermuthlich 'Laſt' geschrieben sein. Reiche Laſt, schwere Stickerei zierte 'die Winden', die Wände des Zeltes; diese Bedeutung giebt der Zusammenhang unwidersprechlich. Das Wort 'wintsele', Windseile, die Stricke, womit das Zelt festgespannt war, bestätigt dasselbe. So steht auch in der vorhergehenden Zeile des Bruchstücks: 'Nu waz er uz geslofen durch die winden', der Hund war unter den Zeltwänden hinausgeschlüpft. Wir würden also in

Die siebenzeilige Strophe des Titurel scheint allerdings viel Gunst und Nachfolge gefunden zu haben. Zu dem nicht unbeträchtlichen Verzeichnisse von Dichtern, die sich dessen bedient, bei Grimm (Altd. M. G. S. 62.), muß man den erneuerten Iwain eines gewissen Ulrichs aus dem 14ten oder 15ten Jahrhundert hinzufügen, wovon Michaeler in seiner Ausgabe des älteren Proben giebt; und vermuthlich werden sich noch mehrere Gedichte in diesem Silbenmaße auffinden laßen. Da dessen Entstehung aus der vierzeiligen Strophe von selbst einleuchtet, so dürfen wir wohl mit Sicherheit annehmen, es sei bei der Umarbeitung des Titurel zuerst gebraucht worden, und überall, wo es sonst vorkommt, dieß als Nachahmung ansehen. Unstreitig ist das oben erwähnte herrliche Lied des Otto vom Turne eine der ältesten, und wüßten wir sein Zeitalter, so ließe sich auch bestimmen, unter welchen Zeitpunkt wir die Umarbeitung nicht herabrücken dürfen. Unglücklicher Weise findet sich aber in den bis jetzt bekannten Liedern dieses Dichters durchaus keine Zeitbestimmung.

Für die Auslegung und Berichtigung des alten Bruchstücks hat Docen schon viel geleistet; manche Stellen sind dunkel geblieben, und müßen es wohl bleiben, wenn nicht andre Handschriften zu Hülfe kommen. Hier nur einige Bemerkungen über das Einzelne, aus vielen, wozu uns sein Kommentar veranlaßt hat. Str. 6.: 'Die mir der Engel here entbot'; here' ist schwerlich das Adverb. 'her', sondern 'der hehre Engel'. — Str. 8.: 'din rat was alda verchlamet', erklärt Docen 'dein Rad war hier fest geklemmt'. Dieß ist gezwungen; wir nehmen 'rat' für unser 'Rath', so heißt es 'du wußtest dir nicht zu rathen noch zu helfen'; oder auch, wie es so oft vorkommt, für 'Vorrath'; 'deine Vertheidigungsmittel waren in die Enge gebracht'. — Str. 19.: 'An der wart al wipliche ere enstanden'; die passive Form scheint nicht zu 'enstanden' zu passen, vielleicht muß man statt 'wart' lesen 'war'. Wir würden vorschlagen 'enblanden', wenn man über dieß Wort im Klaren wäre, das Scherz und Oberlin irrig deuten. Unseres Erachtens ist es 'entblenden', enthüllen, in vollem Lichte zeigen, im Gegensatz mit 'blenden', verdunkeln. — Str. 51.: 'der süzze Schoynatulander genande', das letzte Wort steht hier wohl schwerlich für 'genende', der kühne, sonst könnte es den Artikel nicht entbehren, sondern für

nen anvertraut hat, er müße sie erst durch ritterliche Thaten verdienen; doch wünscht er ihm Glück zu seiner Wahl. Str. 97.:

Doch freu ich mich der Märe, daß dein Herz so steiget.
Wo ward je Baumes Stamm an den Aesten so löblich erzweiget?
So leuchtige Blume auf Heide, in Walde, auf Felde?
Hat dich mein Mühmel bezwungen, o wohl dich der lieblichen Melde!

(Gloſſen: V. 3. lesen wir mit der Regensb. Hdschr. 'So' statt Sie. Der 2te V. bezieht sich auf die glorreiche Abstammung Sigunens von den Pflegern des Grals, der 3te auf ihre eigne Schönheit; 'leuchtige', leuchtende; 'mein Mühmel', meine kleine Nichte; 'wohl dich', wohl dir; 'Melde', Meldung, Nachricht.)

Sigune, das holde Kind, —

Er los sie vor des Maien Blick, wer sie sah, bei den Thau-naßen Blumen, —

klagt Herzelauden ihre Sehnsucht nach dem abwesenden Geliebten. Str. 111...114.:

Ich hab viel Abende all mein Schauen
Aus Fenstern über Heide, auf Straße, und gen den lichten Auen
Gar verloren; er kommt mir zu selten:
Des müßen meine Augen Freundes Minne mit Weinen theuer gelten.

So geh ich von dem Fenster an die Zinnen,
Da warte ich Osten und Westen, ob ich des möchte werden innen,
Der mein Herze lange hat bezwungen.
Man mag mich für die alten Sehnenden wohl zählen, nicht für die jungen.

Ich fahr' auf einem Wage eine Weile,
Da warte ich ferne, mehr dann dreißig Meile;
Durch daß ich hörte solche Märe,
Daß ich nach meinem jungen klaren-Freunde Kummers entbehre.

Wo kam meine spielende Freude? oder wie ist so geschieden
Aus meinem Herzen Hochgemüthe? Ein Oweh muß nun folgen uns beiden,
Daß ich eine für ihn wollte leiden;
Ich weiß wohl, daß ihn wieder gen mir jaget sehnende Sorge, der mich doch kann meiden.

(Gloſſen: 'des', deswegen; 'gelten', vergelten; 'da warte ich', beobachte ich wie auf einer Warte; 'auf einem Wage', Gewäßer; 'der Wag', Woge, vague; 'durch daß ich hörte', um zu hören; 'wo kam', wohin kam; 'Hochgemüthe' hoher Muth; 'ich eine', ich allein.)

So hohe und zarte Schönheiten bedürfen keiner weitläuftigen Zergliederung und ertragen sie nicht. In jedem Laute athmet stolze Kraft und innige Lebensfülle, und die begleitenden Rhythmen sind wie jauchzende Pulse, die das frische Heldenblut durch jede Ader des Gesanges hinströmen.

Aus allem Obigen erhellet, daß Docen den wärmsten Dank aller Freunde der altdeutschen Dichtkunst verdient. Das Wünschenswertheste wäre freilich, wenn der alte Titurel noch ganz wieder aufgefunden werden könnte. Muß man aber diese Hoffnung aufgeben, so wende sich dann der Fleiß der Gelehrten in diesem Fache zur Herausgabe der Umarbeitung, die bei allen Mängeln immer ein unvergleichliches Werk bleibt. Wie erhaben ist gleich der mystische Eingang! An die Erwähnung der Taufe schließt sich ein Hymnus auf das Waßer (ἄριστον μὲν ὕδωρ), worin denkende Physiker die tiefsten Naturansichten finden werden. Ueberhaupt ist das Werk ein Inbegriff aller Wißenschaft und Kunst des Mittelalters, gerade wie die göttliche Komödie. Wir kennen nicht leicht in irgend einer Sprache etwas Prachtvolleres, als die Beschreibung des dem Gral zu Ehren erbauten Tempels im dritten Gesange. Docen sagt halb scherzhaft, er erwarte darüber das Urtheil eines geschickten Architekten. Wir wünschten aber in der That, ein Kenner der Baukunst möchte sich damit beschäftigen: der Grund- und Aufriß wird sich ganz genau geben laßen. Es ist ein gothischer Dom im vollendetsten Stile, nur mit überirdischer Pracht ausgestattet, z. B. statt der gefärbten Glasscheiben sind Edelgesteine zusammengefügt, die Orgeln geben ihre Töne durch belebt scheinende Gestalten, u. s. w. Manche neuere Ansichten der gothischen Baukunst, von denen wohl noch bezweifelt wird, ob solche Gedanken jenem Zeitalter zuzuschreiben seien, werden hier vollkommen bestätigt: die allegorische Bedeutung, die Abspiegelung des Ganzen in den kleineren Theilen, u. dgl. mehr.

Die Geographie des Gedichtes, sowohl die historische als phantastische, wird viel Schwierigkeiten darbieten: die Namen sind oft geflißentlich verdeutscht, oft durch die Abschreiber entstellt, welche der fremden Laute nicht Herr werden konnten. Besondre Aufmerksamkeit verdienen die Vorstellungen vom Orient, von Indien, wo der Priester Johann thront, der zuletzt mit dem Pfleger des Grals in Eine

Person zusammenfließt. Der Glaube an das Dasein dieses heiligen christlichen Königs im fernen Heidenthum war im Mittelalter so allgemein verbreitet, daß noch Vasco de Gama, wie man weiß, Aufträge vom Könige Emanuel hatte, ihn überall aufzusuchen, und wo möglich ein Bündniß mit ihm zu schließen.

Die Ausbeute für die Sprachkunde würde unermeßlich reich, und selbst an noch brauchbaren dichterischen Ausdrücken sehr beträchtlich sein. Einem Uebersetzer des Dante wäre dieses Studium besonders zu empfehlen: es finden sich im Titurel gerade wie in der göttlichen Komödie viele aus dem Lateinischen zu einem geheimnißvollen Gebrauch in einheimische Formen übertragene Wörter: z. B. 'tempern, Temperung, firmen, sich lucernen, sich crystallen, verklarifunkelt', ein stralendes Wort, 'geparadeiset', wie beim Dante imparadisa, u. s. w. Die widerwärtige Sprachmengerei aus dem Französischen hat sich zwar daneben eingeschlichen: 'parrieren, conduwieren, movieren', und unzählige andre Wörter von diesem Schlage. An seltnen Reimen findet sich ein Ueberfluß; zum Theil sind sie durch jene glückliche Biegsamkeit der Sprache herbeigeführt, welche des Reimes wegen die Laute zu verändern erlaubt, und die wir am Italiänischen bewundern, im Deutschen aber nicht gelten laßen wollen.

Noch eine allgemeine Bemerkung zum Schluß. Bei den starken Lobeserhebungen, die jetzt den altdeutschen Gedichten von allen Seiten ertheilt werden, mögen wohl manche Leser noch immer ungläubig bleiben. Wir bitten diese zu erwägen, daß zwar für die Rettung dieser Denkmale vom völligen Untergange durch den Druck schon sehr viel, für ihre Herstellung, Auslegung und den freien Genuß aber noch fast gar nichts geschehen ist. Sie werden also wohl thun, ihr Urtheil zurückzuhalten, bis durch gelehrten Fleiß alle Hülfsmittel herbeigeschafft sind, welche sie in den Stand setzen können, in den oft tiefen Sinn der alten Dichter ohne mühseliges Grübeln, ja mit Leichtigkeit einzudringen. Es ist uns nicht unbekannt, daß unter andern Herder und Schiller sehr ungünstig über die Minnesinger urtheilten. Wir haben hierauf nur eine ganz einfache Antwort zu geben: diese vortrefflichen Männer verstanden nicht gehörig, was sie verwarfen. Adelung verstand das Altdeutsche leidlich: aber er las es bloß mit grammatischen Zwecken, nicht mit genugsamer Folge, und in der Schätzung solcher Dinge war er

recht eigentlich ὄνος πρὸς λύραν. Leſſing hat ſich über den dichteriſchen Werth wenig geäußert; allein er erkannte die Wichtigkeit der Unterſuchung, und ſah ein, daß man eben die kritiſche Genauigkeit hinzubringen müße, die man ſich bei ſo vielen unbedeutenden Ueberbleibſeln des klaſſiſchen Alterthums nicht verdrießen läßt. Es iſt zu bedauern, daß andre Beſchäftigungen ihn von ſeinen Arbeiten über das Heldenbuch und die Romane vom Gral abgelenkt haben. — Man ſollte der Stimme ſo mancher bekannten Dichter hierüber doch einiges Zutrauen ſchenken: Einſicht in das Weſen ihrer Kunſt läßt ſich von ihnen erwarten, und ihr Zeugniß iſt uneigennützig, denn ſie hätten ja perſönliche Gründe, zu behaupten, die Dichtkunſt habe in Deutſchland vor der jetzigen Zeit noch niemals geblüht. Auf das, was wir ſelbſt hervorzubringen vermögen, legen wir geringen Werth: aber alles Große und Schöne, was die Verwahrloſung der letzten Geſchlechter in Vergeßenheit begraben hat, aus welchem Jahrhundert und Himmelſtrich es auch herſtammen, wie fremd ſeine Geſtalt zuerſt erſcheinen möge, ans Licht zu ziehen, es unſern Zeitgenoßen in friſcher Lebendigkeit vorzuführen, ihnen deſſen Sinn aufzuſchließen: das achten wir für unſern Beruf, dem wir gern jede Anſtrengung widmen.

Winckelmanns Werke, herausg. von C. L. Fernow. 1. 2. Band. 1808. 3. 4. Band, herausg. von Heinrich Meyer und Joh. Schulze. Dresden 1809. 1811.

Eine vollſtändige Sammlung von Winckelmanns Werken war längſt ein Bedürfniß. Seine kleineren Schriften waren vergriffen und ſchwer zu haben, und die urſprünglichen Ausgaben ſeiner Geſchichte der Kunſt, die Dresdner und Wiener, haben, wie man weiß, jede ihre beſondern Mängel. Verleger und Herausgeber machen ſich alſo ein Verdienſt durch dieſes Unternehmen. Was ſie bei deſſen Ausführung geleiſtet, davon wollen wir einen getreuen Bericht erſtatten.

Unsere Aufmerksamkeit fällt zuerst auf das Aeußere. W. legte, wie man aus verschiednen Stellen seiner Briefe sieht, eine ungemeine Wichtigkeit darauf. Alle seine Schriften, selbst die kleineren Abhandlungen, sind in Quart erschienen, in großem leserlichem Druck, und mit Kupferstichen verziert. Nach dem Maßstabe dessen, was man damals im typographischen Fache zu leisten gewohnt war, zeichnen sie sich vortheilhaft aus. Wir sind überzeugt, daß diese Sorgfalt für eine würdige Form nicht ohne Einfluß auf das Schicksal dieser Schriften gewesen ist. W. erklärte dadurch stillschweigend, daß sie nicht bloß eine Unterhaltung für den Augenblick, sondern ein Besitzthum auf die Dauer sein sollten, und der Erfolg hat seine Ansprüche bewährt. W. ist einer von den wenigen deutschen Schriftstellern, die ein europäisches Publikum gefunden haben, wie die vielen Uebersetzungen seiner Werke in fremde Sprachen beweisen. Auch bei diesen hat man viel Fleiß auf die äußere Auszierung gewandt: die italiänische Uebersetzung der Geschichte der Kunst von Fea, und die französische von Jansen übertreffen hierin bei weitem die früheren deutschen Ausgaben. Die Herausgeber erklären, daß sie nicht eine prachtvolle, sondern bloß eine anständige und zum Gebrauch bequeme Ausgabe haben liefern wollen. Wie uns dünkt, hätte, diesem Zweck unbeschadet, wohl etwas mehr geschehen können. Zuerst haben sie das Quartformat mit dem Oktav vertauscht. Jenes findet wenig Liebhaber unter uns, wir wißen nicht warum: die Engländer, die sich doch gewiß auf Zierlichkeit beim Druck verstehen, gebrauchen es häufig bei Werken von wißenschaftlichem oder überhaupt ernstem Inhalt. W.s Schriften waren nun einmal im Besitz, man hätte dabei bleiben sollen. Das Oktavformat hat noch die große Unbequemlichkeit, daß

nun die Kupfer nicht dem Buche selbst eingefügt werden konnten, sondern in besondern Heften in quergelegtem Quart geliefert werden mußten. Die Schrift ist ziemlich scharf, aber der Durchschuß im Text verhältnißmäßig zu weit: sollte einmal gespart werden, so konnte es hier geschehen; die Seite würde füglich ein Fünftel Zeilen mehr fassen. In den beiden ersten Bänden sind auch die Ueberschriften über den Seiten und einige Register weggeblieben; man achtet jetzt zu wenig auf solche Erleichterungsmittel des Gebrauchs gelehrter Bücher. Die Kupfer sind weniger zahlreich, als die in den Ausgaben von Fea und Jansen, und stehen auch zum Theil in der Ausführung gegen diese zurück. Doch dieß ist eine Nebensache: wer W.s Schriften mit anschaulicher Kenntniß lesen will, muß doch, in Ermangelung der Kunstwerke selbst oder ihrer Abgüße, zu größeren Kupferstichwerken seine Zuflucht nehmen.

Wenn diese Ausgabe also von Seiten des Angenehmen noch viel zu wünschen übrig läßt, so leistet sie dagegen desto mehr Nützliches. Das Schwerste ist gethan: wenn der Druck erst beendigt ist, so wird alsdann eine schöne Ausgabe in Quart, mit großer deutscher Schrift (denn das Zwitterwesen der ausländischen Buchstaben würde unserm W. übel stehen), mit wiederhergestellten oder neu hinzugefügten Verzierungen nachfolgen können, wobei durch mehrmaliges Ueberarbeiten größere Vollendung möglich sein wird. Es wäre doch betrübt, wenn die Lage unsers Buchhandels nicht gestattete, einem unserer ersten Schriftsteller, dem im Auslande längst diese Ehre widerfahren ist, ein würdiges Denkmal zu setzen, während täglich die werthlosesten Büchlein mit überflüßigen Zierraten erscheinen.

In Bezug auf das Folgende erklären wir uns zuvörderst über die etwas geharnischte Vorrede zum dritten Bande,

wo die Herausgeber (S. 8.) sagen: 'Was wir theils durch eigene Anschauung der Kunstdenkmäler des Alterthums, theils durch die Schriften eines Heyne, Lessing, Visconti, Millin, Böttiger und anderer sachverständiger Männer belehrt, für oder wider Winckelmanns Meinung in gedrängter Kürze beigebracht, verzeihe uns sein Genius; und sehe aus unserm im Ganzen herrschenden Ton, wie wenig wir zusammenstimmen mit der in unsern Tagen so häufigen Menschenbrut, welche undankbar gegen frühere unsterbliche Verdienste, voll Anmaßung und Eigendünkels, vorwitzig-modelnd und meisternd, gerade gegen die Männer auftritt, welche ihr zuerst die blöden Augen geöffnet und es ihr möglich gemacht haben, selbst das Wenige zu sehen, was ihr beschränkter, stets vom Einzelnen befangener Blick zu faßen vermag.' Wir bekennen, nicht zu wißen, worauf dieses zielt, und möchten um nähere Nachweisungen bitten. Unsers Wißens ist in Deutschland noch nie ein namhafter Angriff auf W.s Ruhm geschehen. Im Gegentheil, es ist allgemeiner Ton, mit Verehrung von ihm zu sprechen, und Schriftsteller von sonst sehr abweichenden Meinungen stimmen hierin überein. Schonung gegen Andere war eben nicht W.s Sache. Er läßt verdiente Gelehrte oft sehr schnöde an, wegen vermeinter oder wirklicher Irrthümer, er streut sarkastische Anspielungen gegen einzelne Menschen und ganze Völker und Zeitalter mit vollen Händen aus. Wir sehen also nicht ein, wodurch seine häufigen Mißverständnisse und Irrthümer, seine Einseitigkeit, seine offenbaren Ungerechtigkeiten eine so zarte Schonung verdienen sollten; und wir glauben über die Mängel seiner Werke mit aller Freimüthigkeit nach unserer Ueberzeugung reden zu dürfen.

Die Arbeit der Herausgeber theilt sich in das, was sie am Text gethan haben, und in die beigefügten Anmerkungen.

Das erste könnte befremden, allein es hat mit W.s Schriften eine eigene Bewandtniß. Wir sind arm an musterhaften Prosaikern, W. ragt unter den wenigen hervor. Einfachheit und Strenge, eine gewisse alterthümliche Würde, und besonders eine großartige Ruhe in der Begeisterung sind die Tugenden seiner Schreibart. Daneben hat sie aber fast alle grammatischen Unvollkommenheiten, die sich nennen laßen: schielende Ausdrücke, ungeschickte Wortstellungen, schleppende Wortfügungen, daraus entstehende Verworrenheit, und überhaupt eine gewisse Steifheit und Unbeholfenheit. Ungeachtet er großen Fleiß auf seine Schreibart wandte, so daß ihm nach seiner eignen Versicherung die Beschreibung des Torso und des Apollo sehr viel Zeit gekostet, läßt sich doch wohl begreifen, wie dieß zugieng. Er war im Brandenburgischen geboren, einer Gegend, wo das reine Deutsch eben nicht zu Hause ist; nachher beschäftigte er sich als Schullehrer mehr mit den alten Sprachen, als mit seiner eignen; er verließ Deutschland, als unsre Prosa noch wenig entwickelt war, und während seines vieljährigen Aufenthalts in Italien las er wohl wenig deutsche Bücher, und bediente sich mündlich und schriftlich meistens fremder Sprachen. Ueberhaupt hatte W. wenig natürliche Anlage, die Sprache zu handhaben. Sein geringes philologisches Talent verräth sich in den häufigen falschen Auslegungen und unglücklichen Versuchen zu Verbeßerungen des Textes der alten Schriftsteller, die er doch unaufhörlich las. Augenscheinlich ist seine Prosa weit mehr veraltet als die andrer Zeitgenoßen, z. B. Leßings. Indeßen seine veralteten Wendungen kann

man ihm schon laßen, so wie alles, was irgend eigenthümlich ist; nur ein Widerspruch mit den Gesetzen der Sprache kann Niemanden verstattet werden, um seine Eigenthümlichkeit kund zu geben. Die Herausgeber sagen in der Vorrede zum dritten Bande S. 3.: 'Weil ein großer Geist sich auch in solchen Dingen offenbart, welche man bei weniger begabten Naturen für zufällig und gleichgültig halten könnte: so haben wir selbst in der Bildung der Sprachformen und der Orthographie, wie sie Winckelmann in allen seinen deutschen Schriften folgerecht beobachtet, uns keine Aenderung erlauben wollen, so wenig auch der Sprachgebrauch und die in unsern Tagen eingeführte Art zu schreiben dieses billigen mag.' Wir sind gar nicht dieser Meinung. W. scheint weder die Grammatik der deutschen Sprache, noch ihre Schreibung jemals zum Gegenstande eines gründlichen Nachdenkens gemacht zu haben. Wie können die Herausgeber nur von folgerechter Orthographie sprechen? Der Augenschein lehrt das Gegentheil. In dem Versuch einer Allegorie steht S. 46. 'Wurfspiese', und S. 48. 'Spiesse', beides falsch statt 'Spieße', und so in unzähligen Fällen. Fast durchgängig schreibt W. 'Ertzt'; das zweite überflüßige t zugegeben, so hätte er dann wenigstens auch schreiben müßen 'Hertz, Schmertz', was er doch nicht thut. Will man dergleichen auf die Drukker schieben, da W. meistens in weiter Entfernung vom Druckorte war, so läuft es auf Eins heraus: warum soll man alte Druckfehler hegen und pflegen? Die Herausgeber haben sogar eine offenbar fehlerhafte Schreibung der Namen nicht selten beibehalten, z. B. B. II. S. 448. 'Harpyen' statt 'Harpyien', S. 491. 'Hygiäa' statt 'Hygiea', S. 499. 'Pirenus' statt 'Pyreneus', S. 562. 'Eumeus' und 'Siria', statt 'Eumäus' und 'Syria'; B. III. S. 8. 'Plateäa' statt

'Platäa' u. dgl. mehr. Dagegen haben sie selbst W.s richtige Schreibung nicht immer genau befolgt. B. III. S. 22. 'Bakchus' (dann müßte es wenigstens 'Bakchos' heißen), wogegen dann S. 24. 'Boeozien', S. 61. 'Mazedonien', und S. 183. 'Alzibiades', seltsam absticht. Wenn man nicht gerade griechische Dichter nachbilden will, so ist es wohl am gerathensten, bei den griechischen Namen, die wir von den Römern überkommen haben, die Schreibung dieser beizubehalten, da ja doch unser Alphabet dem griechischen keineswegs entspricht. So beobachtete es auch W., einzelne Nachläßigkeiten ausgenommen. Verschiedentlich sind Druckfehler beibehalten, z. B. B. II. S. 586. *υὸς* für *υἱός*, S. 595. *Λοῦ* für *Λοῦς*. B. I. S. 262. Z. 16. 'wird' für 'werden', S. 400. Z. 11. 'deren' für 'dessen'; B. II. S. 448. Z. 4. 'soll' für 'sollen', sind Schreibfehler, die, wie eine Menge andre, stehen geblieben sind. Noch schlimmer sind B. I. S. 248. Z. 2. 'im Deutschen', und B. II. S. 394. Z. 8. 'im Gesichte'; Schreib- oder Druckfehler die den Sinn ganz entstellen. B. IV. S. 5. 'der vorzügliche Himmel bestand in einer 'gemäßen' Witterung'. Ohne Zweifel wollte W. schreiben 'gemäßigten'.

Daß viele solcher Versehen auf die Rechnung der Drukker der ersten Ausgaben kommen, machen einige Stellen glaublich, wo durch mehrere ausgefallene Worte der ganze Gedanke verdunkelt ist. B. III. S. XXXVI. 'Da man nun zwischen dem Kopfe der Niobe und jenem einzelnen Abguße, und in diesem mehr Rundung bemerket, auch den Mund beßer gebildet gefunden, haben einige daraus schließen wollen', u. s. w. Hier fehlen offenbar nach 'Abguße' die Worte 'eine Vergleichung angestellet'. B. III. S. 7. 'Wenn man also auch zugestehen wollte, daß die Griechen die Kunst von

den Aegyptern erhalten, so muß man wenigstens auch bekennen, daß es mit jener, wie mit dieser ergangen sei; denn die Fabeln der Aegypter wurden unter dem griechischen Himmel gleichsam von neuem geboren', u. s. w. Hier fehlen nach 'Kunst' die Worte 'sowohl als die Mythologie', oder 'die Götterlehre'. B. IV. S. 151. 'So wie die zwo berühmten Schulen der alten Weltweisen, in einem der Natur gemäßen Leben, die Stoiker in dem Wohlstande das höchste Gut setzten' u. s. w. Hier ist ein doppeltes Versehen eingeschlichen, eine Versetzung und eine Auslaßung: es sollte heißen 'die Stoiker in einem der Natur gemäßen Leben, die Peripatetiker in dem Wohlstande'. — Die Herausgeber haben diese Stellen ohne Berichtigung, ja sogar ohne Bemerkung der Lücke vorbeigehen laßen.

Wahre und derbe Sprachfehler sind jedoch zu häufig in allen deutschen Schriften W.s, als daß sie nicht von ihm selbst herrühren sollten. Falscher Gebrauch der Vorwörter: B. II. S. 436. 'ohne der von mir gemachten Bemerkung', statt 'die' und 'gemachte'; S. 456. 'vor neu halten', statt 'für', vielmals; S. 459. 'unter die Tugenden scheinet auch die Beständigkeit zu sein', st. 'den'; S. 482. 'wurden in dasselbe Geschichten angebracht', st. 'demselben'; B. III. S. VI. 'die neben dem Schlafe gesetzet sind', st. 'den Schlaf'; S. XXV. 'mit dem rechten Arme auf seinem Haupte geleget'; B. I. S. 243. 'eine Begebenheit in einer einzigen oder in ein paar Figuren, und dieses in groß gezeichnet, vorzustellen', st. 'diese ins Große', oder 'groß gezeichnet'. B. I. S. 245. 'nähere dich zu den Werken des Alterthums'. — Falscher Gebrauch des Zeitwortes: B. II. S. 467. 'daß das beziehende Bild, auf diejenige Sache, auf die es sich beziehet, führe'; muß heißen 'das sich beziehende', oder beßer

bliebe das müßige Beiwort ganz weg. Man bemerke zugleich die schleppende Wortfügung. Der Satz würde an Kürze, Nachdruck, Deutlichkeit und Wohlklang gewinnen, wenn es hieße 'daß das Bild auf die Sache führe, worauf es sich beziehet'. B. III. S. 63. 'die erstaunenden Bilder', st. 'erstaunlichen'. Das Zeitwort 'erstaunen' kann nie transitive sein. — Falscher Gebrauch der Fürwörter: B. II. S. 476. 'Aus einer Arbeit, wie die des Ripa seine ist', st. 'wie die des Ripa ist'. S. 507. heißt es vom Vulkanus 'Sein eigenes Opfer' st. 'das ihm eigene'. B. III. S. XVII. 'Menschen von dieser Art sind eines ewigen Gedächtnisses würdig, welches sie ihre eigenen Verdienste versichern', st. 'dessen'. S. XXIX. 'das Leichenbegängniß des Meleagers' (Meleager) 'und dessen Ehegenoßinn Cleopatra'; es muß 'seiner' heißen, sonst ist der Genitiv nicht bezeichnet. — Falsches Geschlecht der Nennwörter: B. II. S. 513. 'hat Pallas ihren Aegis'; mit der griechischen Endung sollte auch das Geschlecht beibehalten sein: die deutsche Endung 'Aegide' macht das Wort von selbst weiblich. B. I. S. 205. 'der Eck', mehrmals für 'die Ecke'. B. IV. S. 83. 'ohne sichtbaren Band, der sie halten konnte', st. 'sichtbares Band, das'. — Falsche Biegungen: B. I. S. 257. 'nach erlangter wahren Kenntniß', statt 'wahrer'. B. I. S. 354. u. f. 'Gewölber', durchgängig für 'Gewölbe'. B. II. S. 409. 'von weiten', st. 'weitem', mehrmals. B. IV. S. 56. zählt man in drei Worten zwei grammatische und einen orthographischen Fehler: 'Ihr vielvergnügende Mädgens'. Es sollte heißen 'Ihr vielvergnügenden Mädchen': die Bildung der Mehrzahl durch s gehört nur den gemeinsten Spracharten an. Es wird einem ordentlich schlimm zu Muthe, die anmuthigen Worte Pindars *πολύξενοι νεανίδες* so übersetzt zu sehen.

Auch 'vielvergnügend' ist unzart, und nicht einmal treu. — Undeutsche Gallicismen: B. III. S. IV. 'man findet es schlechter, als es nicht ist'. B. IV. S. 150. 'eine Frau, die kaum an die Rückkehr ihrer Blüthe gelangt ist.'

Alle diese Sprachfehler und hundert andre haben die Herausgeber stehen laßen. Fernow hat Einiges stillschweigends verbeßert, er sah folglich die Nothwendigkeit ein. Seine Nachfolger hätten diesen Grundsatz nur mit Fleiß und Genauigkeit durchführen sollen, und wir wünschen, das hierin Versäumte möge in den folgenden Bänden, und bei einer zu hoffenden neuen Ausgabe der schon erschienenen nachgeholt werden.

Man behält im Sallustius die älteren Formen bei, weil man weiß, daß er sie mit Absicht vorzog: Winckelmann ist billig dasselbe Vorrecht zu gönnen, wiewohl Manches mehr ein altfränkisches, als ein alterthümliches Ansehen hat. Dahin rechnen wir den häufigen Gebrauch des Fürwortes 'derselbe', wo es ohne allen Nachdruck steht, und ungefähr wie das veraltete französische icelui herauskommt. Manchmal wird die Wiederholung dem Ohre doch gar zu mißfällig; z. B. B. II. S. 431. Dahin rechnen wir ferner die gedehnten Biegungen der Zeitwörter, wiewohl sie manchmal sehr fremd sind, als 'machet, liebet', und auch sonst, durchgängig gebraucht, unsre Prosa mit weiblichen Endungen überhäufen. Ganz unstatthaft scheint es hingegen, bei lateinischen Namen und Wörtern die fremde Biegung beizubehalten: auf einem 'Suggestu', in dem 'Foro', mit dem 'Caduceo', des 'Musei Capitolini', die 'Antiquarii' und unzählige andre. Wenn man einmal so schreibt, so hat man keinen Grund, nicht auch zu sagen 'zur Zeit des Consulis Bruti'. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts that man

dieß wirklich, aber man kündigte die Sprachvermengung durch lateinische Buchstaben an, und diese pedantische Zierlichkeit ist mit Recht längst abgeschafft. W. war darin so wenig folgerecht, daß er setzt 'die Censors'; B. IV. S. 86. 'Mutter von zween Lares' und S. 112. 'nebst den Horae', wo es dann wenigstens 'Laribus' und 'Horis' heißen müßte. Sprachwidrig ist auch 'des Jupiters, des Meleagers' u. s. w., denn der Artikel wird vor eigenen Namen bloß in Ermangelung der Biegung zu Hülfe genommen: außerdem ist es eine gemeine Sprechart. Bei dem langen Aufenthalt im Auslande war W. einer andern Sprachvermengung ausgesetzt: die italiänischen Benennungen wurden ihm geläufiger; er glaubte wohl gar, es gebe keine deutschen für dieses und jenes, wie er einmal (B. IV. S. 142.) neben 'betäubt' intronato in Klammern setzt, als ob es etwas mehr bedeutete. 'Amorini, Medaglioni, Campidoglio' u. dgl. würden wir ohne Umstände verdeutschen. 'Conturn' ist nun weder italiänisch noch französisch; das Wort würde beßer ganz beseitigt, da wir ein eben so gutes haben. 'Der Trunk' einer Statue (B. III. S. XIII.) ist äußerst fehlerhaft aus truncus gebildet, wegen des Gleichlautes mit 'Trunk' von 'trinken'; überhaupt haben wir Ueberfluß an deutschen Wörtern, der Rumpf, der Sturz.

Wir glauben, man könnte noch weiter gehn, und ungeschickte Wortstellungen behutsam verbeßern. W.s erste Schrift 'über die Nachahmung' hebt gleich mit einer solchen an: 'Der gute Geschmack, welcher sich mehr und mehr durch die Welt ausbreitet, hat sich angefangen zuerst unter dem griechischen Himmel zu bilden'. Es sollte heißen 'hat unter dem griechischen Himmel zuerst angefangen sich zu bilden'. B. II. S. 386. 'Seine Entschuldigung war, daß er in jun-

gen Jahren die Werke der alten Kunst, in Gesellschaft zweier noch lebender' (lebenden) 'Künstler jenseit der Gebürge gesehen'. Sollte man, wie der Satz steht, nicht glauben, Herr von Stosch habe die alten Kunstwerke nicht in Italien, sondern im Norden der Alpen kennen gelernt?

Bedenklicher ist es mit den schielenden Ausdrücken, weil sie oft aus der Verworrenheit und Unreife der Gedanken entspringen. B. II. S. 151. 'die ältesten Künstler der Griechen entwarfen ihre Bilder mehr nach der Deutung als wechselsweise'. Was heißt dieß? Wie kann man die Bilder und ihre Deutung wechselsweise nach einander entwerfen? Vermuthlich steht 'wechselsweise' für 'umgekehrt', allein auch dieß möchte unmöglich sein, die Deutung nach den Bildern zu entwerfen; denn die Deutung ist ja nicht willkürlich. W. erklärt sogleich näher, was er eigentlich sagen will, aber der ganze Satz bis zum Schluße bedürfte einer Umschmelzung, um logisch richtig geschrieben zu sein. B. I. S. 157. 'Diese Verschiedenheit der Empfindung lieget entweder in der Eigenschaft der Nachahmung überhaupt, welche desto mehr rühret, je fremder sie ist, als das Nachgeahmte, oder mehr an ungeübten Sinnen' u. s. w. Soll dieß etwa heißen 'welche mehr rühret, als das Nachgeahmte, und um so mehr, je fremder dieses uns ist'? Auch so bringen wir noch keinen leidlichen Zusammenhang mit dem Vorhergehenden heraus. B. II. S. 382. 'Die Fähigkeit das Schöne in der Kunst zu empfinden, ist ein Begriff, welcher zugleich die Person und Sache, das Enthaltende und das Enthaltene in sich faßet, welches ich aber in eins schließe, so daß ich hier vornehmlich auf das erstere mein Absehen richte' u. s. w. Dieß sieht aus wie ein Räthsel für einen Oedipus, und doch wollte W. vermuthlich etwas ganz Gewöhnliches sagen, nämlich

'Bei der Fähigkeit, das Schöne zu empfinden, kommt zweierlei in Betracht, das Schöne als deren Gegenstand, und dann die Eigenschaften der Sinne und des Geistes, wovon sie abhängt'. — Solche Sätze bleiben unheilbar, weil man nicht mit Sicherheit weiß was der Vf. gewollt hat. B. IV. S. 91. 'der Kopf der höchsten Schönheit in demselben (dem Bacchus) ist mit dessen ergänzter Statue, die etwas größer als die Natur ist, nach England gegangen.' Es reut uns die Zeit, alle in diesen Zeilen enthaltenen Fehler der Schreibart zu entwickeln.

Wer durch Wegräumung solcher logischen und grammatischen Mängel W.s Eigenthümlichkeit für gefährdet hält, lobt sie nicht zum Besten. Der große Eindruck, denn seine Schreibart macht, beruht auf ganz andern Eigenschaften, und diese würden, von störenden Versehen gereinigt, nur desto glänzender hervortreten. Wollte man die Gewißenhaftigkeit auf das Aeußerste treiben, so könnte man ja die ursprünglichen Lesearten am Schluße beifügen.

Bei einem gewöhnlichen Schriftsteller würde solche Sorgfalt nicht der Mühe lohnen. Allein W.s Prosa ist in allen wesentlichen Stücken klassisch; man helfe ihr also nach, auf daß sie es auch in Nebendingen werde, für deren Berichtigung W. selbst einen Grammatiker hätte sorgen laßen sollen, wie er es bei seinen italiänischen Schriften that.

Unsers Erachtens ist demnach diese Ausgabe in Bezug auf die Durchsicht des Textes noch weit von der Vollendung entfernt. Hängen manche Leser so fest am Buchstaben W.s, daß sie durchaus auf einem ganz unveränderten Abdrucke der ältern Ausgaben mit ihren zahlreichen Fehlern bestehen, so geschieht auch diesen keine Genüge.

Wir kommen auf die Anmerkungen, und hier müßen wir unterscheiden, was Fernow, und was seine Fortsetzer gethan. Der verstorbene Fernow scheint auf das ganze Unternehmen keine sonderliche Mühe verwandt zu haben. Ein Leben W.s, wie er es abgefaßt, ließ sich nach Huber und Goethe leicht schreiben; seine Anmerkungen sind meistens unbedeutend, und wenn man alles abrechnet, was er von Fea, Lessing, Heyne und Andern entlehnt hat, so wird ihm wenig Eignes übrig bleiben. Bei der Schrift über die Allegorie am Schluße des zweiten Bandes kommen zuerst mit M. unterzeichnete Anmerkungen vor, ohne Zweifel von Hrn. Meyer, der sich erst auf dem Titel des dritten Bandes nennt. Wir vermuthen, daß hier Fernows Arbeit durch den Tod unterbrochen worden sei, wiewohl es nirgends ausdrücklich angezeigt ist. Die Anmerkungen der Herausgeber des dritten und vierten Bandes sind weit bedeutender, und von sehr schätzbarem Gehalt. Zwar haben sie einen gründlichen Vorarbeiter an dem fleißigen Fea gehabt, so wie schon Fernow bei der Schrift über die Baukunst, und bei den Briefen über die herkulanischen Entdeckungen. Es wird diesem belesenen Alterthumsforscher von den Herausgebern etwas unfreundlich vorgerückt, er verstehe kein Griechisch, und helfe sich mit schlechten Uebersetzungen. Er hat doch Winckelmann bei einer Stelle, wo dieser behauptet, Stephanus, Rhodomann und sogar Wesseling hätten den Diodor nicht verstanden (B. I. S. 323. Anm. 32.), und bei manchen andern treffend zurecht gewiesen. Daß der Abate Fea eine nicht nur gründliche, sondern kritische Kenntniß der lateinischen Sprache besitzt, davon hat sich der Vf. dieser Anzeige in Gesprächen mit ihm öfter überzeugt. Die Herausgeber haben daher recht wohl gethan, seine Anmerkungen ganz oder im Aus-

zuge zu geben. Feas Berichtigungen und Zusätze betreffen mehr den antiquarischen, die ihrigen den künstlerischen Theil, Urtheile über einzelne Kunstwerke, Nachweisungen der seitdem entdeckten, Nachricht von dem Schicksale der verlorengegangenen oder verpflanzten u. s. w. Es ist also für Leser jeder Art bei dieser Ausgabe reichlich gesorgt.

Die Anmerkungen sind an den Schluß der Schriften und Bände gesetzt, weil sonst freilich der Text zuweilen nur wenige Zeilen auf einer Seite eingenommen hätte. Indessen wünschten wir, solche Anmerkungen, die bloß in Citaten bestehen, möchten durch eine andre Bezeichnungsweise unterschieden sein, damit der Leser nicht durch das beständige Nachschlagen gestört würde. Wahrscheinlich um diese Unterbrechung zu verhüten, verbat sich W. in seinem letzten Willen alle ferneren Anmerkungen. Hierin konnte man ihm freilich nicht willfahren: der Versehen sind zu viele, und dem Leser, der erst Belehrung sucht, ist doch nicht zuzumuthen, daß er Wahrheit und Irrthum so ganz ungesichtet hinnehme. Bei der Geschichte der Kunst sind die Anmerkungen fast bis zur Hälfte jedes Bandes, und zwar in engerm Druck, angewachsen. Dieß war unvermeidlich, wenn alles, was in dieser Wißenschaft seitdem geleistet worden (freilich großentheils auf W.s Veranlaßung) nachgetragen werden sollte. Wir schlugen oben vor, den Text in grammatischer Hinsicht durchgehends zu berichtigen; unsers Bedünkens könnten auch manche Sachberichtigungen dem Texte ohne weiteres eingerückt werden. Es ist in der That verdrießlich, wenn man sich erst bei Lesung des Werkes bemüht hat, eine Angabe seinem Gedächtnisse einzuprägen, und nachher beim Nachschlagen der Anmerkungen erfährt, man habe sich vergeblich bemüht, und müße etwas ganz Anderes an die Stelle setzen.

Wir kommen auf die Anmerkungen, und hier müßen wir unterscheiden, was Fernow, und was seine Fortsetzer gethan. Der verstorbene Fernow scheint auf das ganze Unternehmen keine sonderliche Mühe verwandt zu haben. Ein Leben W.s, wie er es abgefaßt, ließ sich nach Huber und Goethe leicht schreiben; seine Anmerkungen sind meistens unbedeutend, und wenn man alles abrechnet, was er von Fea, Lessing, Heyne und Andern entlehnt hat, so wird ihm wenig Eignes übrig bleiben. Bei der Schrift über die Allegorie am Schluße des zweiten Bandes kommen zuerst mit M. unterzeichnete Anmerkungen vor, ohne Zweifel von Hrn. Meyer, der sich erst auf dem Titel des dritten Bandes nennt. Wir vermuthen, daß hier Fernows Arbeit durch den Tod unterbrochen worden sei, wiewohl es nirgends ausdrücklich angezeigt ist. Die Anmerkungen der Herausgeber des dritten und vierten Bandes sind weit bedeutender, und von sehr schätzbarem Gehalt. Zwar haben sie einen gründlichen Vorarbeiter an dem fleißigen Fea gehabt, so wie schon Fernow bei der Schrift über die Baukunst, und bei den Briefen über die herkulanischen Entdeckungen. Es wird diesem beleseneu Alterthumsforscher von den Herausgebern etwas unfreundlich vorgerückt, er verstehe kein Griechisch, und helfe sich mit schlechten Uebersetzungen. Er hat doch Winckelmann bei einer Stelle, wo dieser behauptet, Stephanus, Rhodomann und sogar Wesseling hätten den Diodor nicht verstanden (B. I. S. 323. Anm. 32.), und bei manchen andern treffend zurecht gewiesen. Daß der Abate Fea eine nicht nur gründliche, sondern kritische Kenntniß der lateinischen Sprache besitzt, davon hat sich der Vf. dieser Anzeige in Gesprächen mit ihm öfter überzeugt. Die Herausgeber haben daher recht [illegible] gethan, seine Anmerkungen ganz oder im Aus-

läuterung der Gedanken von der Nachahmung der griechischen Werke, und Beantwortung des Sendschreibens über diese Gedanken.

Gleich in seiner frühesten Schrift 'über die Nachahmung' hat W. die Grundsätze ausgesprochen, die ihn nachher immerfort leiteten. Beharrlichkeit ist das erste Erforderniß für Geister, die auf ihre Zeit wirken wollen. Auch die Eigenthümlichkeit seiner Schreibart kündigt sich schon entschieden an, doch spürt man noch hier und da einen leichten Anstrich französischer Wendungen. In dem 'Sendschreiben', worin W. zum Schein sich selbst angriff, sieht man ein nicht recht gelungenes Streben nach schalkhafter Ironie: W.s Munterkeit ist etwas steif und gravitätisch. In den Urtheilen findet sich noch viel Unreifes. Er schrieb damals gewissermaßen unter der Vormundschaft Oesers, und was dieser würdige Mann, dem wir in Rücksicht auf W. so viel verdanken, selbst zu malen vermochte, das wißen wir alle. Indessen erstreckten sich seine Einsichten in die Kunst unstreitig weiter als seine Mittel der Ausübung. Und dennoch, was bewunderte W. nicht noch Alles nach Anleitung dieses Lehrers! Die manierirtesten Erzeugnisse seiner oder der jüngstvergangnen Zeit, die nun schon in Vergeßenheit begraben sind. W. kam nach Italien, und die bisherigen Brillen fielen ihm plötzlich ab, aber nur um mit anders gefärbten vertauscht zu werden. Nun sollte im Norden der Alpen kaum irgend etwas Schönes vorhanden sein, oder hervorgebracht werden können: es fehlte nicht viel so hätte er sich wie ein nie gereister Italiäner eingebildet, jenseit der Gebirge fange gleich der ewige Schnee an. Nun verkannte er den Geist der großen neuern Meister, oder lobte sie bloß als unvollkommene Nachahmer der Alten. In dieser Denk-

art, die Kunst der Neuern ganz gegen die der Alten zurückzusetzen, wäre ein gewisser Zusammenhang gewesen. Aber zum Unglück maß W. mit verschiedenen Maßen. Wie er vorhin Oesern mit dem Aristides verglichen, und ihn den Maler der Seele genannt hatte, so war ihm nun Mengs der große Wiederhersteller, ja der erste Schöpfer ächter Kunst, der alle Meister des sechszehnten Jahrhunderts verdunkelte. (B. IV. S. 230.) Seine Lobrede ist so sehr außer allem Verhältniß mit dem Gegenstande und mit der Schätzung der nächsten Nachwelt, daß sie W. um den Ruf eines Kenners bringen müßte, wenn ihn nicht eine liebenswürdige Verblendung der Freundschaft entschuldigte. Auch auf W.s Urtheile über die alten Kunstwerke hatte Parteilichkeit, unter andern für die Sammlung seines Gönners, des Kardinals Albani, einen ungebührlichen Einfluß.

Kleine Aufsätze über Gegenstande der alten Kunst aus Zeitschriften: I. Erinnerung über die Betrachtung der Werke der Kunst. II. Von der Grazie in den Werken der Kunst. III. Beschreibung des Torso im Belvedere in Rom. IV. Nachrichten von dem berühmten stoschischen Museo in Florenz. V. Anmerkungen über die Baukunst der alten Tempel in Girgenti in Sicilien.

Die beiden ersten Aufsätze enthalten manches goldne Wort; die Beschreibung des Sturzes vom Herkules ist ein hinreißender Dithyrambe. W. hat in dieser Art nur noch eine Schilderung des vatikanischen Apollo geliefert, die aber in der 'Geschichte der Kunst' nicht ganz an ihrer Stelle steht. Es wäre zu wünschen, er hätte sein Vorhaben ausgeführt, die schönsten Statuen so zu beschreiben. (B. I. S. 287.) So viel sich W. mit diesem herkulischen Sturze beschäftigt, so hat er doch dessen Deutung nicht erschöpft.

Dieſes Bruchſtück iſt, in Bezug auf das Ganze, das man ſich dabei vorſtellen muß, vielen Mißdeutungen ausgeſetzt geweſen. Bernini hielt es für einen ſpinnenden Herkules; Heinſe behauptet im Ardinghello, Herkules habe die Hebe auf ſeinen Knieen gewiegt, als ob die alten Künſtler ihre Götter 'Wie gefällt dir dein Nachbar?' hätten ſpielen laßen. W. hatte richtig erkannt, der Held ſei ſchon vergöttert dargeſtellt, aber nun blieb er bei dem Begriffe eines ruhenden Herkules ſtehen. Nach ihm (B. III. S. XXV.) ſoll der linke Arm über das Haupt gelegt geweſen ſein, was bei der Neigung vorwärts eine gezwungene Stellung hätte ſein müßen. Ohne von Flaxmans Vermuthung zu wißen, wurde es uns bei Betrachtung dieſes herrlichen Ueberreſtes im Muſeum zu Paris klar, daß es einer Gruppe des Herkules und der Hebe angehöre. Die Göttin ſtand zur Linken neben ihm, ſeine Rechte von der geſenkten Schulter herab empfieng die dargebotene Nektarſchale, ſeine Linke ruhte vielleicht auf ihrer Schulter, und das vorwärts gewandte Haupt ſchaute in trunkener Entzückung zu ihr hinauf. Wir haben die flaxmanſche Zeichnung nicht geſehen, und wißen nicht, wie nahe ſie mit unſrer Annahme zuſammentrifft; doch zweifeln wir, ob der geiſtreiche Mann ein ſo gelehrtes Werk mit gleicher Kraft der Zeichnung wird haben ergänzen können.

'Anmerkungen über die Baukunſt der Alten.' Eine der unbedeutendſten Schriften W.s, die ſeit ihrer Erſcheinung noch beträchtlich an Werth verloren hat. Theils zufällig, wegen der vielen ſeitdem entdeckten und beſchriebenen Denkmale in Sicilien und Griechenland; dann auch, weil viel und zum Theil vortrefflich über den Vitruvius gearbeitet worden iſt, unter andern durch Hrn. Architekt Genelli

in Berlin. Die Baukunst war nicht eben W.s Stärke: er verwechselt sogar einmal unter den verschiedenen Arten von Tempeln den Amphiprostylos mit dem Peripteros (B. I. S. 332.). Ueber den Geist der alten Baukunst sagt er wenig, und in ihre Technik tief einzudringen, dazu besaß er ohne Zweifel nicht genug mathematische Kenntnisse. Wo seine Beschreibungen nur irgend an das Geometrische hinstreifen, werden sie verworren. In dem Aufsatze über den Tempel zu Girgenti heißt es S. 290.: 'Der englische Fuß ist kleiner als der alte griechische; aber der Unterschied ist sehr geringe: der englische Fuß, welcher zwölf Zolle hat, ist um $^{875}/_{10000}$, oder um das zehntausendste achthunderste und fünf und siebenzigste Theil eines Zolles kleiner als der griechische. Der Pariser Fuß ist größer als der englische, und jener enthält mehr als dieser um $^{8160}/_{10000}$, oder um den achttausendsten hundert und sechszigsten, zehntausendsten Theil eines seiner Zölle. — Diese genaue Bestimmung hat mir Hr. Henry Esq. mitgetheilt' u. s. w. Wie kann man nur in eine so leichte Sache so viele Verwirrung hineinbringen? Die Umschreibung in Worten war ganz unnöthig; jedermann weiß ja einen Decimal-Bruch zu lesen. Wollte man sie aber setzen, so mußte es heißen 'der englische Fuß, welcher zwölf Zolle hat, ist um 0,0875 Zoll, oder um achthundert fünf und siebenzig Zehntausendtheilchen eines Zolles kleiner als der griechische Fuß' u. s. w.; und so hätten es die Herausgeber nur gleich setzen sollen. Nachher sagt W. S. 299. 'Die Länge dieses Platzes kommt mit dem Maße des Diodorus überein, welcher die Länge des Tempels auf 340 Fuß setzt; nach dem englischen Maße sind es 345 Fuß.' Dieß ist wieder falsch, denn 0,0875 . 345 = 30,0875; also trägt der Unterschied nur etwas über $2^1/_2$ Fuß aus.

In den 'Anmerkungen über die Baukunst' S. 346. hat Fernow einen wunderlichen Irrthum ohne Rüge vorbeigehen laßen. W. redet von Steinen, die nachwachsen, wie es von den tiburtinischen Steinbrüchen bekannt ist, und fügt hinzu: 'Noch außerordentlicher aber ist der Porphyr, in welchem man vor dreißig Jahren eine goldne Münze des Augustus fand.' In der angefangenen Umarbeitung dieser Schrift heißt es 'Noch außerordentlicher aber ist ein Stück einer Säule von Granit, in welchem man zu Rom vor dreißig Jahren eine güldene Münze fand, da man es zersägte. Diese Münze war in den Händen des bekannten Antiquarius Ficoroni, folglich muß sich dieser Granit innerhalb dreihundert Jahren erzeugt haben; denn' u. s. w. Da diese Stellen auf den Zusammenhang keinen Einfluß haben, so hätte man sie billig ausstreichen, und es solchergestalt mit dem Mantel der Liebe bedecken sollen, daß sich W. ein höchst abgeschmacktes Märchen aufbinden laßen. Man weiß schon, daß die Antiquare vom Gewerbe sich kein Gewißen daraus machen, den Werth eines Fundes durch fabelhafte Erfindungen zu erhöhen.

Ferner S. 346. 'Wenn die alte römische Geschichte meldet, daß es zuweilen bei Albano Steine geregnet habe, so ist dieß wahrscheinlich von einem Auswurfe der Gebürge zu verstehen.' Keinesweges: vulkanische Ausbrüche waren zu auffallende Erscheinungen, als daß sie Livius nicht ausdrücklich unter den Wunderzeichen hätte erwähnen sollen. Er redet von gefallenen Steinen, von den bekannten Boliden, die, wenn die glühende Masse in der Luft zersprengt wird, die Erscheinung eines Steinregens geben. Auch hier keine berichtigende Silbe von Fernow!

Von den sogenannten cyklopischen Mauern redet Winckelmann S. 357. und 534. sehr flüchtig. Es wird unsern Lesern angenehm sein, zu erfahren, daß man über diesen Gegenstand ein ausführliches Werk aus England zu erwarten hat. Ein Amerikaner, Middleton, ein Liebhaber der Alterthümer und der Landschaftmalerei, hat die sämmtlichen in Italien vorhandenen cyklopischen Mauern mehrmals bereiset, auf das genaueste vermeßen, und sowohl geometrische als malerische Zeichnungen davon entworfen, die der Verfaßer uns bei seiner Rückreise nach England mitgetheilt hat. Ob sein Werk, mit vielen großen Kupfertafeln verziert, schon erschienen oder noch in der Arbeit ist, wißen wir nicht. Das Merkwürdige an diesen riesenhaften und unbezweifelt ältesten Denkmälern der Vorwelt in Italien (sie sind es in Griechenland ebenfalls) ist der Gegensatz zwischen dem rohen Geschmack und der scheinbaren Zwecklosigkeit der Bauart, und den beträchtlichen Fortschritten in der Mathematik und Mechanik, welche daraus erhellen. Denn wegen der großen Schwere ließ sich das Zusammenfugen der unregelmäßigen viereckigen Steine nicht verschiedentlich versuchen, wie etwa bei einem dergleichen Steinpflaster, sondern die Ecken und Seiten der zu behauenden Steine mußten in Bezug auf einander vorher genau berechnet werden. Bildnerei ist nicht an diesen Mauern, außer dem Phallus über einigen Thoren. Die Untersuchungen darüber versprechen unerwartete Aufschlüße über den ältesten Anbau Italiens.

'Fragment einer neuen Bearbeitung der Anmerkungen über die Baukunst der Alten.' Aus W.s Handschrift von Hrn. Hofrath Blumenbach mitgetheilt. Nach dieser Probe ist es kein großer Verlust, daß W. die Umarbeitung der obigen Schrift nicht zu Ende gebracht hat. Er wiederholt

faſt durchgängig ſeine früheren Irrthümer. So führt er es S. 530. als Empfehlungswerthes an, daß die Alten, um die Füllung der Gewölbe leicht zu machen, leere Töpfe unter den Mörtel hineingeſteckt. Er vermuthet dabei einen akuſtiſchen Zweck, und will es mit den Schallgefäßen in den Theatern, wovon Vitruvius ſpricht, in Beziehung ſetzen. Aber wo finden ſich dergleichen Töpfe? An dem Circus der Caracalla, bekanntlich einem ſehr ſchlechten und tumultuariſch errichteten Gebäude. Wozu in aller Welt ſollten in einem Circus zum Pferderennen akuſtiſche Vorrichtungen dienen, geſetzt auch, die Töpfe könnten eine ſolche Wirkung haben? Wir ſehen darin nichts weiter, als eine Betrügerei der Bauunternehmer, welche ſich die Arbeit ſo leicht und wohlfeil, aber ſie freilich zugleich ſo wenig dauerhaft als möglich zu machen ſuchten.

B. II. Schriften über die herkulaniſchen Entdeckungen: I. Sendſchreiben von den herkulaniſchen Entdeckungen an den Reichsgrafen von Brühl. II. Nachrichten von den neueſten herkulaniſchen Entdeckungen an Fueßly (Fueßli). III. Briefe an Bianconi über die herkulaniſchen Entdeckungen.

Dieſe Schriften werden auch nach Erſcheinung der größeren Werke immer ein ſchätzbarer Beitrag zur Geſchichte einer der wichtigſten Entdeckungen in der Alterthumskunde bleiben; um ſo mehr, da das Muſeum zu Portici zerſtreut iſt, und man es vielleicht nie wieder vollſtändig beiſammen ſehen wird. Als der Verfaßer dieſer Anzeige vor ſieben Jahren in Neapel war, waren viele der koſtbarſten Stücke, ungeachtet der Zurückkunft des Hofes, in Sicilien geblieben, wohin man ſie geflüchtet hatte. Vermuthlich wird bei der zweiten Ueberfahrt des Hofes nach Palermo noch Mehreres, ſowohl aus dem Muſeum, als den Gemälde- und Antiken-

Sammlungen in Neapel, fortgeschafft worden sein. Indessen die Fundgrube ist nicht erschöpft, und der Verlust wäre also durch neues Nachgraben einigermaßen zu ersetzen. Wir sahen in Pompeji verschiedene damals vor Kurzem aufgegrabene Bilder, unter andern eine Diana mit dem Aktäon, beinahe in Lebensgröße, die leicht an Werth den meisten bisher bekannt gewordnen herkulanischen Gemälden gleichkommen mochte. Es würde weder übermäßig schwierig, noch kostbar, und gewiß belohnend sein, die ganze Stadt Pompeji offen darzulegen: aber solche Unternehmungen erfordern friedliche Zeiten. — Bei den Anmerkungen hat Fea wiederum das Beste, oder richtiger zu sagen, Alles gethan.

'Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst.'

Diese kleine Schrift enthält eine allgemeine Anweisung zur Bildung des Geschmacks in einer belebten Schreibart, und einige schöne Züge von Begeisterung. S. 400. 'Statuen verheiligter Mönche in der S. Peterskirche.' Dieses von W. erfundene Worte drückt die verschwendete Heiligsprechung kräftig aus. Die Statuen sind freilich schlecht, aber warum müßen es nun die armen Heiligen entgelten, denen W. nach seinen äußern Verhältnissen Ehrerbietung schuldig war? S. 403. sagt er bei Gelegenheit der Wegführung einiger Kunstwerke nach England: 'man kann aber versichert sein, daß das Beste in Rom geblieben ist, und vermuthlich bleiben wird.' Wem drängt sich hierbei nicht die Betrachtung auf:

Nescia mens hominum fati sortisque futurae!

Hundert der besten Stücke aus dem Vatikan und Kapitol, verschiedene aus der Villa Albani, die sämmtlichen Schätze der Villa Borgheſe, sind nun schon nicht mehr in Rom;

ohne zu erwähnen, was von Privatpersonen, z. B. aus dem Pallast Giustiniani, veräußert oder weggebracht worden. S. 407. Von W.s oben erwähnter Sinnesänderung seit der Schrift 'über die Nachahmung' finden sich hier auffallende Spuren: Raphaels Madonna in Dresden, die er damals mit Recht erhoben hatte, soll nun 'nicht von dessen besten (bester) Manier' sein. Welche Parteilichkeit! S. 409. sagt W., das Schöne sei in der Baukunst unter allen Künsten am leichtesten einzusehen. Wir bezweifeln diesen Satz gar sehr, und W.s Urtheile über die St. Peterskirche und den Saal in der Villa Albani, welche er kurzweg, jene für das schönste Gebäude, diesen für den schönsten Saal 'in der Welt' erklärt, bestätigen seine Behauptung eben nicht. Das gröste, prächtigste, und wegen der Kühnheit seiner Kuppel verwundernswürdigste Gebäude ist die St. Peterskirche allerdings.

'Versuch einer Allegorie, besonders für die Kunst.' Man kann wohl ohne Bedenken sagen, daß der Gegenstand dieser Schrift W.s theoretisches Vermögen überstieg. Ohne leitende Grundsätze steuert er aufs Gerathewohl auf dem weitem Meere der schon vorhandnen oder möglichen Allegorien umher. Das Wesen und die verschiedenen Arten der menschlichen Zeichensprache zu ergründen, die Anlage dazu in unserm Geiste und in der Natur nachzuweisen, dieß hat er versäumt. Die Frage zu erörtern, in wiefern die alte Götterlehre schon an sich allegorisch war oder nicht (wobei die verschiedenen Epochen wohl zu unterscheiden sind), und wie sie es durch eine besondre Behandlung noch auf andre Weise werden könne, fällt ihm gar nicht ein. Er mischt Alles durch einander, Personifikationen allgemeiner Begriffe, beigelegte Zeichen, sinnbildliche Handlungen, endlich bloße An-

spielungen auf einzelne Ereignisse. Zuweilen sollte man denken, es sei ihm nicht um Vorschläge für die Kunst zu thun, sondern um die Erfindung einer neuen Hieroglyphenschrift; und einigemale wird man sogar an die bekannten abgeschmackten rebus erinnert, die man in Ermangelung beßeren Zeitvertreibs in Frankreich zuweilen beim Nachtisch enträthselt.

Hr. Meyer sucht der Verwirrung abzuhelfen durch den aufgestellten Unterschied zwischen Allegorie und Symbol, worüber schon in den Propyläen Manches beigebracht worden ist, das Erwägung verdient. Doch zweifeln wir, ob es gelingen werde, durch diese fremden Wörter die in der That etwas verwickelte Sache ins Klare zu setzen. Man hat im Deutschen das vortreffliche Wort 'Sinnbild'. Keinesweges möchten wir der Kunst die Allegorie zum allgemeinen Gesetz machen, wie es W. zu beabsichten scheint; aber wohl kann man sagen, alle Kunst soll sinnbildlich sein, d. h. sie soll bedeutsame Bilder aufstellen. Die Natur schafft durchaus sinnbildlich, sie offenbart immer das Innere durch das Aeußere; jedes Ding hat seine Physiognomie, und dieses gilt von den leblosesten Erzeugnissen, den geometrisch begränzten Körpern an, durch die Pflanzen- und Thier-Welt bis zu den beseeltesten Geschöpfen hinauf. Diese Physiognomie der Dinge soll der Künstler hervorheben, er soll dem Betrachter seinen Sinn für die Durchdringung des Innern leihen. Da aber die Kunst nicht bei Abbildung des einzelnen Wirklichen stehen bleiben darf, wenn sie ihren höchsten Flug nehmen soll, so ist es das Wünschenswertheste, wenn ihr Urbilder gegeben sind, an deren Wirklichkeit geglaubt wird, und die zugleich sinnliche oder geistige Eigenschaften, Triebe, Bedürfnisse und Ahndungen des menschlichen Ge-

müths ausdrücken. Solche Urbilder kann nur eine geheiligte Ueberlieferung darbieten. Auf der unauflöslichen Verschmelzung eines wirksamen Daseins mit einer allgemeinen, für alle Menschen Eines Zeitalters, Eines Stammes, Eines Glaubens gültigen Bedeutung beruht alle übernatürliche und überhaupt alle wahrhafte Dichtung. Es ist aus damit, sobald der Glaube an jene Urbilder und der Sinn dafür verloren geht. Alsdann pflegt die eigentliche mit Freiheit und oft mit Willkür erfundene Allegorie an deren Stelle zu treten. Aber umsonst: Dichten ist schaffen, ποιεῖν, und der Verstand ist ohnmächtig zum Schaffen; er kann seinen Einkleidungen nackter Begriffe keine lebendige Seele einhauchen.

Eine so untergeordnete Stelle nimmt im Gebiete der Kunst die Allegorie im gewöhnlichen Sinne des Wortes ein, welche W. schon in den Schriften 'über die Nachahmung' zum Hauptzweck erheben wollte.

Daß er nicht auf einen methodischen Unterricht gefaßt war, beweiset er unter andern schon dadurch, daß das Wort 'Allegorie' bei ihm in nicht weniger als vier verschiedenen Bedeutungen vorkommt. 1) 'Versuch einer Allegorie'; hier heißt es Theorie der allegorischen Vorstellungsweise, oder wenn man nach dem urtheilen soll, was W. geleistet, Repertorium der Allegorien. 2) 'Allegorie der Begriffe', für allegorische Einkleidung. 3) 'Allegorie der Götter', für allegorische Abbildung. 4) 'Allegorie der Alten', für Erfindung allegorischer Darstellungen.

Ferner unterscheidet W. nicht genug die verschiedenen Gattungen von Werken, wovon seine Beweise hergenommen sind. In Hinsicht auf die Tauglichkeit der Allegorien gelten weit strengere Gesetze für Kunstwerke, die bloß dem allge-

meinen Zweck zu ergötzen und zu belehren gewidmet sind, als für Gelegenheitswerke, deren Bestimmung und Stelle manches an für sich Zweideutige erklären kann. Hier sind bloß durch Uebereinkunft festgesetzte und in gewissem Grade willkürliche Bezeichnungen an ihrem Platze. Dieß gilt insbesondre von den Denkmünzen: sie sind, möchte man sagen, allegorische Epigramme; der beschränkte Raum entschuldigt viele Freiheiten, und am Ende kommt eine Umschrift den unzulänglichen Andeutungen zu Hülfe.

Der Eifer W.s, recht viele Wörter für sein allegorisches Glossar zusammenzuraffen, hat ihn zuweilen bis an die Gränze des Lächerlichen geführt. Ein Eselskopf soll nach S. 566. die Unerschrockenheit angedeutet haben. Hierbei möchte noch Simsons Eselskinnbacken angeführt werden, und der Esel, welchen, wie die Dacier, die Bewohner eines spanischen Dorfes nach der Erzählung des Cervantes (Don Quixote P. II. c. 27.) in ihrem Feldpanier führten. Unsers Bedünkens taugt aber ein Eselskopf zu gar nichts, als einen Eselskopf buchstäblich oder figürlich vorzustellen. W. findet es selbst S. 623. erzwungen, wenn Hyginus sagt, 'ein Eselskopf, welcher an der Lehne eines Triclinium's oder Ruhebettes angebunden war, bedeute, suavitatem invenisse' daß die Alten die Süßigkeit gefunden'. Ein mit Blumen bekränzter Eselskopf könnte schicklich einen geschmacklosen Reichen vorstellen, der sich anmaßt, die Künste zu beschützen, und dafür mit unverdienten Schmeicheleien belohnt wird. Hierher gehört wohl Zettels bekränzter Eselskopf beim Shakspeare.

Bei den Namens-Allegorien, wovon W. im fünften Kapitel handelt, hätte noch das Basrelief auf Eulenspiegels Grabe angeführt werden können. Doch dieß geht tiefer ein:

Die Eule bedeutet, daß er ein wunderlicher Kauz gewesen; der Spiegel, daß er aber dennoch den Leuten die Wahrheit vorgehalten.

'Die Geräthe der Alten', sagt W. S. 596., 'sind allegorisch von den Lampen an bis zu den Rüstungen'. In der 'Erläuter. d. Ged. v. d. Nach.' drückte er sich noch nicht so entschieden aus. S. 208. 'Es ist nicht zu verlangen, daß alle Verzierungen und Bilder der Alten, auch sogar auf ihren Vasen und Geräthen, allegorisch sein sollen.' Den Vers. einer Alleg. schrieb er aber in seinen reifsten Jahren, nach der Gesch. d. K. Hier sieht man also seine Meinung, wie sie sich schließlich festgesetzt. Der Satz ist von der gröfsten Wichtigkeit, denn, je nachdem er als wahr angenommen wird oder nicht, muß die Auslegung der Ueberreste des Alterthums eine ganz andere Richtung nehmen. Wir können W.s Ueberzeugung nicht unbedingt zu der unsrigen machen, und die Kunst der Alten würde uns weniger erfreulich werden, wenn wir annehmen müßten, sie hätten der Einbildungskraft nie vergönnt, ganz frei zu spielen. Sie liebten heitre und belebte Zierraten an bloß mechanischen Geräthschaften, sie entlehnten dergleichen aus der Pflanzen-, Thier- und Götter-Welt, und ließen nicht leicht einen Theil davon leer, dessen Form durch den Gebrauch nicht vorgeschrieben war. Solche Zierraten mochten auf Manches anspielen, dem Geiste Manches vergegenwärtigen, aber daß sie immer mit dem Zwecke einer bestimmten Deutung angebracht gewesen wären, dieß scheint uns mehr als zweifelhaft.

Wenn sich auf einem Gemälde der Pest eine Figur die Nase zuhält (S. 644.), so ist dieß ganz und gar keine Allegorie, sondern ein natürlicher Umstand, welchen zu ergreifen man eben kein Raphael zu sein brauchte. Ueber-

haupt ist, was W. im zehnten Kapitel von Allegorien der Neueren anführt, kaum der Rede werth. Die Kunst der Neueren war ihm ein versiegeltes Buch; sonst hätte er sehen können, daß die großen Meister längst und weit über seinen Begriff geleistet hatten, was er von der Malerei begehrte, nämlich 'die Vorstellung unsichtbarer, vergangner und zukünftiger Dinge'. Wenige Beispiele werden hinreichen, dieß darzuthun. Leonardo da Vincis Bescheidenheit und Eitelkeit ist ein vortreffliches allegorisches Bild: es ist sehr fein gedacht, daß die Eitelkeit auf den ersten Blick schöner zu sein scheint, die Bescheidenheit aber durch wahre Schönheit der Züge ihr weit überlegen ist. Der jugendliche Christus unter den Pharisäern von eben diesem Meister hat neben seinem historischen Inhalt eine höhere allgemeine Bedeutung. Dieses Bild stellt die Aufnahme des Christenthums bei den verschiedenen Religionsparteien sinnbildlich dar. Die abstechenden Trachten und Physiognomien lassen in dem einen Pharisäer das unerleuchtete, aber willige Heidenthum, in einem dritten, der mehr von ferne zuhört, den Mohammedanismus erkennen. Der Heiland deutet ihnen, nach der Geberde seiner Hände, das Geheimniß der Dreieinigkeit; eben so bedeutsam sind die Geberden der Uebrigen: der Jude z. B. hält seine aus einander gespreizten Finger fest auf ein Buch geklammert, zum Zeichen, daß er, auf das Ansehen des alten Testamentes gestützt, diese Lehre verwerfe. Auch die bewundernswürdige Medusa Leonardos darf man wohl eine Allegorie auf die Erzeugung des Häßlichen und Bösartigen in der Natur nennen. Wer kann Raphaels heil. Cäcilia mit Sinn betrachten, ohne zu erkennen, daß dieses Bild, wiewohl die Zusammenstellung der Heiligen dem Künstler zufällig aufgegeben war, das Wesen der Musik,

und insbesondre den Triumph der geistlichen Musik über die weltliche allegorisch vorstellt? Verschiedne von den Stanzen Raphaels sind anerkannt allegorisch, und die, welche bloß historisch zu sein scheinen, haben durchgehends eine allgemeinere Beziehung. Die sogenannte Disputa umfaßt das ganze Mysterium des Christenthums. Der berühmte Alterthumsforscher d'Hancarville hat eine ausführliche Deutung der Stanzen geschrieben, woraus dem Verfaßer dieser Anzeige, als er den würdigen Greis in Padua kennen lernte, Einiges in der Handschrift mitgetheilt ward. Wir bewunderten daran den Scharfsinn, womit auch die geringsten Nebenwerke in diesen Gemälden als bedeutsam gerechtfertigt wurden. D'Hancarville hatte auch über merkwürdige allegorische Bilder des Giotto zu Padua gearbeitet; wir wißen nicht, ob diese Schriften im Druck erschienen sind. Von den allegorischen und zum Theil mystischen Vorstellungen anderer alten Meister wollen wir nicht reden: es war das Jahrhundert tiefer Gedanken. Die Allegorien des Mantegna verdienen vorzüglich Aufmerksamkeit. Aber er hat die Laster mißgestaltet gemalt, und dieses verbietet W., der die Ketzerei (die vielleicht beßer ungemalt bliebe) hübsch gemalt wißen will. Ist der Begriff des Bösen einmal anerkannt, so steht er schwerlich anders als durch die Häßlichkeit auszudrücken. Dieß kann auf eine erhabene Weise geschehen, wie Raphael in dem Gesichte Satans, der von dem Erzengel niedergestürzt wird, und Michelangelo vielfältig gezeigt haben. Wenn die Alten der Bedeutung zu Lieb sich nicht gern etwas von der Schönheit abdingen ließen, so muß man gestehen, sie waren genügsam in der Charakteristik: wie hätte sonst, nach der bekannten Geschichte, Agorakrit seine bekleidete Venus eine Nemesis umtaufen dürfen.

Zu dem 'Verf. einer Allegorie' hat Hr. Meyer schätzbare Anmerkungen geliefert, welche meistens die Brauchbarkeit der Allegorien, und die angeführten Kunstwerke betreffen. In Bezug auf die Beweisstellen aus den Klassikern aber erwartet diese Schrift noch ihren Fea, der sie aufsuchte, vergliche, und wo es nöthig, die Angaben berichtigte. Wir geben nur ein Paar Beispiele. S. 542. 'Prometheus bedeutet auch die Sonne, wie uns Sophokles lehret, welcher ihm den Beinamen Titan giebt.' W. hat den Dichter (Oedip. Col. v. 55.) in dieser Stelle ganz mißverstanden; *Τιτὰν Προμηθεύς* bedeutet bloß, daß er aus dem Geschlechte der Titanen war. S. 517. 'Venus wurde gebildet mit einer Taube auch bei den Hetruriern, weil, nach dem Aristophanes, die Verliebten das Vogelwerk liebten.' Wie kann nur W. über einer so weit hergeholten und noch dazu lächerlich ausgedrückten Beziehung das nahe Liegende übersehen? Daß die Tauben wegen ihrer wollüstigen Zärtlichkeit der Venus zugeeignet worden, so wie die Sperlinge aus ähnlichen Ursachen, leuchtet ja jedem ein.

B. III. u. IV. enthalten die erste Hälfte der 'Geschichte der Kunst des Alterthums' nach der angenommenen Eintheilung bis zum Schluße des fünften Buchs, nach der Dresdner Ausg. bis Th. I. S. 189. Hier hatten die Herausgeber das schwierigste Geschäft. Man weiß, daß W., durch den Tod übereilt, an dieses Werk nicht die letzte Hand hat legen können. Früher hatte er Nachträge und Berichtigungen geliefert; ('Anmerkungen über die Geschichte der Kunst.' Dresden 1767.). Die Wiener Herausgeber arbeiteten nach seiner Handschrift, aber, wie man sie beschuldigt, nachläßig und verfälschend. Aus diesen verschiedenen Bestandtheilen mußte also der Text nach den wahrscheinlichen

Absichten des Verfaßers zusammengestellt werden, und die Herausgeber haben dieß mit behutsamer Sorgfalt geleistet. Wo der Zusammenhang sie nöthigte, etwas wegzulaßen, haben sie es in die Anmerkungen gebracht. Wir gehen die Abschnitte nach einander durch.

Beide Vorreden, die zu der ersten Ausgabe und die zu den Anmerk. über die Gesch. d. K., sind voran gesetzt; mit Recht: jede enthält wichtige allgemeine Ansichten.

Buch I. 'Von dem Ursprunge der Kunst und den Ursachen ihrer Verschiedenheit unter den Völkern'.

S. 14. will W. den Einfluß der ägyptischen Kunst auf die griechische leugnen: 'Aber daraus läßt sich nicht beweisen, daß die Griechen die Kunst von den Aegyptern erlernt haben. Es mangelte ihnen sogar an Gelegenheit dazu; denn vor den Zeiten des Psammetichus, eines der letzten ägyptischen Könige, war allen Fremden der Zutritt in Aegypten versaget, und die Griechen übeten die Kunst schon längst vorher'. Die Herausgeber weisen (Anm. 47.) den Abate Fea mit seinen Einwendungen ab, und sagen, die Richtigkeit der Behauptung liege am Tage. Wie uns dünkt, laßen sich vielmehr sehr bedeutende Zweifel dagegen erheben. Wenn die Griechen vor Psammetichus so gar keinen Verkehr mit den Aegyptiern hatten, woher nahm denn Homer seine Kenntniß vom Nil, von der ägyptischen Arzneikunde, von dem hunderthorigen Thebe in Oberägypten? Man hat die Sagen vom Danaus und Cekrops bezweifeln wollen, weil die Aegyptier nie ausgewandert seien. Aber vielleicht muß man sich unter diesen Ansiedelungen nicht sowohl Kolonien, als priesterliche Missionen denken. Daß die Priester der alten Welt, wo sie als Kaste mächtig waren, ganz eigentlich dergleichen gehabt, ist nach den neuesten Untersuchungen über Indien

Zu dem 'Verſ. einer Allegorie' hat Hr. Meyer ſchätzbare Anmerkungen geliefert, welche meiſtens die Brauchbarkeit der Allegorien, und die angeführten Kunſtwerke betreffen. In Bezug auf die Beweisſtellen aus den Klaſſikern aber erwartet dieſe Schrift noch ihren Fea, der ſie aufſuchte, vergliche, und wo es nöthig, die Angaben berichtigte. Wir geben nur ein Paar Beiſpiele. S. 542. 'Prometheus bedeutet auch die Sonne, wie uns Sophokles lehret, welcher ihm den Beinamen Titan giebt.' W. hat den Dichter (Oedip. Col. v. 55.) in dieſer Stelle ganz mißverſtanden; *Τιτὰν Προμηθεύς* bedeutet bloß, daß er aus dem Geſchlechte der Titanen war. S. 517. 'Venus wurde gebildet mit einer Taube auch bei den Hetruriern, weil, nach dem Ariſtophanes, die Verliebten das Vogelwerk liebten.' Wie kann nur W. über einer ſo weit hergeholten und noch dazu lächerlich ausgedrückten Beziehung das nahe Liegende überſehen? Daß die Tauben wegen ihrer wollüſtigen Zärtlichkeit der Venus zugeeignet worden, ſo wie die Sperlinge aus ähnlichen Urſachen, leuchtet ja jedem ein.

B. III. u. IV. enthalten die erſte Hälfte der 'Geſchichte der Kunſt des Alterthums' nach der angenommenen Eintheilung bis zum Schluße des fünften Buchs, nach der Dresdner Ausg. bis Th. I. S. 189. Hier hatten die Herausgeber das ſchwierigſte Geſchäft. Man weiß, daß W., durch den Tod übereilt, an dieſes Werk nicht die letzte Hand hat legen können. Früher hatte er Nachträge und Berichtigungen geliefert; ('Anmerkungen über die Geſchichte der Kunſt.' Dresden 1767.). Die Wiener Herausgeber arbeiteten nach ſeiner Handſchrift, aber, wie man ſie beſchuldigt, nachläßig und verfälſchend. Aus dieſen verſchiedenen Beſtandtheilen mußte alſo der Text nach den wahrſcheinlichen

chen aus aſiatiſchem, vermuthlich indiſchem Geblüt. Dieß ließe ſich durch viele andre Beweisgründe unterſtützen. Die an den Statuen bemerkte ungemeine Schmächtigkeit der Weiber über den Hüften iſt auch ein indiſcher Zug, wie man an den Bildern der Bajaderen ſehen kann. Wiewohl die ägyptiſche Bildung bei weitem nicht ſo ſchön und ſo günſtig für die Kunſt war, als die griechiſche, ſo ſcheint uns doch W.s Ausdruck S. 66., 'eine Art fineſtſcher Geſtaltung', gar nicht treffend.

S. 69. 'Was zum zweiten die Gemüths- und Denkungsart der Aegypter betrifft, ſo waren ſie ein Volk, welches zur Luſt und Freude nicht erſchaffen ſchien.' Nachher bringt W. die Eremiten der chriſtlichen Zeit in Erinnerung, um die Melancholie der alten Aegyptier zu beweiſen. Aus den älteſten und glaubwürdigſten Berichten, denen des Moſes und Herodot, haben wir einen ganz andern Eindruck von einem geſunden, heitern und ſinnlich genußreichen Leben unter dem reinſten Himmel und in dem damals fruchtbarſten Lande der Welt gewonnen. Man leſe nur die Beſchreibung von dem ausgelaßenen Jubel bei manchen Feſten (Herod. II. 48. 60.), und dergleichen Feſte waren häufig. Die große Freiheit, welche die Frauen genoßen, darf auch nicht vergeßen werden. Es iſt irrig, daß die Aegyptier die Muſik nicht ſonderlich geübet, wie W. ſagt: ſie liebten Geſang und Muſik, und zwar ſehr rauſchende Inſtrumente. Der Ernſt mancher Gebräuche war wohl mehr prieſterliche Zucht, als natürliche Anlage; das Herumzeigen eines Mumienbildes bei Gaſtmählern war ja ſogar eine Aufmunterung zum Genuß (Herod. II. 78.). Doch wußten die Prieſter auch für die Freude des Volkes zu ſorgen, und die Zeit, wo einige Könige die Prieſter unterjocht, die Tempel geſchloßen hatten,

wird als die mühseligste und traurigste geschildert, welche Aegypten jemals erlebt.

In der Anm. 274. zu S. 77. verwerfen die Herausgeber Feas Eintheilung der ägyptischen Kunstgeschichte, und behaupten die von W. gegebene. Eine Epoche noch vor dem Sesostris zu unterscheiden, ist freilich nicht thunlich, weil Sesostris selbst schon in ein dunkles Alterthum zurücktritt. Sonst aber stimmt, so viel wir wißen, Feas Eintheilung mit der des gelehrtesten Kenners ägyptischer Alterthümer, Zoëga, ziemlich überein. Den ältesten Zeitraum benennt dieser schicklich vom Sesostris, den zweiten vom Psammetichus, mit dessen Regierung er anhebt; dann kommt die Zeit der Ptolemäer, und endlich die der römischen Nachahmungen. So viel ist einleuchtend, daß die Eroberung des Kambyses keinen gültigen Eintheilungsgrund abgeben kann, wie W. will. Die persische Herrschaft bewirkte nur einen allgemeinen Druck; auf die Art, die Kunst auszuüben, konnte sie aus bekannten Ursachen nicht den mindesten Einfluß haben. Die Ansiedelung der Jonier hingegen unter dem Psammetichus konnte es allerdings; denn wiewohl die Aegyptier fortfuhren, die Griechen für unrein zu halten, so erfolgte doch ohne Zweifel durch königliche Begünstigung (viele Könige waren φιλέλληνες) gegenseitige Mittheilung von Kenntnissen und Künsten.

Der ganze Abschnitt von den Steinarten der ägyptischen Denkmale S. 122...140. ist ein Gewebe von Irrthümern. Die Herausgeber überheben sich Anm. 455. aller Berichtigung, mit der Erklärung, sie seien keine Mineralogen von Profession. Allein, wenn W. den Granit und den Porphyr zu vulkanischen Erzeugnissen machen will, so drücken sie sich doch gar zu schüchtern aus: 'Die Mineralogen unsrer Zeit

möchten über die Entstehung des Granits und Porphyrs andrer Meinung sein, und auch wohl Recht haben'. Es giebt ja keine ausgemachtere und gemeinere Kenntniß, als die, daß der Granit ausschließend den Urgebirgen angehört. Porphyre giebt es in andern Welttheilen, die von vulkanischer Bildung sein könnten; aber der Porphyr der alten Säulen und Statuen ist ebenfalls unbezweifelt eine Urgebirgsart. Der ägyptische Basalt führt zwar in sofern seinen Namen mit Recht, daß ihn Plinius so nennt, mit einem ägyptischen Namen, der die Eisenfarbe und Härte des Steins ausdrückte. Aber es ist doch verwirrend, daß die Antiquare eine andre Sprache führen, als die Mineralogen. Was diese Basalt nennen, ist von jenem mehr durch die Gebirgsarten, wo er sich findet, als durch Bestandtheile und Farbe verschieden. So viel der Verfaßer dieser Anzeige sich erinnert, erklärte Alexander von Humboldt, mit dem er das Vergnügen hatte, die sogenannten basaltenen Löwen am Kapitol gemeinschaftlich zu betrachten, die Steinart für Hornblende mit durchlaufenden Feldspath-Adern, dergleichen sich im Granit eingesprengt findet. Dieß letzte hatte schon Lord Montague auf seiner Reise in Aegypten bemerkt. (S. seinen Brief an W. Oeuvres de W. traduits par Jansen. T. I. p. 632.) Die Aegyptier zogen also ohne allen Zweifel ihren Basalt aus eben den Steinbrüchen, wo sie den Granit brachen.

Indessen wegen der mineralogischen Irrthümer ist W. durch den damaligen Zustand der Wißenschaft vollkommen gerechtfertigt. Darüber muß man sich aber billig verwundern, daß er den Plinius so sehr mißverstanden. S. 127. 'Von' (Vom) 'Porphyr finden sich zwo Arten, der rothe, vom Plinius Pyropoecilon' (Pyropoecilus im Nom.) 'genannt, und der grün-

liche, welcher der seltenste, und zuweilen wie mit Golde besprizt ist, welches Plinius von dem thebanischen' (thebaïschen) 'Steine sagt.' Eben so viel Mißverständnisse als Sätze. Der Pyropoecilus (wir möchten lieber gegen Harduins Meinung πυῤῥοποίκιλος lesen) des Plinius ist der rothe Granit, wie Fea richtig bemerkt hat. Nur sollte in der Anm. 446. nicht 'wahrscheinlich' hinzugesetzt sein; die Sache ist ganz gewiß. Denn Plinius sagt: Circa Syenen vero Thebaïdis Syenitis, quem ante pyropoecilon vocabant. Trabes ex eo fecere reges quodam certamine, obeliscos vocantes. Alle ägyptischen Obelisken sind aber aus rothem Granit. Eben diese Steinart nennt Plinius hier nach der Lage der Steinbrüche Syenit und anderswo (Lib. XXXVI. c. 8.) lapis Thebaicus. Porphyr ist aus porphyrites zusammengezogen, worunter Plinius aber einfärbigen rothen Marmor versteht. Der wahre plinianische Name unsers Porphyrs (wie Fea gleichfalls eingesehen) ist Leucostictos, oder nach einer andern Lesart Leptopsephos. Beide Benennungen sind schicklich: λευκόστικτος, weiß punktiert; ψηφοί heißen unter andern die zu eingelegten Fußböden zubereiteten viereckigen Steinchen: λεπτόψηφος bedeutet also eine wie mit feiner Mosaik eingelegte Steinart. Harduin erklärt das Wort falsch. Der goldglänzende Stein des Plinius gehört gar nicht hierher. Er zählt (L. XXXVI. c. 8. sect. XIII.) die verschiedenen zu Mörsern tauglichen Steinarten auf: als eine darunter den Granit, eine andre ex chalazio chrysitin. Chalazium ist vermuthlich der verfälschte oder wirkliche Name des Steinbruchs, und χρυσίτης entweder eine Granitart mit häufiger Mica, oder ein goldhaltiger Schiefer. Plinius unterscheidet also diesen goldglänzenden Stein auf das bestimmteste von dem thebaïschen, oder dem gewöhnlichen rothen Granit.

Daher, daß W. die ächte Benennung des Porphyrs verkannte, entstanden nun auch seine überflüßigen Zweifel, ob dieser Stein in Aegypten gebrochen worden sei. Plinius bezeugt es ja ausdrücklich, und die Stelle des Aristides erklärt Fea (Anm. 450.) richtig von dem an die östlichen Gebirge Aegyptens gränzenden Landstrich, der unter dem Namen Arabiens mitbegriffen ward, wie aus hundert Stellen des Herodot erhellet.

Die Untersuchung der Steinarten der alten Denkmäler ist zwar zunächst für den Mineralogen wichtig, weil die meisten Steinbrüche, woher sie gekommen, uns unzugänglich geworden sind, aber die Kunstgeschichte darf sich ebenfalls bedeutende Aufschlüße davon versprechen.

Wenn wir die sämmtlichen Abschnitte von der Kunst der Aegyptier überschauen, so scheint uns W. gegen sie ziemlich ungerecht zu sein. Von ihrer Baukunst sagt er gar nichts: und dennoch wurden ihre unzerstörbaren Riesenwerke von gebildeten Griechen, deren Baukunst dagegen nur eine Art Miniatur war, als die größten Wunder der Welt angestaunt; und nach dem Zeugniß neuerer Reisenden, welche die Ruinen am besten gesehen, gewähren sie einen überschwenglichen Eindruck von Erhabenheit, Pracht und geheiligter Würde. Was wollen die Herausgeber nur damit sagen (Anm. 271.), die Aegyptier hätten auch in der Baukunst keinen veredelten Geschmack gezeigt? Wir verweisen sie auf Denon. Uebrigens war die Baukunst der Aegyptier weit phantasiereicher, als die der Griechen. Die Bildhauerei stand bei jenen, wie überall, wo sie ins Große geht, in dem engsten Zusammenhange mit der Architektur. Ferner sollte die Ausübung beider Künste nach der Landesart beurtheilt werden. Die Aegyptier zogen die dunkeln Steinarten vor,

dünkt, längst nicht genug; wir würden uns noch stärker als die Herausgeber (Anm. 284.) ausdrücken. Es ist wahre Natur, und doch durchaus idealisch behandelt, sofern es Thiergestalten irgend werden mögen. Nie ist das Wort des Dante:

A guisa di leon, quando si posa,

erhabener verwirklicht worden. Die zwei Löwen am Kapitol haben den Vorrang an großartiger Ruhe; die bei den diokletianischen Bädern (sowohl als jene vom alten Stil vor dem Psammetichus) sind lebendiger und künstlicher geworfen. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß sie, zu großer Störung des Genußes, an der Fontana felice unrichtig aufgestellt sind: nämlich die schmale Seite der Base nach vorn, und die Köpfe gegen einander. Auf diese Art sieht man von beiden Seiten des Springbrunnens bloß den gekrümmten Rücken, die am wenigsten ausgearbeitete Seite. Der zur Rechten sollte zur Linken stehen, und umgekehrt, aber herumgewandt, nämlich die lange Seite der Base, wo man zugleich den Kopf, die vier Pfoten und den Schweif sieht, nach vorn, und die Rückseite an eine Mauer angelehnt; so lagen sie vermuthlich vor Alters am Eingange eines Tempels oder Pallastes. Canova hat in einer kleinen Schrift einen ähnlichen Fehler bei der Aufstellung der Kolossen auf Monte Cavallo gerügt, und durch Umrisse einleuchtend gemacht, daß die Pferde nicht herumgewandt, was unangenehme Verkürzungen verursacht, sondern der Länge nach gegen ihre Bändiger stehen sollten.

Buch III. 'Von der Kunst der Hetrurier und ihrer Nachbarn.'

S. 164. 'Vornehmlich aber und zuerst ist darzuthun, daß die Kunst unter den Hetruriern durch die Griechen, wo

nicht gepflanzt, wenigstens befördert worden.' Dieß ist wieder einer von den bestreitbaren Sätzen W.s, dessen Prüfung uns hier zu weit führen würde. Man sollte wenigstens nicht so unbestimmt von Griechen sprechen, sondern sich erklären, ob man Pelasger oder Hellenen meint. Der Einfluß der Hellenen konnte erst sehr spät stattfinden (etwa zur Zeit der Niederlaßung des Korinthiers Damaratus*)), und was die Pelasger betrifft, so kommt Alles darauf an, was man sich unter diesem Namen, und wie man sich ihr Verhältniß zu den Etruriern denkt. Wir verweisen auf das unlängst erschienene italiänische Werk über die älteste Geschichte Italiens von Micali (L'Italia avanti il dominio dei Romani. T. III.), der alle mythologischen Einwanderungen der Griechen in Italien entschieden leugnet.' Dieses Buch ist mit vielen Abbildungen etruriſcher oder für etruriſch gehaltener Werke von den Herren Riepenhausen ausgestattet. Die Frage muß auf jeden Fall mehr nach geschichtlichen, als nach künstlerischen Gründen entschieden werden, wegen der anerkannten Schwierigkeit, die etruriſchen und die ältesten griechiſchen Arbeiten bloß vermöge des Stils, ohne Hülfe der Inschriften und örtlichen Umstände, von einander zu unterscheiden. Die Aehnlichkeit des Stils in den etruriſchen und den ältesten griechiſchen Werken erkannte schon Strabo. Selbst die Schrift

*) Die Ansiedelung griechiſcher Kolonien in Etrurien beweiſet nichts, so lange nicht ausgemacht ist, ob sie mehr Kunstbildung mitbrachten, oder mehr vorfanden. Jenes mochte die griechiſche Eitelkeit leicht vorgeben; aber es scheint uns sehr gewagt, wie W. S. 167. thut, von 'unwißenden ursprünglichen Hetruriern' zu sprechen. Dasselbe gilt von dem unleugbaren gegenseitigen Verkehr zwiſchen den Etruriern und den griechiſchen Kolonien in Sicilien und Großgriechenland.

gewährt nicht immer ein unzweideutiges Kennzeichen, weil die etruriſche wahrſcheinlich mit der älteſten griechiſchen einerlei iſt. W., der die ſogenannten etruriſchen Gefäße zuerſt für die griechiſche Kunſt zurückforderte, hat den Etruriern noch manches zugeſprochen, was unleugbar von griechiſcher Hand iſt.

Wir faßen unſre Anſicht des ganzen Verhältniſſes zuſammen. Die urſprüngliche nahe Verwandtſchaft beider Völker erhellet aus den Sprachen: nur ſind in der etruriſchen die ältern Formen beibehalten, während die helleniſche ſtarke Umgeſtaltungen erfahren hatte. Eben ſo ſcheint die Mythologie der Etrurier gleichſam eine abweichende Mundart, eine ältere Ueberlieferung geweſen zu ſein, als die, welche in Kleinaſien und Griechenland aufbewahrt worden. Die Etrurier waren der prieſterlichen Zucht zugethan geblieben, die Hellenen hatten ſich ihr entzogen: dieß begründet den Unterſchied ihrer geſammten Bildung. Ueberall, wo man in der alten Welt ein unter prieſterlicher Leitung ſtehendes Volk antrifft, darf und muß man uralte Wißenſchaft und Bildung, das Erbtheil einer unbekannten Vorwelt, vorausſetzen. Dieſe Wißenſchaft und Bildung kann mit dem Fortgange der Zeit ſich verdunkeln und verloren gehen; ſo lange ſie aber in ihrer Unwandelbarkeit beſteht, trägt ſie ein ganz andres Gepräge, als die weit jüngere, ſelbſt erworbene und frei fortſchreitende Bildung. So fern es in den Geſchichten eines ſo dunkeln Alterthums thunlich iſt, möchte ſich einleuchtend machen laßen, daß die Pelasger nicht ein beſondres Volk, ſondern eine Kaſte waren, die Kaſte der Prieſter. Unter der 'Flucht der Pelasger' hätte man ſich demnach die entſcheidende Begebenheit zu denken, daß der Stamm der Adlichen oder der Krieger ſich gegen die gebornen Prieſter auf-

lehnte, sie verfolgte, zerstreute, und sie nöthigte, auszuwandern, oder ihren alten Vorrechten und bindenden Sitten zu entsagen. Dieser Begebenheit verdankte Hellas zunächst die freiere Entwickelung seiner Heldensage und Dichtung, welche durch priesterliche Herrschaft aus begreiflichen Gründen gehemmt wird; weswegen auch die Aegyptier keinen Heroendienst hatten (Herod. II. 50. *νομίζουσι δ' ὧν Αἰγύπτιοι οὐδ' ἥρωσι οὐδέν*). Wenn also an etruriſchen (verhältnißmäßig ziemlich ſpäten) Arbeiten Vorſtellungen aus der helleniſchen, in Griechenland örtlich einheimiſchen Heldenſage vorkommen, ſo müßen ſie den Etruriern allerdings von den eingewanderten, oder in Großgriechenland anſäßigen Hellenen mitgetheilt ſein; hieraus folgt aber für ſich allein noch nicht, daß ſie auch bei der künſtleriſchen Ausarbeitung griechiſche Muſter vor Augen gehabt hätten.

S. 175. Von der Melancholie der Etrurier denken wir, einſtimmig mit Fea, eben ſo wie bei den Aegyptiern. Sie waren eines der weiſeſten, und in der Zeit ihrer Blüthe freieſten und glücklichſten Völker des Alterthums.

S. 166. 'Die zweite Wanderung der Griechen nach Hetrurien geſchah ungefähr dreihundert Jahre nach des Homerus Zeiten, und eben ſo viel Jahre vor dem Herodotus, zufolge der Zeitrechnung, die dieſer Scribent ſelbſt angiebt'. Die Angaben ſtimmen nicht überein, denn dieſer Geſchichtſchreiber ſetzt den Homer nur 400 Jahre vor ſeiner Zeit. (II. 53.)

S. 182. Daß die Etrurier neun Gottheiten den Blitz beilegten, hat wohl nichts damit gemein, daß die Griechen wegen allegoriſcher oder mythologiſcher Anſpielungen einige Gottheiten außer dem Jupiter mit dem Blitze bewaffneten, deren W. wirklich neun zuſammen bringt. Die Unterſchei-

dung eilf verschiedener Arten von Blitzen, wovon drei dem Jupiter zugeschrieben wurden, war bei den Etruriern eine physikalische Beobachtung. Sie kannten schon die Erdblitze, welche die Erfahrung neuerer Physiker bestätigt, und es läßt sich kaum bezweifeln, daß sie das Elektrophor und den Blitzableiter, aber als priesterliches Geheimniß, besessen (Plin. H. N. II. 52. 53.).

W. führt nirgends den Namen eines etruriſchen Künstlers an. Mamurius, ein Zeitgenoße des Numa, hatte die Schilde der Salier verfertigt, und die Bildsäule des Vertumnus, die am römischen Forum stand, in Erz gegoßen. Sein Name war durch die uralten Gesänge der Salier verewigt. S. Propert. IV. El. 3. v. 61. Ovid. Fast. III. 383. Vgl. Lanzi Saggio di lingua etrusca, T. I. p. 144. sqq. Diese Angabe ist wichtig für das höhere Alter der etruriſchen Kunst, wenn man es auch nicht wörtlich zu nehmen hat, was Plinius sagt (XXXVI. c. 5.), die Bildgießerei habe in Griechenland erst mit dem Phidias angefangen.

B. IV. 'Von der Kunst unter den Griechen.'

S. 43. 'Michael' (Michel) 'Angelo ist gegen den Raphael was Thucydides gegen den Xenophon ist'. W. hat hier, wie gewöhnlich, den Michel Angelo zurückzusetzen gedacht, und ganz gegen seine Absicht hat er den Raphael übel betheilt, indem er ihn mit einem der beschränktesten Köpfe unter allen Schriftstellern der guten Zeit vergleicht, von denen etwas auf uns gekommen. Die Anmuth des Raphael, die einzige Eigenschaft, derentwegen die Vergleichung einen Schein von Schicklichkeit haben könnte, war sein; die des Xenophon gehörte seinem Zeitalter und Geburtsort, und was ist sie gegen die Anmuth des Plato?

S. 56. 'Die Bildung der Schönheit hat angefangen mit dem einzelnen Schönen, in Nachahmung einer schönen menschlichen Gestalt, auch in Vorstellung der Götter' u. s. w. Dieser Satz, wie sehr sich auch die Herausgeber bemühen, ihn richtiger zu bestimmen, bleibt dennoch falsch, und steht im Widerspruch mit W.s eignen Lehren. Wir würden vielmehr sagen: die Bildung des Schönen bei den Griechen ist ausgegangen von allgemeinen urbildlichen Begriffen, und allmälich zur Nachahmung des Einzelnen herabgestiegen, worin sie erst spät die lebendigste Wahrheit erreicht hat.

S. 69. 'Die vielen Hermaphroditen in verschiedener Größe und Stellung zeigen, daß die Künstler in der aus beiden Geschlechtern vermischten Natur ein Bild hoher Schönheit auszudrücken gesucht haben'. Nicht ein Bild hoher Schönheit wollten sie ausdrücken, sondern ein Bild der weichsten, nach dem, was die Natur nicht gestattet, lüsternen Wollust, und dieß ist ihnen auch vollkommen gelungen. Die Herausgeber bringen über den Charakter und Werth der berühmtesten schlafenden Hermaphroditen treffende Bemerkungen bei. Da sie jetzt in Paris beisammen sind, so könnte man das Vergnügen der unmittelbaren Vergleichung haben; dieß war aber bei der bisherigen Aufstellung nicht der Fall. Jedem leuchtet ein, daß diese Statuen, die vermuthlich zur Verzierung von Badegemächern dienten, gemacht sind, von oben herab und frei von allen Seiten gesehen zu werden: der florentinische hingegen stand dort sehr unbequem auf einem Sarkophage (ein memento mori gegen den üppigen Eindruck!) in der Höhe des Auges und an die Wand angelehnt.

S. 101. 'Zu eben dieser Bemerkung gehören die Centauren, in Absicht ihrer Haare auf der Stirne, als welche

beinahe eben so wie die Haare des Jupiters geworfen sind, um vermuthlich ihre Verwandtschaft mit dem Jupiter anzudeuten, da sie nach der Fabel vom Ixion und einer Wolke, die die Gestalt der Juno hatte, gezeuget worden.' Das ist in der That eine seltsame Verwandtschaft. Müßte auch Jupiter sich gefallen laßen, für verschwägert mit dem Ixion zu gelten, weil dieser die Scheingestalt seiner Gattin besessen, so könnte man W. mit dem Grundsatze des römischen Rechts antworten: affinitas personam non egreditur. Es wird wohl mit der Aehnlichkeit nicht mehr auf sich haben, als mit der Verwandtschaft.

S. 109. Hier läßt doch W. einmal den Christusköpfen des Leonardo da Vinci Gerechtigkeit widerfahren. Der Verfaßer dieser Anzeige sah einen im Profil, von wunderwürdiger Schönheit, in der Gemäldesammlung des Prinzen Scilla zu Neapel.

Anm. 309. zu S. 113. sagen die Herausgeber von der kapitolinischen Venus: 'Etwas größer als die mediceische, und in Hinsicht auf den Charakter ihrer Gestalt mehr entwickelt, steht sie an Kunstverdienst nur wenig hinter derselben zurück.' Sollte nicht was an den beiden, freilich sehr verstümmelten Statuen der Venus in Dresden alt ist, den Vorzug verdienen? Nach der Fleischigkeit der Formen, den starken Brüsten (besonders auch die Linie des Beines unter der Wade ist zu sehr geschweift), schien uns die kapitolinische Venus immer eine ziemlich vergröberte Nachahmung der mediceischen oder des gemeinschaftlichen Urbildes. Einen Theil ihres Ruhmes verdankt sie wohl der fast beispiellosen Erhaltung, aber eben diese könnte einen Verdacht erwecken, den wir einem verwegnern Zweifler zu äußern überlaßen.

S. 119. 'Es hat dieselbe (Ceres) — — ein erhabenes Diadem nach Art der Juno, hinter den vordern Haaren, die sich auf der Stirn in einer lieblichen Verwirrung zerstreut erheben; so daß dadurch vielleicht ihre Betrübniß über den Raub ihrer Tochter Proserpina angedeutet werden soll.' Dieß möchte sein, wo Ceres die Proserpina suchend vorgestellt wird; aber in ruhigen Bildnissen, welche den seligen Stand der Götter ausdrückten, wurde schwerlich solch ein Kennzeichen eines vorübergehenden Grames aufgenommen.

Anm. 331. Wir sind ganz mit den Herausgebern einverstanden, daß die Pallas von Velletri, wiewohl ein vortreffliches Werk, in der ersten Freude über den seltnen Fund etwas überschätzt worden.

Anm. 334. Die vorlängst in Frankreich befindliche laufende Diana mit einer Hindin haben wir oft mit Aufmerksamkeit betrachtet. Sie ist allerdings eine schöne und vorzüglich eine belebte Statue; aber sie mit dem vatikanischen Apoll zu vergleichen, ja als das Gegenstück dazu anzusehn, dieß wäre uns, ohne die Behauptung der französischen Antiquare (Notice des statues du Musée Napoléon. Paris 1810. S. 12.), nicht im Traume eingefallen.

Anm. 370. sind die Herausgeber geneigt, die Amazone aus der Villa Mattei, jetzt in Paris, für das Original von Polyklet zu halten. Doch machen sie sich selbst den gegründeten Einwurf, die vom Plinius gerühmte Amazone dieses Meisters sei von Erz gewesen. Ueberhaupt scheint Polyklet bloß in Erz gegossen zu haben: wir erinnern uns keines Zeugnisses, wonach ihm Arbeiten in Marmor beigelegt würden.

S. 130. sagt W. von den Amazonen: 'Keine Köpfe wären unsern Künstlern beßere Modelle zu Figuren geheiligter Jungfrauen gewesen, und dennoch ist es niemanden eingefallen.' Ja wohl ist etwas so Verkehrtes Niemanden eingefallen! Wir führen diesen abenteuerlichen Vorschlag W.s nur an, um zu zeigen, wie so gar keine Ahndung von dem Wesen der christlichen Ideale er gehabt. Die Künstler, welche bei ihren Madonnen die Antike vor Augen hatten, haben auf eine Juno hingearbeitet, und dieß ist weit schicklicher. Uebrigens dürfte eine solche Vermischung überhaupt unstatthaft und gewissermaßen profan sein. W. legt die längst durch fromme Begeisterung gelösten Aufgaben der christlichen Kunst verschiedentlich vor, als wäre noch nichts darin geleistet.

Anm. 477. reden die Herausgeber von dem heutigen Zustande der Kunst: 'Unsre Maler und Bildhauer ahmen freilich die Werke des Alterthums nach, doch selten etwas mehr als die äußere Gestalt derselben, die Schale, nicht den Kern, den göttlichen Lebensfunken in ihnen.' Dieses Urtheil dünkt uns etwas hart; der Verfaßer dieser Anmerkung ist wohl seit geraumer Zeit nicht in Rom gewesen, sonst würde er vielleicht von den Arbeiten eines Thorwaldsen, und verschiedener deutschen und französischen Bildhauer günstiger urtheilen. (S. Artistische und Litterarische Nachrichten aus Rom. An Goethe. Im Intell. Bl. der Jen. Allg. L. Z. 1805. Okt. *)) Selbst für W.s Ruhm ist die Anerkennung der neuesten Fortschritte in der Skulptur wichtig; denn er hat doch den ersten Antrieb dazu gegeben. Auf solche Art macht man die Künstler irre: erst treibt man sie

*) [S. Vermischte Schriften Bd. III. S. 231. ff.]

zur Nachahmung der Antike, und dann wirft man ihnen vor, sie seien bloße Nachahmer. Die Griechen scheinen das Wesen der Skulptur dergestalt erschöpft zu haben, daß man sich kaum von ihrem Vorbilde entfernen kann, ohne Gefahr, aus den Gränzen der Kunst selbst zu verirren. Ueber die Unmöglichkeit einer eigenthümlich modernen und dennoch ächten Skulptur sehe man obigen Aufsatz. Mit der Malerei verhält es sich hingegen ganz anders. Fürs erste sind keine Werke namhafter griechischer Maler auf uns gekommen; und hätten wir sie auch, so würde es doch wohl bei dem Satze des Hemsterhuys sein Bewenden haben, die Maler der Alten seien zu sehr Bildhauer, so wie die Bildhauer der Neueren zu sehr Maler gewesen. Indem W. die Nachahmung der Antike uneingeschränkt ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Künste predigte, hat er die Malerei auf einen Irrweg geführt. Bei Mengs diente die Nachahmung des Correggio zum besten Gegengewicht, aber da er selbst aus der Antike fast nur die Lieblichkeit jugendlicher Bildungen ergriffen hatte, so löste sich die Nachahmung in seiner Schule bald in süßliche Unbedeutendheit auf. Die französische Schule wollte es strenger mit der Zeichnung nehmen, und verabsäumte darüber Kolorit, Helldunkel, Perspektive, selbst malerische Gruppierung. Viele ihrer Gemälde gleichen schlecht kolorierten Basreliefs auf einem grauen Grunde. Neben der eingelernten Wißenschaft konnten sie doch ihren National-Charakter nicht los werden, sie mußten ihren Zeitgenoßen durch heftigen Ungestüm der Geberden zu gefallen suchen, daher sehen ihre Figuren nicht selten aus, als ob in eine Antike die Seele eines französischen Komödianten gefahren wäre. Die Aufgaben, welche der Kunst heut zu Tage in Frankreich gemacht werden, nämlich die neuesten

Begebenheiten im heutigen Kostum zu malen, führen sie fast nothgedrungen zum Streben nach malerischen Wirkungen zurück; doch haben wir bei der vorletzten Ausstellung in Paris noch nichts recht Gerathenes gesehen. Die deutsche Schule fängt an, wieder auf die rechte Bahn einzulenken, indem sie sich liebevoll an die älteren Meister unter den Neueren anschließt.

Die Herausgeber fahren fort: 'Woher möchte sonst das gegenwärtige Lechzen nach Naivetät, nach Einfalt und Natürlichkeit, das gierige Suchen darnach in den rohen Kunstversuchen barbarischer und halbbarbarischer Zeiten kommen, als eben aus dem drückenden Gefühl des Mangels, des Bedürfnisses dieser Eigenschaften?' Nach der ehemals üblichen Sitte sollte hiebei billig eine Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger am Rande stehn. Warum geht der Verfaßer dieser Anmerkung nicht deutlicher mit seiner Polemik heraus? Auf wen es gemeint ist, erräth man ja doch. Wenn er aber das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert barbarische Zeiten nennt, so müßen entweder seine oder unsre historischen Kenntnisse oder Ansichten unrichtig sein. Niemanden ist es eingefallen zu leugnen, daß die Malerei damals in manchen Stücken unvollkommen gewesen sei. Allein man soll bei jeder Kunstschule auf ihren ursprünglichsten und eigenthümlichsten Vorzug gehen, und dieß ist in der christlichen Malerei der innige Ausdruck der Gemüther, und zwar von einer übernatürlichen Liebe durchdrungener Gemüther; also etwas weit Höheres als Naivetät, Einfalt und Natürlichkeit. Diesen Ausdruck haben die Meister jener Zeit, wo die neuere Kunst ihren höchsten weltlichen Glanz erreichte, von ihren Vorgängern ererbt, und diese waren ihnen darin nicht nur gleich, sondern überlegen. Wenn man z. B. die aus der

Ferne nicht sehr scheinbaren Köpfe des Perugino in der Nähe betrachtet, so thut sich eine ganze Welt von Seele darin auf. Ueberhaupt hat die Kunst, vermöge des entgegengesetzten Grundtriebes bei den Alten und bei den Neuern einen durchaus verschiedenen Gang genommen. Bei jenen war der Körper schon mit aller Vollkommenheit seines Baues ausgestattet, ehe die Seele sich im Gesicht ankündigte, weswegen Aristoteles noch die Gemälde des Zeuris charakterlos nennt. Bei den alten christlichen Malern ist der Körper unvollkommen entworfen, und gleichsam nur als ein nothwendiges Uebel hinzugefügt, während sich schon in der Mannichfaltigkeit der Physiognomien die zartgefühltesten Unterscheidungen offenbaren.

S. 169. Es ist etwas stark, wenn W. hier dem Plinius geradezu ableugnet, Zeuris und Euphranor haben die Köpfe ihrer Figuren im Verhältniß etwas groß gehalten. Plinius hatte doch Werke von diesen Meistern gesehn, und W. nicht. Daß sich dieß nicht allgemein in der alten Kunst findet, ist ein ganz ungültiger Einwurf, Plinius bemerkt es ja eben als eine tadelhafte Ausnahme.

S. 186. übergehen die Herausgeber eine irrige Auslegung und unnöthige Emendation einer Stelle des Petronius. Auch den Philostratus hat Winckelmann S. 192. wenig genau übersetzt: 'ein Theil der Wangen fängt an sich zu bekleiden bis an das Ohr herunter (*συγκατιοῦσα ἡ κόμη τῷ ἰούλῳ παρὰ τὸ οὖς*)'. Die griechischen Worte heißen vielmehr 'das Haupthaar verfließt in die krausen Löckchen neben dem Ohre'; was wir den Backenbart nennen.

S. 198. 'Noch mehr als die Stirn sind die Augen ein wesentlicher Theil der Schönheit, und in der Kunst mehr nach ihrer Form, als nach der Farbe zu betrachten,

weil nicht in dieſer, ſondern in jener die ſchöne Bildung derſelben beſtehet, in welcher die verſchiedene Farbe der Iris nichts ändert'. Demnach könnten ſogar die Augen der Kakerlaken, wenn ſie ſonſt nur die gehörige Form hätten, ſchön ſein. Die alten Bildner waren ſo weit entfernt, hierüber wie W. zu denken, daß ſie ſich vielmehr häufig bemühten, wie bekannt, das Weiße im Auge durch Silberblättchen, und die Iris durch eingelegte Edelſteine auszudrücken. Indem ſie ſolchergeſtalt über die Gränzen ihrer Kunſt hinausgiengen, erkannten ſie die Wichtigkeit und Bedeutſamkeit der Farben des Auges auf das entſchiedenſte an.

Bei Gelegenheit der ſogenannten zerſchlagenen Ohren S. 212. u. f. und in der Vorrede zu dem Verſuch einer Allegorie S. 433. redet W. verſchiedentlich von 'Ringern', die dergleichen gehabt. Dieß iſt nicht genau, es ſollte immer 'Fauſtkämpfer' heißen.

S. 221. 'Die Jünglinge aber pflegten die Haare kürzer geſchnitten zu tragen, ſonderlich hinterwärts, ausgenommen die Einwohner der Inſel Euboea, welche Homerus daher ὄπισθεν κομόωντας nennt'. Das Zeugniß Homers kann für ſpätere Zeiten nichts beweiſen; in der von ihm geſchilderten trugen bekanntlich alle Hellenen auch in männlichen Jahren die Haare lang. Das den Euböern gegebene Beiwort geht vermuthlich auf eine ihnen eigne Art, die Haare hinten zuſammenzubinden; oder darauf, daß ſie ſich am Vorderkopf ſchoren.

S. 237. ſagt W., der große ſitzende Löwe vor dem Arſenal zu Venedig ſei 'billig unter die vorzüglichſten Werke der Kunſt zu zählen'; und die Herausgeber Anm. 689. 'der eine (Löwe) ſitzt, der andre mit noch beträchtlich größeren Proportionen, und welchen wir dem ſitzenden vorziehen

würden, ist liegend dargestellt. Beide sind vortrefflich vom edelsten mächtigsten Stil'. Goethes geistreiches Epigramm ist bekannt. Gegen so viele übereinstimmende Urtheile wagen wir kaum zu gestehen, daß uns, ungeachtet des günstigsten Vorurtheils, bei wiederholter Prüfung diese Löwen als Werke der späteren Kaiserzeit vorgekommen sind. Ein kolossales Gebilde fordert immer eine gewisse Ehrerbietung, aber man muß den Eindruck der Masse wohl von dem des Stils unterscheiden. Die Abstumpfung der Umrisse, wodurch die Schönheiten des Details verloren gegangen sein sollen (Anm. 689.), trägt hier wenig aus, denn sie konnte an solchen Kolossen die ursprünglichen Verhältnisse nicht ändern. Auch das scheint uns ein Gedanke späterer Zeit, daß diese Löwen nicht symmetrisch gebildet sind, sondern der eine kauzend, der andre liegend, da sie doch offenbar zu Gegenstücken am Eingange des piräeischen Hafens bestimmt waren. Zwei an den Seiten des sitzenden Löwen auf geschlungenen Bändern eingehauene, aber sehr erloschene Inschriften haben gelehrte Untersuchungen veranlaßt, die mit den Vermuthungen über das Alter dieser Werke in Beziehung stehn. Der bekannte schwedische Gelehrte Akerblad (Notice sur deux inscriptions runiques, trouvées à Venise etc. Paris 1805.) erklärte sie für Runen, und leitete sie sinnreich von den Warägern ab, die in den Festungen des byzantinischen Reichs in Besatzung lagen. Hr. Bossi (Lettre de Mr. Louis Bossi de Milan à Mr. le Professeur Schlegel etc. Turin 1805.) vertheidigte hierauf d'Hancarvilles Meinung, die Schrift sei etrurisch oder, was nach ihm einerlei ist, pelasgisch. Da der Stil der Bildhauerei jedoch keineswegs so uralt ist, als er nach dieser Voraussetzung sein müßte, so nimmt er an, es seien ursprünglich Drachen gewesen (wovon

der Hafen den Namen porto Dragone geführt), und später in Löwen umgestaltet worden. Es ist schwer zu begreifen, wie bei einer solchen Umgestaltung, die nur dann möglich war, und kaum, wenn man die Drachen viel größer annimmt, die Inschriften sollten verschont geblieben sein, anderer Unwahrscheinlichkeiten nicht zu gedenken. Ungeachtet aller Gelehrsamkeit, welche Bossi aufgewandt, bleibt Akerblads Meinung also wohl die annehmlichste.

Die vier Pferde von Erz, ehemals über dem Portal der St. Markuskirche zu Venedig, preiset Winckelmann S. 239. mit Recht, und die Herausgeber räumen ihnen (Anm. 384.) unter allen auf uns gekommenen antiken Pferden den ersten Rang ein. Sie stehen jetzt wieder beisammen auf dem Triumphbogen vor den Tuilerien; man hat einen großen vergoldeten Wagen und zu beiden Seiten zwei vergoldete Viktorien hinzugefügt. Diese glänzenden Umgebungen verursachen, besonders bei Sonnenschein, eine so starke Blendung, daß man sie nur unbequem sieht. Die umgekehrte Anordnung wäre vielleicht vortheilhafter gewesen, nämlich die Pferde, an denen noch starke Spuren von Vergoldung sichtbar sind, neu zu vergolden, die Zuthaten hingegen in Bronze zu faßen. Wer den Ehrgeiz hat, in geretteten Ueberresten des Alterthums die Hand berühmter Meister zu erkennen, könnte diese Pferde dem Kalamis oder seiner Schule zuschreiben, nach dem Charakter der Werke dieses Künstlers:

Exactis Calamis se mihi iactat equis.

In dem Verzeichniß der antiken Thiere haben sowohl W. als die Herausgeber den farnesischen Stier ganz übergangen. Ein Erwähnung hätte dieses in seiner Art einzige Stück doch gewiß verdient; überdieß ist es historisch merk-

würdig, weil man die Namen der rhodischen Künstler weiß, und zugleich, daß Asinius Pollio, der nach seiner Gemüthsart gewaltsame Leidenschaftlichkeit auch an Kunstwerken liebte, es nach Rom gebracht. (Plin. Hist. N. XXXII. c. 5.) Vor sieben Jahren stand diese gewaltige Gruppe, und steht ohne Zweifel noch zu Neapel in dem Garten der Chiaja reale, in der Mitte eines kleinen Waßerstücks. Man hat aber, um dem Marmor überall gleiche Weiße zu geben, die Oberfläche abgeschabt, und dadurch der Aechtheit des ergänzten Werkes noch mehr Abbruch gethan.

Wenn man W.s Kunsturtheile unter einander vergleicht, so fällt in die Augen, daß, wiewohl er mit Verehrung von dem hohen und strengen Stil redet, seine Neigung entschieden auf gefällige Ausbildung gieng. Wie wenig sagt er von dem Kopfe der ludovisischen Juno, von der Niobe, und mit welcher Liebe verweilt er bei dem Sturz des Herkules, beim Laokoon, beim vatikanischen Apollo, lauter Werken des gelehrten und zierlichen Stils, worunter nichts aus den Kunstschulen vor Alexander dem Großen herstammt. Der Verfaßer dieser Anzeige gesteht, daß er über die Kunst gesinnt ist wie Aeschylus, welcher sagte, die alten Statuen, bei aller Einfachheit, würden für göttlich gehalten, die neuen sorgfältig ausgearbeiteten hingegen würden zwar bewundert, machten aber weniger den Eindruck von einer Gottheit. Und dieß sagte Aeschylus noch vor der Blüthezeit des Phidias, welcher für den Vollender des hohen Stiles gilt. Die der sichtbaren Welt eingedrückten Spuren des Göttlichen aufzufaßen, ist die würdige Bestimmung der Kunst, und in dem Grade, wie sie diesen Zweck aus den Augen verliert, sinkt sie zu einem bloß verfeinerten Sinnengenuß, zu einem Spielwerk der Ueppigkeit herab.

W.s Werk ist klassisch geblieben, ungeachtet seiner vielen Lücken und Irrthümer: dieß beweist dessen ungemeinen Werth. So viel man seitdem, zum Theil auf seinen Antrieb, über die alten Denkmale im Einzelnen gearbeitet, so hat doch Niemand eine größere Zusammenstellung des Ganzen, als die seinige, auch nur versucht. Möglich wäre sie indessen allerdings. Der Titel 'Geschichte der Kunst des Alterthums' ist auf der einen Seite zu eng, denn das Buch enthält einen großen Theil der Kunstlehre; auf der andern viel zu umfaßend. Von der Malerei sagt W. wenig, von der Baukunst fast gar nichts. Darüber ist bei dem genauen Zusammenhang zwischen beiden Künsten auch seine Erörterung der Bildnerei in manchen Stücken unvollständig geblieben. Die halb erhabene Arbeit macht gleichsam das Mittelglied zwischen der Skulptur und Architektur, und ihre Gesetze können außer der Beziehung auf diese nicht ganz begriffen werden. Ferner hat W. die vorhandenen Nachrichten von der eigentlichen Geschichte der Kunst, von den großen Meistern, ihren berühmtesten Werken, ihren Schulen u. s. w. keineswegs erschöpft, sondern in dem Abschnitte 'Von der Kunst, nach den äußern Umständen der Zeit unter den Griechen betrachtet' gar sehr in die Kürze gezogen. Es giebt zwei ganz verschiedene Quellen der Kunstgeschichte: die übrig gebliebenen Denkmale selbst, und die Nachrichten der Schriftsteller. Um strenge kritisch zu verfahren, mußte man erst auseinander halten, was man durch jede von beiden wißen kann, und dann die Uebergänge suchen. Diese bestehen nämlich in noch vorhandenen Werken, deren Zeitalter oder sogar deren Meister wir mit Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit kennen. Man weiß, wie Mengs seine Einbildungskraft dergestalt zu der Vorstellung einer nie gesehenen

bemerkbar. Deswegen ist dieser Zeitraum, sowohl wegen des Kunstwerthes der Hervorbringungen, als für die Erforschung des menschlichen Geistes überhaupt, bei weitem der wichtigste. Nachher wurde das Steigen und Sinken des Geschmacks und der Talente von zufälligen Umständen abhängig. Bei der unermeßlichen Menge großer Vorbilder wurden die Künstler fast unvermeidlich Eklektiker, und ihre persönliche Sinnesart bestimmte die Richtung, welche sie nahmen. Gehören doch auch in der Poesie die ungenießbaren Schriften eines Lykophron und die lieblichen Dichtungen des Theokrit und Bion demselben alexandrinischem Zeitraum an.

Ein seit der Versetzung und Zerstreuung so vieler alten Denkmale doppelt nöthiges Hülfsbuch würde ein Repertorium der Antike sein, worin alle irgend bedeutenden Stücke nach den Gattungen, Gegenständen, Steinarten und andern Stoffen in systematischer und alphabetischer Ordnung eingetragen wären, mit Notizen über die Umstände der Auffindung, die Ergänzung, die verschiedenen Besitzer, die jetzige Aufstellung, die vorhandenen Kupferstiche, die Schriftsteller, so davon gehandelt, u. dgl. m. Bei den jetzigen Zeitumständen ist aber ein solches Werk schwer zu liefern.

Die andre Hälfte der 'Gesch. d. K.' wird die folgenden Bände gegenwärtiger Sammlung von W.s Werken einnehmen. Da der Plan der Herausgeber nach der Vorrede des ersten Bandes die in fremden Sprachen abgefaßten [illegible]hriften, die Monumenti antichi inediti, und die Déscription [illegible]ierres gravées du Baron de Stosch nicht mit begreift [illegible]m au Bianconi haben sie doch der Vollstän[illegible]usnahme gemacht), so werden alsdann

Vollkommenheit der griechischen Skulptur hinaufgeschraubt hatte, daß er keine bisher bekannte Antike für ein ursprüngliches Werk großer Meister, noch für etwas mehr als unvollkommene Nachbildung gelten laßen wollte. Seine Ansicht ist aller historischen Wahrscheinlichkeit und vielleicht auch den Schranken des menschlichen Kunstvermögens zuwider. W. ist nicht abgeneigt, die Niobe für das wahre Original von Skopas anzuerkennen, was uns außer allem Zweifel zu sein scheint. Allein er hat die Wichtigkeit dieser Kenntniß längst nicht genug hervorgehoben, welche auf die ganze Gestalt der griechischen Kunst in der Zeit ihrer Blüthe das hellste Licht wirft. Man kann noch weiter zurückgehn: es sind Werke aus der Schule des Phidias, und vermuthlich nach seinen Zeichnungen ausgeführt, ans Licht gezogen worden; die stark erhoben gearbeiteten Kämpfe der Centauren und Lapithen, welche Lord Elgin nach England gebracht hat. Wären diese durch Abgüße im übrigen Europa verbreitet, so könnte man sich einen Begriff vom Stile des Phidias machen. (In Paris ist nur ein einziges kleines Basrelief vom Parthenon.) Zu der Erhabenheit seines Pallas und seines olympischen Zeus wird man sich diesen Proben freilich nicht erschwingen, aber die Kämpfe am Fußschemel des Zeus und auf dem Schilde der Pallas darf man sich unbedenklich als ihnen ähnlich vorstellen. Wären Nachgrabungen in Griechenland und Kleinasien möglich, geschähen sie in Sicilien so fleißig wie ehemals in Rom, so ständen noch viele wichtige Entdeckungen für die Kunstgeschichte zu hoffen.

In der griechischen Kunst, wie in der Poesie, ist von der ältesten Zeit bis auf Alexander den Großen ein gesetzmäßiger Fortschritt, eine Entwickelung wie aus Einem Keime

bemerkbar. Deswegen ist dieser Zeitraum, sowohl wegen des Kunstwerthes der Hervorbringungen, als für die Erforschung des menschlichen Geistes überhaupt, bei weitem der wichtigste. Nachher wurde das Steigen und Sinken des Geschmacks und der Talente von zufälligen Umständen abhängig. Bei der unermeßlichen Menge großer Vorbilder wurden die Künstler fast unvermeidlich Eklektiker, und ihre persönliche Sinnesart bestimmte die Richtung, welche sie nahmen. Gehören doch auch in der Poesie die ungenießbaren Schriften eines Lykophron und die lieblichen Dichtungen des Theokrit und Bion demselben alexandrinischem Zeitraum an.

Ein seit der Versetzung und Zerstreuung so vieler alten Denkmale doppelt nöthiges Hülfsbuch würde ein Repertorium der Antike sein, worin alle irgend bedeutenden Stücke nach den Gattungen, Gegenständen, Steinarten und andern Stoffen in systematischer und alphabetischer Ordnung eingetragen wären, mit Notizen über die Umstände der Auffindung, die Ergänzung, die verschiedenen Besitzer, die jetzige Aufstellung, die vorhandenen Kupferstiche, die Schriftsteller, so davon gehandelt, u. dgl. m. Bei den jetzigen Zeitumständen ist aber ein solches Werk schwer zu liefern.

Die andre Hälfte der 'Gesch. d. K.' wird die folgenden Bände gegenwärtiger Sammlung von W.s Werken einnehmen. Da der Plan der Herausgeber nach der Vorrede des ersten Bandes die in fremden Sprachen abgefaßten Schriften, die Monumenti antichi inediti, und die Déscription des pierres gravées du Baron de Stosch nicht mit begreift (bei den Briefen an Bianconi haben sie doch der Vollständigkeit zu Lieb eine Ausnahme gemacht), so werden alsdann

vielleicht die Briefe an die Reihe kommen. Wir würden dabei nicht Vollständigkeit, sondern vielmehr strenge Auswahl anrathen; es ist schon in den frühern Sammlungen manches Unbedeutende, besonders aber in der letzten (Winckelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen herausgeg. von Goethe. 1805.) Manches gedruckt worden, was für W.s Ruhm und die Erbauung der Leser beßer ungedruckt geblieben wäre. Es ist auch andern Reisenden in Italien begegnet, Brocoli mit Eßig und Oel gern zu eßen, und die italiänischen Weine zu lieben, ohne daß man sich gemüßigt fände, solches der Welt und Nachwelt mitzutheilen. Für die Bewunderer W.s, die sich ihn gern als einen Schüler des Plato im alten Philosophen-Mantel denken, ist es unerwünscht, zu erfahren, er habe sich auf 'einen kaffeebraunen Drap d'Abbeville Rock mit güldenen Brandebourgs' so viel zu Gute gethan, daß er einen Freund in Deutschland davon unterhält. Einen peinlichen Eindruck machen besonders die Briefe über seine Religionsveränderung. Er that diesen Schritt mit innerm Widerstreben, aus äußerlichen Beweggründen, und handelte ängstlich um den Preis. Eine entgegengesetzte Meinung hatte er zwar auch nicht, er schämte sich bloß aus pöbelhaften Vorurtheilen, und die Art, wie er sie ausdrückt (W. u. s. Jahrh. S. 68. u. 69.), beweist, daß eine gemeine Erziehung ihre Rechte behauptet. Was kann es nutzen, Dinge vor das Publikum zu bringen, die nur in den Beichtstuhl gehören, und die unbefugte Neugier der Menschen nach den Schwächen und Kleinlichkeiten ausgezeichneter Männer zu befriedigen? Uns dünkt, man sollte sich bei Briefen Verstorbener immer die Frage vorlegen, ob sie selbst in die Bekanntmachung würden gewilligt haben; denn wie viele Briefe

schreibt man im guten Vertrauen auf die Geheimhaltung der Freunde!

Der handschriftliche Nachlaß W.s in Paris wird wohl größtentheils in Auszügen und unvollendeten Entwürfen bestehen. Doch ist zu untersuchen, ob sich etwas darunter zur Herausgabe eignet. Der Zutritt dazu wird leicht zu erlangen sein. Das Gespräch über die Schönheit nach Platos Art, das W. (Vorr. zur Gesch. d. K. S. XV.) erwähnt, würde die willkommenste Zugabe zu dieser Sammlung sein; aber wir fürchten, er redete von einer bloß in seinem Kopfe entworfenen Schrift als schon vollendet.

Altdeutsche Wälder, herausg. durch die Brüder Grimm. Erster Band. Cassel 1813.*)

Der Verfaßer dieser Anzeige bemerkt im voraus, daß er außerhalb Deutschland schreibt, an einem Orte, wo er auf seine eigne Büchersammlung und seine vorräthigen Auszüge beschränkt ist. Die Leser werden es also entschuldigen, daß er, in der Unmöglichkeit jedesmal die Bücher selbst nachzuschlagen, worauf die Herren Grimm sich beziehn, oder noch andre, welche Licht auf die behandelten Gegenstände werfen könnten, nicht alles in vorliegender Schrift Enthaltene befriedigend zu prüfen vermag.

In einem Fache, wo noch so viel zu entdecken und aufzuräumen ist, wie in der Geschichte unserer Sprache und Dichtkunst, sind Zeitschriften ein recht angemeßenes Mittel, manche Nachweisungen, Zweifel und Erörterungen mitzutheilen, die, wenn sie auf die Abfaßung eines besondern Buches hätten warten sollen, vielleicht nie ans Licht gefördert worden wären. Dem, der schon nachgeforscht hat, kann nichts willkommner sein, als entweder Bestätigung des

*) [Vgl. gegen diese Rec. unter anderem W. Grimm in denselben Altd. Wäldern Bd. III. S. 253. ff. besonders S. 273. ff.]

Gefundenen, oder Anregung zu neuer Untersuchung zu empfangen. Allein zum Gedeihen einer Zeitschrift ist es nöthig, auch solche Leser in hinreichender Anzahl zu gewinnen, die neben einer leichten Belehrung Unterhaltung begehren; und hierauf scheinen uns die Herren Grimm nicht eben sonderliche Sorgfalt gewandt zu haben. Die Altdeutschen Wälder sollten nach der Ankündigung monatlich erscheinen: aber nach den ersten sechs Heften ist, so viel wir wißen, keine Fortsetzung erfolgt. Seit noch längerer Zeit hat das Museum der Hrn. von der Hagen und Büsching für Altdeutsche Litteratur einen Stillstand erfahren, und wir fürchten, daß es noch manchen verdienstlichen, aber vereinzelten Bemühungen so ergehen wird. Möchten sich alle Forscher und Freunde der einheimischen Alterthümer vereinigen, um den Fortgang einer gemeinschaftlich unternommenen und alles dahin Gehörige umfaßenden Zeitschrift durch ihre Beiträge und ihre Abnahme zu sichern!

Die Hrn. Gr. haben in den Altdeutschen Wäldern, wie in ihren früheren Arbeiten, einen nicht geringen Scharfsinn, eine ausgebreitete Belesenheit, einen unermüdlichen Fleiß in Aufspürung auch des Unbemerktesten bewährt. Weniger ist der Vortrag zu rühmen. Sie schreiben ausschließend für Kenner; sie setzen vieles als bekannt voraus, was auch dem Gedächtnisse des Kenners nicht immer gegenwärtig ist; sie begnügen sich mit eilfertigen Andeutungen, wo eine ausführliche Entwickelung nöthig wäre. Indessen jeder Schriftsteller hat das Recht, den Kreiß seiner Leser nach Gutdünken zu beschränken. Hier aber geht die Nachläßigkeit in der ungefälligen Schreibart bis zu wirklichen Sprachfehlern. Uns dünkt, der Bewunderer der frühen Denkmale unsrer Sprache sollte doppelt genau auf die Richtigkeit seiner Wortfügungen achten, damit man ihm nicht vorwerfe, über dem alten sei ihm das heutige Deutsch abhanden gekommen. Oft scheint es uns an Klarheit des Ausdrucks zu mangeln, weil die Verfaßer nicht bis zur Klarheit des Begriffs durchgedrungen sind. Wir geben dieß nicht für ein allgemein gültiges Urtheil; doch vermuthen wir, wenn wir bei aller Aufmerksamkeit gar nicht oder nur mit Mühe verstehen, das Gleiche möge wohl auch andern nicht unerfahrnen Lesern begegnen.

Ehe wir auf das Einzelne eingehen, legen wir im Allgemeinen dar, worin unsre Ansichten von denen der Hrn. Gr. abweichen.

Sie machen es sich zum vorzüglichen Geschäft, den bald zusammenströmenden, bald in sich mehrere Arme theilenden Quellen aller wunderbaren Erzählungen aus der Vorzeit nachzugehn; bei dieser lehrreichen und anziehenden Bemühung scheinen sie aber einer bloß leidenden, das Empfangene allenfalls unwillkürlich und unbewußt verändernden Ueberlieferung zu viel, der freien Dichtung hingegen zu wenig einzuräumen.

Es ist wahr, der Ursprung vieler Heldendichtungen verliert sich in das Dunkel der Zeiten; aus einem einfachen Keime haben sie sich erst im Lauf der Jahrhunderte reich und vielgestaltig entfaltet; von den meisten kennt man den Urheber nicht, oder wenn einer genannt wird, so war er es doch nicht auf die angegebene Weise, sondern ist selbst schon ein Geschöpf der ins Wunderbare erhöhenden Dichtung. Soll man daraus schließen, das, was unsere Bewunderung verdient, sei von selbst und gleichsam zufällig entstanden? Jede Wirkung zeugt von einer verwandten Ursache: das Erhabene und Schöne kann nur ein Werk ausgezeichneter Geister sein. So verschieden auch andere Zeitalter von dem unsrigen sein mochten, so glichen sie sich ohne Zweifel doch alle darin, daß unter der Menge der Sterblichen immer nur wenige mit überlegenen Seelenkräften begabt waren. Gewöhnliche, doch wohlgeartete Menschen sind empfänglich für alles, was den ewigen Wünschen, Bedürfnissen und Ahndungen des menschlichen Gemüthes entspricht: aber sie können es nicht selbst hervorbringen, nicht die Gemüther Anderer bewegen und nach Gefallen lenken. Die Sage und volksmäßige Dichtung war allerdings das Gesammteigenthum der Zeiten und Völker, aber nicht eben so ihre gemeinsame Hervorbringung. Was man an Zeitaltern und Völkern rühmt, löset sich immer bei näherer Betrachtung in die Eigenschaften und Handlungen einzelner Menschen auf; und soll man hiebei der Anhäufung und Wiederholung des Gemeinen, oder dem seltenen Auftreten des Außerordentlichen den größten Einfluß zuschreiben? Wenn wir einen hohen Thurm in wohlgeordneten Verhältnissen über die Wohnungen der Menschen hervorragen sehn, so errathen wir freilich leicht, daß viele Bauleute die Steine herzugetragen haben. Aber die Steine sind nicht der Thurm: diesen schuf der Entwurf des Baumeisters.

Gefundenen, oder Anregung zu neuer Untersuchung zu empfangen. Allein zum Gedeihen einer Zeitschrift ist es nöthig, auch solche Leser in hinreichender Anzahl zu gewinnen, die neben einer leichten Belehrung Unterhaltung begehren; und hierauf scheinen uns die Herren Grimm nicht eben sonderliche Sorgfalt gewandt zu haben. Die Altdeutschen Wälder sollten nach der Ankündigung monatlich erscheinen: aber nach den ersten sechs Heften ist, so viel wir wißen, keine Fortsetzung erfolgt. Seit noch längerer Zeit hat das Museum der Hrn. von der Hagen und Büsching für Altdeutsche Litteratur einen Stillstand erfahren, und wir fürchten, daß es noch manchen verdienstlichen, aber vereinzelten Bemühungen so ergehen wird. Möchten sich alle Forscher und Freunde der einheimischen Alterthümer vereinigen, um den Fortgang einer gemeinschaftlich unternommenen und alles dahin Gehörige umfaßenden Zeitschrift durch ihre Beiträge und ihre Abnahme zu sichern!

Die Hrn. Gr. haben in den Altdeutschen Wäldern, wie in ihren früheren Arbeiten, einen nicht geringen Scharfsinn, eine ausgebreitete Belesenheit, einen unermüdlichen Fleiß in Aufspürung auch des Unbemerktesten bewährt. Weniger ist der Vortrag zu rühmen. Sie schreiben ausschließend für Kenner; sie setzen vieles als bekannt voraus, was auch dem Gedächtnisse des Kenners nicht immer gegenwärtig ist; sie begnügen sich mit eilfertigen Andeutungen, wo eine ausführliche Entwickelung nöthig wäre. Indessen jeder Schriftsteller hat das Recht, den Kreiß seiner Leser nach Gutdünken zu beschränken. Hier aber geht die Nachläßigkeit in der ungefälligen Schreibart bis zu wirklichen Sprachfehlern. Uns dünkt, der Bewunderer der frühen Denkmale unsrer Sprache sollte doppelt genau auf die Richtigkeit seiner Wortfügungen achten, damit man ihm nicht vorwerfe, über dem alten sei ihm das heutige Deutsch abhanden gekommen. Oft scheint es uns an Klarheit des Ausdrucks zu mangeln, weil die Verfaßer nicht bis zur Klarheit des Begriffs durchgedrungen sind. Wir geben dieß nicht für ein allgemein gültiges Urtheil; doch vermuthen wir, wenn wir bei aller Aufmerksamkeit gar nicht oder nur mit Mühe verstehen, das Gleiche möge wohl auch andern nicht unerfahrnen Lesern begegnen.

Ehe wir auf das Einzelne eingehen, legen wir im Allgemeinen dar, worin unsre Ansichten von denen der Hrn. Gr. abweichen.

ten zu sein. Indessen mochte der tiefe Eindruck, den ihre Erzählungen eben durch den Glauben an deren Wahrheit machten, auf ihre eigne Begeisterung zurückwirken, und es ergieng ihnen vielleicht wie manchen Stiftern und Begünstigern eines frommen Betruges, die durch die allgemeine Andacht zu ihren eignen Legenden bekehrt wurden.

Die ältesten Heldenlieder haben fast immer eine geschichtliche Grundlage oder wenigstens Veranlaßung, und diese war aus der Sage geschöpft. Unter der Sage verstehen wir das Andenken merkwürdiger Begebenheiten, wie es sich durch mündliche Ueberlieferung von einem Geschlecht, und zuweilen von einem Volk zum andern fortpflanzt. In Zeiten, wo es noch keine Bücher, keine wißenschaftlichen Kenntnisse giebt, wird die Erfahrung des eignen Lebens mit Recht als die höchste Weisheit verehrt. Die Jugend hört den Alten begierig zu, wenn sie die Thaten berichten, deren Zeugen oder Theilnehmer sie in früheren Jahren gewesen. In unzerstreuten Gemüthern, wo die Eindrücke nicht immerfort durch andre verdrängt werden, sind die zuerst empfangenen unauslöschlich, und wachsen ohne fremde Zuthat, durch die bloße Entfernung der Zeit, gleichsam nach Innen zu an. Dem Nestor erschienen die Zeitgenoßen seiner Jugend als ein Riesenstamm im Vergleich mit den Helden vor Troja. Vorliebe oder Abneigung, dann der dem menschlichen Geist besonders in der ersten Frische der Einbildungskraft inwohnende Hang zum Wunderbaren, brachten Uebertreibungen hervor, und die Ruhmbegierde faßte sie willig auf. Wer hätte nicht gern vernommen, wer hätte bezweifeln mögen, daß das kriegerische Volk, zu dem er gehörte, von einem übernatürlichen Heldengeschlecht abstamme? Wir halten die Niederlaßung des Aeneas in Italien nicht für wahrhafter, als die Abkunft der Franken von dem trojanischen Franko: beide Erdichtungen, die in die Geschichte übertragen zu Irrthümern wurden, scheinen uns aus dem gleichen Grunde entsprungen zu sein, nämlich aus dem Wunsche ruhmliebender Völker, ihre lange Ahnenreihe an eine glorreiche Vorzeit anzuknüpfen. Wir sind so weit entfernt, alle Abweichungen der Sage bloß den Umwandlungen der blindlings wirkenden Zeit beizumeßen, daß wir vielmehr in nicht wenigen die absichtlichen Erfindungen einzelner Dichter sehen, welche dem Ahnenstolze dieses oder jenes Fürsten, oder seinen Ansprüchen

auf erweiterte Herrschaft schmeicheln wollten. Wir glauben sogar die politischen Zwecke zu errathen, zu deren Behuf manche Heldendichtungen, wo nicht zuerst ersonnen, so doch erneuert und in Umlauf gebracht worden sind.

Aus obigen Umständen erhellet, wie die Sage, noch ehe sie dichterisch behandelt wurde, schon in gewissem Grade den Forderungen der Poesie entsprach, so daß der Dichter nur kühnlich in derselben Richtung fortzugehn brauchte. Ganz anders ist die Lage des Dichters, der in einem gelehrten Zeitalter einen Gegenstand aus der beglaubigten Geschichte episch zu behandeln unternimmt. Wo die schriftliche Aufzeichnung sogleich nach den Begebenheiten erfolgt und allgemein zugänglich ist, da können diese nicht in die zauberische Dämmerung der Ferne zurücktreten: denn durch die Schrift werden sie deutlich und bestimmt festgehalten, und auch die größten menschlichen Thaten haben, aus der Nähe betrachtet, eine undichterische Seite. Der Dichter hat also nur die Wahl, der Geschichte auf dem Fuße zu folgen, und trocken und nüchtern zu bleiben; oder wenn er sie eigenmächtig mit dem Schmuck des Wunderbaren ausstattet, so ist dieses nicht aus demselben Boden entsprossen, es verräth sich als ungleichartig, und er hat noch obenein mit dem Unglauben seiner Zeitgenossen zu kämpfen.

Das Bisherige bestimmt nun auch nach unserer Ansicht das Verhältniß der Heldensage zur Geschichte. Insofern jene das Gefühl und den Glauben eines gesammten Volkes ausspricht, giebt sie ein Zeugniß, und verdient besonders gegen die Parteilichkeit fremder Geschichtschreiber in Schutz genommen zu werden. Aus Zeiten und Gegenden, woher die Berichte gültiger Zeugen nur sparsam zu uns gelangt sind, kann die mündliche, dann dichterische Ueberlieferung Züge der Wahrheit aufbewahrt haben, welche die Geschichte verschweigt. Aber wenn die Sage bei uns noch Glauben finden soll, so müßen ihre Erzählungen nicht in offenbarem Widerspruche mit demjenigen stehn, was wir ganz zuverläßig wißen. Bei der Zusammenhaltung der Sage mit der Geschichte kommt es also darauf an, erst auf das schärfste zu bestimmen, wie weit unsre gewisse Kenntniß reicht, wo sie anfängt dunkel zu werden, und wo sie endlich gar ausgeht. Auf jenem ersten Gebiete kann es immer noch belehrend sein, eine erhebende und weise Täuschung, dergleichen selbst Gesetz-

zu sein. Indessen mochte der tiefe Eindruck, den ihre Erzählun-
ı eben durch den Glauben an deren Wahrheit machten, auf ihre
ne Begeisterung zurückwirken, und es ergieng ihnen vielleicht wie
.nchen Stiftern und Begünstigern eines frommen Betruges, die
rch die allgemeine Andacht zu ihren eignen Legenden bekehrt
ırden.

Die ältesten Heldenlieder haben fast immer eine geschichtliche
rundlage oder wenigstens Veranlaßung, und diese war aus der
age geschöpft. Unter der Sage verstehen wir das Andenken merk-
ürdiger Begebenheiten, wie es sich durch mündliche Ueberlieferung
›n einem Geschlecht, und zuweilen von einem Volk zum andern
rtpflanzt. In Zeiten, wo es noch keine Bücher, keine wißenschaft-
chen Kenntnisse giebt, wird die Erfahrung des eignen Lebens mit
lecht als die höchste Weisheit verehrt. Die Jugend hört den Alten
egierig zu, wenn sie die Thaten berichten, deren Zeugen oder Theil-
ehmer sie in früheren Jahren gewesen. In unzerstreuten Gemü-
hern, wo die Eindrücke nicht immerfort durch andre verdrängt wer-
en, sind die zuerst empfangenen unauslöschlich, und wachsen ohne
remde Zuthat, durch die bloße Entfernung der Zeit, gleichsam nach
Innen zu an. Dem Nestor erschienen die Zeitgenoßen seiner Ju-
gend als ein Riesenstamm im Vergleich mit den Helden vor Troja.
Vorliebe oder Abneigung, dann der dem menschlichen Geist beson-
ders in der ersten Frische der Einbildungskraft inwohnende Hang
zum Wunderbaren, brachten Uebertreibungen hervor, und die Ruhm-
begierde faßte sie willig auf. Wer hätte nicht gern vernommen,
wer hätte bezweifeln mögen, daß das kriegerische Volk, zu dem er
gehörte, von einem übernatürlichen Heldengeschlecht abstamme? Wir
halten die Niederlaßung des Aeneas in Italien nicht für wahrhaf-
ter, als die Abkunft der Franken von dem trojanischen Franko:
beide Erdichtungen, die in die Geschichte übertragen zu Irrthümern
wurden, scheinen uns aus dem gleichen Grunde entsprungen zu sein,
nämlich aus dem Wunsche ruhmliebender Völker, ihre lange Ahnen-
reihe an eine glorreiche Vorzeit anzuknüpfen. Wir sind so weit
entfernt, alle Abweichungen der Sage bloß den Umwandlungen der
blindlings wirkenden Zeit beizumeßen, daß wir vielmehr in nicht
wenigen die absichtlichen Erfindungen einzelner Dichter sehen, welche
dem Ahnenstolze dieses oder jenes Fürsten, oder seinen Ansprüchen

auf erweiterte Herrschaft schmeicheln wollten. Wir glauben sogar die politischen Zwecke zu errathen, zu deren Behuf manche Heldendichtungen, wo nicht zuerst ersonnen, so doch erneuert und in Umlauf gebracht worden sind.

Aus obigen Umständen erhellet, wie die Sage, noch ehe sie dichterisch behandelt wurde, schon in gewissem Grade den Forderungen der Poesie entsprach, so daß der Dichter nur kühnlich in derselben Richtung fortzugehn brauchte. Ganz anders ist die Lage des Dichters, der in einem gelehrten Zeitalter einen Gegenstand aus der beglaubigten Geschichte episch zu behandeln unternimmt. Wo die schriftliche Aufzeichnung sogleich nach den Begebenheiten erfolgt und allgemein zugänglich ist, da können diese nicht in die zauberische Dämmerung der Ferne zurücktreten: denn durch die Schrift werden sie deutlich und bestimmt festgehalten, und auch die größten menschlichen Thaten haben, aus der Nähe betrachtet, eine undichterische Seite. Der Dichter hat also nur die Wahl, der Geschichte auf dem Fuße zu folgen, und trocken und nüchtern zu bleiben; oder wenn er sie eigenmächtig mit dem Schmuck des Wunderbaren ausstattet, so ist dieses nicht aus demselben Boden entsprossen, es verräth sich als ungleichartig, und er hat noch obenein mit dem Unglauben seiner Zeitgenossen zu kämpfen.

Das Bisherige bestimmt nun auch nach unserer Ansicht das Verhältniß der Heldensage zur Geschichte. Insofern jene das Gefühl und den Glauben eines gesammten Volkes ausspricht, giebt sie ein Zeugniß, und verdient besonders gegen die Parteilichkeit fremder Geschichtschreiber in Schutz genommen zu werden. Aus Zeiten und Gegenden, woher die Berichte gültiger Zeugen nur sparsam zu uns gelangt sind, kann die mündliche, dann dichterische Ueberlieferung Züge der Wahrheit aufbewahrt haben, welche die Geschichte verschweigt. Aber wenn die Sage bei uns noch Glauben finden soll, so müßen ihre Erzählungen nicht in offenbarem Widerspruche mit demjenigen stehn, was wir ganz zuverläßig wißen. Bei der Zusammenhaltung der Sage mit der Geschichte kommt es also darauf an, erst auf das schärfste zu bestimmen, wie weit unsre gewisse Kenntniß reicht, wo sie anfängt dunkel zu werden, und wo sie endlich gar ausgeht. Auf jenem ersten Gebiete kann es immer noch belehrend sein, eine weise Täuschung, dergleichen selbst Gesetz-

geber früherer Zeiten der Begünstigung werth hielten, mit der Wahrheit zu vergleichen; aber nur in den letzten beiden Räumen ist es erlaubt, aus der dichterischen Ueberlieferung als einer Erkenntnißquelle zu schöpfen: jedoch immer mit der nöthigen Vorsicht, und ohne ihr eigenthümliches Wesen, ihren Ursprung und die fremdartigen Bestandtheile, die auf dem langen Wege bis zu uns sich eingedrängt haben mögen, aus der Acht zu laßen.

Die Herren Grimm scheinen uns zuweilen die Sage und die urkundliche Geschichte nicht gehörig zu sondern; sie räumen jener ein Ansehen ein, durch dessen Anerkennung wir an unsern bewährtesten und ausgemachtesten Kenntnissen irre werden müßten; sie wollen längst aus unwiderleglichen Gründen verworfene Fabeln wiederum als Thatsachen aufstellen, und wenn der Irrthum auch noch so offenbar ist, so soll doch auf irgend eine verborgene und geheimnißvolle Weise die Wahrheit darin stecken. Bei aller geschichtlichen Prüfung ist die einfache Frage, ob etwas wirklich geschehen, oder nicht; ob es auf solche Weise geschehen, wie es erzählt wird, oder anders; und das Widersprechende kann nicht zugleich wahr sein.

Unstreitig ist es ein fruchtbarer Gesichtspunkt für die Lesung der Geschichtsbücher aus ungelehrten Zeiten, darauf zu achten, welche unter ihren fabelhaften Erzählungen aus alten Liedern geschöpft sind. Allein der Sage selbst geschieht ein schlechter Dienst damit, wenn man alles auf ihre Rechnung schreibt, was irgend eine Chronik Falsches, Unglaubliches, Widersinniges meldet. Nicht alle Irrthümer haben eine Ahnentafel. Es giebt ganz unbegeisterte Einbildungen, ganz prosaische Lügen, deren Ursprung man nicht weiter her zu suchen hat, als in dem müßigen Gehirne, das sie ausgebrütet. Unwißende Ruhmredigkeit auf die Thaten und das Alterthum des eignen Volkes, dann gelehrte Anmaßung, neue und unerhörte Dinge vorzubringen, haben viele trügerische Luftgebäude errichtet, woran die redliche Ueberlieferung durchaus unschuldig ist. Am meisten muß man den Schriftstellern aus der letzten Hälfte des Mittelalters bis in das sechszehnte Jahrhundert mißtrauen, eben weil sich damals der Kreiß des Wißens wieder zu erweitern anfieng. Sie hatten die Glocke läuten hören, wie man sagt, wußten aber nicht, wo sie hienge. Sie haben nicht selten biblische und mythologische Angaben mit mißverstandenen Erinnerungen der Sage und will-

gleichen bei verschiedenen Völkern und in entfernten Zeitaltern wiederkommen. Dieß erklärt sich ganz natürlich daraus, daß die Menschen im Allgemeinen dieselbe körperliche und geistige Verfaßung haben, und daß ihrer Einbildungskraft auch dieselbe äußere Welt vorgeschwebt hat. Alle Menschen träumen; ähnliche Träume kommen wieder, das beweisen die Traumbücher: ist aber deswegen ein Zusammenhang unter den Träumen anzunehmen? Die Wiederholung gewisser Bilder ist dem Dichter erlaubt, weil sie nie veralten, und sich keine schöneren erfinnen laßen; oft aber bemerkt man darin nur Dürftigkeit der Erfindung und Trägheit des Geistes.

Zu allen theils willkürlichen und unbewährten, theils leeren und unersprießlichen Zusammenstellungen fügen die Hrn. Gr. nun noch die etymologischen, welche uns die gewagtesten von allen scheinen. Wir werden Proben davon geben, wie sie die schwierige Kunst der Wortableitung ausüben, wobei gründliche Sprachkenntniß, große Behutsamkeit, und vor allem feste Grundsätze unentbehrlich sind, wenn man nicht auf hoffnungslose Irrbahnen gerathen will.

Inhalt.

I. 'Commentar zu einer Stelle in Eschenbachs Parcifal, von J. Grimm'. Parcifal erblickt einige Blutstropfen auf dem Schnee; dieß erinnert ihn an die Gesichtsfarbe seiner geliebten Kondwiramurs; seine Träumerei geht so weit, daß er verschiedne Handlungen ganz bewußtlos vornimmt, bis ihn endlich Gawein wieder zu sich selbst bringt, indem er die Blutstropfen mit einem Tuche bedeckt.

Ob eine solche Zerstreuung des Gemüths, oder vielmehr eine solche Versunkenheit in ein geliebtes Andenken, durch einen solchen Anlaß, in der Natur liegt, mag der erste Erfinder verantworten. Eschenbach ist dabei seinen Vorbildern gefolgt: selbst der Umstand, daß es das Blut einer von einem Falken aufgejagten Gans ist, welches den Schnee färbt, findet sich bei Christian von Troyes. Die Gänse wenigstens würden wir einem heutigen Dichter ganz bestimmt abrathen: konnten es nicht eben so gut Tauben sein, auf die der Falke stößt?

Bei dieser Gelegenheit hat nun Hr. J. Gr. allen Schnee aufgestöbert, auf den jemals in der Welt Blutstropfen gefallen sein sollen. Allein dieß giebt nur zwei Farben; um die geheimnißreiche Zusammenstellung der drei Farben, weiß, roth und schwarz, vollständig

sich in ernsthafte Zweifel vertiefte. 'Wo mag wohl der Mythus von dem Kalender der alten Ehemänner ursprünglich zu Hause sein? Ist er etwa noch ein Erbstück von den Patriarchen, die sich freilich auch in bedenklich hohem Alter vermählten?' — Ein geistreicher Spötter, wie Boccaccio, durfte nur einmal eine solche Ehe beobachten, so war der Kalender fertig. Man hat oft bemerkt, daß Boccaccio den französischen Erzählern viel verdanke. Auch diese mochten nicht immer Erfinder sein: aber gesetzt, man könnte manche Fabliaux im entferntesten Orient nachweisen, so würden wir darin nichts weiter sehen, als ein betriebsames und erlaubtes Plagiat, das durch den vielfachen Verkehr zwischen Europa und dem Orient im Mittelalter leicht begreiflich wird. Im Herodotus kommt eine ägyptische Diebesgeschichte vor, ganz im Sinne der Fabliaux; Pausanias hörte sie in Griechenland, als dort vorgefallen, erzählen; man hat sie, wo wir nicht irren, in neueren Zeiten mit den nöthigen Abänderungen auf Rechnung der Cartouche geschoben. Soll man deswegen eine Diebes-Mythologie annehmen, welche sich durch alle Völker und Zeiten geheimnißvoll fortzieht? — Woher aber die Abweichungen, wird man fragen, wenn die Entlehnung offenbar ist? Daher, daß die Menschen, wenn sie auch etwas nicht von Grund aus erschaffen können, sich dennoch leicht einbilden, es beßer zu machen. Manche Erzählungen und Dichtungen sind durch vielerlei Hände zu uns gelangt, aber nur durch wenige ausbildende und verschönernde, durch viele bloß überliefernde, und leider auch durch entstellende und vergröbernde Hände.

Was nun die Ammenmärchen betrifft, so wollen wir sie keineswegs geringschätzen: nur glauben wir, daß das Vortreffliche in dieser Gattung eben so selten ist, als in allen übrigen. Jede gute Wärterin soll ihr Kind unterhalten oder wenigstens beruhigen und einschläfern; leistet sie dieß durch ihre Geschichten 'Es war einmal ein König' u. s. w., so ist weiter keine Forderung an sie zu machen. Wenn man aber die ganze Rumpelkammer wohlmeinender Albernheit ausräumt, und für jeden Trödel im Namen der 'uralten Sage' Ehrerbietung begehrt, so wird in der That gescheiten Leuten allzu viel zugemuthet.

Sogar auf einzelne Gleichnisse und Sinnbilder wenden die Herren Grimm den Begriff von Sage und Mythus an, weil der-

gleichen bei verschiedenen Völkern und in entfernten Zeitaltern wiederkommen. Dieß erklärt sich ganz natürlich daraus, daß die Menschen im Allgemeinen dieselbe körperliche und geistige Verfaßung haben, und daß ihrer Einbildungskraft auch dieselbe äußere Welt vorgeschwebt hat. Alle Menschen träumen; ähnliche Träume kommen wieder, das beweisen die Traumbücher: ist aber deswegen ein Zusammenhang unter den Träumen anzunehmen? Die Wiederholung gewisser Bilder ist dem Dichtee erlaubt, weil sie nie veralten, und sich keine schöneren ersinnen laßen; oft aber bemerkt man darin nur Dürftigkeit der Erfindung und Trägheit des Geistes.

Zu allen theils willkürlichen und unbewährten, theils leeren und unersprießlichen Zusammenstellungen fügen die Hrn. Gr. nun noch die etymologischen, welche uns die gewagtesten von allen scheinen. Wir werden Proben davon geben, wie sie die schwierige Kunst der Wortableitung ausüben, wobei gründliche Sprachkenntniß, große Behutsamkeit, und vor allem feste Grundsätze unentbehrlich sind, wenn man nicht auf hoffnungslose Irrbahnen gerathen will.

Inhalt.

I. 'Commentar zu einer Stelle in Eschenbachs Parcifal, von J. Grimm'. Parcifal erblickt einige Blutstropfen auf dem Schnee; dieß erinnert ihn an die Gesichtsfarbe seiner geliebten Kondwiramurs; seine Träumerei geht so weit, daß er verschiedne Handlungen ganz bewußtlos vornimmt, bis ihn endlich Gawein wieder zu sich selbst bringt, indem er die Blutstropfen mit einem Tuche bedeckt.

Ob eine solche Zerstreuung des Gemüths, oder vielmehr eine solche Versunkenheit in ein geliebtes Andenken, durch einen solchen Anlaß, in der Natur liegt, mag der erste Erfinder verantworten. Eschenbach ist dabei seinen Vorbildern gefolgt: selbst der Umstand, daß es das Blut einer von einem Falken aufgejagten Gans ist, welches den Schnee färbt, findet sich bei Christian von Troyes. Die Gänse wenigstens würden wir einem heutigen Dichter ganz bestimmt abrathen: konnten es nicht eben so gut Tauben sein, auf die der Falke stößt?

Bei dieser Gelegenheit hat nun Hr. J. Gr. allen Schnee aufgestöbert, auf den jemals in der Welt Blutstropfen gefallen sein sollen. Allein die nicht nur zwei Farben; um die geheimnißreiche Zusammenstell[illegible]arben, weiß, roth und schwarz, vollständig

zu machen, muß irgend ein Rabe oder wenigstens eine Krähe herzugeflogen kommen, welche dann das böse Princip vorstellt. Der Verfaßer hat wirklich so viel Weiß, Roth und Schwarz angehäuft, daß einem dabei grün und gelb vor den Augen wird. Doch können wir nicht billigen, daß das österreichische Wappen, ein weißer Querstreif im rothen Felde, übergangen ist, da es überdieß nach der Sage auf Blut deutet. Leopold der Tugendhafte soll nach einer Schlacht im gelobten Lande dergestalt mit Blut bedeckt gewesen sein, daß, als er seinen Gürtel abnahm, diese Stelle wie ein glänzender weißer Streif gegen den übrigen rothgefärbten Harnisch abstach. Freilich weiß man, daß das neuere Wappen Oesterreichs erst unter Friedrich dem Streitbaren aufgekommen, und zwar auf eine ganz andre Veranlaßung: allein was kann die diplomatisch bewiesene Geschichte gegen die Sage ausrichten? Der Wappenschild liefert auch nur zwei der geforderten Farben, doch wurde er nachher dem schwarzen Reichsadler auf die Brust gesetzt; wobei wir uns jedoch ausdrücklich gegen die Deutung verwahren wollen, daß der Reichsadler als der Rabe, als das böse Princip anzusehen sei.

Der Verfaßer wägt die Verdienste der verschiedenen Märchen, worin Schnee, Blut und Raben vorkommen, genau gegen einander ab. S. 10. 'Diese Erzählung ist viel epischer als die vorige, wo der todte Vogel gefunden wird, statt daß hier der Metzger, der das Kalb schlachtet, auftritt und der Rabe geflogen kommt.' — Die Metzger mögen sich durch diese Aeußerung geschmeichelt finden, schwerlich wird sie einem zarten Gefühl zusagen. Welche widerwärtige Bilder! Ein Mädchen sieht ein Kalb schlachten, das Blut fließt auf den Schnee, ein Rabe trinkt davon, und das Mädchen denkt sich dabei die blühende Gesichtsfarbe und die schwarzen Haare ihres künftigen Geliebten. Es verlohnt sich wohl der Mühe, dergleichen aus Irland zu holen! Wenn Hr. J. Gr. nicht so gar ernsthaft wäre, so möchte man glauben, er wolle seine Leser mit verstellter Bewunderung zum besten haben, wie es in einer französischen Schrift, chef d'oeuvre d'un inconnu, geschehen ist. Wir gäben für die Wahl unter den angeführten Verschiedenheiten nicht einen Nadelknopf. Von irländischen, italiänischen und plattdeutschen Kindermärchen geht es dann fort zum Paracelsus, zur Edda, zum Upnekhat und der indischen Kosmogonie, vieler Episoden nicht zu erwähnen. Unter

diesen hat uns besonders die von den Däumlingen (S. 16.) ergötzt, von denen eine allverbreitete Tradition in Europa leben soll, welches wir nicht bezweifeln, wenn sie wirklich mit den Dümmlingen in eins fallen.

Wer wollte es leugnen, daß die Farben und Farbenreihen als der Gipfel der Erscheinung so vieler aus der Tiefe wirkenden Naturkräfte ihre bestimmten mannichfaltigen Bedeutungen haben, und daß die Poesie gern hierauf anspielt, wie auf alles, was der Sinn besser ahndet, als die Wißenschaft es begreift? Nur wenn der Verfaßer den drei Farben, weiß, roth und schwarz, S. 17. die ausgemachteste und vollkommenste Bedeutung zuschreibt, wollen wir erinnern, daß Weiß und Schwarz nicht so ganz eigentlich Farben zu nennen sind. Jenes bezeichnet bloß die Lichtempfänglichkeit der Oberflächen, diese das Gegentheil; beide fallen nicht in den Kreiß des Regenbogens. Die genannte Reihe gehört daher auch gar nicht unter die Farben-Akkorde; aber den grellsten Gegensatz bildet allerdings die Zusammenstellung der brennendsten Farbe, des Rothen, mit der körperlichen Auffaßung des Lichtes und der Finsterniß, dem Weißen und Schwarzen. Endlich, wie gehört dieß Alles hieher, zu einer Stelle des Parcifal, wo bloß Weiß und Roth genannt wird, und worin durchaus nichts zu finden ist, als eine vielleicht allzu buchstäbliche Verkörperung von jener allgemein üblichen Schmeicheley, da man eine blühende Gesichtsfarbe als ein Gemisch aus dem blendendsten Weiß (des Schnees) mit dem kräftigsten Roth (des Blutes, des Purpurs, der Rose) schildert?

J. Gr. hat den Dichter zuerst mißgedeutet, als hätte Gawein eine Blume auf die Blutstropfen geworfen; und wiewohl er seinen Irrthum zeitig genug entdeckt, hat er ihn doch mit abdrucken laßen. Die Stelle lautet in der müllerschen Ausgabe (V. 8988. u. f.) so:

Eine failen ruoches von falin,
Gefurriert mit gelwem zindal,
Die swang er uber die bluotmal.
Do die faile ward der zaher dach,
So daz ir parzival nicht sach, u. s. w.*)

*) [Ed. Lachm. 301. 28. bis 302. 2.: ein failen tuoches von Sarîn, gefurriert mit gelwem zindâl, die swanger über die bluotes mâl. Dô die faile ward der zaher dach, sô daz ir Parcivâl niht sach,]

Aus der ersten Zeile brachte J. Gr. heraus: 'eine Veile (Viole, für Blume überhaupt) von Geruch wie Salin, saliuncula'. — Dieß ist in der That ein seltsames Mißverständniß. Die erste Zeile ist dunkel, weil sie verderbt ist, aber die zweite ist vollkommen klar, und außer dem Laden der Putzmacherinnen giebt es wohl keine Blume, die mit gelbem Zindaltaft unterzogen wäre. Es muß also ein Kleidungsstück gemeint sein. Dieß bemerkte Gr. endlich auch, und verglich die Ausgabe von 1477. Sie ist zwar nicht eben trefflicher als die müllersche, doch läßt sich zuweilen aus zwei Irrthümern das Wahre herauslocken.

Ein pfellel tuoch von furein
Gefuriret mit gelwem zendal
Daz swang er uber des bluotes mal.
Do das vel ward der zehere dach, u. s. w.

Die Lesart 'tuoch' gewährt Licht, wir halten sie für richtig, nur mit Beibehaltung des Genitivs, 'tuoches'. Uebrigens scheint die erste Zeile ebenfalls entstellt zu sein. Nach den gewöhnlichen Regeln der Kritik wäre an dem Wort 'faile' nicht zu rücken, weil es wiederkommt; wer aber Bodmers unleserliche Abschriften gesehen hat, begreift leicht, wie dasselbe Wort zweimal falsch gelesen werden konnte. Die Drucker der alten Ausgabe scheinen ihre Handschrift hier nicht verstanden zu haben, denn sie setzen zwei ganz verschiedene Dinge dafür: einmal 'pfellel', seidner Stoff überhaupt, palliolum, und dann 'vel', Fell, pellis. Hr. Gr. sagt 'feile' wäre 'faille', das nordische 'fald', 'falda'. Recht gut, nur findet sich faille nicht im Romanischen, sondern falda, faude, für Schürze, Rockschoß u. s. w. S. Ducange, Carpentier und Roquefort. Man möchte also 'falde' lesen, welches in einem andern Sinne für Schieblade oder Kleiderschrank vorkommt. Vielleicht gehört hieher Conrad von Würzburg Trojan. Krieg. V. 4523.:

Recht als ein krieche wilde
Trug er fellen und roch (lies: feilen oder failen),
Der oberdach und underzoch
Waren von samitte.

Vielleicht Schurz und Rock, denn der Zusatz beweist, daß hier nicht an 'vel' zu denken ist. — 'Sollte statt 'furein' ('falin' in der müller-

schen Ausgabe) 'sabin' zu lesen und linteum, bisso, Saben, zu verstehen sein?' Im neunten und zehnten Jahrhundert heißt feine Leinwand saban, sabun, von sabanum; spater 'saben'; wir erinnern uns nicht, die Form 'sabin' mit dem Ton auf der letzten Silbe angetroffen zu haben. Auf jeden Fall steckt in dem verderbten Worte der Name eines Zeuges oder des Ortes, woher es kam. Wir würden 'satin', Atlas, vorschlagen, wenn nicht die altfranzösische Form zatouin wäre. Das sicherste wird sein, die Handschriften zu Rathe zu ziehen.

Die Entzifferung eines einzigen Verses könnte unsern Lesern so vieler Umständlichkeit nicht werth zu sein scheinen. Allein die Philologie hat immerfort mit solchen Kleinigkeiten zu thun; sie schämt sich dessen nicht bei den geringsten Ueberresten des klassischen Alterthums: warum sollte sie es bei den altdeutschen Denkmalen? Alle Beschäftigung mit ihnen bleibt ganz unersprießlich, so lange man sie nicht gehörig versteht. Dazu ist scharfe Kritik, sprachkundige Genauigkeit und gründliche Auslegungskunst erforderlich, und hierin ist, einige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, noch fast gar nichts geleistet worden. Die meisten bisherigen Ausgaben altdeutscher Schriften sind so verwahrlost, daß, wer gewohnt ist, sich selbst Rechenschaft von dem, was er lieset, abzulegen, dabei unaufhörlich zur Konjektural-Kritik seine Zuflucht nehmen muß.

Ganz richtig ist die Bemerkung S. 20., daß man im Mittelalter beim Baden das Waßer mit Rosenblättern zu bestreuen pflegte. Die anmuthige Sitte wird durch ein Bild der manessischen Handschrift in Paris bestätigt, wo Herr Jakob von Warte im Bade mit Blumen in den Haaren und andern auf dem Waßer schwimmenden vorgestellt ist.

Den etymologischen Dithyrambus S. 15. über die Verwandtschaft der Begriffe und Benennungen von Blut, Waßer, Regen, Thau, Schnee, Eis, Seim, Laich, Milch u. s. w. können wir nicht im Einzelnen durchgehn. Es würden zehn Seiten nöthig sein, um wieder zu sondern was der Verfaßer auf einer einzigen in einander wird. 'Auch b, k, d, tauschen unter einander' (werden unter einander vertauscht). In welchen Fällen und unter welchen Einschränkungen treten diese Buchstaben verschiedner Sprachwerkzeuge einer an die Stelle des andern? Mit solchen Allgemeinsätzen kann man

Alles erkünsteln, und macht am Ende die Etymologie zu einer Wißenschaft, wobei, wie Voltaire sagt, die Vokale für gar nichts, die Konsonanten für sehr wenig gerechnet werden.

II. 'Ueber Agges und Elegast, von J. Grimm.' Der Verfaßer hatte im altdeutschen Museum eine Anfrage gethan, wer wohl der vom Dichter des Titurel beiläufig erwähnte Meisterdieb Agges sein könnte. Er bezieht diesen Namen auf die Burg Aggstein in Oesterreich, wo im dreizehnten Jahrhundert ein Ritter aus dem Geschlecht der Kuenringe räuberisch hauste. Agges soll nun wiederum zusammenfallen mit dem Maugis oder Malgys der karolingischen Sage, und dieser mit Elegast und Algast. — Gr. hätte wohlgethan, die Stelle aus dem so äußerst seltnen Titurel beizufügen, um seine Leser zu eignem Urtheil in Stand zu setzen. Ohne dieß Buch zur Hand zu haben, wagen wir dennoch eine Vermuthung. Die hannöverische Handschrift liest 'Agez'. Vielleicht ist der Meisterdieb Agez nichts anders als eine Elster. Gloss. Florent. agaza, pica. Latino-Barb. agazia, altfranzösisch agace. S. Carpentier und Roquefort. Der Name dieses Vogels hat viele Veränderungen erfahren: aus 'Agelelster' ist 'Elster' zusammengezogen, und eben so scheint das noch übliche 'Atzel' nur ein zusammengezogenes Verkleinerungs-Wort von agaza, Agez, zu sein. Der Meisterdieb Agez entwendet den Frauen Hut und Mantel; dergleichen Streiche werden gerade den Elstern zugeschrieben.

S. 33. sagt der Verfaßer, der M-Laut (der Buchstabe M) werde den Vokalen häufig vor- oder abgesetzt, und Magnet und Agstein seien beide nur ein Wort. Der Wurzel nach haben diese Worte nicht das Mindeste mit einander gemein. Magnet war im Griechischen ein ganz örtlicher Name: der magnetische Stein, weil er dort zuerst gebrochen wurde. Man gab im Mittelalter dem Magnet den Namen Agstein, aber wie es scheint, nur durch Uebertragung, wegen der anziehenden Kraft, welche er mit dem Bernstein gemein hat. Denn Agstein oder Agtstein bedeutete eigentlich Bernstein. (S. Zeilleri Itinerar. p. 512.) Agtstein scheint zusammengezogen aus achates, Agat. Achates hieß im Latein des Mittelalters der Feuerstein, wie eine Stelle des Notker (Ps. XXVIII. 11.) beweist, der in den Worten der Aeneïde ignemque excudit Achates eine Anspielung auf den Namen des Steins zu finden glaubte. Bernstein

und bald darauf in das Griechische übertragen worden sein. S. Dunlop History of Fiction Lond. 1814. Vol. I. p. 70. sq. u. Appendix VI.

VII. 'Theut und Mann, von J. Grimm.' Es würde hier zu weit führen, unsre Deutung der berühmten Stelle des Tacitus vom Thuisco und Mannus vorzulegen, welche sich von der Ansicht des Verfaßers weit entfernt. So tumultuarisch läßt sich die Sache nicht abthun. Wir bemerken nur S. 82.: 'nemo nicht contrahiert aus ne homo, sondern ho ein bloßer Vorsatz, und mo soviel als mas, mans, Mann'. Zum Glück hat Hr. J. Gr. nicht gewußt, daß man bei der Etymologie die unregelmäßigen Nominative, weil sie meistens neueren Ursprungs sind, nicht brauchen kann, sondern auf die Biegung achten muß, sonst wäre es ihm noch leichter gefallen, aus ho-min-is, oder ho-mon-is beim Ennius, das deutsche 'Mann' herauszukünsteln. Mit eben so gutem Grunde hätte er wegen der Zusammenziehung von volo in nolo und malo behaupten können, vo sei eine bloße Vorsatz-Silbe, und lo die eigentliche Wurzel. Er weise doch nur ein einziges Beispiel von der trennbaren Vorsatz-Silbe ho in der lateinischen Sprache nach. Die wahre Ableitung von homo hat schon Varro gegeben: homo dictus ab humo; also der Erdgeborne, der Erdbewohner. Das u kommt in humanus wieder zum Vorschein. Jedoch hierüber läßt sich hin und her streiten, und es ist vielfältig geschehen: vielleicht sollte man von solchen Wörtern gar keine weitere Herleitung oder Auflösung versuchen. Allein darüber werden alle Kenner einverstanden sein, daß wer solche Etymologien an das Licht bringt, noch in den ersten Grundsätzen der Sprachforschung ein Fremdling ist. *)

VII. 'Gesellenleben, von J. Grimm.' — Handwerksburschen-Witz, aus einem seltenen Buche von Frisius abgedruckt, recht gut am blauen Montage zu lesen.

VIII. 'Ueber sunu fatarungo' (in dem Liede von Hildebrand und Hadubrand), 'von J. Grimm.' — Die Herren Grimm haben bei dessen Herausgabe nicht wenig geleistet, aber doch nicht alle Zweifel weggeräumt, und vielleicht ist dieß auch bei einem so alten,

*) ['Du sprichst ein kühnes Wort gelaßen aus!' Bg.]

schwierigen und vereinzelt stehenden Bruchstücke nicht möglich. Ein genauer Kupferstich der nur kurzen und in ihrer Art einzigen Handschrift wäre sehr wünschenswerth, weil in solchen Fällen niemand unbedingt den Augen des Andern traut. Es fragt sich, ob die beiden kämpfenden Helden Vater und Sohn, oder ob der eine Neffe oder Vetter des andern ist. Eckhart (Comment. de r. Fr. Or. l. p. 867.) hatte sich für das erste, Hr. Gr. für das zweite erklärt, er äußert aber jetzt Zweifel darüber. In der angelsächsischen Chronik heißt es beim Jahre 737.: and sealde his rice Edberhte his federan sunu, patrui filio; und J. 901.: his faederan sunu, eius patruelis. Zwar ist faederan nicht einerlei mit fatarungo, aber diese Form wird durch die isländischen braedrungar und systrungar begünstigt. — S. 125.: 'Zwischen Hiltibraht und Hiltibrant ist sicher kein Unterschied zu machen, indem letztere Form nur der im gen. heraustretende Nasallaut ist, gerade wie madr, svidr u. a. im gen. manns, svinns, bekommen.' — Diese Erklärung ist nicht befriedigend. In den isländischen Beispielen hat das angehängte R die Veränderung des vorhergehenden Konsonanten verursacht. Wenn sonst eine Mundart in einigen Wörtern das n ausstößt, wie die angelsächsische in muth, cuth, tuth, statt der gothischen Formen munths, cunths, tunths, so geschieht dieß in allen Biegungen. Hier aber wäre dann nicht bloß ein N vor dem T ausgestoßen, sondern ein Th eingeschoben, denn dafür steht H nothwendig an dieser Stelle. Die Einerleiheit dieser Namen müßte also etymologisch, nämlich nach der Wurzel und Bedeutung der Endsilben 'braht' und 'brant' dargethan werden; oder historisch, indem man zeigt, daß sie an den Namen derselben Männer in Geschichtbüchern und Urkunden ohne Unterschied gebraucht werden. Zwar wenn die Lesearten so sind, wie die neuere Ausgabe sie giebt, und nicht etwa das Erlöschen des verlängerten Striches am h den Schein eines n bewirkt hat, so wäre die Einerleiheit ausgemacht. Denn die beiden Redenden werden in dem Gedicht abwechselnd, der eine Hiltibraht und Hiltibrant, der andre Hadubraht und Hadubrant genannt, und um alle Ausflucht abzuschneiden, im Nominativ. Gegen die Annahme, daß der eine der Vater des andern sein soll, finden wir eine unüberwindliche Schwierigkeit in den Worten, V. 43.: ih wallota sumaro enti wintro sehstic urlante. Denn die Erklärung des Hrn. Gr., daß die Winter und

Sommer zusammengerechnet werden müßen, und also 30 Jahre ausmachen, will uns durchaus nicht einleuchten, um so weniger, da im Gothischen und Angelsächsischen 'Winter' allein schon das ganze Jahr bezeichnet. Auch der Grund, ein Kampf zwischen Vettern sei nicht hinreichend, um eine große Gemüthsbewegung hervorzubringen, wird entkräftet, wenn man bedenkt, wie stark die Bande der Verwandtschaft in jenen Zeiten waren. Die Pflicht der Blutrache erstreckte sich sogar auf entferntere Grade: wie groß mußte also die Scheu sein, selbst das befreundete Blut zu vergießen!

X. 'Mönch-Lateinische Allitteration.' Die von Hrn. J. Gr. beigebrachten und allerdings nicht zu verkennenden Beispiele sind aus angelsächsischen Dichtern vom Schluße des achten Jahrhunderts. Wir kennen ein früheres vom Venantius Fortunatus (Mabillon. Analect. l. p. 368.). Das Gedicht, ein Empfehlungsschreiben an den König Childebert, ist aber so schlecht und so weit unter dem, was Fortunatus sonst zu leisten vermochte; die Allitteration ist so überladen, und so läppisch herbeigeführt, daß man es nur für einen Scherz halten kann. Vielleicht wollte Fortunatus die Weise der fränkischen Dichter spottend nachahmen; dieß würde also die Vermuthung bestätigen, auch unter den Franken sei die Allitteration schon im sechsten Jahrhundert üblich gewesen.*)

XI. 'Italiänisches Volkslied.'

XII. 'Bedeutung der Blumen und Blätter.' — Ein prosaischer Aufsatz über diesen Gegenstand wird aus einer Handschrift des fünfzehnten Jahrhunderts mitgetheilt. Hr. J. Gr. grübelt darüber nach seiner Weise: gelehrt, tiefsinnig und dunkel. Schwerlich dürfte sich Alles auf natürliche Gründe zurückführen laßen, und wer wollte nicht gern der Einbildungskraft ihr Spiel an so zarten Geschöpfen gönnen? Aber eben deswegen muß man sich nicht zu schwer auflehnen, und den Blumen, wie Ophelia, nur kurze Sinnsprüche zutheilen. Der Herausgeber verstreigt sich bei dieser Gelegenheit wieder in die Etymologie. S. 141.: 'Sind nicht die Sprachen Jungen, d. i. der Sage und äußerlichen Form nach, Blätter? die Wörter Wurzeln und Pflanzen? Mund ist in andern Sprachen Hand,

*) [Die Allitterationen sind bei Venantius Fortunatus überaus häufig und großentheils unwillkürlich, bloße Folge der Gewöhnung. Bg.]

manus (palma), die Finger und Glieder Zweige und Aeste, Lippe, labium ein Laub. Die Zunge ist das sich lösende und bindende Band der Rede; Band, Binde, vitta, Weide (die germanischen Witten, welche den Gesang binden), lingua, lingula und ligula ein Wort, wie auch Zunge und γλῶσσα von andern Riemen gelten. Verbum, herba, Wort und Wurzel, ord (Wort), urt (Wurzel), urd (Gewächs) berühren sich buchstäblich, so ist werden und wachsen eins, und noch mehr als crescere haben die Natur abstracter Hülfswörter angenommen die englischen Zeitwörter waxe und grow. Rede wäre hiernach radix, gerade wie Rune eine Wurzel (Alraun); der Gesang, das Gedicht wird ein Zweig oder Ast, der Stil, stilus ein Schreibgriffel, oder auch eine Redeweise, der Ast, ramus ein Reim, Klang; die einzelnen Zeilen: Reiser, Ruthen, darum heißen die Sänger Rhapsoden.' — So geht es noch lange fort, aber die meisten Leser möchten hier schon außer Athem sein. Die Kenner werden leicht in dieser babylonischen Sprachverwirrung das wenige Wahre von dem Erträumten und aus der Luft Gegriffenen sondern. Man möchte Hrn. J. Gr. einen etymologischen Heraklitus nennen. Dieser Philosoph lehrte, wie bekannt, alle Dinge seien fließend, ohne festen Bestand und in stätiger Verwandlung. Aber es läßt sich auch auf seine Art der Sprachforschung anwenden, was Plato von jener Lehre sagt: gewisse Philosophen hätten sich so lange herumgedreht, um das Wesen der Dinge nach allen Seiten zu suchen, daß sie darüber schwindlich geworden, und nun erscheine ihnen die Welt selbst, wie von einem unaufhörlichen Wirbel umhergetrieben. *)

XIII. 'Blumenlieder.' XIV. 'Der Jäger aus Griechen, altholländisch.' XV. 'Indisches Märchen.'

XVI. 'Ueber einen vorzüglich der älteren deutschen Sprache eigenen Gebrauch des Umlautes.' Ein kurzer, aber schätzbarer Aufsatz

*) [In einem Briefe an W. v. Humboldt vom 21. Dec. 1822 sagt der Bf. über Grimms Grammatik: 'Ich schätze diese Arbeiten so hoch wegen der rein historischen Behandlung und des unendlichen Fleißes im Einzelnen bei einer durchgeführten Idee im Ganzen. Grimm hat gezeigt, wie viel durch beharrliche Prüfung mit Fragmenten auszurichten ist. Ich werde es mir um so mehr zum angelegentlichen Geschäft machen, dieß anzuerkennen, weil ich früher wegen seiner Etymologien à la Kaane sehr hart mit ihm umgegangen bin.']

von Hrn. Prof. Benecke in Göttingen, dessen Ausgabe einiger Minnelieder aus der bremischen Handschrift durch sprachkundige Genauigkeit sich so vortheilhaft auszeichnet. Docen hatte im Altdeutschen einige weibliche Substantive bemerkt, die im Singular mit dem Umlaut dekliniert zu werden scheinen; z. B. Nom. die hant; Gen. der hende, Dat. der hende, Acc. die hant. So kraft, vart, und alle auf schaft ausgehenden, wie ritterschaft. Benecke bezweifelt dieß aus dem Grunde, weil der Umlaut im Deutschen zu vielen andern Zwecken, der Bezeichnung des Pluralis, der Steigerung der Adjektive u. s. w. gebraucht werde, aber niemals um Kasus zu bilden. Er nimmt also an, jene Genitive und Dative seien vielmehr von einem gleichlautenden Nominativ abzuleiten. Um Docens Bemerkung zu widerlegen, müßte man solche Nominative mit dem Umlaut und der weiblichen Endung in zuverläßigen Beispielen auffinden. Benecke hat aber nur Accusative beigebracht, (darunter zweifelhafte, z. B. Vinde ich nicht meisterschefte da; dieses scheint uns der Genitiv zu sein) welches nicht entscheiden kann, weil es in der deutschen Biegung Beispiele giebt, daß alle casus obliqui im Singular sich gleich bleiben. Benecke sagt S. 170.: 'Eine im Dialekte verschiedener Gegenden, oder in der Eigenthümlichkeit verschiedener Zeitalter gegründete Form kann es also nicht sein; und eines von beiden müßte es doch wohl sein, wenn wir den alten Dichtern nicht eine unbegreifliche Willkürlichkeit aufbürden wollen. Der Oberdeutsche, der Ein Mal sagt 'der Butter ist vierzehn Täge alt', der Niederdeutsche, der Ein Mal sagt 'ich jug die Schäfe', wird immer so sagen, es müßte denn sein, daß er sich Ein Mal nach seiner Mundart, ein anderes Mal nach seinem Adelung richtete. Aber für unsere alten Dichter gab es keinen Adelung. Woher also in aller Welt, bei einer und derselben Person, die so spricht, wie ihr der Schnabel gewachsen ist, eine doppelte Deklination desselben Wortes in Einem Athem?' — Wir können dieß nicht so ganz zugeben. Der Ungelehrte, auch wenn er fehlerhaft spricht, wird von einem dunkeln Gefühl der Analogie geleitet. Nun durchkreuzen sich aber die Analogien wenigstens scheinbar, und man kann bald dieser, bald jener folgen. Die Gesetze unserer Sprache haben sich unleugbar im Lauf der Jahrhunderte verändert: gewisse Wortfügungen und Biegungen ließ man fahren, andre kamen dagegen auf. Dieß kann

nur allmählich geschehen sein: in den Zeiten des Uebergangs mußte also der Sprachgebrauch schwanken, er konnte es um so ungehinderder, weil es keine Sprachlehrer gab, und den Dichtern waren die doppelten Bildungen sehr bequem. Was aber die Frage zwischen Hrn. Benecke und Hrn. Docen betrifft, so würden wir sie unter folgenden allgemeineren Gesichtspunkt stellen. Die heutige deutsche Sprache kennt keine Biegung der weiblichen Substantive im Singular, ausgenommen in einigen aus alter Zeit übrig gebliebenen Redensarten. Ehemals war es nicht so, und wir bemerken noch im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, vielleicht auch späterhin, eine doppelte Biegung dieser Substantive: die eine auf E mit oder ohne Umlaut, die andre auf N oder En. Allein der Hang zur Abkürzung und Vernachläßigung dieser Biegungen zeigte sich schon häufig in dem angegebenen Zeitraume.

Es wäre ein sehr erwünschtes Geschenk für alle Freunde unserer alten Dichter, wenn ein gründlicher Gelehrter, wie Benecke, eine deutsche Sprachlehre des dreizehnten Jahrhunderts liefern wollte. Man kann es nicht genug wiederholen, die Beschäftigung mit den alten einheimischen Schriften kann nur durch Auslegungskunst und Kritik gedeihen; und wie sind diese möglich ohne genaue grammatische Kenntniß? Die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens sind freilich nicht gering, wegen der regellosen Schreibung ungelehrter Abschreiber, wegen des Mangels an prosaischen Schriften aus diesem Zeitraume, endlich wegen der Unzuverläßigkeit der bisherigen Ausgaben. Wie sehr wir mit Recht die Tugenden der alten Sprache preisen mögen, so läßt sich doch eine gewisse Verwilderung in grammatischer und orthographischer Hinsicht nicht ableugnen, welche dann auch die Folge gehabt hat, daß viele unterscheidende Biegungen unwiderbringlich verloren gegangen sind. Es ist befremdlich und dennoch unleugbar, daß die älteste schriftliche Auffaßung unserer Sprache, die wir kennen, die gothische, bis auf die neueren wißenschaftlichen Zeiten auch die gelehrteste, am meisten auf sichern Grundsätzen und feinen Unterscheidungen beruhende, geblieben ist. Ulfilas steht weit über einem Otfried, einem Uebersetzer des Tatian, und Andern dieses Zeitalters. Und wiederum sind die Schriften des neunten und zehnten Jahrhunderts in Bezug au grammatische Genauigkeit den späteren überlegen, weil sie von ge

lehrten Geistlichen verfaßt wurden, die am Lateinischen die Beobachtung bestimmter Sprachregeln gelernt hatten. Viele Minnesinger hingegen mochten in dem Falle sein, wie Herr Ulrich von Lichtenstein, weder lesen noch schreiben zu können. Ihren dichterischen Gaben gereicht dieß zu desto höherem Ruhme, aber der Sprache war es schwerlich vortheilhaft. Wenn auch ein Ritter, wie Hartmann von Owe, 'so gelert was, daz er an den buchen las', so schrieb er doch nicht selbst, sondern diktierte. Dieß erhellet aus den Bildern der manessischen Handschrift, wo die Dichter zuweilen lesend, niemals schreibend vorgestellt sind. Meister Konrad von Würzburg diktiert hier seinem Schreiber, und Reinmar von Zweter hat sogar zwei neben sich: der eine schreibt den ersten Entwurf mit einem Griffel auf Wachstafeln, der andre scheint ihn auf einer Pergamentrolle ins Reine zu bringen. Diesen Umstand darf man bei Beurtheilung der Minnesinger, besonders in Bezug auf das Silbenmaß, nicht aus der Acht laßen.

Mit Einem Worte, den Deutschen hat das ganze Mittelalter hindurch gefehlt, was schon Karl der Große ihnen schaffen wollte, was Alfred glücklicher zu Stande gebracht: ein wißenschaftlicher Unterricht in der Muttersprache. Ueber ein Jahrtausend blieb die Bewahrung der Sprachgesetze dem Gefühl, ohne deutlich entwickelte Kenntniß, allein überlaßen, und so mußte die vertrauliche abkürzende Nachläßigkeit des gemeinen Lebens über die gebildete Bestimmtheit grammatischer Formen vielfältig die Oberhand gewinnen.

Für die Geschichte unserer Grammatik ist bisher durch Ausländer mehr geleistet worden, als durch deutsche Gelehrte. Wir nennen hier vorzüglich außer Hickes und Lye, eine holländische Schrift: Gemeenschap tussen de Gottische Spraeke en de Neder-duytsche, von Lambert ten Kate. Sie umfaßt nicht die ganze gothische Grammatik, sondern bloß die Konjugation und Deklination, diese sind aber meisterlich behandelt. Die fränkische Grammatik des Hickes wird allenfalls zu übertreffen sein: am besten wäre es wohl, die wichtigeren Schriften des karolingischen Zeitalters erst jede für sich zu untersuchen, und dann den Ertrag zu vergleichen. Doch man darf sich über die Verabsäumung der älteren Sprachkunde unter uns nicht verwundern, da in unserer heutigen Sprachlehre noch so viel aufzuräumen und beßer zu ordnen ist. Wie lange

werden die deutschen Sprachlehrer fortfahren, wie Adelung eine Menge Zeitwörter als unregelmäßig zu verkennen, die nur kunstreicher regelmäßig sind als übrigen, und zu einer zweiten Konjugation gehören? Schon Hickes (Thesaur. Ling. septentrion. II. p. 71.) warf einen Wink darüber hin. Lambert ten Kate hat den Satz durchgeführt, die sämmtlichen Zeitwörter des Ulfilas nach Klassen geordnet, und ihre Analogie bis in die feinsten Verzweigungen nachgewiesen.

Die Geschichte der deutschen Sprachlehre ist aber noch aus einem andern umfaßenderen Gesichtspunkte lehrreich, als bloß für die Erforschung der Gesetze und Alterthümer unserer Sprache. Sie zeigt uns nämlich den allmählichen Uebergang von der synthetischen zur analytischen Grammatik. Nach dem Beispiel vieler andern Sprachen, denen das Gleiche widerfuhr, wenn sie nicht frühzeitig festgestellt wurden, wie das Sanskrit und das Lateinische, scheint dieser Fortgang auf einer allgemeinen Neigung des menschlichen Geistes zu beruhen. Die Einsicht in das Wesen der synthetischen Grammatik ist, wie uns dünkt, äußerst wichtig, um die Gedanken der Urwelt zu begreifen.

XVII. 'Grammatische Ansichten.' In diesem Aufsatze, so wie in einem Anhange zu dem vorigen von Benecke theilt Hr. J. Gr. manche vielleicht richtige Bemerkung mit, aber in einem Vortrage, der es unmöglich macht, irgend etwas festzuhalten. Wir lesen hier von dem Umlaut als dem Erröthen und Erblaßen der Sprachen, von schwarzen Sprachen, von Wörtern, die das Haupt senken, von einer Weiche der Haut, die in der deutschen Sprache des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts eingetreten, von einer diphtongierten Poesie u. dgl. mehr. Schließlich weiset Hr. Gr. noch die griechischen Sprachlehrer zurecht, was vielleicht thunlich ist, nur nicht so, wie er es unternimmt, auf anderthalb Seiten. Es erfordert die sorgfältigste Aufspürung der veralteten Formen des Lateinischen und Griechischen (wie z. B. der gelehrte Engländer Knight sie in seinen Prolegom. zu einer künftigen Ausgabe des Homer anstellt), deren Vergleichung unter einander, dann auf der einen Seite mit den sanskritanischen, auf der andern mit den gothischen. Was diese verwandten, jedoch weit aus einander gegangenen Sprachen Gemeinschaftliches in ihren grammatischen Bildungen haben, das darf man unbedenklich als das Ursprünglichere betrachten.

XVIII. 'Ueber Ottacher im Hildebrandslied.' Hr. W. Gr. bringt eine für die Aufklärung unserer Heldensage äußerst wichtige Stelle des Abbas Urspergensis bei, ohne ihren wahren Urheber zu kennen, und als eine Glosse zum Jornandes. Hr. Görres hat schon die rechte Quelle nachgewiesen.*) Aus dieser Stelle erhalten wir Licht über Otacher des alten Bruchstücks. Es wird daraus wahrscheinlich, daß dieser Otacher oder Odoaker derselbe ist, der in den späteren Dichtungen vom gothischen König Ermenrich, Sibich genannt worden. Nun entsteht aber 'die neue Frage, wie Sibichs und Odoakers Namen vertauscht worden sind?' Wir schlagen folgende Auflösungen vor. Der Name Sibich scheint ganz allegorisch zu sein. Sibba hieß Friede (s. Schilter Glossar.), unsibja, beim Ulfilas, ungerecht, feindselig. Sibich war, dem Anhange des Heldenbuchs zufolge, der treueste Freund Ermenrichs, bis er durch Entehrung seiner Gattin zur Rache gereizt ward. Er konnte also nach seiner früheren Gesinnung Sibich heißen; oder auch gerade im Gegensatz, weil er unter dem Schein der Treue verrätherischen Rath gab und Unfrieden stiftete.

Es bleibt noch ein Zweifel übrig. Konrad von Lichtenau schreibt um das Jahr 1229. Zu Ende des zwölften Jahrhunderts war aber schon Sibich in den deutschen Liedern als der falsche Rathgeber König Ermenrichs berühmt, wie aus der Stelle von ihm im Parzifal (V. 12577. u. f.) unwiderleglich erhellet; und dennoch nennt jener Geschichtschreiber den Odoaker und nicht den Sibich. Man kann hierauf antworten: er wollte einen geschichtlichen Irrthum berichtigen, er hielt sich also mehr an die älteren lateinischen Chroniken, als an die zu seiner Zeit in Umlauf gebrachten Volkslieder, und diese nun verlorenen Chroniken hatten aus älteren Behandlungen der Sage geschöpft, worin noch, wie in dem Bruchstücke, Otacher statt Sibichs genannt wird.

XIX. 'Ueber altdeutsche Metrik, von J. Grimm.' Eine richtige Bemerkung über das Silbenmaß unserer in kurzen Zeilen ohne Abtheilung in Gesetze geschriebenen Rittergedichte. Das Ueberschreiten des Sinnes (enjambement) war nicht blos zufällig, sondern eigentlich Regel dieses Silbenmaßes, und zwar dergestalt, daß der Sinn

*) [In den Heidelb. Jahrb. 1813. S. 353.]

immer die letzte Zeile jedes Reimpaares mit der ersten des folgenden verbindet. Dieß bildet eine rhythmische Periode aus zwei Hälften, wo der antwortende Reim immer in die Mitte fällt. Die Sache ist ausgemacht: Konrad von Würzburgs Trojanischer Krieg bestätigt sie eben so wohl, wie der Parzifal und Tristan auf allen Seiten. Bei näherer Prüfung wird immer mehr hervorgehen, daß unsre alten Dichter nicht so kunstlos waren, als sie dem ersten flüchtigen Blicke durch die Verdunkelung der Zeit erscheinen. Wenn sie kurze Sinnsprüche durch den Reim bilden wollten, wie im Freidank, machten sie es ganz anders. Hr. J. Gr. hat diese Bemerkung zuerst aufgestellt. Sie kann dem Leser der Handschriften oder der Ausgaben ohne Interpunktion sehr nützlich werden, indem sie ihm angiebt, wo er im Zweifel die Ruhepunkte des Sinnes zu suchen hat. Auch dem Vorleser ist sie zu empfehlen, damit er dem Sinne folge, und die Eintönigkeit der Reimpaare breche. Diese von rhythmischem Gefühl zeugende Weise unsrer alten erzählenden Dichter scheint jedoch ihrem Erbfehler, der Weitschweifigkeit, eher Vorschub gethan zu haben, als das Gegentheil. Die fortgehende Verkettung der Reime macht es ihnen schwer, rasch von einem Gegenstande zum andern fortzugehn.

XX. 'Zeugnisse über die deutsche Heldensage, von W. Grimm.' Dieser Aufsatz, der das fünfte und sechste Heft einnimmt, ist bei weitem der wichtigste der ganzen Sammlung, und muß sie allein schon jedem Forscher unserer geschichtlichen und dichterischen Alterthümer schätzbar machen. Der Verfaßer gegenwärtiger Anzeige hat seit vielen Jahren eine Ausgabe des Liedes der Nibelungen vorbereitet, die er mit allen Hülfsmitteln der Berichtigung des Textes und der Auslegung, und mit einer Einleitung über die Bedeutung, Entstehung und Fortpflanzung dieser und anderer verwandten Heldensagen begleiten wird. Er wünscht, diesem Werke alle seinen Kräften nur erreichbare Vollendung zu geben, damit es den Deutschen nicht bloß eine Unterhaltung für den Augenblick, sondern ein Besitzthum für allezeit werde. Er wird sich daher durch alles, was unterdessen von andern Gelehrten an den Nibelungen geleistet werden mag, nicht zur übereilten Herausgabe seiner Arbeit vor ihrer völligen Reife bewegen laßen, und ist vielmehr erfreut, daß große lang vergeßene Gegenstand so viele Geister an sich zi

Wir begegnen hier also Hrn. W. Gr. auf dem Felde eigner Untersuchungen. Seine Sammlung ist sehr reichhaltig, sie enthält 142 Stellen. Einige waren uns noch neu; ein Paar fehlende werden wir beifügen. Es gehört ungemeine Liebe zur Sache, Geduld und Beharrlichkeit dazu, in so entlegenen Gegenden der Geschichte und Litteratur, so viel bisher Uebersehenes zu entdecken. Dem, was Hr. W. Gr. über die aufgefundnen Stellen sagt, können wir jedoch bei weitem nicht immer beistimmen. Es fehlt, wie uns dünkt, an gehöriger Unterordnung der geschichtlichen Zeugnisse nach den Graden ihrer Gültigkeit, an Sonderung des Beglaubigten und Fabelhaften, an Zusammenfaßung der Ergebnisse; kurz, an scharfer Kritik und lichtvoller Darstellung. Die Untersuchung läßt sich in diesen Blättern nicht erschöpfen: wir heben nur einige Hauptstücke aus.

Zuvörderst ist Hr. W. Gr. in einem wesentlichen Irrthum über die historische Deutung unsers Heldengedichts befangen. Er geht (S. 215. u. f.) den Bericht des Jornandes von der katalaunischen Schlacht durch, und sucht darin Aehnlichkeit mit dem Schluß der Nibelungen zu erkünsteln. Was in aller Welt haben die Nibelungen mit der katalaunischen Schlacht gemein; der letzte Theil des Gedichtes schildert ja nicht einen Eroberungskrieg, eine absichtlich vom Attila unternommene Völkerschlacht, sondern eine Fehde zwischen den Hunnen und einem befreundeten Volke, in dem Königssitze des Attila selbst, mitten im Frieden, durch geheime Leidenschaften angestiftet. Die Niederlage der Burgunden fällt in eine ganz andere Zeit, sie ist eine unbezweifelte Thatsache, deren zwei gleichzeitige Geschichtschreiber erwähnen. Idatii Chron. A. Chr. 436. Burgundiones, qui rebellaverant, a Romanis duce Aëtio debellantur. A. Chr. 437. Narbona obsidione (scil. Gothorum) liberatur, Aëtio Duce et Magistro militum. Burgundionum caesa viginti millia. — Nur das Letzte gehört hierher, das Uebrige wird aber zur Aufklärung des Folgenden dienen. Idatius sagt nicht, durch wen die Burgunden umkamen. Dieß erfahren wir aus Prosperi Aquitan. Chr. A. Chr. 435. Eodem tempore Gundicarium Burgundionum regem inter Gallias habitantem Aëtius bello obtinuit (leg. obtrivit) pacemque ei supplicanti dedit, qua non diu potitus est, siquidem illum Chuni populo suo ac stirpe deleverunt. Dem letzten schreibt Cassiodor nach: A. Chr. 435. Gundicharium, Burgundionum regem

Aëtius hello subegit, pacemque ei reddidit supplicanti, quem non multo post Hunni peremerunt. Diese Angaben werden einigermaßen durch den Pseudo-Prosper verdunkelt, den man sich wohl hüten muß, mit dem ächten zu verwechseln, wie S. 236. geschieht. A. Chr. 436. Bellum contra Burgundionum gentem memorabile exarsit, quo universa paene gens cum rege per Aëtium deleta. Demnach wäre der burgundische König durch den Aëtius umgekommen; es ist aber weiter nichts, als daß der Schreiber den Idatius mit einer falschen Interpunktion gelesen, und die beiden Begebenheiten in Eins gemischt. Ueberhaupt hat der angebliche Prosper ein sehr geringes Ansehen: wo er nicht wörtlich die älteren Chroniken ausschreibt, sind seine Einschiebsel immer verdächtig. Und wenn Paul. Diacon. Hist. miscella sagt: Attila itaque primo impetu, mox ut Gallias introgressus est, Gundicarium Burgundionum regem sibi occurentem protrivit, und dieß in seinem Buche De Episc. Mettens. fast mit denselben Worten wiederholt, so ist seine Angabe ebenfalls bloß aus einem Gedächtnißfehler und einer Mißdeutung entsprungen, indem er das non multo post des Cassiodor auf 14 Jahre oder darüber ausdehnt. Hr. W. Gr. hält es für ausgemacht, daß die Burgunden bei dem Einbruche Attilas in Gallien im J. 451. gegen ihn gestritten, weil sie Jornandes ausdrücklich unter den Bundsgenoßen der Römer nennt. Die neueren Geschichtschreiber sind meistens dem Jornandes gefolgt, aber seine aus einer verworrenen und flüchtigen Lesung des Cassiodor geschöpfte Angabe wird durch das weit gültigere Zeugniß eines Zeitgenoßen und nahen Beobachters der Begebenheit gradezu umgestoßen. Sidonius (Panegyr. in Avit. Carm. VII. 322.) sagt in seiner Beschreibung der Heerschaaren des Attila:

Gepida trux sequitur, Scyrum Burgundio cogit.

Sidonius hatte das Vorhaben, die Geschichte dieses von ihm selbst in Gallien erlebten Krieges zu schreiben: leider hat er es nicht ausgeführt, und wir müßen uns nun mit dem Jornandes behelfen. Man kann dieß Zeugniß nicht durch die Einwendung entkräften, daß es in einem Gedichte steht. Das Verzeichniß der entfernteren Völker mochte Sidonius durch einige veraltete Namen aufstutzen, aber die Burgunden setzte er schwerlich gegen die Wahrheit
Sie waren seine nahen Nachbarn, und er hat selbst

gelebt. Auch die Franken nennt Sidonius als Bundsgenoßen Attilas; Jornandes läßt sie für die Römer fechten, und Neuere haben hierauf die fabelhaften Thaten des Meroveus gebaut. Indessen mit den Franken läßt sich eine Auskunft treffen: sie gehorchten mehreren von einander unabhängigen Fürsten, wovon einer dem Aëtius, ein anderer dem Attila folgen mochte. Die Burgunden hingegen machten in ihrem Sitz am Mittel-Rhein nur einen einzigen Staat aus.

Der gründliche Mascou (Gesch. der Deutschen I. S. 432.) erregt einen Zweifel gegen die Niederlage der Burgunden im J. 436. (nach der Berechnung des Pagius), 'weil damals Aëtius den Burgundern bereits Frieden zugestanden hatte, und die Hunnen der Römer Bundsgenoßen waren'. Er zieht daher die Angabe des Paulus Diaconus vor, der viertehalb Jahrhunderte nach dem Attila schrieb. Mascous Zweifel wäre gegründet, wenn behauptet würde, Attila oder ein Theil seines Heeres sei in diesem Jahre über den Rhein gegangen, um die Burgunden anzugreifen. Dieß konnte nicht ohne offenbare Feindseligkeit gegen die Römer geschehen, und kein Geschichtschreiber meldet etwas hievon. Aber wo die Niederlage vorgefallen, das laßen Prosper und Idatius ganz unbestimmt, und hierüber tragen wir kein Bedenken, das Lied der Nibelungen als ein geschichtliches Zeugniß zu Hülfe zu rufen. Es ist sehr denkbar, durch den Sidonius sogar gewiß, daß die Burgunden, wie so viele deutsche Völker, mit dem Attila in einem Verhältniß abhängiger Bundsgenoßenschaft standen; ihr König konnte also in freundschaftlicher Absicht mit seinen Kriegern in das Hunnenreich gezogen sein, als sich jener Zwist entspann, und mit einer blutigen Niederlage sich endigte. Die Erzählung des Dichters ist sogar mäßiger, als die Schätzung des Geschichtschreibers: nach den Nibelungen kamen nicht viel über zwölftausend Burgunden um, nach dem Idatius zwanzigtausend. Wir bauen darauf ganz vorzüglich das urkundliche Ansehen unsers Heldengedichts, daß es uns nicht nur das Andenken einer Begebenheit aufbewahrt hat, welche von den Zeitgenoßen bloß flüchtig erwähnt wird, weil sie auf die Schicksale der römischen Provinzen keinen Einfluß hatte, sondern uns sogar Aufschlüße giebt, wodurch diese Begebenheit sich mit der Zeitgeschichte in einen wahrscheinlichen Zusammenhang setzen läßt. beweiset unwidersprechlich, daß ein Theil des Gedichtes auf

burgundische und gothische Ueberlieferungen von Attilas Zeiten her, gebaut ist.

Ferner scheint Hr. W. Gr. über die geschichtliche Deutung Dieterichs von Bern nicht im Klaren zu sein. Er sagt S. 262.: 'Bern und Verona (Bern) ist ein Wort; daß dieses Bern das italiänische Verona sei, folgt also daraus noch nicht. Bern ist sowohl ein altdeutscher Mannsname, als auch andere Orte ihn noch führen.' Man nenne doch eine andre namhafte Burg oder Stadt dieses Namens, vor Erbauung der noch blühenden im Uechtland, welche der Sitz des Helden hätte sein mögen. Im Anhange des Heldenbuchs heißt es: 'Nun liegen Garten und Bern nahe bei einander.' Garten ist die alte Burg Garda, wovon der Lago di Garda den Namen führt. — Bestimmter wird aber der Zweifel, oder vielmehr die Verwerfung dieser Deutung ausgedrückt in dem Kommentar zum Liede von Hildebr. und Hadubr., S. 65.: 'Manche Verwirrung ist dadurch veranlaßt, daß man, ohne durch die Quellen berechtigt zu sein, den ostgothischen Theodorich des Jornandes, wie Goldast, Lessing u. a., auch 'Veronensis' genannt, ein Name, der nur dem Dieterich (von Bern) zukommen kann.' — Nichts kann ausgemachter sein, als daß unter dem Dieterich von Bern der deutschen Heldenlieder Theodorich der Große gemeint ist. Dieterich wird Dietmars Sohn, König der Amelungen genannt; und Theodorich war der Sohn Theodemirs, die Namen sind dieselben, nur durch die neuere Aussprache verändert. Theodorich war König der Ostgothen, diese hießen volksmäßig die Amelungen, nach dem Stifter ihres Fürstenstammes Amala, wie später die Kerlingen, die Lotharingen u. s. w. Nicht zu übersehen ist, daß das ostgothische Reich während seiner ganzen Dauer nur einen einzigen König dieses Namens gehabt. Der Beiname 'von Bern' erklärt sich natürlich aus den Römerzügen. Nach dem Uebergange über die Alpen durch die Berner Klausen, fiel Verona zuerst den deutschen Kriegern in die Augen. Theodorich hatte dort oft gesessen, und viele Denkmale erbaut; vermuthlich wurde der noch unbeschädigt erhaltene Circus als die Riesenburg und Kampfbahn seiner Helden angestaunt. Im ganzen Mittelalter kennen wir keinen einzigen Geschichtschreiber, von Otto von Freisingen und Gottfried von Viterbo an bis in das sechszehnte Jahrhundert, der an der Einerleiheit Theodorichs des Großen und Di

terichs von Bern nur den leiſeſten Zweifel geäußert hätte; ja der volksmäßige Name iſt oft als gleichbedeutend in die aus römiſchen Quellen geſchöpfte Geſchichte übergegangen. Deswegen eben rügte der Biſchof von Freiſingen den Anachroniſmus der Dichtung, welche Theodorich den Großen in das Zeitalter Attilas zurückſchob. Man weiß es ſchon, daß die Sage wenig auf die Zeitrechnung achtet: ſie iſt gleichſam ein Walhalla, wo die Helden entfernter Zeiten und Völker ſich kämpfend oder befreundet begegnen. Ferner ſind auf den Namen Theodorichs viele Thaten gehäuft, die der Wahrheit nach Andern zugehören; dieß hat ſchon vor zweihundert Jahren der gelehrte Welſer (Rer. Boic. L. II. p. 71.) eingeſehen, nur daß er wegen des Anachroniſmus die Deutung auf Theodorich den Großen mit Unrecht verwirft. Im Dieterich von Bern erſcheinen zwei große geſchichtliche Geſtalten zu Einem Helden verſchmolzen: Theodorich, König der Oſtgothen, und Ardarich, König der Gepiden, eines verwandten Volkes. Ardarich nahm wirklich beim Attila die Stelle ein, welche dem Dieterich von der Sage eingeräumt wird; er war der Vertraute ſeiner Rathſchläge, der Aufſeher ſeines Kriegsweſens. Er entſchied auch nach Attilas Tode die Schickſale des hunniſchen Reichs und die Unabhängigkeit der deutſchen Völker, was die hungariſchen Sagen dem Detrêh halhatatla (dem untödtbaren), unſerm Dieterich von Bern, zuſchreiben. Ohne Zweifel ward Ardarich zur Zeit des Jornandes in Liedern beſungen (Rex ille fortissimus et famosissimus Ardaricus); ſpäterhin hat Theodorichs Ruhm den ſeinigen verdunkelt.

Es ſei genug, hier dieſe beiden Hauptſtücke feſtgeſtellt zu haben. In noch vielen andern weichen wir von Hrn. W. Gr. ab, aber wir müßten unſre ganze Einleitung zu den Nibelungen mittheilen, um zu entwickeln, wie zu dieſer Dichtung und dem ihr verwandten Kreiße gothiſche, burgundiſche, fränkiſche, langobardiſche, thüringiſche u. a. Sagen zuſammengefloßen, und wie immer der ſpätere Zuwachs an Heldengeſchichten in die Rieſenzeit des Attila und der Völkerwanderung zurückgeſchoben ward. Nur dem oſtgothiſchen Könige Ermenrich iſt das Gegentheil begegnet, er iſt vorwärts gerückt, und ſo weit wir das Ganze überſehen können, enthalten die Dichtungen [illegible] die älteſte deutſche Erinnerung, welche das Mittelalter [illegible]at. Bei der Vergleichung der wahren Geſchichte Ermen-

richs mit den Sagen hat W. Gr. gerade die Hauptstelle, Ammian. Marcellin. L. XXXI. cap. 3., übersehen. Der Bericht des Ammianus weicht beträchtlich von dem des Jornandes ab, und welchem von beiden historisch der Vorrang gebühre, dem Zeitgenossen und gründlichen Geschichtschreiber, oder dem verworrenen Verstümmler schlecht verstandener Bücher, darüber kann wohl keine Frage sein. Nach Ammianus entleibte sich Ermenrich selbst, aus Verzweiflung, den Anfällen der Hunnen nicht widerstehen zu können; nach Jornandes starb er an einer von verschwornen Vasallen ihm beigebrachten Wunde. In gewissem Grade laßen sich jedoch beide Angaben vereinigen. Die Wunde konnte die Kräfte des schon bejahrten Helden geschwächt haben; und daß innere Entzweiung zu dem Sturze seines unermeßlichen Reiches viel beitrug, dürfen wir den Sagen gern glauben.

Wie nachher die Geschichte Ermenrichs weiter nach Westen mit genauen örtlichen Bestimmungen fortgerückt worden, darüber ist W. Gr. eine Stelle des Annalista Sax. entgangen. Ad ann. 843.: „Est in confinio Alsatiae inde adjacens pagus, Brisagowe appellatur (leg. appellatus); fertur olim illorum fuisse qui dicebantur Harlunge.“ Die Harlunge waren eben die Neffen Ermenrichs, welche dieser auf verrätherischen Rath umbringen ließ. Der Anhang des Heldenbuchs setzt sie gleichfalls in den Breisgau. Allein er ist aus sehr späten Quellen geschöpft; der sächsische Annalist schrieb um das Jahr 1139., und wir erfahren aus seinem Zeugnisse, daß so frühe schon die Dichtung eine ähnliche Gestalt hatte.

Ueber den König Hermanfried (Ermenfried, Irminfried) von Thüringen sagt Hr. W. Gr. S. 224.: ‘Von ihm in seiner Geschichte mit dem fränkischen Theodorich bei Gregor von Tours und Wittechind.’ — Er nennt die beiden Zeugen in Einem Athem, als ob sie gleiches Ansehen hätten. Die wahre Geschichte von den Unfällen Ermenfrieds und seines Fürstenhauses findet sich beim Gregorius von Tours und dem Fortunatus, in seiner Elegie der heiligen Radegunde, wiewohl nicht so umständlich, als es der Sturz eines so blühenden und mächtigen Reichs verdiente. Witichind hingegen, äußerst glaubwürdig in seiner Zeitgeschichte, giebt uns hier nichts — als den Auszug eines seitdem verloren gegan- ich das er für wahr hielt, und wodurch er sich in

mer verstrickte. Dieß hat schon Eckhart bemerkt (Comment. de Reb. Franc. Or. I. p. 56.), und die Stelle des Witichind wird dadurch auf andre Weise eben so merkwürdig, als wenn sie wahre Zeugnisse enthielte. Die Gemahlin Ermenfrieds, Amalaberga, war nicht, wie Hr. W. Gr. sagt, die Tochter Theodorichs des Großen, sondern seine Nichte. Jornandes ist irrig angeführt. Endlich ist es nicht ganz richtig ausgedrückt, daß jener Ermenfried der Geschichte dem Landgrafen Irnfrit in den Nibelungen 'entspreche'. Die Lage, die Thaten und die Todesart beider sind durchaus verschieden. Der Dichter der Nibelungen hat bloß, da er unter den Scharen des Attila Thüringer aufführt, die berühmten Namen Irminfried (zusammengezogen Irnfried) und Iring, den er jedoch zu einem Dänen macht, aus dem thüringischen Heldengedicht entlehnt.

Die Etymologie ist für beide Hrn. Grimm eine Klippe, welche sie niemals berühren, ohne zu scheitern; sie ist für sie jener fabelhafte Magnetfels, der den Schiff das Eisenwerk auszog, und sie zur weitern Fahrt untauglich machte.*) So wird hier S. 202. u. f. der Name Attilas gedeutet, auf eine Weise, die den Träumereien des Goropius Becanus nichts nachgiebt. Da die deutschen Lieder des zwölften Jahrhunderts den Attila 'Etzel' nennen, so war es ein leichtes, zum 'Etzel-Berg' am Züricher See zu gelangen, und von da ist vollends nur ein Sprung bis zum Berg 'Atlas', wo dann erst Hr. W. Gr. wie der virgilische Merkurius Gelegenheit findet, sich recht weit umzuschauen. Was kann doch solches Haschen nach zufälligen Aehnlichkeiten der Laute fruchten? War Attila ein wirklicher Mensch, oder haben wir ihn für eine allegorische Figur zu halten? — Ehe sich eine Ableitung versuchen läßt, fragt sich vor allen Dingen: wie hieß Attila bei Leibesleben unter seinem eignen Volk? und welcher Sprache gehörte sein Name an? Was das erste betrifft, so pflegten die Griechen und Römer ausländischen Namen, die ihnen nicht etwa unaussprechbar waren, bloß ihre eigenthümlichen Endungen und Biegungen anzuhängen. Doch bequemten sie sich damals schon, die seltner vorkommenden ganz in ihrer barbarischen Form zu schreiben. So finden sich beim Priscus

*) [Diesen Satz würde der Vf. jetzt gewiß nicht mehr wiederholen ich darf den 1815. geschriebenen nicht ausstreichen. Bg.]

und Procopius hunnische Namen mit ähnlichen Endungen: Sandil, Chelchál. Vermuthlich hieß also der Hunnenkönig Attil-a, oder vielmehr Ἀττήλ-ας, denn so schreibt Priscus, der selbst unter den Hunnen gewesen war. So ungefähr, nur nach deutscher Weise mit zurückgezognem Tone, lautete der Name ohne Zweifel auch in den älteren nun verlorenen deutschen Liedern, woraus in den nordischen Sagen Atle geworden. 'Etzel' ist eine neuere oberdeutsche Aussprache. Das Z ist ist in unzähligen Fällen an die Stelle des T der älteren Mundarten getreten; z. B. taihswo — zeswe, taihun — zehen, tagr — zaher, Zähre, twa — zwo, u. s. w. So geschah es auch zwischen zwei Vokalen, und folgendes Beispiel ist recht eigentlich dazu gemacht, uns die allmähliche Veränderung des berühmten Namens nach den Mundarten zu zeigen. Ulfilas: katils; Gl. Mons.: chezil; Notker: chezzel; heut zu Tage: Keßel. — Wenn Thwrocz sagt, Attila habe eigentlich Ethele geheißen, so kann dieß Zeugniß aus dem fünfzehnten Jahrhundert unmöglich für die Zeitgenoßen des Hunnenkönigs gelten, sondern bloß von den Hungarn seiner Zeit. Ob diese den Namen aber so von den Deutschen überkommen, oder von den Hunnen ererbt haben, ist sehr zweifelhaft. — Dem Stolze eines damals weltbeherrschenden Volkes war es schwerlich gemäß, die Namen seiner Könige nicht aus der Muttersprache zu schöpfen, sondern von besiegten und abhängigen Völkern zu entlehnen. Höchst wahrscheinlich war demnach Attilas Name hunnisch; die Hunnen waren aber ein ganz andrer Menschenstamm als die Gothen, und ihre Sprache hatte zuverläßig mit der gothischen ursprünglich nicht mehr gemein als die hottentottische. Hr. W. Gr. leitet indessen frisch darauf los aus dem Gothischen und überhaupt Altdeutschen ab, ohne nur den mindesten Grund der Wahrscheinlichkeit hiefür anzuführen. Solche Gründe giebt es; sie laßen sich aber auch wieder entkräften: die Erörterung würde zu weitläuftig sein. Atta heißt auf Gothisch Vater, hievon soll Attila das Deminutiv sein, wie dergleichen in den westgothischen Königsnamen Swinthila, Chintila u. a. unbezweifelt vorkommen. *) Aus Attilas Vater

*) Bei der Etymologie ist nicht bloß auf die Bestandtheile der Wörter, sondern auch, und ganz vorzüglich auf die Silbenzeit zu achten. Das gothische Deminutiv von atta wäre attilo, wie barnilo von barn.

Mundzuck macht Hr. W. Gr. Magezoge, Knaben-Erzieher. Dieß Wort gehört nun vollends weit späteren deutschen Mundarten an, denn im Gothischen hieß 'ziehen' tiuhan. — Welche hausbackene Namen führten doch die kriegerischen Beherrscher der wilden Hunnen! Der eine hieß 'Kinderwärter', und der andre 'Väterchen'. Dieß könnte in einem neueren Fürsten-Familien-Schauspiel erbaulich sein. Einleuchtender aber wäre es, wenn Hr. W. Gr. herausgebracht hätte, Attila habe einen Löwen bedeutet. Die bisherige Deutung, welche den Namen Attel oder Ettel auf vormalige Benennungen des Don und der Wolga bezieht, verdient in Ermangelung von etwas Zuverläßigerem immer noch den Vorzug.

Was die deutschen Namen betrifft, in denen Hr. W. Gr. sich vielfältig verirrt, so ist bei ihrer Ableitung eine Maßregel der Vorsicht wohl in Acht zu nehmen. Man muß nämlich erst gewiß sein, daß man den vollständigen Namen vor sich hat, und nicht etwa eine Abkürzung. Die alten Deutschen liebten stolze Namen, welche, meistens zusammengesetzt, gleichsam schmückende Beiwörter waren. Sie erlaubten sich aber im vertraulichen Umgange, diese Namen sehr willkürlich abzukürzen; den Abkürzungen wurden häufig Verkleinerungssilben angehängt, so daß die Wurzel gar nicht mehr zu erkennen ist. Z. B. aus Ragnemund wurde Rucco oder Rocco, hieraus wieder ein Deminutiv Roccolin, Roccolenus; aus Adalrich, Atich. Wer könnte dieß errathen, wenn es nicht bezeugt würde? Die Ableitung von Ragnemund und Adalrich ist ganz leicht, die der Abkürzungen unmöglich. Die meisten der von Hrn. W. Gr. mit Ettel verglichenen Namen gehören zu der letzten Art. Viele in der Geschichte berühmte Männer kennen wir nur unter solchen spielenden Schmeichelnamen, die, einmal im Gebrauch, nachher den Kindern gleich bei der Geburt so beigelegt wurden. Hätte Menage dieß bedacht, so hätte er sich seine lächerliche Ableitung vom Pippin ersparen können. Uebrigens darf man sich durch die Seltsamkeit der Bedeutung nicht irre machen laßen, wenn man einmal sicher ist.

In Attilas Namen war aber die zweite Silbe lang und hatte den Ton. Die Schreibung des Priscus, Ἀττήλας, gilt hier mehr, als die Skanßion des Sidonius Attila; denn die lateinischen Dichter behandelten die ...ität der barbarischen Namen sehr willkürlich.

welcher Sprache der unverstümmelte Name angehört, und wenn das Wort in dieser Sprache ohne ein verwirrendes Homonym gerade so daliegt. Hr. J. Gr. wünscht S. 125. ein Wörterbuch der altdeutschen Namen. Der Verfaßer dieser Anzeige weiß aus eigner Erfahrung, daß es eine weitläuftige Sache ist, aber sie verlohnt sich der Mühe. Die Namen sind und bleiben das älteste Denkmal unserer Sprache, so wie der Sitten und der Volksgesinnung.

S. 230. sagt Hr. W. Gr., Gundioch, der Vater des burgundischen Königs und Gesetzgebers Gundebald, 'sei aus dem westgothischen Geschlecht der Balden zum König der Burgunden berufen'. Diese ohne Beweis aufgestellte Annahme scheint uns ein Irrthum zu sein. Vermuthlich hatte er eine Stelle des Gregorius von Tours im Sinne, der von Gundioch sagt, er stamme aus dem Geschlecht des Verfolgers Athanarich. Aber dieser Ausdruck, durch den Haß gegen die Arianer eingegeben, kann nur von der Abkunft auf mütterlicher Seite gemeint sein. Denn aus dem burgundischen Gesetzbuch, welches Hr. Gr. selbst anführt, erhellet offenbar, daß Gundebald in gerader Linie vom König Gibica abstammte. Die Ausdrücke: regiae memoriae auctores nostros bezeichnen durchaus Stammväter, und nicht bloß Vorgänger. Was außerdem der Verfaßer über die Stelle der burgundischen Gesetze in Vergleich mit den Nibelungen bemerkt, ist ganz richtig. Auch hier wieder ein Beweis ununterbrochner und unverfälschter Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht, seit dem fünften Jahrhundert! Die deutsche Heldensage hat uns zwei Namen burgundischer Fürsten, Gibich*) und Giselher, aufbewahrt, deren kein auf uns gekommener Geschichtschreiber erwähnt. Si quos apud regiae memoriae auctores nostros, Gibicam, Gedomarum, Gislaharium, Gundaharium, patrem quoque nostrum et patruos, liberos esse constiterit etc. Mascou hat hierauf eine falsche Stammtafel der burgundischen Könige gebaut, indem er aus den vier Namen eben so viele Geschlechter von Vater auf Sohn macht. Die Zeitrechnung widerlegt dieß. Denn als die Burgunder im J. 373. an den Rhein

*) In dem Gedicht De Walthario und im Heldenbuch. Das Lied der Nibelungen, sonst so historisch, weicht hier ab, und setzt Dankrat statt Gibich, wovon man um so weniger den Grund erräth, da der Name nur ein einziges Mal vorkommt.

Otto von Freisingen (gest. 1158.) um ein Jahrhundert zu spät. Der auffallende Irrthum ist nicht unter den Druckfehlern bemerkt. Bei der Stelle des Otto über den Anachronismus der Sagen vom Ermenrich und Dieterich von Bern ist die ähnliche lautende des Gottfried von Viterbo P. XVI. p. 281. u. 284.) übergangen.

Nach Anführung der bekannten und höchst merkwürdigen Stelle des Saxo Grammaticus, wo er erzählt, wie ein sächsischer Sänger den von seinem Vetter Magnus verrätherisch eingeladenen Canut durch das Beispiel der Grimilda und ihrer Brüder vergeblich gewarnt, fügt Hr. W. Gr. S. 281. hinzu: 'Canut lebte unter Nicolaus um 1132., um welche Zeit sich diese Geschichte mag zugetragen haben, die man, da Saxo nicht viel später lebte, nicht bezweifeln darf.' — Wem ist es wohl jemals eingefallen, eine so beurkundete und so berüchtigte Geschichte, als die Ermordung des Canut ist, zu bezweifeln? Man weiß sogar seinen Todestag: es war der 7te Januar 1130. (s. L'art de vérifier les dates. Nach Mascou 1131.). Die That machte zu ihrer Zeit das gröste Aufsehen in Deutschland. Canut, Markgraf von Schleßwig, war als König der Obotriten deutscher Reichsfürst, und König Lothar rückte mit einem Heer an die Eider, um seinen Tod zu rächen. Auch der Umstand mit dem Sänger ist im Geiste der Zeit, und verdient allen möglichen Glauben. Hr. W. Gr. zieht jedoch aus dem Saxo eine ganz irrige Folgerung: 'daß es kurze Volkslieder gab, die diese Sage umfaßten, da natürlich hier von keiner ausführlichen Darstellung die Rede sein konnte, und daß sich diese noch in den dänischen der Kämpe-Viser erhalten'. Es geht wohl nicht an, hier schon die verhältnißmäßig so jungen und so ausgearteten dänischen Balladen einzuschieben. Saxo sagt nicht, daß der Sänger dem Fürsten etwas vorgesungen: dazu war keine Zeit, beide waren zu Pferde auf dem Wege zum Magnus; sondern er spielte bloß im Gespräch auf die Geschichte an. Die Ausdrücke des Saxo: speciosissimi carminis contextu notissimam Grimildae erga fratres perfidiam, laßen vielmehr auf ein Gedicht von großem Umfange schließen. Er hatte ohne Zweifel eine ältere Behandlung unsers Liedes der Nibelungen vor Augen.

Die Stelle des Metellus Tigurinus von dem in deutschen Liedern besungenen Rüdiger von Pechlarn giebt Hr. W. Gr. S. 284. ohne alle Erörterung. Doch erfordert sie nicht weniger als drei Emendationen,

stammes gelebt haben muß. Denn, wie wir so eben gesehen, fallen die Regierungsjahre des Gibich zwischen 373. und 411. Uebrigens scheint die Lesart in obiger Stelle verderbt: wenn man die patronymische Silbe ing wegschneidet, kommt kein deutscher Name heraus. Wir würden vorschlagen Gundingorum, von einem unbekannten Gundo. Auf keine Weise ist jedoch dieser Name mit dem der Gibikungen oder Giukungen zu verwechseln.

S. 232. werden die berühmten Worte Eginharts: barbara et antiquissima carmina — — — scripsit memoriaeque mandavit, folgendergestalt übersetzt: 'Karl ließ die uralten, deutschen Gedichte — — aufschreiben, und behielt sie im Gedächtniß'; als ob er sie selbst auswendig gelernt hatte. Nicht doch! Es heißt, er übergab sie dem Gedächtniß der Nachwelt, sorgte für ihre Aufbewahrung. — Die Stelle des Theganus von Ludwig dem Frommen erklärt Hr. Gr. S. 233. auf die wahrscheinlichste Weise: poetica carmina gentilia, vaterländische, seinem Volk angehörige. Soll es aber 'heidnische' heißen, was sich vielleicht auch vertheidigen läßt, so würden wir es auf den Virgilius und andre lateinische Dichter beziehen, an denen man die Sprachkenntniß Ludwigs in seiner Jugend geübt haben mochte. Denn das ist ein für allemal nach dem Geiste jener Zeiten nicht denkbar, daß Karl der Große sich um die Aufbewahrung heidnischer deutscher Gedichte sollte bemüht haben. Die Hrn. Grimm (Commentar zum Liede von Hild. und Hadubr. S. 44.) setzen es zwar als gewiß voraus, allein auf welches Zeugniß? Eginhart sagt kein Wort davon. Barbara et antiquissima carmina; die Gedichte konnten schon sehr alt, und dennoch aus der christlichen Zeit sein. Viele deutsche Völker wurden zu Anfang des fünften Jahrhunderts, die Gothen noch früher, die Franken zu Ende desselben bekehrt. Bei den Sachsen konnte Karl Gedichte heidnischen Inhalts vorfinden, er würde sich aber wohl gehütet haben, sie fortzupflanzen: die Vernichtung ihrer Götzenbilder und Tempel hatte ihm zu schwere Kämpfe gekostet. So ist es auch eine ganz unbegründete Voraussetzung der Hrn. Grimm, das Lied der Nibelungen sei in der ursprünglichen Behandlung heidnisch gewesen, und das Christenthum sei erst später hineingebracht worden. [redacted] dieß möglich, da die ältesten Thatsachen, [redacted] es sich [redacted] ten fallen, wo die Gothen und Bur[redacted] Einmi-

Otto von Freiſingen (geſt. 1158.) um ein Jahrhundert zu ſpät. Der auffallende Irrthum iſt nicht unter den Druckfehlern bemerkt. Bei der Stelle des Otto über den Anachroniſmus der Sagen vom Ermenrich und Dieterich von Bern iſt die ähnliche lautende des Gottfried von Viterbo P. XVI. p. 281. u. 284.) übergangen.

Nach Anführung der bekannten und höchſt merkwürdigen Stelle des Saxo Grammaticus, wo er erzählt, wie ein ſächſiſcher Sänger den von ſeinem Vetter Magnus verrätheriſch eingeladenen Canut durch das Beiſpiel der Grimilda und ihrer Brüder vergeblich gewarnt, fügt Hr. W. Gr. S. 281. hinzu: 'Canut lebte unter Nicolaus um 1132., um welche Zeit ſich dieſe Geſchichte mag zugetragen haben, die man, da Saxo nicht viel ſpäter lebte, nicht bezweifeln darf.' — Wem iſt es wohl jemals eingefallen, eine ſo beurkundete und ſo berüchtigte Geſchichte, als die Ermordung des Canut iſt, zu bezweifeln? Man weiß ſogar ſeinen Todestag: es war der 7te Januar 1130. (ſ. L'art de vérifier les dates. Nach Maſcou 1131.). Die That machte zu ihrer Zeit das gröſte Aufſehen in Deutſchland. Canut, Markgraf von Schleßwig, war als König der Obotriten deutſcher Reichsfürſt, und König Lothar rückte mit einem Heer an die Eider, um ſeinen Tod zu rächen. Auch der Umſtand mit dem Sänger iſt im Geiſte der Zeit, und verdient allen möglichen Glauben. Hr. W. Gr. zieht jedoch aus dem Saxo eine ganz irrige Folgerung: 'daß es kurze Volkslieder gab, die dieſe Sage umfaßten, da natürlich hier von keiner ausführlichen Darſtellung die Rede ſein konnte, und daß ſich dieſe noch in den däniſchen der Kämpe-Viſer erhalten'. Es geht wohl nicht an, hier ſchon die verhältnißmäßig ſo jungen und ſo ausgearteten däniſchen Balladen einzuſchieben. Saxo ſagt nicht, daß der Sänger dem Fürſten etwas vorgeſungen: dazu war keine Zeit, beide waren zu Pferde auf dem Wege zum Magnus; ſondern er ſpielte bloß im Geſpräch auf die Geſchichte an. Die Ausdrücke des Saxo: speciosissimi carminis contextu notissimam Grimildae erga fratres perfidiam, laßen vielmehr auf ein Gedicht von großem Umfange ſchließen. Er hatte ohne Zweifel eine ältere Behandlung unſers Liedes der Nibelungen vor Augen.

Die Stelle des Metellus Tigurinus von dem in deutſchen Liedern [illegible]enen Rüdiger von Pechlarn giebt Hr. W. Gr. S. 284. ohne alle [illegible]ng. Doch erfordert ſie nicht weniger als drei Emendationen,

um verständlich zu werden. Alsdann wäre die Hauptsache, das Zeitalter des Mönchs von Tegernsee auszumachen, denn hieraus ergiebt sich, wie frühe schon Markgraf Rüdiger aus dem zehnten Jahrhundert zum König Etzel und Dieterich von Bern zurück versetzt worden ist. Die Angabe des Jahres 1160. beruht auf sehr zweideutigen Spuren: wir wären geneigt die Quirinalia für älter zu halten. Die Handschriften der ehemaligen Abtei Tegernsee sind nach München gekommen, aber nach der Versicherung eines dortigen Gelehrten hat sich nichts vom Metellus noch über ihn vorgefunden. — 'In dem deutschen Gedicht' (zu den deutschen Gedichten) 'von Rüdiger gehört wahrscheinlich das, woraus Lazius und Spangenberg Verse anführen.' — Der Verfaßer gegenwärtiger Anzeige hat (im Deutschen Museum 1812. S. 533.) diese Voraussetzung widerlegt, und bewiesen, daß die Verse, worauf sie sich gründet, unächt und das eigne Machwerk des Lazius sind. Unter den Gedichten auf Rüdiger, welche Metellus erwähnt, sind vermuthlich keine andern, als die wir haben, nur in älteren Behandlungen zu verstehen.

S. 311. u. f. geht Hr. W. Gr. ein merkwürdiges Lied des Marners (Minnesinger II. p. 176.) durch, worin auf eine Menge Heldengedichte oder Rhapsodien angespielt wird. Aus den Worten 'wen Kriemhilt versriet' (statt 'verschriet', von verschroten) vermuthet der Herausgeber eine Annäherung an die nordische Sage, daß nämlich Kriemhilde selbst mitgekämpft hätte. — Die Leseart der bodmerschen Ausgabe ist falsch; die Pariser Handschrift hat deutlich 'verriet', und der Marner bezeichnet mit diesen Worten ohne Zweifel den letzten Theil unserer Nibelungen. Ueber die Verse

Dem sechsten tete bas,
War komen si der wilzzen diet.

sagt Hr. W. Gr.: 'Am schwersten ist 'Wilzzen diet' zu erklären, das vielleicht Hugo von Trimberg schon nicht verstand, weil er es übergieng. Wenn nicht ein Schreibfehler darin liegt, oder eine Abbreviatur nicht recht verstanden worden, so wäre das Nächste, zu vermuthen, was die Stelle sehr merkwürdig machte, es würden Wolfungen, Wolzungen damit gemeint, der Name ist der deutsch Sage nicht ganz fremd' u. s. w. — Die Richtigkeit der Lese ohne alle zweideutige Schreibverkürzung können wir aus

mathematiſchen und aſtronomiſchen Schriften, welche das hohe Alter vieler wißenſchaftlichen Entdeckungen beweiſen; endlich die Fülle der Poeſie in allen Gattungen, und an deren Spitze die beiden großen Heldengedichte Mahábhárata und Rámáyana. Um ſeinen Vortrag zu erheitern, hat Hr. Ch. eine Stelle aus dem letztgenannten, die prachtvolle Beſchreibung des Kampfes zwiſchen Lakſchmana, dem Bruder des Rama, und dem Rieſen Atikaya, in einer freien Ueberſetzung mitgetheilt. Die andre Schrift enthält ein Stück aus demſelben Gedicht, eine zarte und rührende Erzählung, eben ſo behandelt, und mit einer Einleitung und Anmerkungen begleitet. Beide Stücke können als Probe deſſen gelten, was Hr. Ch. an dem ganzen Rámáyana zu leiſten gedenkt. Seine Arbeit iſt der Vollendung nahe, denn zu Ende vorigen Jahres war er damit ſchon bis zur Hälfte des ſiebenten und letzten Buches gelangt. Die Erſcheinung dieſes Werkes wird allen Kennern und Freunden der indiſchen Litteratur äußerſt willkommen ſein. Der erſte Band der Ausgabe des Originals mit einer engliſchen Ueberſetzung iſt zu Serampore 1806., der zweite 1808. gedruckt, das Ganze wird 10 Quartbände ausmachen, und es kann noch eine Anzahl Jahre verſtreichen, ehe man das Werk beiſammen hat: denn der Verkehr des Buchhandels zwiſchen Indien und Europa geht ſehr langſam und unregelmäßig von Statten, und wir haben Urſache zu glauben, daß das Exemplar des zweiten Bandes vom Rámáyana, welches vor uns liegt, bis jetzt das einzige auf dem feſten Lande von Europa befindliche iſt, wenigſtens war vor wenigen Monaten noch kein anderes nach Paris gelangt. Und wenn auch das Ganze vollendet iſt, ſo wird es nur zu einem unerſchwinglichen Preiſe zu haben ſein.

Die von Hrn. Ch. behandelten Stücke finden ſich noch nicht in in den beiden erſten Bänden der indiſchen Ausgabe; eine Vergleichung mit der engliſchen Ueberſetzung läßt ſich alſo nicht anſtellen: allein nach dem bloßen Eindruck zu urtheilen, darf man ſich verſprechen, daß Hr. Ch. den Geiſt und weſentlichen Gehalt des Rámáyana in einer ſehr anziehenden Geſtalt darlegen wird. Seine Schreibart iſt rein, gewählt und blühend ohne Ueberladung.

Um ſeine Mittheilung nicht bloß für das größere Publikum einladend, ſondern auch für ſeine Leſer wahrhaft nützlich zu machen, hat Hr. Ch. den Text des Yadjnadatta-Badha auf 14 Tafeln in Kupfer ſtechen laßen, und wollte ihn mit einer buchſtäblichen Ueberſetzung

und ausführlichen grammatiſchen Zergliederung herausgeben, was vermuthlich nur die Zeitumſtände verzögert haben. Dieß iſt äußerſt wünſchenswerth, denn gerade an ſolchen Erleichterungsmitteln für den Anfänger fehlte es bisher durchaus. Wir bedauern dabei nur einzigen Umſtand, nämlich daß Hr. Ch. die Bengali- und nicht die Dêvanâgari-Schrift gewählt hat. Jene iſt geläufiger zum Gebrauch, die meiſten Handſchriften der Pariſer Bibliothek ſind darin geſchrieben, er entſchied ſich daher für ſie bei ſeinen Vorleſungen. Dieß ſcheint jedoch deswegen nicht ganz zweckmäßig, weil die Engländer Alles in Dêvanâgari haben drucken laßen, welches die urſprüngliche Schrift, und zugleich die beſtimmteſte, würdigſte und ſchönſte iſt. Die Schüler würden alſo entweder jene vortrefflichen Elementarbücher entbehren, oder gleich zu Anfange zweierlei Alphabete erlernen müßen, was nicht ohne Verwirrung möglich ſein dürfte. Iſt der Schüler ſo weit vorgerückt, daß er Handſchriften zu leſen vermag, dann wird er ſich leicht der Bengali-Schrift bemeiſtern, die ja nur eine abgekürzte Kurſiv von jener iſt.

Seit Hr. Ch. die erwähnten Tafeln ätzen ließ, hat die königl. franzöſiſche Regierung nun auch das bewilligt, wodurch erſt eine indiſche Lehranſtalt ihrem Zwecke ganz entſprechen kann: die Verfertigung von Typen in Dêvanâgari-Schrift für die königliche Druckerei, welche, wie man weiß, ſeltne typographiſche Schätze enthält. Es iſt keine Kleinigkeit, eine indiſche Druckerei anzulegen: die fünfzig einfachen Buchſtaben ſind noch das Geringſte; dazu kommen die Verkettungen oder Konſonanten-Gruppen, die ſich nach dem mäßigſten Anſchlag auf zweihundert belaufen werden. Wir ſahen die erſten Proben der unter Hrn. Ch. Aufſicht geſchnittenen Typen, und ſie ſchienen uns ungemein wohl ausgefallen zu ſein. Sie halten ungefähr das Mittel zwiſchen der Schrift des gelehrten Wilkins und der Druckereien von Calcutta und Serampore. Die Lettern, welche Wilkins mit ſeltner Beharrlichkeit ſelbſt geſchnitten und gegoßen, ſchmeicheln dem europäiſchen Auge mehr; Kenner ziehen die in den aſiatiſchen Niederlaßungen vervielfachten vor, weil ſie den Handſchriften weit ähnlicher ſind. Leider iſt die Druckerſchwärze oder deren Behandlung in Indien ſehr ſchlecht: die Umriße ſind nicht rein, manche Striche halb oder ganz verlöſcht, was dann Zweideutigkeiten verurſacht. Dazu ſind ſie, die Züge ober- und unterhe

hinzugerechnet, von einer etwas unbeholfenen Größe, so daß jede Quartseite des Rámáyana nur zehn Verse nebst der Ueberſetzung faßt. Die kleinere Schrift, welche in den Grammatiken von Foſter und Carey vorkommt, iſt dagegen allzu kritzlich. Die pariſiſchen Lettern ſind fetter und weniger ſcharf als bei Wilkins; ſie vereinigen europäiſche Zierlichkeit mit dem eigenthümlichen Gepräge der Schrift. Vermuthlich ſind ſie noch lange nicht vollſtändig, doch dürfen wir hoffen, in der Folge auch aus pariſiſchen Preſſen Elementarbücher oder Schriften in der Urſprache hervorgehn zu ſehen.

Hr. Ch. hat im Ganzen die von Wilkins in ſeiner Grammatik angenommene Schreibung der Namen und Wörter, nur mit einigen Abänderungen zum Behuf ſeiner Landsleute, beibehalten. Es ſei uns erlaubt, hier eine allgemeine Bemerkung über dieſen Gegenſtand zu machen, wobei Einverſtändniß unter den europäiſchen Gelehrten zu wünſchen iſt, wenn man nicht in eine unabſehliche Verwirrung gerathen will. Wir finden zum Beiſpiel ſchon in verſchiednen Schriften denſelben Namen: Doshorotho, Dusharutha, und Dasaratha geſchrieben. — Die Abſicht kann wohl nicht eigentlich ſein, die indiſchen Laute dem Auge zu malen; denn abgeſehen davon, daß eine ganze Reihe von Buchſtaben (die Mûrddhanya oder Cerebralen) für europäiſche Lippen unausſprechbar ſind, fehlt es uns dazu auch an hinlänglichen Zeichen in der lateiniſchen Schrift. Dieß möchte allenfalls nur dann möglich ſein, wenn man, wie Lhuid in ſeiner Archaeologia Britannica die brittiſchen Urſprachen mit lateiniſchen, angelſächſiſchen und griechiſchen Buchſtaben durch einander ſchreibt, das griechiſche und ruſſiſche Alphabet zu Hülfe nähme. Allein dann würde man doch nur wiederum eine an ſich unverſtändliche, und obendrein dem Auge widrige Chiffern-Schrift liefern. Sir William Jones hat die Grundſätze hierüber in ſeiner Abhandlung On the orthography of Asiatic words vortrefflich entwickelt. Die wahre Probe einer guten Bezeichnungsart iſt, daß ſie ſich mit vollkommner Sicherheit in die der Sprache eigenthümliche Schrift zurück überſetzen laße, wenn die Regel einmal gegeben iſt. Dazu wird erfordert, daß jeder Buchſtabe immer durch daſſelbe ihm ausſchließend zugeeignete Zeichen ausgedrückt werde; und jeder einfache, ſo viel thunlich, durch ein einziges. So viel thunlich, ſagen wir, denn es iſt mit dem lateiniſchen Alphabet nicht durchgängig zu leiſten. Wo

Wilkins sh, schreibt Hr. Ch. ch; wo jener ch, dieser tch (die Russen haben einen einfachen Buchstaben hiefür, wie es denn auch ein einfacher Laut ist); ein Deutscher würde nach seiner Aussprache sch und tsch setzen: wird nun der letzte Buchstabe noch aspiriert (tsch'h), so kommen fünf Buchstaben für einen einzigen heraus, wo Wilkins schon unbequem genug (ah'h), mit dreien ausreicht. Endlich muß die Bezeichnungsart sich nicht nach der heutigen Aussprache richten, die ja selbst in den verschiedenen Aussprachen Indiens schwankt, sondern nach dem unwandelbaren grammatischen System. Welche Verwirrung würde es anrichten, wenn man die klassischen Namen in Absicht der Vokale der Aussprache der Neugriechen nachschreiben wollte! Wo es bloß auf die Unterscheidung der indischen Namen ankommt, da möchte es indessen noch hingehen. Wenn aber eine etymologische Vergleichung des Sanskrita mit andern Sprachen angestellt wird, und man dabei jenes der allgemeinen Lesbarkeit wegen mit lateinischer Schrift bezeichnet, so ist, wie uns dünkt, strenge darauf zu halten. Denn allein durch das grammatische System werden die Verwandlungen der Wörter und die verschiednen Bildungen, welche sie annehmen, begreiflich. Mag der kurze Vokal, der in der Mitte und am Schluße der Wörter nicht geschrieben wird, etwas unbestimmt lauten, bald wie ein kurzes E, oder ein kurzes O, oder das flüchtige U der Engländer: er ist ein A, und bewährt sich so in allen Verknüpfungen und Auflösungen: z. B. $\underset{\smile}{a} + \underset{\smile}{a} = \underset{-}{a}$, und so weiter. Diese Schreibung ist auch für Auge und Ohr die angenehmste, denn A ist der heiterste unter allen Vokalen. Man kann Beispiele anführen, daß schon vor zweitausend Jahren die Alten diesen Laut so aufgefaßt; sie schrieben Ganges und Brachmanes, und die indischen Worte sind: $\underset{\smile}{ganga}$ und $\underset{\smile}{brahmanah}$. Die etymologische Vergleichung wird dadurch nicht verdunkelt werden, denn da die Indier weder ein Epsilon noch ein Omikron in ihrer Sprache haben, so leuchtet ein, daß das $\underset{\smile}{a}$ diesen, so wie überhaupt allen kurzen Vokalen in den verwandten Sprachen entspricht. Wir wünschen, Hr. Ch. möge bei seiner Behandlung des Rámáyana ganz der Schreibung der Vokale nach Colebrooke und Wilkins getreu bleiben, wie er es schon in Bezug auf das $\underset{\smile}{akarah}$ thut. Es wird dem französischen Leser wohl nicht zu viel zugemuthet, wenn er sich ein für

allemal merken muß, daß die Vokale dieselbe Bedeutung wie im Italiänischen haben. Hr. Ch. schreibt ou statt u; dieß hat die Unbequemlichkeit, daß nun dieser Vokal, auch wenn er kurz ist, als ein Diphthong erscheint. Ferner schreibt er éi und aou statt ai und au. Dieß erreicht den Zweck nicht, die Aussprache des Unkundigen richtig zu leiten, denn es giebt im Französischen durchaus den Begriff von zwei Silben, wie in réitérer, velléité, Raoul, août. Wir würden für den ersten Doppellaut lieber aï vorschlagen; dieß kommt der wahren Aussprache wenigstens näher (wie in maïs) und ist der grammatischen Zusammensetzung gemäß.

Eine Bezeichnung der langen Vokale ist nothwendig, um sowohl der Aussprache als dem Gedächtnisse des Lesers zu Hülfe zu kommen. Colebrooke hat dafür den einfachen Accent, Wilkins das prosodische Zeichen der Länge, Hr. Ch. den Circumflex gewählt. Dieß ist an sich gleichgültig; doch ließe sich dabei mit Vortheil noch eine Unterscheidung machen. Man könnte die einfachen Vokale a, i, u, wenn sie lang sind, mit dem Accent schreiben, und die an sich langen é, ó, um daran zu erinnern, daß es Diphthongen sind. Vielleicht würde das erste beßer durch ae ausgedrückt, denn dieß ist nach Colebrooke und Wilkins der wahre Laut, wie ai im Französischen und αι nach der Aussprache der Neugriechen. Auch etymologisch würde es den Vorzug verdienen, weil das indische ekarah in manchen Bildungen und Biegungen der Wörter genau dem lateinischen ae oder griechischen αι, zuweilen auch dem ei der älteren lateinischen Schreibung entspricht.

Da die englische Uebersetzung des Rámáyana in England beson-ders nachgedruckt, und leicht zu haben ist, so könnte jemand darauf verfallen, sie ins Deutsche zu übertragen. Unsers Erachtens wäre dieß kein ersprießliches Unternehmen; denn wenn von einer eigentlichen Uebersetzung eines Gedichtes die Rede ist, so sind wir gewohnt, in Deutschland ganz andre Forderungen zu machen, und ohne Zweifel kann unsre Sprache sich dem Original weit mehr nähern, wie schon Fr. Schlegel gezeigt hat. Wir wollen aber dennoch den etwaigen Uebersetzer vor der verkehrten Schreibung der Namen gewarnt haben. Die englischen Herausgeber sind, man begreift nicht, aus welcher eigensinnigen Vorliebe, gegen das beßere Beispiel von

Jones und Colebrooke, einer Bezeichnungsart treu geblieben, die besonders in Absicht auf die Vokale vom Englischen ausgeht. Das Englische ist aber vielleicht unter allen Sprachen in der Welt die ungeschickteste, dabei zum Grunde gelegt zu werden, wegen der Verwischung der Laute, der unmusikalischen Unbestimmtheit der Vokale, und einer Orthographie, welche der Aussprache gänzlich den Rücken kehrt.

Es sei uns erlaubt, bei dieser Gelegenheit unsre Ansichten von den tauglichsten Mitteln zur Förderung der indischen Sprachkunde und von den nächsten Bedürfnissen zu deren Erleichterung vorzulegen, da die Sache nun schon so weit gediehen ist, daß in Europa viel dafür geleistet werden kann, ohne auf die Ladungen der Ostindien-Fahrer zu warten.

Als Friedrich Schlegel sich in den Jahren 1803 und 1804 in Paris aufhielt, um das Indische zu erlernen, gab es noch durchaus keine gedruckten Elementarbücher, und ohne die Hülfe eines gelehrten Freundes, der lange in Indien gelebt hatte, wäre es ihm auch bei den beharrlichsten Anstrengungen vielleicht nicht gelungen, den Eingang in dieses bisher fast unbesuchte Labyrinth zu finden. Er konnte in der That sagen:

Avia Pieridum peragro loca. —

Kurz darauf fing man in Indien an, Elementar-Bücher und Original-Werke zu drucken, und im Jahr 1808 erschien in Europa das erste Werk mit indischen Buchstaben, die Grammatik von Wilkins. Aber nun war die Barbarei des sogenannten Kontinental-Systems dazwischen getreten: sogar aller Bücherverkehr zwischen England und dem festen Lande wurde gehemmt, und nur durch außerordentliche Vergünstigung konnte man sich das neu Erschienene von dorther verschaffen. Jetzt hat sich der Schauplatz verwandelt. Nach den letzten glorreichen Feldzügen sind nicht nur die Wege des Handels, sondern auch des Wißens wieder geöffnet, und man darf hoffen, daß bald ein dauerhafter und wahrhaft europäischer Friede die Mittheilungen zwischen den Gelehrten verschiedener Länder und die ruhige Forschung überhaupt begünstigen werde.

Mit indischen Sprachlehren ist man nun schon zur Genüge versehen. Wir kennen deren vier: die von Carey, Foster, Colebrooke und Wilkins. Jede mag ihre eigenthümlichen Vorzüge haben:

doch ist für den Anfang ohne Bedenken die letztgenannte am meisten zu empfehlen, welche man sich überdieß am leichtesten verschaffen kann, da sie in London gedruckt ist. Was sonst noch etwa zu wünschen, wäre eine größere Zusammendrängung des Lehrgebäudes (denn auch die Grammatik von Wilkins macht 656 Quartseiten aus), mit tabellarischen Uebersichten, jedoch ohne Auslaßung des Wesentlichen: dieß würde vielleicht nur dann, wenn man Lateinisch schriebe, durch die wißenschaftliche Bündigkeit dieser Sprache möglich sein. Aber zwischen der Kenntniß der Grammatik und der Leſung der Schriften ist noch eine große Kluft, besonders weil es bis jetzt an einem Wörterbuche in europäischer Art fehlt. Dieß ist eine unermeßliche Arbeit, deren Ausführung vielleicht in vielen Jahren noch nicht zu hoffen steht: schwerlich ließe es sich auch anderwo als in Indien unternehmen. Es wäre also vor allen Dingen eine Chrestomathie nöthig, eine Auswahl von leichten und schweren Stücken in verschiedenen Gattungen, begleitet mit einer wörtlichen lateinischen Uebertragung, mit einer vollständigen grammatischen Zergliederung jedes Wortes, in jeder Bildung, worin es zum erstenmal vorkommt, und mit einem alphabetischen Gloſſar. Eine solche Chrestomathie kann in Europa geliefert werden, Friedrich Schlegel hatte Alles dazu vorbereitet, es unterblieb aus Mangel einer öffentlichen Unterstützung. Von Original-Werken hat man nun schon im Druck, so viel mir bekannt geworden, die ersten Bände des Rámáyana, den Hitôpadêsa, von Wilkins in London herausgegeben, und zwei bis drei Grammatiken der Sanskrita-Sprache von indischen Gelehrten. Alles dieß ohne Kommentar. Vom Hitopadeſa, wovon Wilkins den Text ohne alle Beifügung giebt, hat man zwei Ueberſetzungen, dem des Rámáyana ist auf jeder Seite eine beigefügt. Allein welche geringe Hülfe leisten solche Ueberſetzungen! Sie sind nicht wörtlich, und können es nach dem Wesen der englischen Sprache nicht sein: eine lateinische möchte sich wenigstens der Wortstellung genau anschließen, wenn sie auch bei den Zusammenſetzungen, wie die englische, sich mit Umschreibungen helfen müßte. Die Herausgeber des Rámáyana haben nicht einmal die Verse und Slokas in der Ueberſetzung geschieden: vielleicht konnten sie es auch nicht, weil sie die Folge der Sätze oft ganz umkehren mußten. Die einzige Hülfe, welche sie dem Schüler bieten, sind Punkte unter den Zeilen, zum Zeichen, daß die Wörter,

ohne eigentlich grammatische Zusammenfügung, bloß nach Gesetzen der Aussprache und Schreibung zusammengezogen sind. Dieß ist von großer Wichtigkeit, denn die scheinbar unabsehlich langen Wörter sind anfangs unendlich verwirrend. Auch diese Hülfe fehlt in der Londoner Ausgabe des Hitópadésa. Wir vermuthen, daß alle Erläuterung dem mündlichen Vortrage vorbehalten blieb. Auswärtige Leser mögen sehen, wie sie fortkommen, und sie werden es hoffentlich.

Es ist allerdings ein ungemeines Vergnügen, ein vormals unzugängliches Werk aus hohem Alterthum nun vor sich zu haben, und die Nachtigall Valmiki, den Homerus am Ganges, selbst vernehmen zu können. Wenn wir aber hiefür den englischen Gelehrten und den Gönnern ihrer verdienstlichen Arbeiten unsern Dank abzutragen haben, so müßen wir dennoch eingestehen, daß die Ausgabe des Rámáyana, so wie sie beschaffen ist, weder dem Schüler, noch dem Kenner Genüge leisten kann. Dem Schüler nicht, aus den oben angeführten Gründen; dem Kenner nicht, wegen der ganz unphilologischen und unkritischen Behandlung. Die Herausgeber haben nicht einmal Rechenschaft von den Handschriften abgelegt; wie weit die vorhandenen etwa von einander abweichen; ob sie mehrere verglichen, oder, wie fast zu vermuthen ist, nur einer einzigen gefolgt sind (denn solche Mühe verschweigt man selten), und warum sie sich hiezu berechtigt geglaubt.*) Also keine abweichenden Lesearten, keine Vorschläge zur Berichtigung verdächtiger, keine grammatische Deutung schwieriger Stellen. Viel weniger eine Untersuchung über das Alter und die Aechtheit des Gedichtes; keine Zeugnisse anderer indischer Schriftsteller über das Werk und dessen Urheber; in wie fern dieser für einen historischen oder bloß mythischen Namen zu halten; nichts über die etwaigen Diaskeuasten des Gedichtes, wenn es deren gehabt, wie ja offenbar die ersten vier

*) Ein einziges Mal reden doch die Herausgeber Wunders halben von abweichenden Handschriften, Vol. 1. p. 80. Aber es ist eben noch in der Vorrede des Gedichtes. Uebrigens läßt eine solche Geschichte der Handschriften wie bei den Klassikern sich bei indischen Büchern nicht erwarten, weil sie insgesammt sehr jung sind. Die Palmblätter widerstehen unter dem dortigen Himmel den Insekten nicht: einmal nach Europa gebracht, können sie lange bewahrt werden.

Abſchnitte des erſten Buches von ſpäteren Händen herrühren; keine Darlegung des hiſtoriſchen, mythologiſchen und allegoriſchen Gehalts im Ganzen und Großen, des Zuſammenhanges und Verhältniſſes zu andern Dichtungen, u. ſ. w. Statt alles deſſen dürftige Namenerklärungen in den ſparſamen Noten! — Ei nun, wird man ſagen, die erſten Ausgaben des Homerus und andrer Klaſſiker im fünfzehnten Jahrhundert entbehrten auch aller ſolcher Zugaben, und ſehen ziemlich wüſt und verworren aus. Von einem erſten Verſuche ſoll man nicht allzu viel fordern. — Dieß iſt allerdings wahr: aber damals war die Philologie eine unbekannte Kunſt, ſie war im Mittelalter einzig von den Griechen geübt worden. Jetzt iſt man an philologiſche Meiſterſtücke gewöhnt; England iſt reich an vortrefflichen Kritikern der römiſchen und griechiſchen Litteratur, deren Grundſätze und Verfahrungsweiſe man nur auf die indiſche anzuwenden braucht.

Die Engländer ſind ſeit einiger Zeit äußerſt thätig in Förderung ſowohl der geſammten indiſchen, als der perſiſchen Sprachkunde. Die Kenntniß des Perſiſchen iſt ſehr verbreitet unter allen denen, welche irgend ein Geſchäft oder ein Amt in das Morgenland geführt hat: wir haben engliſche Offiziere angetroffen, die von den Dichtern als ihren Lieblingen ſprachen. Allein man darf nicht vergeßen, was eigentlich der Bearbeitung dieſes ganzen Faches in England den Anſtoß gegeben. Es war ein großer politiſcher Zweck. Ein weitläufiges Reich ſoll, um die fremde Herrſchaft dauerhaft zu gründen, nach den eigenthümlichen Geſetzen und Sitten ſeiner Bewohner regiert werden; dazu iſt Kenntniß der Landesſprachen nothwendig, und dieſe haben wieder ihre gemeinſchaftliche Quelle im Sanskrita, ungefähr wie die romaniſchen Sprachen Europas im Lateiniſchen. Alſo Geſchäftsmänner für die Verwaltung Indiens will man bilden, darauf zwecken eigentlich alle von der engliſchen Regierung geſtifteten Lehranſtalten ab. Der zu früh verſtorbene Sir William Jones hatte bei dieſer Erweiterung das geſammte Gebiet des menſchlichen Wißens vor Augen, aber ein Mann von ſo umfaßendem Geiſte iſt in jedem Zeitalter eine ſeltne Erſcheinung. Unter den Engländern, welche jetzt in den 'Aſiatiſchen Forſchungen' und ſonſt ſchätzbare Arbeiten liefern, giengen die meiſten in ganz andern Abſichten nach Indien, und waren nicht einmal durch klaſſiſche

Philologie vorbereitet, wie es Wilkins von sich selbst eingesteht. Daher begreift sich der große Abstand zwischen den bisherigen Ausgaben indischer Bücher und den Grammatiken in philologischer Hinsicht. Bei den letzteren hatten sie die indischen Vorbilder und zugleich die gelehrtesten Pandits zur Hand: sie durften, wenn ich so sagen darf, nur die tiefsinnige Algebra der indischen Sprachlehrer in gewöhnliche Arithmetik übersetzen.

Den Deutschen ist der politische Zweck der Engländer fremd, die unermeßlichen Hülfsmittel jener stehen ihnen nicht zu Gebote. Dennoch glauben wir, daß sie nicht werden zurückstehen wollen, und daß sie sogar einen besondern Beruf haben, die indischen Alterthümer zu ergründen. Wir kennen noch kein andres Buch, worin die etymologischen, historischen und philosophischen Gesichtspunkte dieser Forschung so weitumfaßend und tief eindringend aufgestellt wären, als in Friedrich Schlegels Schrift über die Sprache und Weisheit der Indier. Dieß bleibt für uns der Grundstein des Gebäudes. — Für jetzt wäre es noch zu früh, in Deutschland Lehrstellen für die indische Sprache stiften zu wollen. Bis man einen reicheren gedruckten Vorrath hat, kann dieß nur da gedeihlich werden, wo eine Sammlung von Handschriften ist, und daran fehlt es bei uns: wir haben keinen Nachlaß der Missionare. Das Nützlichste wird also vor der Hand sein, junge Männer von Geist und besonders von beharrlichem Eifer zu diesem Behuf reisen zu laßen. Zuerst nach Paris, dann nach England, und wen sein Muth und seine Mittel so weit tragen, der wallfahrte zu den geheiligten Fluten des Ganges, befrage die Weisen zu Benares! — Wir freuen uns, hier erwähnen zu können, daß dieß wirklich durch die Freigebigkeit einer deutschen Regierung geschieht. Herr Bopp aus Aschaffenburg, ein eben so fleißiger als bescheidener Forscher, hält sich seit mehreren Jahren mit königlich baierischer Unterstützung in Paris auf, und hat neben seiner Kenntniß andrer Morgenländischen Sprachen sehr beträchtliche Fortschritte im Sanskrita gemacht.

Dem Deutschen, der sich diesem Fache widmen will, ist wohl zunächst der Aufenthalt in Paris anzurathen. In England giebt es freilich Lehranstalten, aber wir zweifeln, ob irgendwo sonst der Zutritt zu den Handschriften so leicht und bequem gemacht wird, als in Paris. Nun hat man dort jeden Winter eine Reihe gründ-

licher und lichtvoller Vorlesungen von Hrn. Chézy zu erwarten. Endlich findet man an dem berühmten Herrn Langles, dem Konservator der orientalischen Manuskripte der königlichen Bibliothek, einen Mann, dessen Kenntnisse sich über die Litteratur und die historischen und architektonischen Alterthümer Asiens vom mittelländischen Meere bis an die östlichste Gränze verbreiten, der alle Schätze dieses Faches in seiner seltnen Büchersammlung selbst besitzt, und dessen zuvorkommende Güte gegen auswärtige Gelehrte nicht genug gerühmt werden kann.

Sui quattro cavalli della basilica di S. Marco in Venezia. Lettera di Andrea Mustoxidi Corcirese. Padova 1816.

Kurz vor Erscheinung obiger Schrift hatte der Verf. gegenwärtiger Anzeige einige Blätter über denselben Gegenstand drucken laßen, unter dem Titel:

> Lettre aux éditeurs de la Bibliothèque Italienne, sur les chevaux de bronze, par A. W. de Schlegel. Florence 1816.

Dieser Brief ist seitdem in einer italiänischen Uebersetzung dem Junius-Heft der in Mailand erscheinenden Biblioteca Italiana eingerückt. Beide Schriften hatten einerlei Veranlaßung und Zweck; in beiden führte die Untersuchung auf ähnliche Ergebnisse. Dieses Zusammentreffen unserer Ansichten mit dem Urtheil eines der gelehrtesten Griechen konnte uns nicht anders als sehr erfreulich sein. Bei Gelegenheit der Wiederherstellung dieses berühmten Denkmals vor der St. Markus-Kirche in Venedig, in Gegenwart des Kaisers von Oesterreich und unter dem allgemeinen Jubel des Volkes, hatte der Präsident der venetianischen Akademie, Graf Cicognara, eine eigne Schrift darüber herausgegeben, worin er die Vermuthung des Zanetti, dieses Viergespann sei in Rom zu Neros Zeiten gegoßen worden, als entschiedene Behauptung wiederholte, und durch neue Gründe zu stützen suchte. In Griechenland, sagte er, habe man keine Triumphbogen errichtet, also auch keinen Anlaß gehabt, Quadrigen zu verfertigen, welche hingegen bei den Römern der herge-

brachte Zierrat der Triumphbogen waren; die Vergoldung der Pferde sei ein Fehler gegen den guten Geschmack, dessen sich die Griechen niemals, wohl aber die Römer der Kaiserzeit schuldig gemacht; der Guß sei unvollkommen, und an den Leibern der Pferde durch aufgelegte Platten verschiedentlich ergänzt; dieß stimme mit der Nachricht des Plinius überein, daß zu Neros Zeit die Kunst der Erzgießerei sehr gesunken gewesen; endlich sei der Charakter der Pferde durchaus nicht der griechische, und der Künstler habe mit ihren starken und feisten Gliedern Vorbilder von italiänischer Zucht nachgeahmt. Hiegegen wurde nun in dem zu Florenz erschienenen Briefe dargethan: daß die Griechen allerdings die Giebel der Tempel und andre Gebäude mit Quadrigen verziert, daß sie solche aber auch häufig bloß auf ein Fußgestell gesetzt; daß sie sehr frühzeitig, schon vor dem persischen Kriege, und nachher vielfältig Wagen mit Viergespannen in Erz gegoßen; daß nicht weniger als sieben griechische Künstler vom ersten Range sich in Werken dieser Art ausgezeichnet; daß die Griechen in den schönsten Zeiten der Kunst häufig ihre ehernen Bildsäulen vergoldet oder vielmehr mit Goldblättchen bekleidet, welches auch gar nicht zu tadeln sei, besonders an Quadrigen, welche zur Aufstellung an einem erhabenen Orte bestimmt waren; daß die Fehler des Gußes nicht von der Art seien, welche auf Verfall der Kunst zu schließen berechtigt, sondern wie sie bei jedem großen Guß fast unvermeidlich sind, um so mehr da das Metall reines Kupfer, also schwer in Fluß zu bringen war. Es wurde gezeigt, daß die Trockenheit und eckige Zeichnung der Pferde am Fries des Parthenon nicht sowohl der nachgeahmten Natur, als der damaligen Strenge des Stils zuzuschreiben sei; daß die Abbildung der Pferde auf den ältesten syrakusanischen Münzen mit übertriebener Magerkeit anfange, aber im Fortgange der Zeit immer völliger werde, da man gelernt hatte, die Muskeln auch unter einer fleischigen Bekleidung anzudeuten, und daß eine der schönsten syrakusanischen Münzen, wovon wir einen Abguß in Händen haben, eben so feiste und stark gebaute Pferde, als die des venetianischen Viergespanns, darbiete. Die auf kein Zeugniß gegründete Annahme des Grafen Cicognara, Konstantin habe diese Pferde von Rom nach Konstantinopel schaffen laßen, ward nicht weiter geprüft: es schien hinreichend zu beweisen, hieraus folge gar nicht, daß sie eine römische

Arbeit aus der Kaiserzeit seien; Rom habe Quadrigen der ersten griechischen Meister besessen, und Konstantin werde ohne Zweifel kein andres als ein berühmtes Werk zur Ausschmückung seiner neuen Hauptstadt weggeholt haben. Der Verfaßer schloß endlich mit der Folgerung, dieses Viergespann müße von einem geschätzten Meister aus der Zeit Alexanders oder seiner nächsten Nachfolger herrühren, wenn man es auch nicht so geradehin dem Lysippus zuschreiben dürfe.

Alle obigen Punkte hat nun auch Hr. Mustoxidi auf seine Weise behandelt, und überdieß aus den byzantinischen und venetianischen Schriftstellern die vollständigsten Aufschlüße über die Geschichte dieser Pferde beigebracht, welche nun schon dreimal im Gefolge der Eroberung ihren Wohnsitz verändert haben, und also nicht bloß durch ihre einzige Seltenheit und ihren Kunstwerth, sondern auch in geschichtlicher Hinsicht äußerst merkwürdig sind. Sie wurden, wie bekannt, eine Beute der Venetianer bei der Eroberung von Konstantinopel durch die Kreuzfahrer im Jahre 1204. Damals standen sie im Hippodromus über den Schwibbogen (*κάγχελλα* im Griechischen des Mittelalters), woraus die Wagen in die Rennbahn eingelaßen wurden. Dieß bezeugt Niketas Akominates. Drei andre Schriftsteller, Papias, ein ungenannter Zeitgenoße des Alexius Komnenus, und endlich Kodinus, sagen überdieß, diese Pferde seien zu Anfang des fünften Jahrhunderts unter Theodosius dem jüngern von der Insel Chios nach Konstantinopel gebracht worden. Papias und der Ungenannte lebten lange vor der Einnahme der Stadt; sie sahen das Denkmal noch an Ort und Stelle, und konnten nicht irren, weil, wie Hr. M. nach byzantischen Zeugnissen bemerkt, alle öffentlichen Denkmale dort mit authentischen Inschriften über ihre Aufstellung und Herkunft versehen waren.

Dieß ist entscheidend: über das Vaterland des ehernen Viergespanns kann fernerhin kein Zweifel mehr obwalten. Da die Insel Chios niemals in den Fall kam, durch Eroberungen mit Kunstwerken bereichert zu werden, so ist auch klar, daß es auf Bestellung der Chier entweder von einem einheimischen oder fremden Künstler gegoßen worden ist.

In einem Aufsatze des 4ten Bandes von Millins Magasin Encyclopédique von Hrn. Seitz war das Zeugniß des Kodinus schon

angeführt worden, aber als das einzige, und gegen seine Aussage könnten immer noch Einwendungen stattfinden, weil er erst nach der Eroberung und Wegführung des Kunstwerkes schrieb.

Die Kunst wurde frühzeitig in Chios geübt. Hr. M. giebt ein zahlreiches Verzeichniß von Künstlern der dortigen Schule von den ältesten Zeiten an. Aber alle die, welche vor und um die 60ste Olympiade fallen, kommen hier gar nicht in Betracht, denn wir wißen, daß der Stil jener Zeiten von dem unsers Viergespanns unendlich verschieden war. Der blühendste Zeitraum der Insel Chios fällt zwischen die 75ste und 113te Olympiade. Aus dieser Zeit nennt Hr. M. den Sostratus und seinen Sohn Panthias; aber von beiden werden nur menschliche und Göttergestalten, keine Pferde erwähnt. Wenige griechische Künstler haben gewissermaßen das ganze Gebiet der Kunst umfaßt; die meisten erwählten sich ein bestimmtes, oft eng begränztes Fach, und enthielten sich sorgfältig von Arbeiten, wozu sie keine besondre Gabe zu besitzen glaubten, oder worin sie wenigstens keine Erfahrung hatten erwerben können. Dieß darf man bei der Kunstgeschichte niemals aus den Augen verlieren. Wenn also kein Bildgießer aus Chios wegen seiner Quadrigen gerühmt wird, so würden wir lieber auf einen auswärtigen Künstler rathen. Die abgerundete Zeichnung der venetianischen Pferde, woran keine Spur von der Strenge des Kalamis mehr sichtbar ist, erlaubt nicht, wie uns dünkt, sie viel früher, als in das Zeitalter Alexanders des Großen, zu setzen. Die Blüthezeit von Chios umfaßt dieses, wie wir gesehen haben: warum könnte also nicht Lysippus eben sowohl für die reichen Bewohner dieses Handelsstaates eine Quadrige gegoßen haben, als für die Rhodier?

Wir begegnen hier einem in dem florentinischen Briefe übergegangenen Einwurf gegen diese Vermuthung. Manchem Kenner dürfte das venetianische Gespann nicht feurig genug für diesen Meister dünken, weil nach dem Propertius:

Gloria Lysippo est animosa effingere signa.

Ohne Zweifel hat Lysippus sowohl Reit- als Wagen-Pferde häufig zum Lauf anspringend und sich bäumend, andremal ruhiger und im Schritt vorgestellt. Der Ausdruck des Plinius fecit quadrigas multorum generum kann nicht auf die Form des Wagens bezogen werden, die nur eine Nebensache war; er geht also auf die verschiedenen

Gattungen der Pferde und ihre Bewegungen. Wiewohl im Schritt, verräth sich dennoch an unserm Gespann durch die Wendung des Halses und die geblähten Nüstern das Feuer der ihrem Wagenlenker gehorchenden Rosse.

Die Schrift des Hrn. Seitz haben wir nicht zur Hand, aber einiges, was daraus angeführt wird, verräth große Unkunde in der Kunstgeschichte. Er will die venetianische Quadrige lieber dem Myron oder dem Polykletus zuschreiben, als dem Lysippus. Wer hat jemals gehört oder gelesen, daß jene beiden Künstler Pferde in Erz gebildet? Die Kühe des Myron sind bekannt genug; Polykletus hat sich vermuthlich nie auf Thiergestalten eingelaßen. Beide waren überdieß Zeitgenoßen des Phidias, und wir kennen den ganz verschiedenen Stil der Pferde aus diesem Zeitalter. (Hr. Mustoxidi irrt, wenn er die Blüthezeit des Myron um die 60ste Olymp. setzt: wie soll dieß möglich sein, da sein Meister Ageladas sechs Olympiaden später gearbeitet hat?) Ferner meint Hr. Seitz, der Künstler habe die Mähnen der Pferde gestutzt, weil er die Haare nicht weich und wollig auszudrücken gewußt. Unzählige alte Kunstwerke, Statuen, Basreliefs, Vasengemälde, Gemmen, Münzen, beweisen, daß die Sitte, den Pferden die Mähnen zu stutzen, wenigstens seit Perikles bis in die Kaiserzeiten so allgemein war, wie das Stutzen der Schweife in England. Es dünkte den Griechen zierlicher, der Kamm wurde sorgfältig geordnet, und oben blieb ein Büschel Haare stehn, um daraus, zum Schmuck des edlen Thieres, den Ampyx zu winden. Vielleicht waren die Mähnen der griechischen Pferde natürlicher Weise verworren und straubig, welches sie leicht werden, wenn sie allzu stark sind. Genug es war der herrschende Geschmack, die Künstler hatten keinen Grund davon abzuweichen, und das Auge durch etwas Ungewohntes zu beleidigen. Es ist wohl keine sehr schwierige Kunst Pferdeschweife und Mähnen nachzuahmen; doch sind auch hiebei neuere Künstler nicht selten in das Uebertriebene, ja in das Abgeschmackte verfallen.

Hr. M. macht sich selbst die Einwendung, Chios sei vom Verres stark ausgeplündert worden; man könne also vermuthen, daß damals entweder unsre Quadrige noch nicht vorhanden gewesen sei, oder daß sie nicht für eins der vorzüglichsten Werke gegolten habe. Er antwortete hierauf, Verres habe vielleicht nicht gewagt, ein ge-

heiligtes Besitzthum, das Denkmal eines von der Stadt erworbenen Sieges in den Kampfspielen, anzutasten. Wir fügen noch dieß hinzu: eine solche Quadrige mochte den Verres nicht sonderlich in Versuchung führen. Er raubte was seine Wohnung auszuzieren dienen konnte, besonders kleinere Kostbarkeiten; für eine Quadrige hatte ein Privatmann schwerlich einen schicklichen Platz, ein solcher Raub war zu auffallend, und dergleichen große Werke wurden wohl nur zum Behuf einer öffentlichen Aufstellung in Rom aus Griechenland entführt.

Es bleibt also dabei, daß dieses in Chios einheimische Viergespann aller Wahrscheinlichkeit nach gegen das Ende des eigentlich großen und schöpferischen Zeitalters der griechischen Kunst, nämlich vor der 120sten Olympiade, gegossen worden ist. Denn in den Zeiten des Verfalls und der Bedrückung unternahmen griechische Städte schwerlich so kostbare Werke. Unter den späteren Nachfolgern Alexanders des Großen arbeiteten die Künstler wohl meistens nur für die Prachtliebe dieser Fürsten, und nachher zog sich Alles nach Rom.

Zu der Behauptung, daß die venetianischen Pferde unter Neros Regierung in Rom gegossen worden seien, darf nun in Zukunft kein Unterrichteter mehr zurückkehren. Wir hatten schon gezeigt, diese unter den Antiquaren verbreitete Meinung gründe sich einzig auf eine Münze des Nero, welche auf der Rückseite einen Triumphbogen mit einer Quadrige hat. Hr M. entwickelt ebenfalls die Unhaltbarkeit dieses Grundes, und fügt noch die treffende Bemerkung hinzu, die neronische Quadrige sehe nicht einmal der unsrigen vollkommen ähnlich, indem auf der Münze alle Pferde mit demselben Fuße antreten, da hingegen von der venetianischen zwei das rechte und zwei das linke Vorderbein heben.

Die irrige Angabe Winckelmanns, jedes Pferd sei aus zwei besonders gegossenen Hälften der Länge nach zusammengesetzt, ist nun auch durch die Hrn. Cicognara und Mustoxidi berichtigt, wenn es anders dessen bedurfte. Denn wir begreifen nicht, wie sich Winckelmann etwas so Unglaubliches hat einbilden können. Es ist einer von den vielen Fehlgriffen, welche er aus Unkunde des mechanischen Theils der Kunst gethan hat. Bei der Fortschaffung hat sich der Kopf eines Pferdes zufällig abgelöst, und dieß gab Gelegenheit,

das Innere zu untersuchen. Aus zwei Stücken ist aber doch der Guß allerdings zusammengesetzt: nämlich Kopf und Hals, vom Anfange der Mähne an, ist besonders gegossen. Ohne Zweifel war dieß eine Vorsicht des Künstlers, um die wichtigsten Theile vor dem zufälligen Stocken des Metalls zu sichern. Auch ist der Guß der Köpfe tadellos ausgefallen. Die Zusammenfügung wird geschickt durch das Brustgeschirr verkleidet, an welchem die Schrauben als Zierraten dienen.

Den Kritiken einiger Neueren und insbesondre Falconets geschieht zu viel Ehre, wenn sich Hr. M. auf sie einläßt. Die eigne Arbeit jenes Herabwürdigers der Alten, die Statue Peters des Großen zu Sankt Petersburg, ist, wie uns dünkt, die beste Widerlegung seiner Prahlereien. Wir haben so ziemlich alle Statuen zu Pferde, die in Europa aufgestellt sind, selbst gesehen und aufmerksam betrachtet, und wir bekennen, daß uns die Vergleichung in der Bewunderung der venetianischen Pferde immer mehr bestärkt hat. Hier ist nicht der Ort, diesen Theil der Kunst aus dem Grunde abzuhandeln. Sonst ließe sich viel sagen über den Charakter und die eigentliche Schönheit des Pferdes und seiner Glieder, über die Nachahmung für die Bildnerei, über die verschiednen Bewegungen der Pferde im Gang, im Lauf und im Sprunge, und über die einsichtsvolle Wahl und Beobachtung der Natur, welche die griechischen Künstler auch hierin bewährt. Von allem diesem steht keine Silbe in Winckelmanns Geschichte der Kunst, wie denn überhaupt der Abschnitt von den Thieren einer der kahlsten und magersten seines Werkes ist.

Römische Geschichte von B. G. Niebuhr. 2 Theile. Berlin 1811. 1812.

Wenn diese Anzeige bloß den Zweck hätte, eine neue Erscheinung bekannt zu machen, und den Freunden der Alterthumskunde zu empfehlen, so käme sie allerdings zu spät. Denn der Werth und reiche Gehalt des vortrefflichen Werkes, von welchem wir reden wollen, ist längst anerkannt; es sichert, auch unvollendet, wie es bisher blieb, seinem Verfaßer einen ausgezeichneten Rang unter

unſern Denkern, Geſchichtſchreibern und Alterthumsforſchern. Hrn. Niebuhrs Gelehrſamkeit iſt umfaßend und aus den Quellen geſchöpft; der Gang ſeiner ſcharfſinnigen Unterſuchungen iſt immer anziehend, wiewohl zuweilen verwickelt; die Kühnheit des Zweifels wird durch die Vorſicht allſeitiger Erwägung gemäßigt; ſeine Urtheile ſind eindringend, ſeine Anſichten eigenthümlich. Ueberall offenbart ſich eine ernſte und männliche Geſinnung; reger Eifer für Recht und weiſe geordnete Freiheit, und wahrhafte Theilnahme an allem, was ſich auf die Verbeßerung des geſelligen Zuſtandes bezieht. Die Schreibart iſt faſt durchgehends würdig, nicht ſelten beredt, jedoch faſt nirgend frei von einer gewiſſen Schwerfälligkeit in den Wortfügungen. Im Ganzen iſt dem Beſtreben nach gedrängter Kürze die Klarheit und Leichtigkeit des Vortrags allzu ſehr aufgeopfert, und dieß dürfte der ſonſt ſo verdienten und wünſchenswerthen Verbreitung des Buchs im Auslande fürs erſte im Wege ſtehn. Wir möchten auch ſtrengere Reinheit der Sprache wünſchen, die dem Geſchichtſchreiber ganz beſonders anſteht. Zwar ſind die Namen der römiſchen Staatseinrichtungen ſo unzertrennlich mit den Begriffen verwebt, daß ſie nicht wohl entbehrt werden können. Allein wir glauben nicht, daß Civität etwas andres oder etwas mehr ſagt, als Bürgerrecht. Daneben ſtechen dann Wörter wie Courant, Domänen, Linien-Infanterie ſeltſam ab; Proliſicität iſt nach altem und neuem Sprachgebrauch ganz unſtatthaft gebildet. Doch dieß ſind kleine Flecken, die ſich bei einer neuen Ausgabe leicht werden wegſchaffen laßen.

Um der Geſchichtſchreiber Roms zu werden, gieng dem ſonſt mit allen Kenntniſſen und Fähigkeiten reichlich ausgerüſteten Verfaßer ein einziges Erforderniß ab: die eigne Anſicht der Gegenden, wo der Schauplatz der erzählten Begebenheiten liegt. Dem Vernehmen nach begiebt ſich Hr. Niebuhr in Geſchäften ſeines Vaterlandes nach Rom, und iſt vielleicht ſchon dahin abgegangen. Seine Reiſen in dieſem merkwürdigen Lande, ſein Aufenthalt auf den ſieben Hügeln, werden hoffentlich der Fortſetzung ſeines Werkes zu Statten kommen. Die beiden erſten kurz nach einander erſchienenen Bände gehen bis zum Jahr a. u. c. 417.; nach der Vorrede will aber der Verfaßer ſeine Behandlung der römiſchen Geſchichte bis zu dem Zeitpunkte fortführen, von welchem Gibbon anhebt, alſo bis zum Marcus Aurelius.

Hr. Niebuhr rühmt oder geſteht von ſich, er habe verſchiedne wichtige Schriften der Neueren über die Gegenſtände, welche er behandelt, erſt nach beinahe abgeſchloßner Unterſuchung geleſen. So ſei ihm Beauforts kritiſche Abhandlung (Sur l'incertitude des cinq premiers siècles de l'histoire romaine), auch Levesques Geſchichte, erſt zur Hand gekommen, als der erſte Theil ſchon weit im Druck vorgerückt war. Ja was noch mehr befremden kann, er bedauert, (Th. I. S. 65.) daß er Cluverii Italia antiqua erſt ſo ſpät kennen gelernt. Es iſt zwar der mühſamere und eben deshalb verdienſtlichere Gang der Unterſuchung, ſich zuerſt ausſchließend an die Quellen zu halten, nämlich an die Zeugniſſe der Alten und die Denkmale des Alterthums. Wenn man aber auf dieſem Wege zu gewiſſen Ergebniſſen gelangt iſt, ſo wird es rathſam ſein, ehe man zu deren öffentlicher Mittheilung ſchreitet, ſie mit den Arbeiten ſeiner Vorgänger unter den neuern Gelehrten zu vergleichen. Man läuft ſonſt Gefahr als neu vorzutragen, was ſchon von Andern gelehrt worden iſt; oder auch Schwierigkeiten und Einwürfe nicht zu beſeitigen, die gegen einmal gefaßte und uns einleuchtende Anſichten gemacht werden können, und vielleicht ſchon gemacht worden ſind. Ueberdieß finden ſich die Nachrichten über die entfernteren Zeiträume der Geſchichte ſo zerſtreut, daß man leicht einige überſieht, wenn man die bisherigen Sammlungen nicht benutzt. Die Alterthumskunde iſt nicht das Werk eines Einzelnen; es muß allmählich daran fortgebaut werden: und da wenig Hoffnung iſt, den Vorrath der geretteten Schriften noch beträchtlich vermehrt zu ſehen, ſo läßt ſich dieß nur durch immer vollſtändigere Zuſammenſtellung, ſchärfere Sichtung, lichtvollere Deutung leiſten.

Einer der Hauptſätze des Verfaßers iſt der, welchen er gleich in der Vorrede zum erſten Bande aufſtellt: 'die Geſchichte der vier erſten Jahrhunderte Roms iſt anerkannt ungewiß und verfälſcht'. Wir würden ſagen 'ausgemacht', aber nicht 'anerkannt'. Denn es fehlt viel daran, daß dieſe von Beaufort mit unwiderleglicher Stärke vorgetragene Lehre ſo allgemeinen Eingang gefunden hätte, als ſie es verdient, und beſonders, daß ſie in ihren vielfachen Anwendungen auf die römiſchen Alterthümer gehörig durchgeführt wäre. Freilich behalten wir immer die Verpflichtung, jene fabelhafte Erzählung in gewiſſem Grade unſerm Gedächtniſſe einzuprägen, allein es ſollte

schon beim Unterricht in den Schulen nicht ohne vorläufige Warnung geschehen. Die Einsicht, daß fast alles, was wir im Livius, Dionysius, Plutarchus u. a. über diesen Zeitraum lesen, und leider einmal erlernen müßen, nicht wahr ist, wenigstens nicht auf die Art, wie sie es erzählen, wäre an sich ziemlich unfruchtbar. Es fragt sich, ob wir etwas Beßeres an die Stelle zu setzen haben; ob sich die Lücke einigermaßen befriedigend ausfüllen läßt. Von dieser Seite hat Hrn. Niebuhrs Werk ein vorzügliches Verdienst. Er versäumt nichts, um die Verfaßung und Staatswirthschaft Roms in den frühesten Zeiten der Republik zu erforschen, auf welche man so oft später geltend gewordene Begriffe irrig übertragen hat. Weniger gelungen scheint uns seine Bemühung, einen Theil der bestrittenen Geschichte unter dem Namen der 'Sage' dennoch wieder zu retten. Ueber die allzu weite Ausdehnung, die man diesem Begriffe giebt, und über dessen Mißbrauch bei geschichtlichen Untersuchungen haben wir uns bei einer andern Gelegenheit in diesen Blättern erklärt (Heidelb. Jahrb. 1815. Nr. 46. S. 723...728.).*) Die ungeschminkte mündliche Ueberlieferung unter dem Volke, welche den unmittelbaren Eindruck einer Begebenheit, das Andenken einer alten Sitte, von Geschlecht zu Geschlechte fortpflanzt, verdient allerdings Achtung. Aber im Lauf der Zeiten pflegt sich so viel Fremdartiges anzuhängen, daß das Ursprüngliche schwer auszuscheiden ist. Die Sage kann nicht bloß verfälscht, sie kann, wo sie gar nicht vorhanden war, geflißentlich erkünstelt werden: beides sowohl durch priesterlichen Betrug, als durch dichterische Ueberredung. Die Dichter, wenigstens die, von denen wir wißen, kamen in Rom verhältnißmäßig sehr spät, und schmückten bloß den untergeschobenen, aber schon verbreiteten Volksglauben aus. Unter langer Barbarei und Unwißenheit waren die wenigen etwa nicht verlornen schriftlichen Denkmale unverständlich geworden; die verwahrloste Sage verstummte gänzlich, oder äußerte sich sehr einsilbig und abgerißen. Ueber die Gründung Roms fanden die Priester nichts in ihren jungen und zusammengestückten Jahrbüchern. Als daher die Römer mit den Griechen in nähere Berührung kamen, seit dem Kriege gegen Pyrrhus, waren sie eben so bereitwillig die griechischen Her-

*) [In der Rec. der altdeutschen Wälder.]

leitungen (origines Graecas) anzunehmen, als die schmeichelnden Griechen, solche darzubieten. Sie glichen schnell emporgekommenen Leuten von unbekannter Herkunft, die ungemein froh sind, wenn ihnen jemand etwas Rühmliches von ihrem Großvater zu erzählen weiß. Nun wurde die vaterländische Götterlehre mehr und mehr nach griechischer Weise umgemodelt; Volksfeste und heilige Gebräuche wurden anders gedeutet; an Denkmalen, welche man den so eben erlernten Fabeln errichtete, und nach wenigen Menschenaltern für uralt ausgab, wird es auch nicht gefehlt haben. Dieß Alles fand ohne Zweifel schon vor dem eigentlich litterarischen Zeitraume statt; noch weit schlimmer gieng es, als man endlich die Geschichte Roms zu schreiben versuchte. Die Griechen hatten das erste Wort gehabt, und die Römer wußten nichts als ihnen nachzusprechen: schon der älteste unter allen, Fabius Pictor, dem Diokles von Peparethus! Die Griechensucht (insanum Graecanicae doctrinae in patrias historias et religiones inferendae studium nennt es Heyne) stieg immerfort bis zum Zeitalter des Augustus, wo sie den höchsten Gipfel erreichte. Wie hätte es anders sein sollen? Rom war mit Griechlein überfüllt, welche der Jugend, deren Unterricht ihnen anvertraut war, Verachtung gegen das ächt Vaterländische als barbarisch beibrachten. Die griechischen Antiquare hatten von jeher eine besondere Gabe, über Dinge, wovon sie nicht das Mindeste wußten, mit Zuversicht zu entscheiden. Daß man ihnen die Frage vorlegen würde: woher weißt du das? war ihre geringste Sorge. Wie vielerlei dieses liebenswürdige Volk sich selbst und Andern weiß gemacht, das übersteigt alle Begriffe. 'Es kam endlich dahin', sagt der eben erwähnte große Kenner des Alterthums (ad Virg. Aen. VII. Exc. 4.), 'daß die Römer die schlechtesten Ausleger ihrer eigenen Sagen waren; und es gab nichts den Italikern so Einheimisches und Eignes, was sie nicht von den Griechen hergeholt hätten'.

Hr. Niebuhr nimmt an, die Römer hätten vor dem Anfange der prosaischen Geschichtschreibung, also auch vor aller Bekanntschaft mit griechischer Litteratur, lange erzählende Gedichte über ihre Geschichten gehabt. Er spricht davon (Th. I. S. 178. u. f.) mit einer Bestimmtheit und Ausführlichkeit, als wenn er sie wirklich noch vor Augen hätte. Er zählt nicht nur die verschiedenen Epopöen auf, sondern weiß ihren Zusammenhang, ihre Gliederung und Abschnitte

anzugeben, welche letzteren, wie er versichert, den Abenteuern des Nibelungen-Liedes entsprechen. 'Die Geschichte vom Romulus bildet für sich eine Epopöe; die der drei folgenden Könige steht abgesondert. Mit L. Tarquinius Priscus beginnt ein großes Gedicht, welches mit der Schlacht am Regillus endigt.' Ja, er geht so weit, daß er (S. 318. Anm.) bei der Geschichte der Lucretia sagt: 'Livius scheint hier die Worte des alten Gedichts gebraucht und erhalten zu haben; denn sie bilden zwei Verse saturnischer Art, bei denen der Takt und Abschnitt, nicht das Maß, noch selbst die Zahl und die genaue Folge der Versfüße gilt.

Tace, inquit, Lucretia, | Sextus Tarquinius sum.
Ferrum in manu est; moriere, | si emiseri' vocem.'

Schon nach den wenigen unbezweifelten saturnischen Versen, die wir haben, würden wir diesen Zeilen entschieden den Rhythmus absprechen, der sich in jenen wahrnehmen läßt. Sollen sie aber durchaus dafür gelten, so unternehmen wir, alle noch so bare Prosa in saturnische Verse abzutheilen. Allein wie ist Hrn. Niebuhrs Angabe zu verstehen? Soll Livius selbst noch die alten Gedichte vor Augen gehabt haben? Dann wäre es eben so unbegreiflich als unverzeihlich, daß er sich nicht darauf berufen hätte. Oder waren die Gedichte zwar schon verloren gegangen, Livius benutzte aber ein von einem älteren Geschichtschreiber aufbewahrtes Bruchstück? Auch von diesen wird nirgends, gar nirgends die Berufung auf das Zeugniß alter Gedichte gemeldet. Mit Einem Worte, wir halten dieß für einen Grundirrthum, und alles, was der Verf. darüber vorträgt, hat uns auch nicht den Schatten einer Ueberzeugung abzugewinnen vermocht. Das S. 179. angeführte Bruchstück des Ennius:

— — — scripsere alii rem
Versibu', quos olim Faunei vatesque canebant,

kann durchaus nicht hierauf bezogen werden. Ennius zielte mit diesem Spott, wie Cicero (Brut. c. 19.) ausdrücklich versichert, auf den Nävius, der seine Erzählung vom ersten punischen Kriege in saturnischen Versen abgefaßt hatte. Die nächste Zeile:

Quom neque Musarum scopulos quisquam superarat,

beweiset also gerade das Gegentheil von dem, was Hr. N. aus dieser Stelle folgert: nämlich daß es vor dem Nävius, der schon

ein Schüler der Griechen war, gar keine lateiniſchen Dichter gab. Der unvollkommen erhaltne Vers:

— — nec dicti studiosus quisquam erat ante hunc,

ſagt eben dasſelbe aus, die Worte ante hunc mögen nun auf den Ennius ſelbſt, oder, was glaublicher, auf den Näbius gehen. Hr. N. zieht hieraus eine ſchwere Beſchuldigung. S. 179.: 'Dieſe Lieder ſind viel älter als Ennius, welcher ſie nur in Hexameter umformte, und in ihnen Stoff für drei Bücher fand: er, der ernſthaft glaubte, Roms erſter Dichter zu ſein, weil er die alte einheimiſche Poeſie ignorierte, verachtete und mit Erfolg unterdrückte.' Wie will man dieß nur beweiſen? Der gute Ennius war freilich kein Homerus: er gehörte dem Geiſte nach der alexandriniſchen Schule an, und das mochte mit ſeiner unbeholfenen Sprache und ſeinen holperigen Hexametern einen wunderlichen Gegenſatz machen; allein er war ſo wenig bereit, Alles in Hexametern umzuformen, daß er vielmehr den erſten puniſchen Krieg übergieng, weil ihn ſchon Näbius, wiewohl in ſaturniſchen Verſen, behandelt hatte. Es iſt allerdings wahr, daß die alten Römer bei Gaſtmahlen Lieder zum Lobe ihrer Vorfahren ſangen; Cato der Cenſor hat es bezeugt, und wir wollen zu den vom Verfaßer angeführten Beweisſtellen (Cic. Brut. c. 19. Quaest. Tusc. I. 2.) noch andre hinzufügen: Varro de vita pop. Rom. L. II. In conviviis pueri modesti ut cantarent carmina antiqua, in quibus laudes erant maiorum, et assa voce, et cum tibicine. Horat. Carm. IV. 15.

Nosque et profestis lucibus et sacris,
Inter iocosi munera Liberi
Cum prole matronisque nostris,
Rite deos prius adprecati,
Virtute functos, more patrum, duces,
Lydis remixto carmine *tibiis*,
Troiamque et Anchisen et almae
Progeniem Veneris canemus.

Das Zeugniß des Varro iſt als ein urſprüngliches zu betrachten; die andern dürften ſich ſämmtlich auf die Origines des Cato beziehen. Waren nun dieſe Lieder epiſche Gedichte, d. h. in Verſe gebrachte zuſammenhängende Erzählungen der Begebenheiten mit allen ihren wahrhaften oder erdichten Umſtänden? Ganz zuverläßig nicht.

Schon die Erwähnung der Pfeifen ist dagegen. Welcher Pfeifer möchte es wohl aushalten, das Absinger einer homerischen Rhapsodie bis zu Ende zu begleiten? Ueberall, wo mündliche Mittheilungen erzählender Dichtung üblich waren, wurde sie entweder bloß gesungen oder von Saitenspiel begleitet, im Norden wie in Hellas. Natürlich, so konnte der Sänger zugleich spielen, und nach seinem Bedürfniß Ton und Weise wechseln. Ferner wurden diese Lieder, wie Varro sagt, von Knaben gesungen: genoßen aber die römischen Knaben in jenem rauhen Zeitalter eine so gelehrte Erziehung, daß sie lange Rhapsodien aus dem Gedächtnisse hätten absingen können? Jene Lieder waren ohne Zweifel kunstlose Ergießungen, kurze Anrufungen, deren häufige Wiederkehr der Armut an Worten zu statten kam. Wir können uns nach dem Gebet der Feldpriester (Sacerdotes arvales, bei Lanzi Saggio I. p. 142.) einen ganz anschaulichen Begriff davon machen. Solche Lieder mochten dazu dienen, einzelne Namen und Thatsachen im Andenken zu erhalten, aber keineswegs die Umstände, welche fast überall das Gepräge der Unächtheit an sich tragen.

Hr. N. sagt S. 180. 'Bei den Leichenbegängnissen wurden historische Lieder zur Flöte gesungen: die Nenien.' Dieß ist wieder ganz irrig. Denn in dem Bruchstücke der zwölf Tafeln beim Cicero (De Legg. II. 24.) wird die Lobrede vor der Volksversammlung bestimmt von den Leichengesängen unterschieden. Honoratiorum virorum laudes in concione memorent, easque (fort. leg. eosque) etiam cantu ad tibicinem prosequantur. Cicero fügt hinzu: cui nomen neniae. Die Lobreden enthielten allerdings Nachrichten vom Leben der Verstorbenen und ihrer Vorfahren; dadurch wurden sie eben in den letzten Zeiten der Republik eine Hauptursache der Verfälschung römischer Geschichten. Die von Klageweibern gesungenen Nenien hingegen waren bloße Leichengesänge, allem Anschein nach in hergebrachten Formeln. Wie wenig Gehalt sie hatten, läßt sich darnach ermeßen, daß man die abgesungenen Zauberformeln der Hexen (Ovid. Fast. VI. 142.), ja das Gesinge der Gaßenbuben (Horat. Ep. I. 1. 63.) ebenfalls Nenien nannte.

Auf solche kurze Lieder bei Gastmahlen, bei Opfergebräuchen, bei Leichenzügen, endlich bei den fröhlichen Festen der Landleute, beschränkte sich ungefähr, so viel wir wißen, die gesammte alt-latei-

nische Poesie. Nicht alle Völker sind zur Dichtkunst gleich begabt und geneigt; die Priesterherrschaft pflegt der Ausbildung dieser Kunst nicht eben günstig zu sein; und als die Römer durch Eintritt der Plebejer in die höchsten Aemter sich der priesterlichen Vormundschaft zu entziehen anfiengen, waren sie ein durchaus kriegerisches und ackerbauendes Volk, allen veredelnden Künsten fremd. Wo es eine Fülle epischer Dichtungen giebt, da wird deren Verschönerung und Vortrag ein eignes Gewerbe, wie in Griechenland schon vor den homerischen Zeiten und Jahrhunderte lang nachher, und im Norden während des Mittelalters. Die Römer haben nicht einmal einen einheimischen Namen für Dichter, denn vates heißt ursprünglich Wahrsager, carmen ein geheiligter Spruch. Nach Hrn. N. müßten sie fast eben so reich an epischen Gesängen gewesen sein, wie die Griechen. Bei diesen entwickelte sich die Prosa schnell mit Leichtigkeit und Anmuth, weil die Sprache schon eine vielfache Bildung gewonnen hatte. Das Lateinische war hingegen jedem schriftlichen Gebrauch außer der Gesetzgebung lange widerspenstig; mehrere der ältesten Geschichtschreiber wählten daher die griechische Sprache; in der lateinischen blieb die historische Schreibart bis auf Catos und Sisennas Zeit rauh, mager und wortkarg.

Daß die vermeinten volksmäßigen Epopöen der Römer zur Zeit des Livius nicht mehr vorhanden waren, versteht sich von selbst. Horatius würde sie nicht vergeßen haben, da er, gegen die ausschweifende Vorliebe für das Alterthümliche eifernd, die ältesten Denkmale der lateinischen Sprache aufzählt. Ep. II. 1. v. 23...27.:

> Sic fautor veterum, ut tabulas peccare vetantes,
> Quas bis quinque viri sanxerunt, foedera regum
> Vel Gabiis vel cum rigidis aequata Sabinis,
> Pontificum libros, annosa volumina vatum,
> Dictitet Albano Musas in monte locutas.

Volumina vatum sind die Bücher der Augurn, wie sich aus dem ganzen Zusammenhange ergiebt. Hr. N. schiebt auch hier seine Lieblings-Hypothese ein, und will S. 294. diese Worte 'lieber von uralten Gedichten altitalischer Art, aus der Zeit, da die Dichter vates hießen, als von Prophetenbüchern erklären'. Volumina bezeichnet geschriebene Bücher; jene Gedichte müßten also im Zeitalter des Augustus noch schriftlich vorhanden gewesen sein, denn auf das

Untergegangene konnte sich die Vorliebe für alles Alte nicht wenden: und wie käme es dann, daß die Grammatiker solche vorzügliche Quellen des ältesten Sprachgebrauchs niemals anführen? Ferner: wann hat wohl vates angefangen einen Dichter zu bedeuten? Zur Zeit des Ennius gewiß noch nicht: ihm ist vates immer ein Wahrsager; für Dichter gebraucht er den griechischen Ausdruck poeta, der auch in der lateinischen Prosa immer der einzige geblieben ist. — Selbst den Gesang der Salier übergeht Horatius nicht, noch die fescenninischen Scherze, noch das Gesetz der zwölf Tafeln gegen die Schimpflieder; aber von mündlich fortgepflanzten epischen Gedichten nicht ein Wort. Wenn Dionysius, wie es scheint nach Fabius Pictor, *πατρίους ὕμνους* auf den Romulus erwähnt, so sind dieß ja eben keine *ἔπη*. Hr. N. rühmt den Livius besonders deswegen, weil er den Geist der alten Gedichte so rein aufgefaßt habe. Dieß könnte nach allem Obigen nur durch Vermittelung der früheren Geschichtschreiber geschehen sein, und also wäre auf das wenigste das Lob zwischen ihnen zu theilen. Allein wo Hr. N. einen Nachhall altitalischer Poesie zu vernehmen glaubt, da spüren wir nichts als griechische und gräcisierende Rhetorik. Man suchte der unsäglichen Trockenheit und Magerkeit der älteren römischen Geschichte, besonders in den ersten Jahrhunderten der Republik (denn von dem Glanze der Königszeiten hatten sich mehr Erinnerungen erhalten), allmählich durch Nachahmung des Ausländischen aufzuhelfen, quoniam quidem concessum est rhetoribus ementiri in historiis, ut aliquid dicere possint argutius.

Hr. N. verspricht S. 179. in der Folge von dem Untergange der ihm so lebendig vorschwebenden alten Epopöen zu sprechen. Wir sind begierig hierauf, denn dieses fällt schon in die mehr historischen Zeiten. Es wird, je nachdem man es nimmt, sehr leicht oder sehr schwer sein zu zeigen, wie etwas untergegangen sei, das niemals vorhanden war.

Nach obiger Erklärung über eine Grundverschiedenheit unsrer Ansichten bei sonstiger Uebereinstimmung in vielen andern Stücken, gehen wir zum Einzelnen fort.

'Das alte Italien.' S. 17...116. Der Verfaßer beklagt mit Recht den Untergang der *πολιτεῖαι* des Aristoteles und den origines des Cato. Der Verlust des letzteren Werkes würde indessen wichtiger

ſein, wenn der vortreffliche Mann nicht zuvor die griechiſche Sprache erlernt, wenn er bloß aus einheimiſchen Quellen geſchöpft hätte. Er hat aber gerade das Gegentheil gethan, und durch das Anſehen ſeines Namens die Geſchichtforſchung auf eine falſche Bahn gelenkt, in einem Zeitalter, wo es vielleicht noch möglich war, umzukehren. 'Daß alles, was aus ihm als beſtimmte Angabe angeführt wird, völligen Glauben verdiene', können wir daher nur mit der Einſchränkung zugeben: wenn es nicht von Griechen entlehnt iſt.

Die Bedeutung der verſchiedenen Namen, welche die Griechen einzelnen Theilen der italiſchen Halbinſel gaben, ihre Erweiterung und Verengung nach den Zeitaltern wird gründlich entwickelt. 'Italia' hieß zuerſt bloß die ſüdliche Spitze. Wir ſehen nicht ein, warum der Verfaßer es als eine klügelnde Deutung tadelt, daß Timäus den Namen vom Herden-Reichthum des Landes erklärte. Die Ableitung von einem Könige Italus ſagt gar nichts; die vom Herkules, der einem verlaufenen Rinde nachgefragt habe, iſt kindiſch; die des Timäus bleibt die einzige vernünftige, welche man bisher vorgebracht hat. Wenn die Landſchaft damals, als die Griechen ſie kennen lernten, noch wenig Ackerbau hatte, ſondern hauptſächlich zu Rindertriften benutzt ward, ſo konnten die Einwohner ſie gar wohl das Rinderland nennen: Vitulia oder Vitlia. In den iguvinischen Tafeln ſteht häufig vitlu, ein Rind. Daß dieſes die oskiſche Ausſprache war, beweiſen noch die ſpäteren Samnitiſchen Münzen mit der Inſchrift Viteliu. Die Griechen ließen das Digamma weg, wie gewöhnlich, und mochten ſich den Namen um ſo eher aneignen, da auch im Altgriechiſchen ἴταλος einen Stier bedeutet haben ſoll.

S. 31. Anm. 26. 'Kühnere Wortvergleicher finden vielleicht Einerleiheit in Sikelus und Italus, wie beide Völker nach der Sage eines Stamms waren.' Mit nichten! Dieß wäre allen geſunden Grundſätzen der Etymologie zuwider. Die beiden Wörter haben nur die Ableitungsſilben gemein, die Wurzeln ſind durchaus verſchieden. Italia ſcheint ein bloß landſchaftlicher Name zu ſein; wir glauben nicht, daß jemals eine abgeſonderte Völkerſchaft ſich Italer genannt habe. Wie Thucydides bezeugt (VI. 2.), ward noch zu ſeiner Zeit Italien im engeren Sinne, nämlich die ſüdliche Landſpitze, von Sikelern bewohnt. Hieran muß man ſich halten; den fabelhaften König Italus kann man ihm erlaßen.

'Die Oenotrer.' S. 34...48. Der Name Oenotria ist zuverläßig viel jünger, als ihn die griechischen Mythographen machen, indem sie den Oenotrus in das siebzehnte Menschenalter vor dem trojanischen Kriege setzen. Vermuthlich kam dieser Name erst in Umlauf, als die ersten Griechen an diesen Küsten sich ansiedelten. Auch klingt Oenotrien nicht italisch. Wenn also die Griechen den Namen nicht zufällig ertheilten, wie so häufig; wenn sich wirklich ein in der untern Halbinsel wohnendes Volk so genannt hat, so wären wir geneigt zu glauben, die Oenotrier gehörten nicht zu den Ureinwohnern Italiens, sondern waren von der epirotischen Küste später eingewandert. Dasselbe gilt von den Chaonern oder Chonern.

S. 35. 'Wir müßen uns bei der Unmöglichkeit beruhigen, mit Zuverläßigkeit bestimmen zu können, welches Volk die Pelasger waren? wie von den Griechen unterschieden? ob diejenigen, welche an verschiedenen Orten erwähnt werden, zu einem Stamm gehörten? Alle Erwähnungen dieser Nation, die aus der lichtesten historischen wie aus der dunkelsten Zeit, sind uns Räthsel, an deren allgemein genügenden Auflösung derjenige am entschiedensten verzweifelt, der ihnen am meisten nachgeforscht hat.'

Die Sache hat vielfache Beziehung auf die italischen Alterthümer, wegen der behaupteten Einwanderungen der Pelasger und der Verwandtschaft oder Einerleiheit der Tyrsener und Pelasger. Dunkel und schwierig ist diese Frage allerdings, doch halten wir sie nicht für unauflöslich. Hier nur einige Hauptpunkte, da zu einer erschöpfenden Erörterung kein Raum ist. Beim Homerus, dem ältesten Zeugen, ist noch kein Gegensatz zwischen Hellenen und Pelasgern. Die Scharen des Achilleus werden 'Hellenen', und ihre Landschaft gleich 'das pelasgische Argos' genannt. Auch kennt er beide Benennungen noch nicht als Gesammtnamen. 'Hellas' ist eine Stadt und Landschaft in Thessalien; die einzige Erwähnung der 'Panhellenen' ist in einem untergeschobenen Verse (Il. II. 530. cf. A. W. Schlegel de Geogr. Homer. p. 2.). Den pelasgischen Namen gebraucht er dreimal: unter den Bundesgenoßen der Troer ist ein Volk der Pelasger an der Vorderküste Kleinasiens; dann das pelasgische Argos, Thessalien; endlich der pelasgische Zeus des Orakels zu Dodona. Man müßte viertens die Pelasger in Kreta hinzufügen, wenn die Zeile, wo sie vorkommen, nicht unächt wäre

(Schlegel de Geogr. Hom. p. 57.). Daß die asiatischen Pelasger gleichen Stammes mit den europäischen waren, ist nicht zu bezweifeln: sie hatten ihr Larissa wie die thessalischen. Ferner finden wir nicht bloß die Stadt Argos im Peloponnesus, sondern die ganze Halbinsel, ja ganz Griechenland heißt so. Daher Ἀργεῖοι als Gesammtname, neben den beiden andern Δαναοί und Ἀχαιοί. Der Name Argos scheint eine geheiligte Bedeutung gehabt zu haben: darauf führen unter andern auch die Sacra Argeorum bei den Römern. Man sieht also, beim Homerus ist der hellenische Name eng begränzt und bloß örtlich (Thucyd. l. 3.); der pelasgische hingegen erscheint als ein weit verbreiteter Stamm-Name, theils ausdrücklich, theils in unverkennbaren Spuren. Erst beträchtlich lange nach der Rückkehr der Herakliden kann der Name der Hellenen allgemein geworden sein. Die Dorier hießen so, weil sie früher, als im Peloponnesus, im thessalischen Hellas gewohnt haben. Von ihnen gieng der Name auf die sämmtlichen Griechen über. Nach Herodots ausdrücklichem Zeugniß waren die Athener ein pelasgisches Volk, das sich in seinen ursprünglichen Sitzen ohne Aus- und Einwanderung behauptet hatte. Wenn diese, so waren es auch die Jonier; auch die von Thessalien, dem pelasgischen Argos, ausgewanderten Aeolier, in deren Mundart sich am meisten Altes erhalten hatte. Als hellenisches, nicht-pelasgisches Volk bleiben also bloß die Dorier übrig, welche sich anfangs nicht zahlreich, durch Kolonien, Verbündungen und Uebertritt zu ihren Sitten vermehrten. Wie aus pelasgischen Völkerschaften hellenische geworden, dieß erklärt Herodotus nicht; nach ihm war es keine bloße Vertauschung des Namens; sie sollen die Sprache 'umgelernt' haben. Das thut kein Volk ohne den Einfluß fremder Herrschaft, oder mittheilenden Verkehr, oder Vermischung fremder Völker mit ihm, und auch so nur in Jahrhunderten. Wir stellen uns die Sache so vor. In uralter Zeit stand ganz Griechenland unter priesterlicher Herrschaft. Die Priesterkaste führte eigentlich den Namen der Pelasger, ihr Vorrang übertrug ihn auf ganze Völker. In der Folge der Zeiten erhob sich die kriegerische Kaste gegen die priesterliche. Die Ilias liefert noch starke Züge dieses Kampfes: den Zwist des Agamemnon mit dem Chryses und Kalchas; beidemal muß der König nachgeben. Als nun die Griechen, oder vielmehr die adelichen Krieger

unter ihnen, sich mehr und mehr der Gesetzgebung der Priester entzogen, neue Verfaßungen und Sitten einführten, entsagten diese entweder ihren erblichen Vorrechten und verloren sich somit in der Masse; oder sie sonderten sich ab, wanderten aus: und von diesen Priestergeschlechtern stammten die zur Zeit des Herodotus und Thucydides hier und da noch zerstreut wohnenden Pelasger ab. Herodotus sagt: nach den Pelasgern seiner Zeit zu urtheilen, hätten die vormaligen eine barbarische Sprache geredet. Was die Griechen nicht ohne Dollmetscher verstanden, nannten sie nicht mehr eine verschiedene Mundart, sondern eine fremde Sprache, und jede fremde Sprache barbarisch. Die Pelasger in Thracien, Lemnos und am Hellespont, auf sich beschränkt, an den vielfachen Umwandlungen Griechenlands, wodurch die Sprache sich schnell entwickelte und veränderte, und an seiner dichterischen Litteratur nicht theilnehmend, hatten begreiflich ihre alte Mundart beibehalten. Wir halten uns also gleichwohl für berechtigt, das Pelasgische für die Wurzel und Mutter des Griechischen zu halten, ja für diese Sprache selbst in ihrer ächtesten und reinsten Gestalt. Nach obigen Ansichten würden wir die griechische Geschichte in folgende Zeiträume abtheilen: 1. Allgemeine Priesterherrschaft, höchst wahrscheinlich begleitet von einer seitdem untergegangnen gesetzlichen Bildung und Wißenschaft. Pelasgische Urzeit. 2. Vorrang der kriegerischen Kaste, einige Menschenalter vor und nach dem trojanischen Kriege. Heroische Zeit. 3. Aufhebung auch dieses Vorranges und Abschaffung des Königthums. Republikanische Zeit. — Nur den letzten Zeitraum kennen wir historisch; den vorhergehenden bloß mythisch; der erste ist ganz dunkel, und was das Schlimmste ist, so haben die epischen Dichter und dann die Mythographen die genealogischen Mythen der Heldenzeit auf die Urzeit zurückgeworfen, und dadurch ihr Bild verfälscht.

Diese Erörterung ist der vorliegenden Untersuchung nicht fremd: denn auf dem Verhältniß zwischen Pelasgern und Hellenen beruht unser Begriff von dem Wesen der Verwandtschaft der lateinischen und etruskischen Sprache mit der griechischen.

Eine gründliche Etymologie, das heißt eine solche, die nicht nach zufälligen Aehnlichkeiten hascht, sondern vom innersten Bau der Sprachen und ihren wesentlichen Bestandtheilen ausgeht, ist,

wo uns die historischen Berichte verlaßen, unsre einzige Führerin in der Untersuchung über die Stammverwandtschaft der Völker, über ihre ältesten Wanderungen, und über die Art, wie der Erdboden allmählich bevölkert worden. Das Licht, welches eine solche Etymologie gewähren kann, scheint indessen der Verf. ziemlich von der Hand zu weisen. Er sagt S. 37. 'es sei ein Trugschluß, Völker eines gemeinsamen Stammes müßten einen gemeinschaftlichen Ursprung gehabt haben, von dem sie genealogisch ausgiengen'. Ferner 'Man wird Völker eines Stammes, das heißt durch eigenthümliche Art und Sprache identisch, eben an sich entgegenliegenden Küstenländern vielfach antreffen, ohne daß es der Vermuthung bedürfte, eine von diesen getrennten Landschaften sei ihr ursprünglicher Sitz gewesen, von wo ein Theil nach der andern gewandert wäre. So finden wir unter den Völkern Italiens auf der westlichen Küste des adriatischen Meeres dieselben illyrischen, welche das gegenüberliegende Ufer bewohnen; so auf den Inseln des Mittelmeers Iberer, so in Gallien und Britannien Celten. Dieß ist die Analogie der Geographie der Geschlechter der Thiere und der Vegetation, deren große Bezirke durch Gebirge geschieden werden, und beschränkte Meere einschließen.'

Nach obigen Grundsätzen könnte einmal ein künftiger Geschichtforscher die Abstammung der Nordamerikaner von den Engländern, und der brasilischen Kreolen von den Portugiesen leugnen. Sie reden zwar, würde er sagen, nahe verwandte Sprachen; aber dieß haben sie in der Art, weil sie gegenüberliegende Küsten des atlantischen Meeres bewohnen. Wird denn die Sprache klimatisch im Menschen erzeugt? Ist sie nicht eine Hervorbringung seiner geistigen Fähigkeiten? Freilich können wir nie bis zu ihrer ersten Erfindung historisch hinaufsteigen. Alle Sprachen, die wir kennen, sind angeerbt oder mitgetheilt; doch ist in der Entwickelung des Ueberkommenen eine fortgehende wiewohl versteckte Erfindung, und wenn nicht künstliche Mittel der Festsetzung dazwischen treten, bleibt noch ein weiter Spielraum für die menschliche Freithätigkeit übrig. Die Theilhaber derselben Muttersprache, unter verschiedenen Umständen und Einwirkungen lebend, bilden sich erst eigenthümliche Mundarten, in der Folge der Zeiten verschiedene Sprachen. Die lange getrennten Brüder und Vettern verstehen sich nicht mehr, und

nur der philosophische Sprachforscher kann ihnen die Grade ihrer Verwandtschaft deuten.

Der Verf. ist, wie man aus obiger und andern Stellen sieht, der Lehre von den Autochthonen geneigt. Wir haben, im Allgemeinen betrachtet, nichts dawider; jedoch soll man nicht ohne triftige Gründe seine Zuflucht zu einem Ereigniß nehmen, welches über die gegenwärtige Naturordnung ganz hinausgeht: nämlich daß hier und da die Menschen irgend einmal aus der Erde hervorgewachsen. Solche Gründe sind allenfalls die Spielarten der Menschengattung, von denen sich vielleicht nie durch Erfahrung ausmitteln läßt, ob sie vermöge einer Anhäufung klimatischer Einflüße in Jahrtausenden entstanden sind, oder ursprünglich waren. Ferner die Lage eines entfernten Inselandes, von blödsinnigen Wilden bewohnt, deren Vorfahren man nicht genug Kunde der Schifffahrt zutrauen kann, um den Weg dahin je gefunden zu haben. Alle dergleichen Gründe fallen für Italien weg: die Bevölkerung dieses Landes ist sehr erklärlich, und ohne Zweifel aus Asien abzuleiten. Dorthin weisen uns die religiösen Ueberlieferungen eben sowohl, wie die Sprache; auch noch der körperlichen Bildung gehören die italischen Völker unsrer Geschichte dem edlen kaukasischen Stamme an, und zuverläßig sind sie nicht als Wilde eingewandert. Ob sie damals schwache Horden fremdgearteter Ureinwohner vorgefunden und ausgerottet haben, wißen wir nicht.

S. 36. 'So ist eine Grundverwandtschaft zwischen der lateinischen und griechischen Sprache anerkannt, die weit mehr als eine Einmischung ist, welche nur Worte giebt und verändert; dennoch aber auch für den Grundtheil der ersten, in dem einst die Verwandtschaft rein bestand, ehe Vermischung mit ganz fremden Völkern sie völlig umbildete, eine eben so entschiedene Grundverschiedenheit übrig läßt. Aber dieß ist nicht auffallender, als die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, nach denen in der Natur überhaupt Arten, und vieles, was Spielart scheint, unveränderlich für sich bestehen, und zu einer Gattung gehören.'

Wir erwidern hierauf: vollständig kennen wir das Griechische und Lateinische nur in sehr verjüngter Gestalt; auch so noch hat das Lateinische am meisten Aehnlichkeit mit veralteten griechischen Mundarten bewahrt. Alle Spuren beweisen, daß je höher das

Alterthum, um so größer die Uebereinstimmung war. Dieß berechtigt uns, auf völlige Einerleiheit zurückzuschließen, doch fällt sie vermuthlich in einen Zeitpunkt, wo beide Völker in ihren asiatischen Urſitzen noch neben einander wohnten. Das Abweichende ist seitdem entstanden, theils durch die natürliche Divergenz der Sprachen, theils durch Einmischungen. Wer wollte diese leugnen? Die phönicischen z. B. sind ja im Griechischen offenbar genug. Aber diese Einmischungen können weder plötzlich, noch in starkem Maße statt gefunden haben. Dazu ist die Grammatik beider Sprachen zu vollkommen. Denn wenn nach gewaltsamem Zusammenstoß zwei Sprachen in eine neue verschmelzen, so geht immer ein Theil der grammatischen Bildsamkeit verloren, wie z. B. das Englische die angelsächsischen Biegungen eingebüßt, die französischen aber nicht erworben hat.

So schätzbar die sämmtlichen geographischen Erörterungen und viele der historischen in dem Abschnitte über das alte Italien sind, so gestehen wir dennoch, der Verfaßer hat uns hier am wenigsten befriedigt. Die Neigung, ohne Noth Autochthonen anzunehmen, der Begriff von den Sprachen, als wären sie eine organische Naturwirkung im Menschen, und die Meinung, Uebereinkunft der Sprachen beweise keine gemeinsame Abstammung, haben seine Ansichten verwirrt und getrübt. Es sei uns erlaubt, die unsrige in der Kürze darzulegen.

Wir leugnen entschieden alle griechischen Einwanderungen der vortrojanischen und trojanischen Zeit, nämlich auf die Weise, wie sie geschehen sein sollen. Vor der Ansiedelung der Hellenen in Sicilien und Großgriechenland, und vor dem Einbruche der Gallier, erkennen wir nur zwei Nationen in Italien; die Etrusker sind die eine, zu der andern gehören alle übrigen Italiker, mit Ausnahme vielleicht einzelner illyrischer und epirotischer Ansiedelungen an der östlichen Küste. Die Vielfachheit der Namen darf uns nicht irren: sie waren örtlich, landschaftlich, oder Benennungen einzelner Staaten und Verbündungen. Alle Spuren in Namen der Menschen und Oerter, in einzelnen Wörtern und Inschriften beweisen, daß diese Völkerschaften eine einzige Sprache in verschiedenen Mundarten redeten, welche vielleicht nicht weiter von einander abwichen, als heutzutage das Genuesische vom Neapolitanischen. Die Linie zwischen

den Etruskern und den übrigen Italikern ist schneidend: in den geistigen Anlagen, den Sitten, der Gesetzgebung, den geheiligten Lehren und Gebräuchen, endlich in der Sprache. Sie sind später eingewandert, der Zeitpunkt läßt sich fast historisch bestimmen. Ihre Eigenthümlichkeit brachten sie schon mit: mitgetheilt haben sie, aber wohl wenig Italisches angenommen. Durch welche Einflüße ihre Sprache sich bereits in ihren Ursitzen so abweichend bestimmt hat, wißen wir nicht; sie gehört dennoch unleugbar zu demselben Stamm mit der lateinischen und griechischen, nur ist die Verwandtschaft entfernter. Das Lateinische läßt sich keineswegs als eine Mischsprache betrachten, vielmehr als ein mittlerer Durchschnitt der italischen Mundarten. Diese wuchsen wild, jene allein erhielt eine wißenschaftliche Ausbildung. Als alle Italiker römische Bürger wurden, mochten auch viele zuvor hier und da gehörte Ausdrücke eingebürgert werden. Die lateinische Grammatik aber ist altitalisch und unverfälscht; ja das Bedürfniß der Deutlichkeit für eine zum öffentlichen Vortrage bestimmte Sprache veranlaßte im litterarischen Zeitalter eine Rückkehr zu den vollständigen Endungen und Biegungen, welche früher in Rom selbst und in den andern Mundarten zum Theil vernachläßigt und abgekürzt worden waren. *)

Ganz richtig bemerkt Hr. N. S. 49., Auruncus und Ausonicus sei einerlei. Der Rhotacismus der italischen Mundarten ist bekannt. Anders aber ist es mit der Behauptung S. 50. 'Volsker und Osker sind derselbe, nur in jener Aussprache breiter gebildete Volksname. Die Stammsilbe ist Op oder Aup, woher mit Anhängung von Adjectivalendungen gebildet ist Opiscus, Opscus, Oscus, Volscus, Auson, Auruncus.' — Oscus, vor Alters Opscus und nach einer milderen Form, welche die Griechen vorzogen, Opicus, ist einer von den wenigen Völkernamen, die sich mit völliger Gewißheit deuten laßen. Die Wurzel ist ops, die Erde; unter diesem Namen wurden ihr

*) Im altlateinischen hieß es poplu' und periclu', in Ciceros Zeit populus, periculum. Doch war Manches verloren gegangen, z. B. der Unterschied des Dat. und Abl. Sing. 2. Decl. Jener gieng ehemals auf OI aus, wie im Griechischen, was in quoi noch übrig ist; dieser hingegen auf OD. In einer Inschrift des Grabmals der Scipionen: Gnaivod patre prognatus; in der duilischen: en macestratod, in altod marid, u. s. w.

Tempel gebaut. In den abgeleiteten Wörtern opus, opes, opulentes, opimus etc. iſt überall der Begriff des Landbaues und der Fruchtbarkeit. Opsci hat alſo eine ganz allgemeine Bedeutung: die Landesbewohner, vielleicht die Ureinwohner. So gebraucht es auch Propertius überhaupt für alt-italiſch (VI. El. III. 62.). Wenn man von Aurunca und Ausonicus die Ableitungsſilben wegnimmt, ſo bleibt die Wurzel aurun, auson, und was hat dieß mit ops zu ſchaffen? Mit der Stammſilbe von Vol-scus (oder Vulsculus, wie Ennius ſchreibt) heben viele italiſche und etruſkiſche Namen an; vielleicht iſt durch die Milderung der Ausſprache vor dem s ein t ausgefallen. Aber wie man auch Volscus deuten möge, mit Opscus hat es offenbar nichts gemein. Solche Verſuche, wie der, welchen der Verfaßer hier gemacht hat, ſollten von aller Etymologie abſchrecken.

S. 52. 'Im zweiten Jahrhundert nach Troja ſetzten ſich Chalkidier an der kampaniſche Küſte zu Kuma feſt.' So lautet freilich die gemeine Angabe; wir bezweifeln dennoch dieſes hohe Alter des kampaniſchen Kumä. Was bedeutet alle griechiſche Zeitrechnung vor dem Anfange der Olympiaden, da ſie noch keine Bücher hatten, und keine Prieſter bei ihnen regelmäßige Annalen hielten? Eine Kolonie, ſo hoch am tyrrheniſchen Meere hinauf, weit früher gegründet als die erſten Niederlaßungen der Griechen in Sicilien, ſcheint kaum glaublich. Wenigſtens ein Jahrhundert nachher iſt dem Dichter der Odyſſee Sicilien noch ganz in Nebel und Wunder eingehüllt; kaum dämmert einiges Licht über der Südſpitze Italiens, und dieſe Stellen rühren vielleicht von einem ſpäteren Dichter her (die Erwähnung Sikaniens Od. XXIV. 306. gewiß). Wir verweiſen auf die Abhandlung über alte Weltkunde von Voß. Dieſe Schrift des vortrefflichen Dichters und Philologen kann bei Unterſuchungen über das homeriſche und nachhomeriſche Zeitalter nicht genug beherzigt werden. Voß hat unwiderleglich gezeigt, wie ſpät noch das Meer zwiſchen Griechenland und Italien eine unüberſchrittene Kluft bildete. Alle die frühen Schiffahrten und Anſiedelungen bei den Mythographen fallen ſomit als ſpäte Erdichtungen weg.

S. 52. 'Die Tyrrhener beherrſchten das untere Meer, und ohne Zweifel waren es ihre Flotten, welche Kolonien an den Vulturnus führten.' Die Tyrſener oder Tuſker könnten ſich doch wohl

zu Lande bis dahin ausgedehnt haben. Die Verse des Hesiodus, welche einen mythischen Latinus über die Tyrsener herrschen laßen (Theog. 1012...1015.), wollen wir nicht gerade anführen, weil sie unächt zu sein scheinen, und auf jeden Fall nur eine verworrene Kenntniß zeigen. Aber Fidenä, wiewohl diesseits der Tiber, war ausgemacht etruskisch; Tusculums erste Gründer und Bewohner verrathen sich durch den Namen; auch Veliträ ist ganz derselbe Name, wie Volterra, welches auf allen Münzen VELAORI geschrieben wird. Es gab ein Städtchen Artena in Etrurien, und ein andres Artena im Lande der Volsker. Dazu nehme man den hohen Flor und die in Latium eigenthümlichen Trachten von Gabii (cinctus Gabinus); die uralten Gemälde in Tempeln zu Ardea und Lanuvium (Plin. XXXV. c. 3.), welche, wie die zu Cäre, nur von Etruskern herrühren konnten. Die Sage vom Mezentius ist freilich fabelhaft und der Name verfälscht, denn der Buchstabe Z ist nicht italisch: doch liegt an sich nichts unwahrscheinliches darin, daß die Etrusker in alter Zeit über die damals von ihnen abhängigen Völker Latiums einen Statthalter gesetzt hätten, dessen Andenken verhaßt geblieben ist. Man berichtet von zwölf Städten des untern Etruriens; in dem engen Kampanien hätten diese schwerlich Raum gehabt, vielleicht hat man die nachher verloren gegangenen im Latium dazu gerechnet. Im mittleren Etrurien hatte jede der zwölf Hauptstädte ein beträchtliches Gebiet.

'Die Sabeller.' S. 55...64. Die Verwandtschaft der Völker sabellischen Stammes, ihre Wanderungen und zum Theil späten Eroberungen im unteren Italien werden lichtvoll entwickelt. Der Name der Samniter scheint patronymisch zu sein: Sabinites, Abkömmlinge der Sabiner, verkürzt Samnites, wie ἐρεβεννός und ἐρεμνός. Sie selbst nannten sich Sabiner.

'Die Tyrrhener, Tusker oder Etrusker.' S. 64...96. Der Verfaßer dieser Anzeige kehrt so eben von einem beträchtlich langen Aufenthalte auf dem klassischen Boden Toskanas zurück, und behält sich vor, die Ausbeute seiner dortigen Untersuchungen in einer eignen Schrift mitzutheilen. Hier nur Weniges.

S. 65. 'In den Worten der etruskischen Inschriften kann auch durch die gewaltsamsten etymologischen Künste keine Analogie mit der griechischen Sprache oder dem ihr verwandten Stamm der latei-

niſchen entdeckt werden.' Lanzi hat das Gegentheil behauptet; nicht alle ſeine Deutungen ſind gleich überzeugend: aber läßt ſich ein Meiſterwerk der kritiſchen Entzifferungskunſt (dafür haben es Heyne, Richard, Payne Knight und viele Andre erklärt) ſo mit einem Machtſpruche abfertigen? Glücklicher Weiſe entkräftet Hr. Niebuhr ſelbſt ſein Urtheil, indem er S. 66. geſteht, er habe die weitläuftige Unterſuchung über die italiſchen Mundarten noch nicht vornehmen können.

S. 66. 'Tuſker und Etruſker waren ihnen ſo fremde Namen als Tyrrhener; ſich ſelbſt nannten ſie Raſena.' Die Stelle des Dionyſius vom 'Raſena' iſt vermuthlich verderbt, oder der Geſchichtſchreiber war ſelbſt in einem Mißverſtändniſſe befangen. Wir ſind feſt überzeugt, daß die Etruſker ſich ſelbſt Turseni nannten, und daß die Griechen den Namen ſo von ihnen gehört. Dieſe veränderten erſt ſpät *Τυρσηνοί* in *Τυῤῥηνοί*. Der italiſche Name war Tusci. Dürfen wir auf eine Stelle der iguviniſchen Tafeln fußen (Tarsinate Turscum), ſo war die urſprüngliche Ausſprache Tursci. Turseni und Tursci wären alſo eins in der Wurzel, nur in den Endungen verſchieden: die letzte war italiſch, die erſte einheimiſch; ſie findet ſich in vielen etruſkiſchen Namen (Porsena, Vibena, Sisena, Ceicna, nach römiſcher Schreibung Caecina, u. ſ. w.). Tus, turis, ſcheint urſprünglich eine ganz allgemeine Bedeutung gehabt zu haben: alles was zum Opfer verbrannt wird. In den iguviniſchen Tafeln findet ſich tursiandu, *θύσαντι*. Turseni ſowohl als Tursci hieße alſo Opferer, Prieſter. Dieſe Ableitung iſt, ſo viel wir wißen, neu. Dem Sinne nach ſtimmt ſie mit der des Dionyſius überein, nur daß ſie nicht durch Vermittlung des Griechiſchen und Auflöſung von Tuscus in *θυοσκόος* erzwungen iſt, und daß ſie *Τυρσηνοί* zugleich mit erklärt. Was war natürlicher bei einer ſo entſchiedenen Prieſterherrſchaft, als daß das geſammte Volk nach dem vorwaltenden Stande benannt ward?

Wir verwerfen mit Hrn. N. die Herleitung der Etruſker von den Lydern oder richtiger zu ſprechen von den Mäoniern; aus denſelben Gründen, die ſchon den Dionyſius dazu bewogen, und aus noch vielen andern. Etwas anderes aber iſt es mit den Stellen des Sophokles und Thucydides, wo die Namen der Pelasger und Tyrrhener, als gleichbedeutend zuſammengeſtellt werden. Dieſe ſind

von dem gröſten Gewicht, und laßen ſich nicht ſo bei Seite ſchieben, wie es Dionyſius verſucht. Wir fügen hier ein noch nicht benutztes Zeugniß bei. Schol. Cod. Ven. ad Il. XVI. 233. sqq. Alexander von Pleuron ſagte, die Ἕλλοί des Orakels von Dodona (in unſern Ausgaben ſteht Σελλοί, aber ſchon Pindarus las Ἕλλοι, cf. ib. Schol.) ſeien Abkömmlinge der Tyrrhener: ἔθνος εἶναι τὸν Ἑλλὸν (leg. τοὺς Ἑλλοὺς) ἀπόγονον τῶν Τυῤῥηνῶν, καὶ διὰ πατρῷον ἔθος οὕτω τὸν Δία θρησκεύειν. Er ſchrieb alſo den Tyrrhenern das Orakel von Dodona zu, welches Homerus ausdrücklich ein pelasgiſches nennt. Indem Dionyſius noch andre Pelasger außer den Tyrſenern anuimmt, welche die Umbrer aus ihren alten Sitzen verdrängt haben ſollen, verwirrt er Alles; er iſt genöthigt, da es im oberen Italien keine andern Völker gab, als Tyrſener und Umbrer, die Pelasger nach Griechenland zurückwandern zu laßen, was noch das Unglaublichſte von Allem iſt. Auch die Erzählung des Myrſilus von Leſbos verdreht er; denn dieſer hatte gar nicht von Pelasgern, ſondern von Tyrſenern geſprochen (Dionys. I. 23. in fin.); und am ärgſten die Stelle des Herodotus (I. 57.), die wir zum Glück haben und vergleichen können. Hr. N. unternimmt es, ſeine Mißdeutung zu rechtfertigen. S. 69. 'Die Erklärung, welche Kreſton für eine thrakiſche Stadt nimmt, gefällt mit täuſchendem Schein. — — Aber Dionyſius Lesart, Kroton (Cortona), iſt gewiß nicht betrügeriſch.' Zuvörderſt ſteht in unſern Handſchriften des Herodotus Κρήστων; ferner paßt Κρότων für Cortona durchaus nicht in den Zuſammenhang der ganzen Stelle. Der Geſchichtſchreiber ſucht zu beweiſen, daß die damaligen Pelasger noch dieſelbe Sprache redeten, wie die alten. Die Kreſtoniaten und Plakianer verſtehen ſich unter einander, ſagt er, wiewohl getrennt, aber nicht mit ihren Nachbarn. Wie konnte Herodotus, der niemals in Etrurien geweſen war, wißen, daß die Einwohner von Cortona eine andre Mundart ſprächen als ihre Nachbarn, uud daß ſie ſich mit denen von Plakia am Hellespont verſtänden? Der Verſuch war wohl, ſeit Cortona und Plakia ſtanden, niemals angeſtellt worden. Es fällt alſo auch alles weg, was Dionyſius auf ſeine falſche Leſeart und verkehrte Auslegung gründen will.

Wiewohl wir nun, was die Verwandtſchaft der Tyrſener und Pelasger betrifft, auf die Zeugniſſe der Alten fußen und darin eine

Todi, eine Stelle unter den zwölf Staaten begehren. Diese Stadt liegt zwar am jenseitigen Ufer des Tibers, also strenge genommen in Umbrien: aber sie konnte eben als Gränzfestung erbaut sein, um die Umbrer in der Abhängigkeit zu erhalten. Sie hatte Felsenmauern, dergleichen die Umbrer schwerlich jemals errichtet; die Münzen sind offenbar etruskische Arbeit. Nachdem Tuder eine römische Kolonie geworden, wird es unter den umbrischen Städten aufgezählt. Mit völliger Gewißheit werden sich die zwölf Staaten vielleicht niemals ausmachen laßen: ein trauriger Beweis, wie wenig wir von der innern Geschichte Etruriens wißen.

Hr. N. lehrt (S. 79.), die untern Stände in Etrurien seien nicht tuskischen Geblüts, sondern die Nachkommen der Ureinwohner gewesen. Alle alten Zeugnisse berichten jedoch, daß die Etrusker diese nicht unterjocht, sondern ausgetrieben. Auch hat man keine Spur, daß dort je eine andere Sprache geredet worden außer der etruskischen, und so hätte es gleichwohl sein müßen, wenn die Eroberer nur den kleineren Theil der Volksmenge ausmachten. Alles war in Etrurien aus Einem Stück. Mit der harten Leibeigenschaft der unteren Stände, welche Hr. N. annimmt, streitet die große Bevölkerung und der blühende Wohlstand des Landes. Allerdings war es eine priesterliche Aristokratie, aber die Regierung scheint weise und milde, keinesweges auf rohe Gewalt gegründet gewesen zu sein.

Von der bildenden Kunst der Etrusker redet Hr. Niebuhr S. 87. u. 88. im Vorbeigehn. Ueber dieses weitläuftige Fach läßt sich nicht viel ausmachen, ohne die Denkmale selbst gesehen zu haben. Die älteren antiquarischen Werke sind mangelhaft, weil die Zeichner damals noch nicht die Kunst verstanden, den Stil gehörig zu faßen; die von Micali herausgegebenen Kupferstiche sind meisterlich gezeichnet, aber geschmeichelt, und deswegen zum Theil wieder in gewissem Grade verfehlt. Hr. N. irrt, wenn er glaubt, in den Basreliefs der alabasternen Urnen oder Aschensärge, wo die Figuren etwa sechs Zoll hoch sind, seien Porträte beabsichtigt, und altdeutsche Physiognomie darin finden will. Die ruhenden Figuren auf den Deckeln dieser Urnen sind allerdings Bildnisse der Verstorbenen, und oft bis in die kleinsten Zufälligkeiten nach dem Leben gearbeitet; wir haben deren an vierhundert aufmerksam betrachtet, aber nichts von altdeutschen Zügen gespürt. S. 87. f. 'Wie man — da niemanden

verhohlen sein kann, daß die Blüthe campanischer Kunst in das vierte und fünfte Jahrhundert der Stadt fällt, da Etruriens Unterjochung ihr verderblich sein mußte, — das schönste Zeitalter der etruskischen später annehmen kann, ist ganz unbegreiflich.' — Wir sehen unsrerseits nicht, was die etruskische Kunst mit der kampanischen zu schaffen hat. Ohne Zweifel hat der Verfaßer die kampanischen gemalten Gefäße im Sinne: allein diese sind ja die Arbeit griechischer Künstler, wie aus unzähligen Inschriften erhellet. Daß sie keine etruskische Arbeit sind, hat nach Winckelmann Lanzi auf das gründlichste in einer eignen Schrift bewiesen. (De' vasi antichi dipinti, volgarmente chiamati etruschi.) Die Blüthe dieser Kunstschule fällt früher, und hat gewiß mit der Zerstörung der griechischen Niederlaßungen in Kampanien durch den Einbruch der Samniter ein Ende genommen. Auch findet sich an den in Kampanien ausgegrabenen Gefäßen nichts, was durch Stil oder Kostum ein späteres Zeitalter als dieses verriethe. Es ist glaublich, daß die Kunst im mittleren Etrurien vor dem Fall der Unabhängigkeit den höchsten Gipfel erreicht haben wird; aber ohne allen Zweifel hat sie beträchtlich lange nachher noch fortgeblüht. Der sogenannte etruskische Redner, nächst der Chimäre das vortrefflichste Werk, welches uns übrig geblieben, ist ja das Bildniß eines römischen Beamten. In der Erzgießerei scheinen die Etrusker besonders stark gewesen zu sein; leider haben wir außer den genannten beiden Meisterwerken weniges, was sich über das Maß kleiner Götzenbilder erhöbe. Die Basreliefs an den alabasternen Urnen sind ein Nebenzweig der etruskischen Kunstschule. Die meisten haben kein hohes Alter, einige dürften in die späteren Kaiserzeiten fallen. Gleichwohl bleiben sie ungemein merkwürdig, wegen der Eigenthümlichkeit der Darstellungen, und weil sie einen Beweis liefern, daß die Etrusker noch lange nach dem Verluste der Unabhängigkeit fest an ihren Sitten und Religionsgebräuchen hielten. Daß die etruskischen Kunstwerke keine frechen Darstellungen enthalten (S. 96.), ist richtig, mit Ausnahme der Pateren jedoch, deren manche zu bacchischen E[illegible]
nen mochten.

S. 88. 'Zwar werden tuskische Tragödien ern[illegible]
römische Name der Verfaßers, Volumnius, beweiß[illegible]
ter Zeit geschrieben sind, und mehr Kunststücke [illegible]

der Nation ſelbſt fremd.' Das letzte mag richtig ſein, denn Volumnius war ein Zeitgenoße Varros (De L. L. IV.), allein er war gewiß aus Etrurien gebürtig. In wie fern führt Hr. N. ſeinen Namen als römiſch hiegegen an? weil dieſer Name in den Faſten der erſten Jahrhunderte vorkommt? Vielleicht waren ja alle, gewiß aber einige patriciſche Geſchlechter gleich von der Gründung Roms her etruſkiſch. Die Endung iſt der tuſkiſchen Sprache nicht fremd (Vertumnus, Voltumna), auf einer Urne lieſt man den Namen Velimnia (Lanzi T. II. p. 362.), die unbeſtimmt angeführte Göttin Volumna möchte auch hieher gehören.

'Die Umbrer.' S. 99. 'Auf einem Theil der iguviniſchen Tafeln redet ihre Sprache'; — nur auf einem Theil? in welcher Mundart iſt denn das Uebrige geſchrieben? — 'uns unverſtändlich'; — nicht ſo ganz, ſollten wir denken! Lanzi hat Stücke daraus ziemlich befriedigend erklärt, und hoffentlich kann man es noch weiter damit bringen. — 'Auf den Tafeln iſt die Schrift lateiniſch.' — Nicht doch! fünf dieſer Tafeln ſind mit etruſkiſchen Buchſtaben, nur die beiden letzten mit lateiniſchen geſchrieben. Nach dieſer Aeußerung ſollte man glauben, Hr. N. habe die Abdrücke und Kupferſtiche der iguviniſchen Tafeln bei Dempſter, Gori u. a. niemals angeſehen. Doch wird jeder, der nicht ein Fremdling in der italiſchen Paläographie iſt, den Irrthum leicht berichtigen. Schlimmer iſt es mit folgender Anführung aus dem Livius. S. 99. 'Um mit den Umbrern zu unterhandeln, gebrauchten die Römer im fünften Jahrhundert einen der tuſkiſchen Sprache kundigen Geſandten' (Liv. IX. 36.). Die Römer wählten freilich einen Boten, welcher dieſer Sprache vollkommen mächtig war, aber nicht, um ſich mit den Umbrern zu verſtändigen, ſondern weil er ſich, um zu dieſen zu gelangen, durch das feindliche Etrurien verkleidet durchſchleichen mußte. Zwiſchen Lateinern und Umbrern bedurfte es ohne Zweifel gar keines Dolmetſchers.

'Japygien.' S. 99...104. Der Name Japygia iſt nicht italiſch. Wenn ihn die Griechen nicht erfunden, ſondern wirklich dort vernommen hätten, ſo würde er beweiſen, daß ſie an der ſüdöſtlichen Spitze Italiens Völkerſchaften nicht italiſchen Stammes vorfanden. Allein die Bewohner dieſer Gegenden erſcheinen ſo ſpät in der römiſchen Geſchichte, nachdem die griechiſchen Anſiedelungen längſt

Alles verändert hatten, daß ihre Herkunft sich wohl schwerlich mit Gewißheit ausmitteln läßt. Hr. N. tadelt den Strabo, der Daunier und Apulier unterscheiden will: jenes sei die griechische, dieses die römische Benennung desselben Volkes. Apuli scheint nicht der eigne Name eines Volkes, sondern von der Landschaft erst auf die Bewohner übergegangen zu sein. Apulien hieß vielleicht so von seinem Ueberfluß an Gewäßern: vom oscischen apa für aqua, apula für aquula.

'Ligurer und Veneter.' S. 106...111. Hr. N. will die Ligurer nicht für ein italisches Volk gelten laßen. Er hat das älteste Denkmal ihrer Sprache, die Tafeln von Polcevera übersehen. Sie sind zwar lateinisch geschrieben, enthalten aber einige Namen von Personen und viele von Ortschaften. Ein genuesischer Gelehrter Serra (in den Abhandlungen der liguriſchen Akademie) erklärt diese Namen für celtisch, und will sie demnach aus dem Deutschen ableiten, welches in sich widersprechend ist. Die Etymologien sind auch darnach ausgefallen. Viele dieser Namen möchten nicht leicht zu deuten sein: doch tragen sie sämmtlich ein italisches Gepräge: nescio quid Oscum sonant.

'Die drei Inseln.' S. 110. 111. Die Sikaner, von denen vor Alters ganz Sicilien den Namen Sikanien geführt (Od. XXIV. 306.), und welche nachher von den Sikelern in den westlichen Theil der Insel zurückgedrängt wurden, hält Hr. N., dem Thucydides beipflichtend, für ein iberisches Volk. Das Zeugniß des großen Geschichtschreibers verliert an Gewicht durch die Erwähnung des Flußes Sikanus, den kein Geograph nachgewiesen. Ueberhaupt irrt er in manchen Stücken über das den Athenern erst neuerdings näher bekannt gewordene Sicilien. Man sieht nicht, daß die Urbewohner Hiſpaniens jemals als Seefahrer gerühmt würden: ihre Einwanderung über ein so weites Meer fordert also starke Beweise. Will man die Bevölkerung Siciliens zum Theil anders woher ableiten, als von der Südspitze Italiens, welches doch auf alle Weise das Natürlichste ist, so bietet sich die vorliegende Küste Afrikas weit näher dar. Wir haben jetzt keine Proben der sikani[illegible] gegenwärtig: allein bloß nach dem Namen zu urtheil[illegible] nicht umhin, die Sikaner und Sikuler für nahe verw[illegible] Nur waren sie in verschiedenen Zeiten eingewand[illegible]

getrennten Verbündungen. Die Wurzel beider Namen iſt dieſelbe (Sic-ani, Sic-uli), die Ableitungsſilben ſind verſchieden, aber beide italiſch. Hr. N. nennt S. 52. die Sikuler ein dem griechiſchen Stamme verwandtes Volk. Sie waren es nicht mehr und nicht weniger als die übrigen Italiker. Von den Sikulern hatten die ſiciliſchen Griechen manche Ausdrücke angenommen: ſie nannten einen Hafen λέπορον, leporem, eine Schüſſel κάτινον, catinum (Varro de L. L. IV.). Man ſieht, dieſe Wörter ſind rein lateiniſch. Der Fluß Gelas hieß ſo von dem ſikuliſchen Worte γέλα, der Reif, Raubfroſt (Steph. Byzant.), welches nur in der Deklination von gelus, gelum, gelu, verſchieden iſt.

Auch die älteſten Bewohner Sardiniens rechnet Hr. N. zu den Iberiern. S. 111. 'Es iſt wohl keine zu dreiſte Vermuthung, wenn man glaubt, einen Grund für dieſe Meinung darin zu finden, daß die lateiniſche Sprache bei den Sarden nicht wie bei den Italiänern, ſondern wie bei den Spaniern ausgeartet iſt, denn dieß deutet auf eine Analogie der früheren Sprache.' Aber haben denn in Spanien ſelbſt die Sprachen der urſprünglichen Bewohner auf die Bildung der heutigen Einfluß gehabt? Nichts weniger. Als die Sueven, Vandalen, Weſtgothen einwanderten, redeten die dortigen Provinzialen nichts anderes als lateiniſch; die Landesſprachen waren längſt erloſchen, ausgenommen an der nordöſtlichen Küſte Spaniens, welche die Römer niemals inne gehabt. Alle romaniſchen Mundarten ſind im Ganzen aus dieſen beiden Beſtandtheilen, dem Lateiniſchen und der Sprache der Eroberer, zuſammengeſetzt. Es wird ſich weniges finden, was ſich nicht in dieſe auflöſen ließe. In das Latein der Provinzen mochten ſich manche nicht-klaſſiſche Wörter eingeſchlichen haben; aber lateiniſch und nur lateiniſch redete man faſt im ganzen abendländiſchen Reiche zur Zeit ſeines Umſturzes; und wo dieſe Sprache noch nicht herrſchend geworden war, da hat ſich auch keine romaniſche Mundart gebildet. Das alte Provenzaliſche hat faſt mehr Verwandtſchaft mit dem Spaniſchen, als mit dem Italiäniſchen, und doch wurde es nicht nur im ſüdlichen Frankreich bis an die Loire, ſondern weit hinein im obern Italien geſprochen. *)

*) [Dieſem Satze hat der Vf. in ſeinem Exemplare ein Fragezeichen am Rande beigeſetzt.]

Hier konnte die Aehnlichkeit doch nicht von den Iberiern herkommen. Das Sardiniſche iſt eben eine ſolche mittlere Mundart. Hr. N. meint, man werde baſkiſche Wörter darin finden; wir zweifeln: vielleicht eher arabiſche. In den Proben, welche Vater Mithridates giebt, iſt alles lateiniſch; der Artikel su, sa, könnte gothiſch ſcheinen, doch iſt es natürlicher, ihn für eine bloße Verfälſchung der Ausſprache von lo, la, zu halten.

'Schluß.' S. 112...116. 'Daß ein älteres Menſchengeſchlecht untergegangen ſei, iſt ein Glaube aller Volksſagen, den die griechiſchen Philoſophen theilten und hegten: daß es ſehr verſchieden war von dem jetzigen, iſt ſchon darum wahrſcheinlich, weil dieſes alsdann ein andres iſt; oder war es keine neue Schöpfung, ſondern errettet aus weit verbreitetem Untergang, die Zerſtörung nicht ohne tief wirkende Urſachen ausbrach, noch ohne gleiche Folgen blieb: daß jenes Geſchlecht Werke hinterließ, die auch Naturverwüſtungen beſtehen konnten, iſt nicht unmöglich. Auch iſt die Meinung, welche die aus ungeheuern rohen Felsſtücken zuſammengefügten Mauern der ſogenannten cyklopiſchen Städte von Präneſte bis Alba im Marſerlande, wo die Pfoſten der Stadtthore aus einzelnen Steinen beſtehen, einem Rieſengeſchlecht zuſchreibt, wie die Erbauung der ganz ähnlichen Mauern von Tiryns, eine Aeußerung des unbefangenen Verſtandes. — — Den Völkern, welche unſre Geſchichte in Latium kennt, müßen wir auf jeden Fall dieſe Werke, welche die Kräfte einer zahlreichen, zum Frohn für gebotene Unternehmungen geheiligter Herrſcher verpflichteten Nation erfordern, abſprechen und ſie einer vorhiſtoriſchen Zeit zuſchreiben. Solche Kräfte aber überſteigen ſie nicht; die etruſkiſchen Mauern ſind kaum geringer: die Aushebung der aus dem Felſen gehauenen Obelisken und ihre Fortſchaffung iſt ein faſt noch rieſenmäßigeres und unſrer Mechanik noch mehr ſpottendes Unternehmen; doch kennen wir die Nation, welche dieſes Wunder ausführte, als ein Volk gewöhnlicher Art. Auch ſind die peruaniſchen Mauern beinahe eben ſo ungeheuer, wie die ſogenannten cyklopiſchen. Alſo gehören dieſe ewigen Werke höchſt wahrſcheinlich ganz vergeßer Urvölkern des heutigen Menſchengeſchlechts, gegen deren Bauk die römiſche verkümmert war: Völkern eines Zeitalters, worin griechiſche Geſchichtſchreiber des auguſteiſchen Jahrhund-

getrennten Verbündungen. Die Wurzel beider Namen iſt dieſelbe (Sic-ani, Sic-uli), die Ableitungsſilben ſind verſchieden, aber beide italiſch. Hr. N. nennt S. 52. die Sikuler ein dem griechiſchen Stamme verwandtes Volk. Sie waren es nicht mehr und nicht weniger als die übrigen Italiker. Von den Sikulern hatten die ſiciliſchen Griechen manche Ausdrücke angenommen: ſie nannten einen Haſen λέπορον, leporem, eine Schüßel κάτινον, catinum (Varro de L. L. IV.). Man ſieht, dieſe Wörter ſind rein lateiniſch. Der Fluß Gelas hieß ſo von dem ſikuliſchen Worte γέλα, der Reif, Rauhfroſt (Steph. Byzant.), welches nur in der Deklination von gelus, gelum, gelu, verſchieden iſt.

Auch die älteſten Bewohner Sardiniens rechnet Hr. N. zu den Iberiern. S. 111. 'Es iſt wohl keine zu dreiſte Vermuthung, wenn man glaubt, einen Grund für dieſe Meinung darin zu finden, daß die lateiniſche Sprache bei den Sarden nicht wie bei den Italiänern, ſondern wie bei den Spaniern ausgeartet iſt, denn dieß deutet auf eine Analogie der früheren Sprache.' Aber haben denn in Spanien ſelbſt die Sprachen der urſprünglichen Bewohner auf die Bildung der heutigen Einfluß gehabt? Nichts weniger. Als die Sueven, Vandalen, Weſtgothen einwanderten, redeten die dortigen Provinzialen nichts anderes als lateiniſch; die Landesſprachen waren längſt erloſchen, ausgenommen an der nordöſtlichen Küſte Spaniens, welche die Römer niemals inne gehabt. Alle romaniſchen Mundarten ſind im Ganzen aus dieſen beiden Beſtandtheilen, dem Lateiniſchen und der Sprache der Eroberer, zuſammengeſetzt. Es wird ſich weniges finden, was ſich nicht in dieſe auflöſen ließe. In das Latein der Provinzen mochten ſich manche nicht-klaſſiſche Wörter eingeſchlichen haben; aber lateiniſch und nur lateiniſch redete man faſt im ganzen abendländiſchen Reiche zur Zeit ſeines Umſturzes; und wo dieſe Sprache noch nicht herrſchend geworden war, da hat ſich auch keine romaniſche Mundart gebildet. Das alte Provenzaliſche hat faſt mehr Verwandtſchaft mit dem Spaniſchen, als mit dem Italiäniſchen, und doch wurde es nicht nur im ſüdlichen Frankreich bis an die Loire, ſondern weit hinein im obern Italien geſprochen.*)

*) [Dieſem Satze hat der Vf. in ſeinem Exemplare ein Fragezeichen am Rande beigeſetzt.]

Hier konnte die Aehnlichkeit doch nicht von den Iberiern herkommen. Das Sardinische ist eben eine solche mittlere Mundart. Hr. N. meint, man werde baskische Wörter darin finden; wir zweifeln: vielleicht eher arabische. In den Proben, welche Vater Mithridates giebt, ist alles lateinisch; der Artikel su, sa, könnte gothisch scheinen, doch ist es natürlicher, ihn für eine bloße Verfälschung der Aussprache von lo, la, zu halten.

'Schluß.' S. 112...116. 'Daß ein älteres Menschengeschlecht untergegangen sei, ist ein Glaube aller Volkssagen, den die griechischen Philosophen theilten und hegten: daß es sehr verschieden war von dem jetzigen, ist schon darum wahrscheinlich, weil dieses alsdann ein andres ist; oder war es keine neue Schöpfung, sondern errettet aus weit verbreitetem Untergang, die Zerstörung nicht ohne tief wirkende Ursachen ausbrach, noch ohne gleiche Folgen blieb: daß jenes Geschlecht Werke hinterließ, die auch Naturverwüstungen bestehen konnten, ist nicht unmöglich. Auch ist die Meinung, welche die aus ungeheuern rohen Felsstücken zusammengefügten Mauern der sogenannten cyklopischen Städte von Präneste bis Alba im Marserlande, wo die Pfosten der Stadtthore aus einzelnen Steinen bestehen, einem Riesengeschlecht zuschreibt, wie die Erbauung der ganz ähnlichen Mauern von Tiryns, eine Aeußerung des unbefangenen Verstandes. — — Den Völkern, welche unsre Geschichte in Latium kennt, müßen wir auf jeden Fall diese Werke, welche die Kräfte einer zahlreichen, zum Frohn für gebotene Unternehmungen geheiligter Herrscher verpflichteten Nation erfordern, absprechen und sie einer vorhistorischen Zeit zuschreiben. Solche Kräfte aber übersteigen sie nicht; die etruskischen Mauern sind kaum geringer: die Aushebung der aus dem Felsen gehauenen Obelisken und ihre Fortschaffung ist ein fast noch riesenmäßigeres und unsrer Mechanik noch mehr spottendes Unternehmen; doch kennen wir die Nation, welche dieses Wunder ausführte, als ein Volk gewöhnlicher Art. Auch sind die peruanischen Mauern beinahe eben so ungeheuer, wie die sogenannten cyklopischen. Also gehören diese ewigen Werke höchst wahrscheinlich ganz vergeßenen Urvölkern des heutigen Menschengeschlechts, gegen deren Baukunst die römische verkümmert war: Völkern eines Zeitalters, worin der griechische Geschichtschreiber des augusteischen Jahrhunderts gleich

Auch in Griechenland ſpielte die Landſchaft, wo noch jetzt die Trümmer jener unverwüſtlichen Mauern zu ſehen ſind, in der hiſtoriſchen Zeit, als Athen und Lacedämon ſich um die Oberherrſchaft ſtritten, eine unbedeutende Rolle, gerade wie die Herniker in Italien. Die Macht wechſelt nach den Verfaßungen und dem kriegeriſchen Unternehmungsgeiſte, nach begünſtigenden oder nachtheiligen Umſtänden: ein untergegangenes Urvolk brauchen wir weder dort, noch hier anzunehmen.

Die cyklopiſchen wie die etruſkiſchen Mauern beweiſen allerdings einige Grundlagen der Wißenſchaft, und beträchtliche Fortſchritte des Gewerbfleißes: Ueberfluß an eiſernem Geräth; Ueberfluß an Zugvieh; weit gediehenen Ackerbau, um ſo viele Menſchen und Laſtthiere während einer langwierigen, nicht einträglichen Arbeit zu nähren. Was aber beſonders daran hervorleuchtet, iſt die Beharrlichkeit, der in eine Zukunft vorſchauende Gedanke, das Beſtreben, Werke für Ewigkeit zu ſtiften: lauter Züge der Vorwelt, wo ſie unter prieſterlicher Leitung ſtand. Prieſter waren ohne Zweifel überall die Urheber des Entwurfs, die Abmeßer der Anlage, die Werkmeiſter des Baues. Es iſt wohl nicht nöthig, mit Hrn. N. knechtiſche Frohndienſte zum Behuf der Ausführung vorauszuſetzen: die Unternehmung wurde durch ein geheiligtes Anſehen empfohlen, und war zugleich höchſt gemeinnützig. Im Peloponneſus findet ſich außer den Mauern noch ein beſondres Denkmal des Königthums, wovon im Latium bisher keine Spur bekannt geworden: die Theſaure, undurchdringliche Gebäude, mit Spitzgewölben aus horizontalen Steinlagen gebildet, und zur Bewahrung aller koſtbaren Vorräthe beſtimmt. (S. Gell Itinerary of Greece. 1810.) Der Name θησαυρός deutet auf eine vorhelleniſche Zeit, wo das Gold in Griechenland noch nicht χρυσός, ſondern wie in Italien αὔρον hieß. Das älteſte dieſer Gebäude mochte jedoch von Prieſtern in Delphi erbaut ſein. *)

*) Il. IX. 404. 405. Der λάϊνος οὐδός dürfte von einem ſolchen Gebäude zu verſtehen ſein, und nicht von der Schwelle des Tempels, innerhalb deſſen die Schätze verwahrt worden wären. In dem heiligen Kriege gab dieſe Stelle der Ilias Anlaß zu einem ſeltſamen Mißverſtändniß. Cf. Diod. Sic. et Strabo.

Die vollkommene Aehnlichkeit der Bauart an den Mauern im Peloponnesus und denen im Latium berechtigt zu dem Schluße, daß sie dort und hier von verwandten Völkern, ja von verschiedenen Genoßenschaften eines und desselben Volkes errichtet worden, welche die Kunst schon aus ihren gemeinschaftlichen Ursitz in Asien mitgebracht haben. Unsre Leser finden vielleicht darin eine Bestätigung dessen, was oben über das eigentliche Wesen der Verwandtschaft zwischen den Italikern und den Stammvätern der Hellenen gesagt worden ist. Man darf wohl nicht schlechthin die cyklopische Bauart, aus unregelmäßigen Vielecken, für älter erklären als die etruskische, aus großen Parallelogrammen in horizontale Steinlagen geordnet. In beiden ruhten die Steine, gleich sorgfältig behauen und zusammengefugt, ohne Kitt unerschütterlich fest auf oder in einander. Man hat verschiedene Theile derselben Stadtmauern in beiden Bauarten ausgeführt gefunden (s. Gell). Cosa, die einzige Stadt in Etrurien, welche cyklopische Mauern hat, ist keine der ältesten. Oertliche Ursachen konnten die Gründer für die eine oder die andre Verfahrungsweise entscheiden. Jedoch ist es wahrscheinlich, daß die Festen im Latium schon bei der Einwanderung der Etrusker vorhanden waren, und ihren Eroberungen einen Damm entgegensetzten. Da nun die Etrusker vermuthlich ein oder zwei Jahrhunderte vor dem trojanischen Kriege eingewandert sind, so würde die Erbauung jener Festen in ein noch höheres Alterthum fallen, als im Königreiche von Argos und Mycene die Ueberlieferung sie angiebt. Auf jeden Fall sind die hernikischen und etruskischen Mauern in Italien und die pelasgischen im Peloponnesus das älteste Denkmal europäischer Kultur.

Wir setzen die den unsrigen geradezu entgegenstehenden Resultate dieses Abschnittes mit den eignen Worten des Verfaßers her. S. 113. 'Das darf als historische Wahrheit behauptet werden, daß die Hauptvölker Italiens in ihren Sprachen grell von einander unterschieden waren, wie Celten und Deutsche, wie Iberer und Celten; obgleich es zweifelhaft ist, welche von denen, die abgesondert erscheinen, etwa die Ausoner und Sabeller, zu einem Geschlecht gehörten. Religionen, alle verschieden von der griechischen, waren es auch sich. Aber mehrere von diesen verschiedenen Nationen, die Lat Etrusker und Sabeller, hatten in einigen Hinsichten über

Auch in Griechenland ſpielte die Landſchaft, wo noch jetzt die Trümmer jener unverwüſtlichen Mauern zu ſehen ſind, in der hiſtoriſchen Zeit, als Athen und Lacedämon ſich um die Oberherrſchaft ſtritten, eine unbedeutende Rolle, gerade wie die Herniker in Italien. Die Macht wechſelt nach den Verfaßungen und dem kriegeriſchen Unternehmungsgeiſte, nach begünſtigenden oder nachtheiligen Umſtänden: ein untergegangenes Urvolk brauchen wir weder dort, noch hier anzunehmen.

Die cykloviſchen wie die etruſkiſchen Mauern beweiſen allerdings einige Grundlagen der Wißenſchaft, und beträchtliche Fortſchritte des Gewerbfleißes: Ueberfluß an eiſernem Geräth; Ueberfluß an Zugvieh; weit gediehenen Ackerbau, um ſo viele Menſchen und Laſtthiere während einer langwierigen, nicht einträglichen Arbeit zu nähren. Was aber beſonders daran hervorleuchtet, iſt die Beharrlichkeit, der in eine Zukunft vorſchauende Gedanke, das Beſtreben, Werke für Ewigkeit zu ſtiften: lauter Züge der Vorwelt, wo ſie unter prieſterlicher Leitung ſtand. Prieſter waren ohne Zweifel überall die Urheber des Entwurfs, die Abmeßer der Anlage, die Werkmeiſter des Baues. Es iſt wohl nicht nöthig, mit Hrn. N. knechtiſche Frohndienſte zum Behuf der Ausführung vorauszuſetzen: die Unternehmung wurde durch ein geheiligtes Anſehen empfohlen, und war zugleich höchſt gemeinnützig. Im Peloponneſus findet ſich außer den Mauern noch ein beſondres Denkmal des Königthums, wovon im Latium bisher keine Spur bekannt geworden: die Theſaure, undurchdringliche Gebäude, mit Spitzgewölben aus horizontalen Steinlagen gebildet, und zur Bewahrung aller koſtbaren Vorräthe beſtimmt. (S. Gell Itinerary of Greece. 1810.) Der Name θησαυρός deutet auf eine vorhelleniſche Zeit, wo das Gold in Griechenland noch nicht χρυσός, ſondern wie in Italien αὔρον hieß. Das älteſte dieſer Gebäude mochte jedoch von Prieſtern in Delphi erbaut ſein. *)

*) Il. IX. 404. 405. Der λάϊνος οὐδός dürfte von einem ſolchen Gebäude zu verſtehen ſein, und nicht von der Schwelle des Tempels, innerhalb deſſen die Schätze verwahrt worden wären. In dem heiligen Kriege gab dieſe Stelle der Ilias Anlaß zu einem ſeltſamen Mißverſtändniß. Cf. Diod. Sic. et Strabo.

als durch die Worte.' Wir wären begierig hievon die Beweiſe zu ſehen, und ſind auf dieſen Fall zur Widerlegung erbötig. Nach Hrn. N. waren die Aboriginer die barbariſchen Autochthonen, und die Sikuler das den Griechen verwandte Volk, aus deren Vermiſchung die Latiner entſtanden ſein ſollen. Er ſagt S. 119.: 'Ich nenne, zur Unterſcheidung, das Volk an der Tiber Sikuler, das önotriſche aber Sikeler.' Dieß vollendet die Verwirrung: aus der verſchiedenen Schreibung desſelben Namens bei Griechen und Römern werden zwei Völker gemacht. Mit gleichem Recht könnte man zwei verſchiedene Völker annehmen: die Deutſchen und die Tedeschi; jene haben im Norden der Alpen gewohnt, dieſe in Italien ihr Weſen. — Wahrſcheinlich iſt die Bevölkerung Italiens zu Lande von Norden her erfolgt, und die einwandernden Völkerſchaften haben ſich dabei allmählich vorwärts gedrängt. Da nun die Sikuler bis zur ſüdlichen Landſpitze und endlich nach Sicilien gelangt ſind, ſo müßen ſie freilich die ganze Halbinſel der Länge nach durchzogen haben. Sie konnten alſo auch einmal im Latium wohnen, es konnte ein Theil von ihnen zurückgeblieben ſein. Wie viel oder wenig nun aber die angeblich hievon nachgewieſenen Spuren gelten mögen, für Hrn. N.s Hypotheſe iſt auf keinen Fall etwas damit gewonnen, denn die Sikuler waren, wie wir oben geſehen, ein ſo ächt italiſches Volk, als irgend ein andres.

Der Name Latium dürfte ſich befriedigender und natürlicher deuten laßen, als die Alten es gethan. Von Latium muß aber die Benennung der Bewohner, Latini, abgeleitet werden, nicht umgekehrt. Der Name war alſo nicht der eines beſonderen Stammes, ſondern, örtlichen Urſprungs, wurde er einem Staatenbunde zugeeignet. Der König Latinus iſt nichts andres als die gewöhnliche Weiſe, ein Volk durch einen Königsnamen zu perſonificieren. So viel wir wißen, hat ein griechiſcher, jedoch alter, Dichter, welcher dem Heſiodus ſeine Verſe unterſchob (Theog. 1011...1015.), den Latinus zuerſt erſonnen, und ihn eben ſo wohlfeilen Kaufs zu einem Sohn des Ulyſſes und der Circe gemacht. Das Königthum iſt überhaupt im alten Latium ſehr verdächtig. Man wußte dem Latinus keine Vorgänger auszumitteln: mit Mühe und Noth hat man endlich drei einheimiſche Götter herbeigeſchafft, welche man nur wenig verwandelte, den Saturnus, Picus und Faunus

italiſchen Glauben war die Abſtammung der Menſchen von den Göttern durchaus fremd. Auch keine Nachfolger hat Latinus gehabt, wie wir bald ſehen werden.

Im Ganzen erkennt es Hr. N. wohl, wie willkürlich die Griechen in die italiſchen Alterthümer hinein und über ſie weg gefabelt haben; im Einzelnen läßt er ſich noch zu ſehr mit ihren leeren Vorſpiegelungen ein, in der Hoffnung darunter Spuren einheimiſcher Ueberlieferung zu entdecken. Dieß iſt auch Heynen einmal begegnet. Den Evander giebt er zwar als eine leere Erdichtung auf (Exc. I. ad VIII. Aen.), vom Cacus ſagt er aber: Fabula Italorum domestica fuit. Wie doch ſelbſt den ſcharfen Forſcher zuweilen ſein Blick verlaßen kann! Die Geſchichte von den rückwärts in die Höhle gezogenen Rindern iſt aus dem Hymnus auf Hermes entlehnt; der Name des Räubers iſt ganz griechiſch, und zwar von einer Wurzel, die im Lateiniſchen gar keine Schößlinge getrieben. Cacus (κακός) iſt der böſe Mann, Evander der gute: man ſieht, der Erfinder hat ſich mit den Namen nicht ſonderlich in Unkoſten geſetzt. Von den Thaten des Herkules im Latium, von der Anſiedelung Evanders, urtheilt Hr. N. ganz richtig, ſie ſeien ſpät-griechiſche Erfindung. Die letzte iſt ohne Zweifel bloß auf die Verdrehung des Namens Palatium in den des arkadiſchen Ortes Pallanteum gegründet. Einige der Hügel, worauf Rom nachher erbaut ward, ſcheinen einheimiſchen Gottheiten geweiht geweſen zu ſein: der nachherige kapitoliniſche dem Saturn, das Janikulum dem Janus, das Palatium oder mons Palatinus der Göttin Pales. Den mythographiſchen Antiquaren, welche ſchon eine arkadiſche Auswanderung des Oenotrus, ſiebzehn Menſchenalter vor dem trojaniſchen Kriege verſchluckt hatten, mochte es eine Kleinigkeit ſcheinen, an die weit ſpätere vom Evander zu glauben. Allein die Arkadier wohnten im Innern des Peloponneſus, ſie berührten nirgends die Küſte, Homerus bezeugt ausdrücklich, ſie hätten nichts mit dem Seeweſen zu ſchaffen gehabt, deswegen habe ihnen Agamemnon ſeine eignen Schiffe zu der Fahrt nach Troja geliehen. Und dennoch ſollen Oenotrus und Evander nach dem fernen Italien geſchifft ſein! So laſen die Griechen ihren Homerus!

Einige Beiſpiele von gräciſierenden Deutungen mögen zeigen, was es für läppiſche Hirngeſpinnſte waren. Ein Ort in Rom hieß

Argiletum von einer ehemaligen Thongrube (argila, argiletum, so wie dumetum, quercetum u. ſ. w.). Die Antiquare trennten das Wort, und machten Argi letum daraus: hier ſollte ein Fremdling Argus umgebracht ſein. Ein Wunder iſt es nur, daß ſie die Fabel von der Jo und ihrem Wächter Argus nicht dahin verſetzt haben. Jede Namens-Aehnlichkeit ward aufgehaſcht, noch öfter wurden die Namen der Perſonen ſelbſt nach den Oertern erſonnen: dieß Vorgebirge ſollte nach der Amme des Aeneas benannt ſein, jenes nach ſeinem Trompeter; aber Trompeter gab es in der trojaniſchen Zeit noch gar nicht. Hinwiederum wurden die Namen, welche deutelnde Geographen den Inſeln und Küſten nach ihren Einbildungen von den Irrfahrten des Ulyſſes beigelegt hatten, in der Folge die volksmäßige Benennung: ſo willigen Glauben fand jedes mythologiſche Vorgeben. Zu den Anſprüchen Roms und unzähliger andern italiſchen Städte auf einen griechiſchen Urſprung aus der Heroen-Zeit kam nun noch die Eitelkeit der Familien. Die Mamilier aus Tuſculum leiteten ihr Geſchlecht vom Telegonus, dem Sohne des Ulyſſes und der Circe, ab. Sie hätten billig etwas Zauberei verſtehen ſollen, um dieſe Anmaßung zu rechtfertigen, welche erſt im litterariſchen Zeitalter Roms aufgekommen ſein kann, vom Livius aber mit ſeinem gewöhnlichen Mangel an Urtheil ſchon dem Schwiegerſohn des zweiten Tarquinius zugeſchrieben wird. (Liv. II. 49.) Aelius Lamia war ſtolz darauf, den menſchenfreßeriſchen Rieſenkönig Lamus zum Ahnherrn zu haben, und Horatius hebt eine Ode an ſeinen Freund gefällig mit dieſer antiquariſchen Erörterung an.

'Aeneas und die Troer in Latium.' S. 125...141. Das ſo eben Bemerkte hat nahen Bezug auf dieſen Abſchnitt. Denn ſeit Julius Cäſar ſich öffentlich auf der Rednerbühne gerühmt hatte, von der Göttin Venus abzuſtammen, wurde die *) Niederlaßung des Aeneas in Latium ein Glaubensartikel der politiſchen Schmei-

*) Sueton. Caes. c. 6. — Amitae meae Iuliae maternum genus ab regibus ortum, paternum cum Diis immortalibus coniunctum est. Nam ab Anco Marcio sunt Marcii Reges, quo nomine fuit mater: a Venere Iulii, cuius gentis familia est nostra. Est ergo in genere et sanctitas regum, qui plurimum inter homines pollent, et caerimonia Deorum, quorum ipsi in potestate sunt reges.

chelei. Im Zeitalter des Augustus möchte es bedenklich für einen Geschichtschreiber gewesen sein, die Sache kritisch zu beleuchten. Hr. R. sagt 'Niemand verwerfe die troische Sage schlechthin, weil auch Ilion eine Fabel, und eine Schiffahrt nach dem unbekannten Westen unmöglich gewesen sei.' — Daß die beschränkte Weltkunde der Griechen im homerischen Zeitalter, die Kindheit ihrer Schiffahrt noch so lange nachher, ein triftiger Einwurf gegen die Kolonie des Aeneas wie gegen alle ähnlichen sei, behaupten wir allerdings. Aber es giebt einen weit entscheidenderen Grund, sie zu verwerfen. Nicht das Dasein Ilions und den trojanischen Krieg gedenken wir abzuleugnen, wie es von Alten und Neueren mit Scharfsinn geschehen ist; im Gegentheil, wir würden fürchten bei den trojanischen Sagen allen geschichtlichen Grund und Boden zu verlieren, wenn wir uns nicht strenge an den Buchstaben der Ilias und Odyssee hielten. Die Prophezeiung Poseidons Il. XX. 307. 308.:

Νῦν δὲ δὴ Αἰνείαο βίη Τρώεσσιν ἀνάξει,
Καὶ παίδων παῖδες, τοί κεν μετόπισθε γένωνται,

kann nach allen Regeln der Auslegungskunst nur von einem nach der Zerstörung Ilions in der Troas selbst neu errichteten Reiche verstanden werden, nicht von dem traurigen Schicksale, landflüchtig umher zu irren, und endlich in der unbekannten Westwelt mit einem kleinen Haufen Geretteter unter Fremden eine Zuflucht zu finden. Das Haus des Priamus sollte untergehn, aber seine Herrschaft dem Geschlecht des Aeneas anheimfallen, weil er den Göttern immer gefällige Geschenke gab. Man lese die Stelle in ihrem ganzen Zusammenhange. Nur erfüllte Weissagungen machen in der Poesie ihr Glück: diese war gewiß erfüllt, ihre Erfüllung bestand noch im Zeitalter des Sängers, und zwar so, daß es seinen Zuhörern bekannt sein mußte. Die äolischen Ansiedelungen am Hellespont und in der Troas beweisen nichts hiegegen: sie beschränkten sich anfangs nur auf die Küste; um den Ida herum, wo ursprünglich die Stadt des Aeneas Dardania lag, konnte noch Raum genug zu einem troischen Fürstenthum sein. Verschiedene Stellen der Ilias machen es wahrscheinlich, daß die dort regierenden Aeneaden mit den benachbarten asiatischen Griechen in freundlichem Verkehr standen, ja daß Rhapsodien der Ilias an ihrem Hofe gesungen wurden. Wie

umständlich wird die Abstammung des Aeneas, und somit sein Recht an die Thronfolge erklärt (Il. XX. 208. sqq.)! Der Hymnus auf die Aphrodite, in welchem dieselbe Weissagung wiederholt wird, ist ganz so beschaffen, als wenn er einem Aeneaden zu Gefallen gedichtet wäre.

Was können nun gegen ein solches Zeugniß, das älteste und das einzig gültige, das wir haben, die Einfälle der Dichter und Mythographen ausrichten, welche sechs Jahrhunderte nach dem trojanischen Kriege und später, wie sie Alles willkürlich verwirrten, auch den Aeneas bald hier, bald dorthin auswandern ließen, und da sich nirgends eine wahrhafte Spur seiner Niederlaßung fand, ihn immer weiter nach Westen vorwärts schoben? Es wurde ihnen um so leichter, da sie alle Tempel der Aphrodite auf Vorgebirgen als Spuren einer Landung ihres Sohnes betrachten konnten. Schon Strabe sah es ein, daß jene Stelle der Ilias der gemeinen Ansicht widerspreche. Ohne Zweifel aus eben dem Grunde hat man, da die trojanische Abkunft der Römer allgemein angenommen, und ihre Weltherrschaft eine Thatsache war, den Text folgendermaßen verfälscht:

Νῦν δὲ δὴ Αἰνείω γενεὴ πάντεσσιν ἀνάξει

μεταγράφουσί τινες, sagt der venetianische Scholiast, *ὡς προδεσπίζοντος τοῦ ποιητοῦ Ῥωμαίων ἀρχήν*. Aus den Versen der Aeneïs III. 97.

> Hic domus Aeneae cunctis dominabitur oris,
> Et nati natorum, et qui nascentur ab illis,

ist es klar, daß Virgilius diese Verfälschung ebenfalls vor Augen hatte, und sie bereitwillig ergriff.

Unter den neueren Gelehrten haben Cluverius und Bochart die trojanische Kolonie im Latium verworfen, und Ryckius hat sie mit schlechten Gründen vertheidigt. Hr. N. äußert sich skeptisch darüber, und beschränkt dann selbst den Gegenstand seiner Untersuchung hierauf 'ob die troische Sage alt und einheimisch war, oder ob sie von den Griechen ausgegangen, und von den Latinern aufgenommen worden ist.' Er sucht das erste darzuthun; uns scheint hingegen das letzte ausgemacht.

Die allmähliche Entwickelung der Sage von den Irrfahrten des Aeneas, und ihre mannichfaltigen Abweichungen hat Heyne vortrefflich behandelt. Wenn Hr. N. S. 128. sagt: 'es scheine keine Ursache vorhanden, der Nachricht zu mißtrauen, daß Virgilius das zweite Buch der Aeneis dem Pisander von Kamirus ganz nachbildete', so nimmt er auf diesen Vorgänger keine Rücksicht; denn Heyne hat ausführlich gezeigt, daß Virgilius nicht aus der Heraklea des alten Pisander schöpfen konnte, und daß die irrige Angabe des Macrobius vermuthlich auf einen Dichter gleiches Namens aus der Kaiserzeit zu beziehen ist (Exc. I. ad Lib. II. p. 282...289.). Die Rettung des Aeneas, und seinen Auszug aus der brennenden Stadt nach den Gebirgen zu, meldeten gewiß schon die ältesten Dichter, welche die Zerstörung Trojas besangen: denn dieses war dem Homerus gemäß. Von der Auswanderung des Helden aber nach dem Abendlande, nach Hesperien, scheint Stesichorus der erste Erfinder gewesen zu sein; derselbe Dichter, der gleichfalls gegen den Homerus behauptete, Helena sei niemals nach Ilion gelangt (Plat. Phaedr. c. 44.). Wenn man dieß erwägt, so wird die Frage ziemlich müßig, woher Stesichorus jenes Vorgeben genommen. Aus seinem Kopfe nahm er es, nach altem Dichterrecht. Hr. N. meint, die Sage sei wahrscheinlich entweder von den Elymern, oder aus Latium selbst zu den Sikelioten gekommen. Will man deswegen der Aussage des Stesichorus von der Auswanderung des Aeneas nach Westen einiges Gewicht beilegen, weil er aus Sicilien gebürtig war, so liegt die Beziehung auf die Elymer und Egesta am nächsten; ferner gab es eine vorgeblich trojanische Kolonie am Siris; von Troern im Latium ließ sich Stesichorus (vor der 56sten Olympiade) schwerlich etwas träumen. Vollends annehmen, daß ein hellenischer Mythus von den Latinern nach Sicilien gebracht worden, das heißt Holz in den Wald tragen. Wie hätten wohl die Priester von Lavinium oder die Römer überhaupt nur ahnden mögen, daß es jemals ein Troja gegeben, ehe ihnen diese Kenntniß mittelbar oder unmittelbar von den Griechen mitgetheilt wurde! Wir sagen mit Bedacht 'mittelbar'; denn es finden sich unverkennbare Spuren, daß die Römer die ersten Begriffe von hellenischer Mythologie, die Namen einiger Heroën, lange vor ihrem litterarischen Zeitalter durch die Etrusker überkommen hatten. Die früheste

amtliche Anerkennung des trojanischen Ursprungs von Seiten der Römer findet sich in der duilischen Inschrift (a. U. c. 495.), welche die Egestaner cognatos populi Romani nennt, wofern diese Worte nicht zu den Ergänzungen des Ciacconius gehören. Sind sie ächt, so hatten die Egestaner sich gewiß hierauf, als auf einen Grund der Bundsgenoßenschaft berufen, und die Römer ließen es gern gelten. In wie mannichfaltige Berührung mit den Griechen waren die Römer damals schon, unter andern durch den Krieg gegen Pyrrhus, gesetzt worden! Im Jahr der Stadt 454. brachte nach Varros Zeugniß P. Ticinius die ersten Barbierer aus Sicilien nach Rom; irgend ein Andrer mochte Fabeln eben daher holen; oder die Barbierer, von jeher ein geschwätziges Gewerbe, brachten auch die Fabeln gleich mit.

Eben so legt unsers Bedünkens Hr. N. zu viel Nachdruck auf die Nachricht des Timäus von den troischen Bildern aus Thon, den Penaten in Lavinium. Timäus war ja wegen seiner italischen Nachrichten übel genug berufen, und schrieb überdieß erst nach dem Kriege des Pyrrhus. So bald übrigens die Priester in Lavinium einmal erfahren hatten, daß ihre Bildchen etwas so Vornehmes wären, werden sie selbst es eifrig genug behauptet haben. Vielleicht war das artige Wunder mit der Sau und ihren dreißig Ferkeln von der Erfindung dieser Priester. Es liegt darin eine feine Anspielung auf den trojanischen Ursprung, welche hervorzuheben sich Virgilius wohl schämte: in der gemeinen Sprechart ward nämlich eine Sau troia genannt.

Wir folgern aus Obigem: das Märchen vom Aeneas ist, aller Wahrscheinlichkeit, ächten Sage und Geschichte zuwider, von griechischen Dichtern und Mythographen aufs Gerathewohl ersonnen worden; sehr spät, in Vergleichung mit dem trojanischen, ja mit dem homerischen Zeitalter; den Römern war die Annahme einer trojanischen Abkunft ursprünglich ganz fremd, seit dem Ende des fünften Jahrhunderts nach Erbauung der Stadt wurde sie aber auch von ihnen selbst öffentlich anerkannt, und nun mochten die Geschichtschreiber und Antiquare zusehen, wie sie den verworrenen Handel leidlich in Ordnung brächten. Mithin fällt nun auch alles weg, was bis zur Erbauung Roms an die Niederlaßung der Troer im Latium geknüpft worden; es fällt weg, nicht nur als

wahrhafte Geschichte, sondern als einheimische unverfälschte Ueberlieferung.

'Alba.' S. 140. 141. Mit Recht urtheilt der Verfaßer, daß das Verzeichniß der Könige von Alba ein sehr junges und äußerst ungeschicktes Machwerk sei. Man hat sich nicht lange dabei aufzuhalten; diese Könige sind unter aller Kritik. Wir fügen nur dieß hinzu: es kann billig bezweifelt werden, daß Alba Longa jemals ein Königreich gewesen. Bei der ersten beglaubigten Begebenheit, wo Alba in der Geschichte erscheint, unter dem Tullus Hostilius, wird ein Diktator, Mettus Fufetius, als Oberhaupt der Albaner erwähnt. Sein Vorgänger, C. Cluilius, heißt beim Livius König. Wenn er es wirklich war, warum folgte ihm denn kein König nach? Oder wurde Alba im Lager vor Rom aus einem Königreiche in eine Republik umgestaltet? Vorsichtiger nennt Dionysius den Cluilius den obersten Befehlshaber. Die beiden Namen sind übrigens eben so ächt lateinisch, als die der Könige von der Dynastie der Silvier fremd und unächt.

'Rom. Verschiedene Sagen über die Gründung der Stadt. Romulus und Numa.' S. 142...167. Wenn Hr. Niebuhr S. 149. anhebt: 'Also lautete die alte römische Dichtung'; so würden wir statt dessen sagen: 'Also lautete der moderne griechische Roman'; und hiemit ist auch die ganze Verschiedenheit unserer Ansichten ausgesprochen. S. 146. 'Daß Fabius Pictor dem Diokles von Peparethus' (in der Erzählung vom Romulus und der Gründung Roms) 'gefolgt sei, ist gewiß nur Plutarchs Vermuthung.' Wie gedenkt Hr. N. dieß zu beweisen? Plutarchus drückt sich sehr bestimmt aus. Rom. c. 3. τὰ μὲν κυριώτατα πρῶτος εἰς τοὺς Ἕλληνας ἐξέδωκε Διοκλῆς ὁ Πεπαρήθιος, ᾧ καὶ Φάβιος Πίκτωρ ἐν τοῖς πλείστοις ἐπηκολούθησε. Plutarchus hatte die Bücher beider Schriftsteller vor Augen, er verglich noch viele andre; und seine Aussage wird dadurch um so wahrscheinlicher, daß auch Q. Fabius griechisch geschrieben hat (Dion. I. 6.). Der Satz wird umzukehren sein: daß es altrömische Heldengedichte gegeben, ist gewiß nur Hrn. Niebuhrs Vermuthung. Dieser zu Gunsten mußte das achtungswürdige Zeugniß des Geschichtschreibers verworfen werden, welcher unter allen auf uns gekommenen über die Alterthümer Roms am gelehrtesten gesammelt hat.

Die Sache verhält sich so. Nachdem den Griechen der Name Roms bekannt geworden war, wandten sie die erträumte Niederlaßung des Aeneas am tyrrhenischen Meere dieser Stadt zu, welche sie unmittelbar von ihm selbst oder seinen nächsten Nachkommen stiften ließen. Nach ihrer Weise erfanden sie eine Trojanerin oder Griechin Rhoma, einen Rhomos oder mit verlängerter Endung einen Rhomylos. Von diesem Rhomos hat man wenigstens zehnerlei Genealogien; doch stimmen alle früheren dahin überein, ihn in das erste oder zweite Menschenalter nach dem Aeneas zu setzen. Nun wurde man etwas näher mit der römischen Geschichte bekannt; eine große Thatsache, die Abschaffung des Königthums, stand chronologisch so ziemlich fest; vor dieser Begebenheit wußten die Römer nur wenige Könige zu nennen: man mochte ihre Regierungen noch so sehr in die Länge ziehen, so war damit der lange Zeitraum vom trojanischen Kriege her durchaus nicht auszufüllen. Man schob also Mittelglieder ein; die Verwandtschaft mit Troja wurde weitläuftiger, ungefähr wie zwischen Vettern nach der bretagnischen Mode, durch die Kolonien von Lavinium, Alba Longa und endlich Rom vermittelt. Die Erzählung des Diokles gründet sich auf die Ableitung von Alba: da er eine ganz andre Genealogie des Romulus gab, als die Aelteren, so schickte er ohne Zweifel auch die Reihe der albanischen Könige voraus, nur vielleicht nicht so genau entwickelt, als sie nachher, der Zeitrechnung zu Lieb, abgefaßt ward. Durch die verschiedenen Ableitungsformen desselben Namens hatte man sich mit zwei Stiftern Roms behelligt, und doch konnte man nur einen brauchen. Romus und Romulus waren in der That Zwillingssöhne, aber nicht des Mars und der Rhea, sondern des Namens Roma. Der, welcher eine Silbe mehr hatte, als der Stärkere, schlug natürlich seinen Bruder todt. Metuo sane, sagt Vossius, ne ex eo, quod alii a Romo alii a Remo conditam urbem scripserint, orta sit fabella de duobus fratribus Romo et Remo, cum unus idemque sit Romus et Remus. Er zweifelt jedoch wegen der verschiednen Quantität von Remus. Aber aus dem griechischen Ῥῶμος machten erst die späteren Römer Remus, vermuthlich um örtliche Namen ganz andern Ursprungs auf ihn zu deuten.

Es bietet sich hier die von Hrn. N. übergangene Frage über die wahre Etymologie des Namens Roma dar. Die Ableitung von

ῥώμη war den Vertheidigern des helleniſchen Urſprungs eben ſo willkommen, als dem Stolze der Römer. Lateiniſch aber iſt ſie ſchwerlich, was auch Voſſius dafür ſagen mag. Robur und robustus im Sinne der Stärke iſt bildlich von der Härte des Eichenholzes übertragen; der Baum ſelbſt hieß ſo von der röthlichen Farbe des Holzes; und dann iſt robur noch weit von Roma. Weit natürlicher iſt folgende Ableitung, welche auch ſchon einige Alte im Sinne gehabt (Heyne Exc. IV. ad Aen. VIII.). In der etruſkiſchen Schrift, der älteſten der Römer, gab es kein O; die Schreibung war alſo unfehlbar RVMA, und ruma hieß mamma. Eine ſchickliche Benennung für eine Hügelgruppe in einer weiten fruchtbaren Ebne, gerade wie οὖθαρ ἀρούρης beim Homerus.

Aus allem geht hervor, nicht nur, daß Romulus niemals gelebt, ſondern auch daß die Sage von ihm den Römern bloß von den Griechen angeſchwatzt, und daß vor der Mitte, vielleicht vor dem Schluß des fünften Jahrhunderts nach Erbauung der Stadt ſein Name in Rom ſelbſt noch nicht gehört worden war.

Daß die allgemein angenommenen Geſchichten vom Romulus und Remus griechiſche Erfindung ſeien, wird ausdrücklich und glaubwürdig bezeugt; würde es aber auch nicht, ſie tragen ein ſo unitaliſches Gepräge, daß ſie ſich ſelbſt kund geben. Nur eine vorgefaßte Meinung macht es begreiflich, wie dieß Hrn. Niebuhrs prüfendem Sinne entgehen konnte. Wir wollen einige der Hauptpunkte bemerken.

Es iſt unerhört, daß der Name des Erbauers einer Stadt von dieſer abgeleitet ſei. Ueberall findet das Gegentheil ſtatt, nicht nur in der beglaubigten Geſchichte, wie bei Alexandria, Antiochia; ſondern auch in der uralten Sage, z. B. Ilion von Ilos, Dardania von Dardanos, u. ſ. w. Roma kann aber durchaus nicht von Romulus abgeleitet werden: es müßte etwa Romulia heißen. Wie nun die Wurzel immer den abgeleiteten Wörtern vorangeht, ſo berechtigt dieß zu dem Schluße, daß der Name der Stadt älter ſei, als der des angeblichen Stifters.

Ferner: zwei Namen, ein patronymiſcher oder Geſchlechts-Name, der immer auf ius ausgeht, und ein eigner Vorname, das iſt die alte lateiniſche, ja überhaupt die italiſche Sitte, wie Hr. N. richtig bemerkt (S. 114. u. 115.). Alle folgenden Könige Roms haben

zwei solche Namen, wie es die Regel erheischt. Auch die, welche als Zeitgenoßen des Romulus genannt werden, haben sie: Titus Tatius, Hostus Hostilius, Mettus Curtius. Nur für den Romulus hat man keine zwei Namen aufzutreiben gewußt. Doch wir vergeßen: er hieß wohl Silvius, wie die albanischen Könige. Dann wäre also Romulus sein Vorname gewesen. Allein die lateinischen Vornamen sind bekannt; in geringer Anzahl werden sie unaufhörlich wiederholt. Warum käme denn der Name Romulus niemals weder bei Lateinern, noch bei verwandten Völkern vor?

Die Mutter des Romulus wird Rhea genannt, nach dem Namen einer hellenischen Göttin, der Mutter der Hestia oder Vesta, weswegen den griechischen Erzählern dieser unlateinische Name für eine Vestalin schicklich dünken mochte.

Die gesammte heroische Genealogie der Griechen war auf Liebeshändel der Götter mit den Fürstentöchtern gebaut. Der reineren italischen Religion war dieß fremd: hier waren Götter und Sterbliche so vollkommen geschieden, wie sie bei den Hellenen nach dem Ausdruck des Pindarus nur Ein Geschlecht ausmachten. Deswegen hatten die Italiker auch keine Helden-Mythologie.

Die Erzählung von der Aussetzung des Romulus, von seiner Erziehung unter Hirten, von der Wiedererkennung mit dem Großvater, ist sichtbar der Jugendgeschichte des Cyrus beim Herodotus mit den gehörigen Abänderungen nachgebildet.

Romulus soll ein Asylum eröffnet haben, um seine neue Stadt zu bevölkern. Die Sache war im alten Italien so unbekannt, daß es kein Wort dafür in der lateinischen Sprache gab, und Livius den griechischen Ausdruck hat beibehalten müßen. Wo die Priester mit einem gewaltthätigen kriegerischen Adel zu kämpfen haben, da wird das Recht der Asyle geltend gemacht, und kann wohlthätig wirken. Wo aber eine priesterliche Aristokratie ist, wie im alten Italien, wo der Priesterstand unbeeinträchtigt das höchste Ansehen im Staate besitzt, da wird er sich wohl hüten, ein Recht aufzubringen, welches die Götter zu Bundsgenoßen der Widerspenstigen machen würde.

Von der Apotheose des Romulus konnten die Römer sich erst in einem Zeitalter überreden laßen, wo ihr Götterdienst durch Vermischung mit dem griechischen ausgeartet war. Denn die italischen

ῥώμη war den Vertheidigern des helleniſchen
willkommen, als dem Stolze der Römer. Lat
ſchwerlich, was auch Voſſius dafür ſagen mag.
tus im Sinne der Stärke iſt bildlich von d
holzes übertragen; der Baum ſelbſt hieß
Farbe des Holzes; und dann iſt robur noch
natürlicher iſt folgende Ableitung, welche au
Sinne gehabt (Heyne Exc. IV. ad Aen. VIII.
Schrift, der älteſten der Römer, gab es
war alſo unfehlbar RVMA, und ruma hieß
Benennung für eine Hügelgruppe in einer
gerade wie οὖθαρ ἀρούρης beim Homerus.

Aus allem geht hervor, nicht nur, d
lebt, ſondern auch daß die Sage von ih
den Griechen angeſchwatzt, und daß vor
dem Schluß des fünften Jahrhunderts
ſein Name in Rom ſelbſt noch nicht gehö

Daß die allgemein angenommenen
und Remus griechiſche Erfindung ſeien
glaubwürdig bezeugt; würde es aber auch
unitaliſches Gepräge, daß ſie ſich ſelbſt ku
gefaßte Meinung macht es begreiflich, wie
fendem Sinne entgehen konnte. Wir w
punkte bemerken.

Es iſt unerhört, daß der Name des
dieſer abgeleitet ſei. Ueberall findet das
in der beglaubigten Geſchichte, wie bei Al
dern auch in der uralten Sage, z. B. Il
von Dardanos, u. ſ. w. Roma kann
Romulus abgeleitet werden: es müßte et
nun die Wurzel immer den abgeleiteten
rechtigt dieß zu dem Schluße, daß der
als der des angeblichen Stifters.

Ferner: zwei Namen, ein patronymiſch
der immer auf ius ausgeht, und ein eign
alte lateiniſche, ja überhaupt die italiſche
bemerkt (S. 114. u. 115.). Alle folgenden

zwei solche Namen, wie es die Regel erheischt. Auch die, welche als Zeitgenoßen des Romulus genannt werden, haben sie: Titus Tatius, Hostus Hostilius, Mettus Curtius. Nur für den Romulus hat man keine zwei Namen aufzutreiben gewußt. Doch wir vergeßen: er hieß wohl Silvius, wie die albanischen Könige. Dann wäre also Romulus sein Vorname gewesen. Allein die lateinischen Vornamen sind bekannt; in geringer Anzahl werden sie unaufhörlich wiederholt. Warum käme denn der Name Romulus niemals weder bei Lateinern, noch bei verwandten Völkern vor?

Die Mutter des Romulus wird Rhea genannt, nach dem Namen einer hellenischen Göttin, der Mutter der Hestia oder Vesta, weswegen den griechischen Erzählern dieser unlateinische Name für eine Vestalin schicklich dünken mochte.

Die gesammte heroische Genealogie der Griechen war auf Liebeshändel der Götter mit den Fürstentöchtern gebaut. Der reineren italischen Religion war dieß fremd: hier waren Götter und Sterbliche so vollkommen geschieden, wie sie bei den Hellenen nach dem Ausdruck des Pindarus nur Ein Geschlecht ausmachten. Deswegen hatten die Italiker auch keine Helden-Mythologie.

Die Erzählung von der Aussetzung des Romulus, von seiner Erziehung unter Hirten, von der Wiedererkennung mit dem Großvater, ist sichtbar der Jugendgeschichte des Cyrus beim Herodotus mit den gehörigen Abänderungen nachgebildet.

Romulus soll ein Asylum eröffnet haben, um seine neue Stadt zu bevölkern. Die Sache war im alten Italien so unbekannt, daß es kein Wort dafür in der lateinischen Sprache gab, und Livius den griechischen Ausdruck hat beibehalten müßen. Wo die Priester mit einem gewaltthätigen kriegerischen Adel zu kämpfen haben, da wird das Recht der Asyle geltend gemacht, und kann wohlthätig wirken. Wo aber eine priesterliche Aristokratie ist, wie im alten Italien, wo der Priesterstand unbeeinträchtigt das höchste Ansehen im Staate besitzt, da wird er sich wohl hüten, ein Recht aufzubringen, welches die Götter zu Bundsgenoßen der Widerspenstigen machen würde.

Von der Apotheose des Romulus konnten die Römer sich erst in einem Zeitalter überreden laßen, wo ihr Götterdienst durch Vermischung mit dem griechischen ausgeartet war. Denn die italischen

Religionen wußten nichts von Vergötterung der Sterblichen. Quirinus war ohne Zweifel ein ſabiniſcher Schutzgott, und ſeine Verehrung älter als Rom.

Eben ſo war Tarpeja vermuthlich eine örtliche Gottheit, die Lara des tarpejiſchen Felſen. Griechiſche Dichtung nach dem Muſter ſo vieler Heldinnen, die in feindliche Heerführer verliebt geſchildert werden, beſonders der Scylla, iſt ihre Liebe zum Tatius und ihr Verrath. Mit dieſem läßt ſich das jährliche Opfer, das ihr gebracht ward, nicht vereinbaren. Die goldenen Armſpangen der Sabiner ſcheinen den Galliern abgeborgt zu ſein; auch ihre Einnahme des damals noch nicht vorhandnen Kapitols erinnert an den von den Galliern verſuchten Ueberfall.

Wie Hr. N. ſelbſt bemerkt, iſt der Name des Anführers der Caeniner, Akron, von dem Romulus die erſten spolia opima heimgetragen haben ſoll, ganz griechiſch. Akron ſtammte vom Herkules ab: überall erkennt man die Hand der griechiſchen Erfinder.

Daß dieſe ihrer Erzählung manche wirklich alte und einheimiſche Namen und Anſpielungen auf Religionsgebräuche einwebten, darf nicht geleugnet werden. Acca Larentia ſoll die Pflegemutter geweſen ſein. Der Name iſt gewiß ächt, aber er bezeichnet kein ſterbliches Weib, ſondern eine Göttin; ſie war vermuthlich die Mutter der Laren. Akka heißt in der indiſchen Sprache Mutter, Larentia, das deutet ſich ſelbſt. Die Larentalien fielen auf den nächſten Tag nach den Kompitalien, welche den Laren gefeiert wurden.

Vielleicht wird man ſich für das wirkliche Daſein des Romulus auf die in Rom vorhandenen Denkmale von ihm berufen: auf ſeine Statue unter denen der Könige im Kapitol, auf den ruminaliſchen Feigenbaum. Leider ſagt Plinius nichts von dem Stile dieſer Statuen, noch ob man am Saum der Gewänder Inſchriften in etruſkiſchen Buchſtaben las. Die Statuen der letzten Könige mochten aus ihrem eignen Zeitalter ſein, das hat nicht die mindeſte Schwierigkeit. Wenn aber auch die Reihe der Bildniſſe erſt im ſechsten Jahrhundert der Stadt nach den damals herrſchenden Begriffen ergänzt worden war, ſo konnten die Statuen dem Plinius dennoch als ſehr alt erſcheinen, wegen der eigenthümlichen Strenge der etruſkiſchen Kunſtſchule, oder weil man ein höheres Alter nachgeahmt hatte. Schwerlich wird man eine Spur finden, daß im

sechsten Jahrhundert schon griechische Künstler in Rom gearbeitet hätten; in diesen Zeitraum fällt eben der große Stillstand der Kunst in Griechenland selbst (Ol. 120...155.). Billig hätte Plinius erklären sollen, wie die von ihm für ächt gehaltenen Bildnisse aus Erz den beiden Bränden des Kapitols zur Zeit des Sulla und des Vitellius haben entgehen können. Was den ficus Ruminalis betrifft, so hatte dieser Baum ursprünglich nichts mit dem Romulus gemein, sondern war von Hirten der Göttin Rumia, der Beschützerin der Säuglinge, zu Ehren gesetzt (Varro de R. R. II. c. XI.). Es ist nicht unglaublich, daß schon frühzeitig das Bild einer Wölfin mit saugenden Knaben eben dieser Göttin geweiht war, entweder als ein ex voto, oder als ein Sinnbild ihrer Macht, auch die wildesten Thiere durch das Bedürfniß der Säugens zu zähmen, und daß Diokles daher den Anlaß zu seinem Märchen von der Aussetzung der Zwillingskinder nahm. Jener verehrte Baum sollte dem Augur Attius Navius bis in das Comitium nachgewandert, zugleich aber auch an seiner alten Stelle, am Abhange des palatinischen Hügels gegen den Tiber zu, geblieben sein. Plinius (XV. c. 18.) vermindert das Wunder in etwas, indem er hinzufügt: wenn der Baum verdorrt, so pflanzen sie einen andern.

Daß wir das Jahr und vielleicht das Jahrhundert der Stiftung Roms nicht wißen, muß wohl eingestanden werden; der Stiftungstag aber fiel mit den Palilien zusammen (S. 156.) auf den 21sten April. Haben wir nun hieran eine wahrhafte historische Erinnerung? Das älteste Rom, Roma quadrata, war auf dem Palatium erbaut. Da nun beim Feste der Pales die Hirten sich um diesen ihr geweihten Hügel versammelten, so konnte das Fest leicht auf die Gründung der Stadt bezogen werden. Die ländlichen Gebräuche gaben wohl auch den Begriff vom Hirtenleben des Romulus und seiner Genoßen.

Wie Hr. N. bemerkt, muß in den ältesten Schilderungen vom Raube der Sabinerinnen nur von dreißig geraubten Mädchen die Rede gewesen sein. Valerius Antias zählte deren 527, Juba 683. Diese Zahlen sind aus der Luft gegriffen, aber jene erste war widersinnig. Denn sie waren alle ohne Weiber, heißt es, den Romulus nicht ausgenommen: was verschlugen also dreißig Mädchen, wenn man nicht die Vielmännerei einführte? Indessen giebt uns Livius

den Schlüßel an die Hand. Um die sabinischen Frauen zu trösten, sollen nach ihren Namen die dreißig Curien benannt sein. Die geraubten Sabinerinnen waren also vermuthlich nichts andres, als die weiblichen Namen der Curien selbst, in lebendige Wesen verwandelt.

Bei der Erzählung vom Raube der Sabinerinnen wird allerdings vorausgesetzt, daß die ersten Bewohner Roms ein zusammengelaufnes Gesindel waren, denen niemand seine Töchter zur Ehe geben wollte. 'Als Kolonie von Alba', sagt Hr. N., 'hätte Rom mit allen Latinern Connubium für alle Bürger gehabt.' Allein hieraus folgt nicht, 'daß die älteste Sage Rom gar nicht als eine eigentliche Kolonie Albas und eine latinische Stadt betrachtete.' Es beweist nur, daß der erste Erfinder seiner eignen Voraussetzungen nicht eingedenk war. Läßt er doch auch den Romulus sein Erbrecht auf das Königreich Alba vergeßen, welches von der Geschichte seiner Kindheit ganz unzertrennlich ist. Der Faden des ungeschickt gesponnenen Märchens ist überall brüchig. Der Raub der Sabinerinnen hängt so genau mit den rohen Hirtengesellen des Romulus und mit dem Asylum zusammen, daß wir nicht umhin können, ihn ebenfalls für ein Stück von dem Roman des Diokles zu halten.

In der Fülle der Macht und des Reichthums mochte den Römern die vermeinte Niedrigkeit ihrer Vorfahren eben durch den Gegensatz schmeicheln; den strengen Patriciern der ersten Jahrhunderte hätte der Fleck einer mehr als zweideutigen Herkunft schwerlich behagt. Die Art, wie Romulus einen Senat erschafft, ist im Sinne der griechischen Demokratien gedacht, wo alle zu den Stellen wahlfähig waren. Wer mit den altitalischen Verfaßungen bekannt war, mußte wohl wißen, daß es unmöglich gewesen sei, Patricier zu machen, d. h. Leute zu Mitgliedern einer erblichen Priesterschaft zu erheben, die nicht schon in ihrer Vaterstadt dazu gehörten; eben so unmöglich, als es dem mächtigsten Monarchen Indiens sein würde, Braminen zu machen. Auf der Unmöglichkeit, anders als durch Geburt ein Patricier und folglich zu den höchsten Würden im Staat ausschließlich berechtigt zu sein, beruht ja die ganze ältere Geschichte der römischen Republik. Der Glaube an das Gegentheil, an die Erschaffung eines Patriciats durch die Willkür der Könige, konnte

in Rom erst Eingang finden, als längst aller politische Unterschied zwischen Patriciern und Plebejern erloschen war.

S. 163. 'Die Eroberung von Fidenä' (durch den Romulus) 'wird fast genau so erzählt, wie die Einnahme derselben Stadt im Jahr 328., eine Uebertragung der Vorfälle aus der schon historischen Zeit in die mythische, welche im weitern Fortgang dieser Geschichte häufiger erscheinen wird.' Diese Bemerkung ist lichtvoll, in ihrer umfaßenden Anwendung äußerst wichtig, und so viel wir wißen, Hrn. Niebuhr eigenthümlich. Bei der Dürftigkeit an Thatsachen werfen die Geschichtschreiber, um die Lücken auszufüllen, wirkliche Begebenheiten in eine ältere Zeit zurück: von den verschiedenen Exemplaren derselben Erzählung ist dann die letzte als das wahre Original, die angeblich frühere als die Kopie zu betrachten. Die römischen Geschichtschreiber rechneten wohl auf die Vergeßlichkeit ihrer Leser bei der unendlichen Langenweile, welche die kleinen Kriege Roms einflößen. Mit Fidenä aber scheinen sie es gar nicht satt zu werden, sie laßen es dreimal erobern: einmal vom Romulus, zweimal im Jahre Roms 320., endlich im J. 328.; und doch soll es eine wohlbefestigte und durch Sturm nicht einzunehmende Stadt gewesen sein. Wenn sie es hatten, warum behaupteten sie es denn nicht beßer?

Der Krieg des Romulus gegen Veji ist eben so willkürlich erfunden, als die Eroberung von Fidenä. Die Veienter sollen einen Landstrich und Salzwiesen an der Mündung des Tibers abgetreten haben. Die Einrichtung der Salzwerke, so wie die Gründung von Ostia wird mit beßerem Grunde erst dem Ancus Martius zugeschrieben.

Was bleiben nun dem Romulus für Thaten übrig? Nichts als der bettelhafte Krieg gegen Antemna, Crustumerium und Cänina, wobei noch die spolia opima des herkulischen Akron abgerechnet werden müßen; dann die Raufereien mit den Sabinern zwischen dem palatinischen und kapitolinischen Hügel. Es verlohnte sich wohl der Mühe, um solcher Thaten willen jemanden unter die Götter zu versetzen! Zwar, da man einen Romulus hatte, konnte man ihn nicht wie ein stummes Bild vorüberführen, man mußte ihm irgend etwas andichten. Man sieht, wie kümmerlich dieß für die acht und dreißigjährige Regierung eines rastlos kriegerischen Königs geleistet worden.

Hrn. Niebuhrs Abschnitt vom Numa S. 165...167. ist sehr kurz und unvollständig. Er erzählt das Hergebrachte nach, ohne sich bestimmt zu äußern, was eigentlich davon zu halten sei. Wir erwarteten hier eine Untersuchung über die Bücher des Numa, die gleich beim Tullus Hostilius auf eine bedeutende Weise erwähnt werden; über die in einer Kiste im Jahr a. U. c. 573. ausgegrabenen, welche der Senat mit beispielloser Barbarei verbrennen ließ: zum Beweise, daß die Römer in diesem schon halb litterarischen Zeitalter nicht nur von ihren eignen Alterthümern nichts wußten, sondern auch nichts wißen wollten.

Mit dem Numa hat es unsers Bedünkens eine ganz andere Bewandtniß, als mit dem Romulus. Die Sage von ihm ist alt und einheimisch, aber er scheint nicht ein wirklicher Mensch, sondern ein allegorisches Wesen zu sein, wie der Tages der Etrusker, der Manu der Indier. Numa bedeutet eben die göttliche Eingebung im menschlichen Gemüthe. Daß die allgemeinen Einrichtungen und heiligen Gebräuche, welche im zugeschrieben werden, weit älter sind, als man seine Lebensjahre in der Zeit geordnet hat, leuchtet ein. Was bliebe also für seinen Wirkungskreis übrig? Er gab Gesetze, die schon vorhanden waren. Die vorgebliche Schülerschaft beim Pythagoras beweiset, daß auch in den Geschichten vom Numa die Griechen ihre Hand hatten, und ihn gern in einen hellenischen Philosophen umgekleidet hätten. Jedoch liegt hierin eine Ahndung des Wahren: denn Pythagoras wollte den Götterdienst seines Volkes zu der reineren Quelle morgenländischer Ueberlieferung zurückführen, welche in Italien noch ungetrübt floß.

Die Gesetzgebung Numas im Ganzen ist nichts andres, als die älteste Religions-Verfaßung Roms. Es werden aber besondere Gesetze von ihm angeführt, deren Hr. N. nicht erwähnt, wiewohl sie ungemein merkwürdig sind: die Anordnung von Zünften der Handwerker (Plin. XXXIV. c. 1. et XXXV. c. 12.), ein Gesetz zur Beförderung des Weinbaues (Plin. XIV. c. 12.), ein andres gegen den Luxus beim Genuß der Seefische, und gegen deren Vertheurung (Plin. XXXVII. c. 2.). Diese sehr alten Angaben beweisen den frühen Wohlstand Roms, und seine Fortschritte im Gewerbfleiße, und stehen im schneidendsten Widerspruche mit den Schilderungen von dem wüsten Leben und der hirtlichen Armut unter Romulus. Ist

die Berufung auf den Numa in den priesterlichen Büchern auch nicht wörtlich zu nehmen, so folgt daraus wenigstens, daß man keine späteren historischen Urheber jener Gesetze anzugeben wußte.

Auch vom Mamurius Veturius, dessen Name in der Ueberlieferung mit dem des Numa gepaart wird, redet Hr. N. nicht. Wir hätten von diesem fabelhaften Dädalus der italischen Kunst eine neue Deutung vorzulegen, wenn es hier nicht zu weit führte.

'Anfang und Art der ältesten Geschichte.' S. 168...180. Hr. N. gründet in diesem Abschnitte auf die Angabe der sibyllinischen Bücher, das erste Säkularfest nach Verbannung der Könige sei a. U. c. 298. gefeiert worden, eine Vermuthung über die älteste Zeitrechnung Roms. Ein römisches Säkulum begriff 110 Jahre; wird nun der Regierungs-Antritt des Tullus nach Eusebius auf das J. d. St. 78. bestimmt, so wären von daher bis zu der gemeldeten Säkularfeier zwei Säklen verflossen. Die Regierungen des Romulus und Numa nimmt Hr. N. jede zu 38 Jahren an, wozwischen das Jahr des Interregnums fällt. Die Zahl der Nundinen oder achttägigen Wochen des cyklischen Jahres der Römer war 38; jene Zeitbestimmung habe also eine allgemeine sinnbildliche Bedeutung nach gewissen Zahlenverhältnissen. Dieß dünkt uns etwas gezwungen: man sieht nicht recht ein, was Jahre als Nundinen gerechnet mit der säkularischen Meßung gemein haben. Wir würden aus der Angabe der sibyllinischen Bücher einen ganz andern Schluß ziehen, nämlich daß Rom entweder 32 oder 142 Jahre früher gegründet worden, als nach der gewöhnlichen Zeitrechnung. Denn wenn man diese Zahlen zu 298 hinzurechnet, so kommen 330 oder 440 Jahre heraus, also gerade drei oder vier Säklen. Und die letzte Annahme stimmt wunderbar mit einem sehr alten und merkwürdigen Zeugnisse überein. Ennius sagt:

Septingentei sunt paullo plus aut minus anni,
Augusto augurio postquam incluta condita Roma'st.

Ennius lebte zwischen den Jahren d. St. 515...585. Wenn er nun obige Zeilen um das 560. schrieb, so rechnete er gerade 140 Jahre mehr für die Dauer Roms als Varro. Hr. N. sucht diese Angabe folgendermaßen auf die gewöhnliche Zeitrechnung zurückzuführen. S. 204. 'Es waren cyklische zehnmonatliche Jahre, von denen Ennius bis auf seine Zeit ungefähr 700 zählte, welche ihm Varro

als einen argen Fehler verweist. Aber 700 cyklische Jahre sind ungefähr 583 bürgerliche, und im Jahr 582 schrieb der Greis das letzte Buch seiner Annalen.' Allein wie kam Ennius dazu, nach zehnmonatlichen Jahren zu rechnen, die längst außer dem Gebrauche waren? Seine Leser mußten ihn mißverstehen. Oder war er selbst in einem Mißverständnisse begriffen? Dann müßte man annehmen, irgend ein Chronolog hätte vor ihm die ganze Dauer Roms bis zur damaligen Zeit nach jenen cyklischen Jahren berechnet, welches bei der tiefen Unwißenheit der Römer über die Beschaffenheit und Bedeutung ihres eignen alten Kalenders kaum glaublich ist. Ferner giebt Varro nicht an, in welchem Buch der Annalen obige Verse standen: dem Inhalte nach scheinen sie vielmehr zum ersten als zum letzten zu gehören. Es ist demnach nicht wahrscheinlich, daß Ennius sie so kurz vor seinem Tode geschrieben. Wie dem auch sei, immer bleibt eine beträchtliche Lücke: und wie ist diese auszufüllen? Wir behalten nur fünf wahrhaft historische Könige; ihre Regierungen sind schon ungebührlich hoch angeschlagen. Daß einige Könige in Vergeßenheit gerathen sein sollten, ist nicht glaublich. Da wir einmal bei dieser Untersuchung in dem Falle sind, dem ganzen Alterthum ins Angesicht zu widersprechen, so wir uns nicht scheuen, auch hierüber mit unsrer Meinung hervorzutreten. Wie, wenn Rom anfangs eine Republik gewesen, und das Königthum erst nach Verlauf einer geraumen Zeit eingeführt, ja auch nachmals noch öfter unterbrochen worden wäre? War Rom als ein gemeines Wesen entstanden, so wird es begreiflich, warum die Römer keinen persönlichen Stifter zu nennen hatten, und sich darüber erst bei den Griechen Raths erholen mußten. Es würde weitläuftig sein, die mannichfaltigen Gründe für obige Vermuthung zu entwickeln: den Kennern werden sie sich schon von selbst darbieten.

S. 175. 'Aus dem ganzen Zeitalter der Könige werden an Urkunden nur Servius Tullius Bündniß mit den Latinern, und das Bündniß des letzten Tarquinius mit den Gabiern erwähnt.' Die Angabe ist nicht vollständig, denn Horatius sagt:

— — — — foedera regum
Vel Gabiis, vel cum rigidis aequata Sabinis,

und er konnte des Verses wegen eben so bequem setzen: cum priscis aequata Latinis. Welcher König den letztgenannten Vertrag geschloßen hatte, wißen wir freilich nicht.

Alle archivarischen Urkunden aus den ersten Zeiten der Republik, wovon wir irgend wißen, stehn, wie schon Beaufort vor unserm Verfaßer bemerkt hat, mit den hergebrachten Erzählungen in durchgängigem Widerspruch; mit den Fasten der Priester sieht es auch mißlich aus: Hr. N. nimmt also, um einen Halt für die Geschichte der ersten vier Jahrhunderte zu finden, seine Zuflucht zu den epischen Gedichten der Römer, worüber schon oben das Nöthige erinnert ward. S. 179. 'So alt wie der epischen Lieder Grundstoff unstreitig war, so scheint die Form, worin sie bestanden, und ein großer Theil ihres Inhalts, doch viel jünger als die ersten Zeiten der Republik. Wie die pontificischen Annalen die Geschichte für die Patricier verfälschten, so herrscht in dieser ganzen Dichtung plebejischer Sinn, Haß gegen die Patricier, und sichtbare Spuren, daß, als sie geschrieben wurden, mehrere plebejische Geschlechter schon groß und mächtig waren.' Daß diese Geschichten erst damals, nämlich nach dem fünften Jahrhundert der Stadt, in eine geordnete Erzählung gebracht worden, hat seine Richtigkeit; nur daß es in dichterischer Form geschehen, leugnen wir. Jener plebejische Sinn erklärt sich hinreichend aus den demokratischen Begriffen der Griechen, welche bei der Geschichtschreibung Roms zuerst das Wort geführt hatten. Was auf die Anmaßungen einzelner plebejischer Geschlechter sich bezieht, ist ohne Zweifel am spätesten aufgekommen. Lucius Junius, der erste Konsul, soll ein Plebejer gewesen sein. Dieß ist geradehin unmöglich: die Geschichte der folgenden anderthalb Jahrhunderte würde dadurch sinnlos werden. Allein die plebejische Familia Junia wollte ihn zum Ahnherrn haben, und Cicero willfahrte hierin gern seinem Freunde Marcus Brutus.

'Muthmaßungen über Rom vor Tullus.' S. 181...183. Alles deutet bei Rom auf etruskischen Ursprung, sagt Hr. N.; doch beschränkt er dieß sogleich durch Anerkennung einer frühen sabinischen Niederlaßung. S. 183. 'Alles dieses ist vorhistorisch, unlatinisch, älter als Roms lateinischer Charakter. Diesen empfieng es erst von Tullus an, durch die Vereinigung mit Alba unter ihm, und durch die gewaltsame Aufnahme so vieler Latiner unter seinen Nachfolgern, so daß die älteren Einwohner mit ihnen verschmolzen ganz Latiner wurden, und ihre Sprache den späteren vollkommen unverständlich, wie die Lieder der Salier und

Arvalen, welches den Untergang der hiſtoriſchen Verzeichnungen jener Zeit erklärt.'

Wir ſind darüber mit dem Verfaßer einverſtanden, daß Rom aus vermiſchten Beſtandtheilen erwachſen iſt, doch möchten wir gleich bei der erſten Stiftung lateiniſche Anſiedler vorausſetzen. Die Etruſker walteten unſtreitig vor bei der bürgerlichen und heiligen Geſetzgebung, durch prieſterliches Anſehen, Wißenſchaft und Reichthum. Aber die Zahl ihrer Geſchlechter war wohl zu klein, um auf die Sprache einen bedeutenden Einfluß zu haben. Sabiner und Latiner waren gewiß in jener Zeit kaum noch durch die Mundart verſchieden. Nichts berechtigt uns anzunehmen, daß die gemeinſame Sprache in Rom vor Tullus eine andre als die lateiniſche war. In Abſicht auf die Lieder der Salier hätte ſich Hr. N. aus dem Varro des Gegentheils überzeugen können. Sie waren lateiniſch und nur durch die Veraltung unverſtändlich geworden. (Varr. de L. L. VI. — — — ad initium Saliorum, quo Romanorum prima verba poetica dicuntur Latina. Die ganze Stelle iſt nachzuſehen.) Und iſt etwa das Gebet der Feldprieſter, das wir haben, nicht auch lateiniſch? Wenn die Auslegung nicht ganz gelingen will, ſo mag dieß von der Unrichtigkeit des Textes herrühren. Wie leicht konnten beim Abſchreiben veralteter Gebetformeln Verſehen vorfallen!

'Die Aera von Gründung der Stadt. Ueber den Säcularcyklus.' S. 183...206. Dieſe Abſchnitte ſind voll von ſcharfſinnigen Zuſammenſtellungen, und verdienen von allen Chronologen und Geſchichtforſchern der Aſtronomie aufmerkſam erwogen zu werden. Der Verfaßer gegenwärtiger Anzeige iſt mit den eben genannten Fächern nicht vertraut genug, um auf ſeine Zweifel über eins und das andre einiges Gewicht zu legen. Die Aufſchlüße, welche Hr. N. giebt, ſind überraſchend und in ſich zuſammenhängend. Indem er das alte Jahr der Römer von 304 Tagen, in 38 Rundinen und 10 Monate eingetheilt, für ein cykliſches erklärt, deſſen Zweck war, dem bürgerlichen Mondſchaltjahr zur Korrektion zu dienen, bringt er heraus, daß die Etruſker das tropiſche Jahr auf 365 Tage 5° 40′ beſtimmt hatten. Dieß würden einen hohen Begriff von der Wißenſchaft dieſes Volkes geben: vielleicht nicht ſowohl von der erworbenen als von der angeerbten; und die letzte Vorausſetzung iſt für die Geſchichte der Etruſker ſelbſt, und für

die des älteſten Menſchengeſchlechts überhaupt noch merkwürdiger, als die erſte.

'Die Könige Tullus, Ancus und L. Tarquinius.' S. 206...209. Daß in Hrn. Niebuhrs Augen der Krieg gegen Alba, und der Kampf der Horatier und Kuriatier ein vollkommnes Heldenlied iſt, ſtand zu erwarten. Eine alte volksmäßige Sage war es allerdings: davon zeugten der kluiliſche Graben, die Grabmale der Kämpfer und der ſchweſterliche Balken (Sororium tigillum). Die Geſchichten vom Tell leben noch jetzt nach fünf Jahrhunderten in der ſchweizeriſchen Volksſage, und doch haben die alten Schweizer keine Heldengedichte gehabt.

Aus ſehr ſtarken Gründen vermuthet Hr. N. S. 210. 'daß Alba von den Latinern und nicht von Rom zerſtört iſt, und die Albaner, welche ſich nach Rom wandten, dort als Flüchtlinge Aufnahme gefunden haben.' Es iſt ſonderbar, daß die Römer, hier und in andern Fällen, ihren Vorfahren erlogene Frevelthaten aufbürden. Denn wenn Rom eine Kolonie von Alba war, ſo mußte die Schleifung dieſer Stadt nach der Denkart der geſammten alten Welt als ein wahrer politiſcher Muttermord betrachtet werden. Auch ohne dieſe Rückſicht bleibt die Geſchichte höchſt empörend. Mochte Mettus Fufetius ein Verräther ſein, was hatten hiebei die Albaner verſchuldet?

Ueber den wahren Mutterſtaat Roms bringt Hr. N. erſt in den Zuſätzen zum erſten Bande eine ſpäter gefaßte Vermuthung vor: es ſei nämlich das etruſkiſche Cäre. Er nennt dieß allzu beſcheiden eine vermeßene Hypotheſe; unſers Bedünkens erhebt ſie ſich faſt zu hiſtoriſcher Gewißheit, durch das ſonſt unbegreiflich friedliche Verhältniß gegen einen benachbarten, reichen, und wenigſtens zu Lande gar nicht kriegeriſchen Staat; durch die Wegführung der Heiligthümer Roms nach Cäre bei dem galliſchen Einbruch; endlich durch das uralte cäritiſche Bürgerrecht. Ein einzigesmal (a. U. c. 401.) hat Rom gegen Cäre den Krieg erklärt, aber ihn nicht geführt. Es ließe ſich noch Manches anführen. Nur auf die bekannte Ableitung von Caerimonia möchten wir nicht eben viel Nachdruck legen, weil die Schreibung des Wortes ſchwankend, und ſomit auch die wahre Wurzel zweifelhaft iſt (cf. Voss. Etymol.). Hingegen der Name Quirites läßt ſich wenigſtens eben ſo bequem nach der alten

breiteren Ausſprache von CAIRE ableiten, als vom ſabiniſchen Cures Dem Stolze der ſpäteren Römer konnte dieſe Herkunft nicht zuſagen, unter andern auch wegen der Verachtung der căritiſchen Tafeln, als die Einſchreibung in dieſe eine cenſoriſche Beſchimpfung geworden war. Ueberdieß gehörte die Abſtammung von Alba zu der trojaniſchen Fabel.

Mit vollkommenem Recht, wie uns dünkt, verwirft Hr. N. die griechiſche Abſtammung der Tarquinier. S. 116. 'Weit wahrſcheinlicher iſt es, daß Tarquinius ein rein etruſkiſcher Großer war, welcher mit einer Menge Klienten nach Rom zog.' Wenn Herodotus oder Thucydides berichtete, bei der Parteiung der Kypſeliden habe ſich ein Korinthier Demaratus nach Etrurien gewandt, ſo wäre es etwas andres. Allein wo mag jener Name zuerſt vorgekommen ſein? Ohne Zweifel bei den griechiſchen Geſchichtſchreibern Roms, einem Timäus oder Diokles von Peparethus. Daß die Römer, welche nicht einmal den wahren etruſkiſchen Namen ihres Königs wußten, ſondern ihn ſchlechthin den Lucumo, d. h. den vornehmen Mann aus der Stadt Tarquinii, nannten, den Namen ſeines griechiſchen Vaters nicht auf uns gebracht haben, leuchtet von ſelbſt ein. Es iſt höchſt unwahrſcheinlich, daß ein vertriebener Korinther von edler Geburt und großem Reichthum Etrurien ſollte zum Aufenthalt gewählt haben, da ſich ihm ſo viele nähere helleniſche Zufluchtsörter darboten. In Etrurien konnte ein Fremder zu nichts gelangen; und eben dieſer Grund, der für die Auswanderung des Lucius Tarquinius angeführt wird, mußte gegen die Einwanderung ſeines Vaters entſcheiden. Was aber die ganze Sache noch am verdächtigſten macht, iſt der Name. Es iſt wirklich einmal ein Demaratus auf eine merkwürdige Weiſe ausgewandert: er war ein vertriebener König von Sparta, gieng zu den Perſern, und fand beim Darius gaſtfreie Aufnahme (Herodot. VI. c. 70.). Daß der Korinthier Demaratus die Buchſtabenſchrift und die bildende Kunſt durch die mitgebrachten Künſtler Eucheir und Eugrammos (Guthand und Gutzeichnung) in Etrurien eingeführt, iſt vollends ſpätere Ausſchmückung. Man ſieht, wie die griechiſchen Geſchichtſchreiber alles helleniſierten. Die Regierung der Tarquinier hat einen Glanz und eine Bildung, welche ihrem Vorgeben Schein gab; und die Römer mochten wohl gern der Demüthigung los ſein, drei Königen aus einem ſeitdem

unterjochten Volk gehorcht zu haben. Verhehlten sie doch auch die etruskische Herkunft des Servius Tullius.

'Roms älteste Verfaßung, und wie Tarquinius der Alte sie änderte. Tarquinius des Alten Ende und Servius Tullius. Servius Tullius Gesetzgebung. Fernere Geschichte von Servius Tullius.' S. 219...295. In diesen Abschnitten geht Hr. N. in tiefe Untersuchungen ein, über die verschiedenen Stände und Eintheilungen des Volkes, über die Vermögens-Schätzung, das Steuerwesen u. s. w., wobei sich sein forschender Geist in voller Stärke zeigt. Nur ist er nicht überall bis zu klaren Ergebnissen hindurchgedrungen, oder hat sie nicht ausgesprochen; jenes war bei so dunkeln Gegenständen oft wohl nicht möglich. In der römischen Verfaßung sind durchgehends die alten Namen geblieben, während das Wesen der Sache sich durchaus verändert hatte, und nicht nur Geschichtschreiber, sondern auch Staatsmänner Roms waren in der Geschichte ihres eignen Staatsrechts unbewandert, und beurtheilten die alte Zeit nach Begriffen der ihrigen. Zu den Hauptsätzen des Verfaßers gehört es, daß er gegen die hergebrachte Meinung die Klienten der Patricier gänzlich von den Plebejern trennt. Nach ihm waren die Klienten nicht Plebejer, und die Plebejer nicht Klienten; die Klienten erbunterthänige Vasallen der Patricier, die Plebejer nichtpatricische freie Landeigenthümer. Erst seit der Gesetzgebung der zwölf Tafeln seien die Klienten in die plebejischen Bürgerrechte eingetreten, und das Verhältniß der Klientel habe sich allmählich gemildert. Unter andern ist auch die Etymologie dieser Ansicht günstig, denn clientes heißt die Gehorchenden. (Von cluo, κλύω; in vielen Sprachen sind die Benennungen der Unterwürfigkeit vom Hören entlehnt.) Daß der Ritterstand ursprünglich nicht das war, was er im Fortgange der Republik ward, ein Vermögensadel, ist erweislich. Aber was waren denn die alten Rittercenturien mit ihren etruskischen und von den Römern verkehrt gedeuteten Namen der Ramnes, Tities und Luceres? Waren sie etwa nichts anderes als die patricische Jugend? Oder waren die Ritter nicht Patricier, sondern ein kriegerischer Adel neben dem priesterlichen? Nach Hrn. N. waren die von Tarquinius dem Alten gestifteten Rittercenturien plebejisch. Aber gründete dieß nun einen Erbadel? Hatten die Söhne der Ritter einen Anspruch auf die Stellen ihrer Väter, die ja schon bei zunehmendem Alter

…as war gelehrt in den Alterthümern,
…icht der einzige Römer seit Ciceros
…Kenntniß der etruskischen Sprache zu-
…anden ihm die besten Dolmetscher zu
…er sich nicht scheuen, hergebrachten
Man kann daher den Verlust seiner
…ug beklagen; die Römer waren viel
…ches Buch gehörig zu schätzen: aber
…t über das alte Rom, so wie über
…ein, und wir hätten jetzo nicht das

… S. 295…522. Es ist etwas ver-
…n aus dem Livius auswendig weiß,
…licher Maßen falsch sind, hier aus-
man bloß Prüfung des Herkömm-
…en, insofern sich dessen Spur noch
Hr. N. thut dieß, um den Zusam-
…dengedichts nicht zu unterbrechen.
…Lucumos Ankunft in Rom bis zur
…Werk eines epischen Dichters unver-
…en, als Rom in der Zeit seiner
wenn auch sein rauhes Versmaß
…en Späteren sein Gedicht ungefällig
…ie lebensvolle Fülle dieser Periode,
…ttelbar folgenden; man frage sich
…m nicht auf dichterischem Boden
…rt sich ganz natürlich.
…elt geworden waren, schmeichelte
sich selbst auf alle Weise. Nun
…ichte ausgeschmückt, wo sie nur
…nglichen Stoff darbot. Die Ge-
…schen, verfuhren dabei nach dem

…darf es, und über die Maßen.'
…er Verbannung der Tarquinier,
…lan, von der Eroberungs Vejis,
…w. zu Stande. Aber in be-

trächtlichen Zeiträumen waren die Nachrichten so kahl und mager, die Begebenheiten selbst, jene ewigen Raubkriege gegen wohlhabendere Nachbarn, ohne Plan, ohne Kriegskunst und ohne bemerkbaren Fortschritt, so leer und unbedeutend, daß die Kunst des gewandtesten Erzählers an ihnen verzweifeln mußte. Man ließ sie also, wie sie waren, und eilte flüchtig darüber hin.

Die Geschichte des zweiten Tarquinius ist zuvörderst verfälscht durch die Verleumdungen der gegen ihn verschwornen Partei; dann durch die Erfindungen der Familien, welche ihren Vorfahren Rollen dabei zutheilen wollten; auf dieß alles wurde griechische Rhetorik geimpft. Es ist unbegreiflich, wie Hr. N. bei seiner Meinung von einheimischer Ueberlieferung und volksmäßiger Dichtung beharren konnte, da er doch selbst die aus Griechenland erborgten Züge anerkennt. Die Art, wie der junge Tarquinius der Stadt Gabii sich durch List bemeistert, ist von der Eroberung Babylons durch den Zopyrus beim Herodotus entlehnt; der Rath, welchen der König seinem Sohn durch die abgeschlagenen Mohnköpfe ertheilt, ist die Antwort des Thrasybulus an den Periander. Hier ist also das Plagiat offenbar: und wie viele solcher Plagiate würden wir entdecken, wenn wir jene rhetorischen Geschichtschreiber der Griechen noch hätten, deren Manier Polybius tadelt, und bei denen die Austreibung der Tyrannen ein beliebtes Thema war! Den Römern unter den ersten Imperatoren war es willkommen, an dem alten vermeinten Tyrannen ihren republikanischen Trotz auslaßen zu können, während sie die wahren Tyrannen ihrer Zeit niederträchtig vergötterten. Dem doppelt verkehrten Ahnenstolze der plebejischen Familien verdanken wir die Geschichten vom Brutus und Scävola. Alle Beinamen (cognomina) in den ersten Jahrhunderten der Republik gelten so gut wie gar nichts. Wann die Sitte aufgekommen, die verschiedenen Zweige desselben Stammes durch einen dritten Namen zu unterscheiden, wißen wir nicht; dazu sind unsre Steinschriften zu jung; aber erweislich wurde nach der alten Sitte jeder durch zwei Namen und durch den Vornamen seines Vaters bezeichnet. *) Man hat die

*) Die Beinamen mochten im gemeinen Leben schon lange gäng und gebe sein, ehe sie in die amtliche Bezeichnung eines Bürgers bei gewöhnlichen Handlungen aufgenommen wurden. Denn viele davon sind ihrer Bedeutung nach als wahre Spottnamen entstanden.

Beinamen in die Faſten zurückgeſchoben, um dieſer oder jener Familie Ehrenſtellen und Triumphe zuzueignen. Lucius Junius hieß der erſte Konſul, das iſt gewiß; die ihm fremden plebejiſchen Junier führten den Beinamen Brutus, und aus dieſem Beinamen iſt die ganze Fabel von dem verſtellten Blödſinn des L. Junius entſponnen. Eben ſo die verbrannte Hand des Mucius aus dem Beinamen der plebejiſchen Mucier, Scävola, den ſie durch linkiſch erklärten. Vielleicht hatte dieſer Beiname eine noch wunderlichere Bedeutung: scaeva, scaevula, hieß nach Varro ein unanſtändiges Amulet, das die Knaben am Halſe trugen. Doch wir wollen der Familie Mucia irgend einen linkiſchen Ahnherrn zugeſtehn: folgt daraus, daß jener Mucius ſeine Rechte auf eine heroiſche Art aufgeopfert? Würden ihm die Römer nicht eine Statue mit verſtümmeltem Arm geſetzt haben, wie dem Horatius Kokles, wie der Klölia? Davon wird nichts erwähnt. Der Himmel verhüte, daß wir glauben ſollten, ächte epiſche Dichtung, auf dem durch die Sage fortgepflanzten Eindrucke großer Thaten beruhend, habe ſich jemals an den Krücken ſo armſeliger Deutelei fortgeholfen!

Freilich nicht ſo, wie Hr. N. meint, aber doch ſchon frühzeitig im Anfange der römiſchen Litteratur, war die Verbannung der Könige und alles damit Zuſammenhängende auch dichteriſch behandelt worden. Zuerſt vom Ennius, deſſen Annalen auf den öffentlichen Plätzen abgeleſen wurden, deſſen Verſe noch zu Cicero's Zeit in Aller Munde waren. Dann gab es ein Trauerſpiel vom Attius, Brutus, worin die Geſchichte der Lucretia vorkam. Darf uns alſo die dramatiſche Anordnung und das tragiſche Pathos Wunder nehmen? Dieſe Dinge waren ἐκτραγῳδούμενα lange vor dem Zeitalter des Auguſtus. Hr. N. nennt das erſte Buch des Livius 'das Meiſterwerk ſeiner ganzen Geſchichte.' Wir glauben, der Geſchichtſchreiber würde ſelbſt über dieß Lob ſeiner tumultuariſchen Abfertigung eines ſo wichtigen Zeitraums betroffen ſein. Zu träge oder unfähig, eigne Unterſuchungen anzuſtellen, wozu noch Mittel genug vorhanden waren, unbekümmert um die innern Widerſprüche, raffte Livius nur das Gemeinſte auf, und war hier bloß ein leidiger Wiederholer ſeiner Vorgänger.

Falſch iſt die Geſchichte des zweiten Tarquinius; das hat Beaufort längſt bewieſen, das erkennt auch Hr. Niebuhr. Da ſie nun,

in Bauſch und Bogen für wahr angenommen, ſo oft bis zum Ekel zu Schulübungen in der Rhetorik gedient hat, ſo ſollte einmal jemand die andre Seite herauskehren, und eine Lobrede auf den Tarquinius Superbus ſchreiben, auf die Gefahr hin für einen Feind der Freiheit und Verräther an der Sache der Menſchheit erklärt zu werden. Der Verfaßer dieſer Anzeige wird ſich wohl hüten, in ſeinem Namen den Anwalt des Teufels zu ſpielen; aber er denkt ſich, jener vermeßene Lobredner würde etwa folgendermaßen ſprechen:

'Man kann die Regierung der drei etruſkiſchen Könige mit Recht das goldne Zeitalter Roms nennen, und ſo lebte auch beim Volke das Andenken eines vergeblich zurückgewünſchten Zuſtandes. Tarquinius der Alte ward hoch verehrt; die Anhänglichkeit an Servius Tullius gieng bis zur Schwärmerei; nur gegen den letzten Tarquinius haben Jahrhunderte lang fortgeſetzte Verleumdungen den Sieg über die Geſinnungen ſeiner Zeitgenoßen davon getragen. Und dennoch geht ſelbſt aus dem Bericht ſeiner Feinde hervor, daß er ein kluger, tapfrer und thätiger Fürſt war, und ganz im Sinne ſeiner großen Vorgänger fortarbeitete. Die Jahrbücher weniger Monarchien haben eine ſo glänzende Königsreihe aufzuweiſen. Noch zwei ſolche Regierungen, und Rom theilte mit den Etruſkern die Herrſchaft von Italien. Seine Oberhoheit wäre in der ganzen unteren Halbinſel anerkannt worden, nicht wie es drittehalb Jahrhunderte ſpäter geſchah, durch lange Vertilgungskriege und Zerſtörung aller italiſchen Bildung, ſondern vielmehr durch deren Verbreitung, durch Ueberlegenheit in allen geſelligen Einrichtungen und Hülfsmitteln, und durch die Vortheile, wodurch das königliche Rom den verbündeten und ſchutzverwandten Völkern einen gewiſſen Grad der Abhängigkeit vergütete. Der jüngere Tarquinius war nicht ſo kriegsluſtig, als er geſchildert wird, denn die Feldzüge gegen Gabii und Ardea ſind ihm angedichtet. Er ſuchte Roms Gebiet und Einkünfte mehr durch Unterhandlungen zu vermehren, als auf dem Wege der Gewalt. Wann er aber Krieg führte, ſo geſchah es zu großen Zwecken und mit entſcheidendem Nachdruck. Die Eroberung von Sueſſa Pometia machte ihn zum Meiſter der ganzen pomptiniſchen Ebene bis Terracina. Wie gut er dieſen Beſitz zu ſichern und zu benutzen wußte, beweiſet die Anlage einer Kolonie auf dem circejiſchen Vorgebirge, welche, für die Schiffahrt günſtig gelegen, Rom in nahe Berührung mit den griechiſchen Anſiedelungen brachte.'

'Damals blühte in Rom Gewerbfleiß, Handel und Schiffahrt, wie seitdem nie wieder. Denn in den Zeiten der Weltherrschaft schwelgten die Großen vom Raube der Provinzen, der Ritterstand vom Finanzwucher; niemand brachte wahrhaft Nützliches hervor; der verworfene Pöbel Roms mußte auf Kosten des Staats genährt und belustigt werden. Aus ihrem vaterländischen Etrurien führten die Könige die edleren Künste herbei. Schon konnte Rom den würdigsten Hauptstädten der alten Welt sich vergleichen, durch seine Mauern, durch die dem kapitolinischen Felsen angebauten unersteiglichen Steinmassen, durch die unterirdischen Kanäle, welche unter den regelmäßigen Straßen hinliefen, und eben so ersprießlich für die Reinlichkeit als für die Gesundheit waren, durch die öffentlichen Plätze, endlich durch eine große Rennbahn nach griechischer Sitte. Der jüngere Tarquinius vollendete auch hierin die Entwürfe seiner Vorgänger. Rom war schwer zu befestigen, weil sich die Hügel zum Theil allmählich in die Ebene verliefen. An dieser Seite warf er einen hohen Damm auf, so daß die darauf errichtete Mauer so hoch ward, wie über den natürlichen steilen Abhängen. Durch dieses gemeinnützige und dauerhafte Werk wetteiferte er mit der Vorzeit; durch den Bau des erhabenen kapitolinischen Tempels übertraf er vielleicht den Parthenon des Perikles. Und diese herrlichen Unternehmungen kosteten dem Volke nur wenig: sie wurden großentheils aus der Beute des Krieges und den Beiträgen der Bundesgenoßen bestritten.'

'Die Anklagen, wodurch die Patricier ihren Gewaltstreich gegen den Tarquinius zu beschönigen versucht haben, sind so offenbar falsch, daß sie erst lange nachher ersonnen werden konnten; den Zeitgenoßen hätte die Unwahrheit unmittelbar eingeleuchtet.*) Tarquinius soll den Vater und älteren Bruder des Lucius Junius umgebracht, ihm aber dennoch den Oberbefehl über die Ritter anvertraut haben. L. Junius stellte sich blödsinnig, sagt man. Aber wie konnte denn ein Blödsinniger ein in Krieg und Frieden so wichtiges Amt bekleiden? Was Lucretia betrifft, so war auf keinen Fall der König selbst schuldig, sondern sein Sohn: man mußte also zuvor abwarten,

*) Der Lobredner übergeht die gewaltsame Art, wie Tarquinius zum Thron gelangt sein soll. Aber hier hat ihm Hr. N. schon vorgearbeitet, indem er die ganze Geschichte bezweifelt.

ob ihn ſein Vater nicht nach den Geſetzen ſtrafen würde. Allein die ganze Geſchichte von der Lucretia iſt an die Belagerung von Ardea geknüpft, und dieſe Belagerung hat niemals ſtattgefunden, denn Ardea ward als ein ſchutzverwandter Ort in dem Vertrage begriffen, den die erſten Konſuln mit den Karthagern ſchloßen. Die Entehrung Lucretias wird mit den widerſinnigſten Umſtänden erzählt. Waren die Häuſer der Alten etwa ſo weitläuftig, daß ſie nicht zu ihrem Geſinde um Hülfe rufen konnte, als Sextus in ihr Gemach eindrang? Sie ſoll ihm nachgegeben haben, weil er ſie bedrohte, ihr einen ermordeten Sklaven beizulegen. Als ob ein Fremder in einem mit Knechten und Mägden angefüllten Hauſe dieß unbemerkt hätte ausführen können! Ueberdieß hätte Sextus ſich dennoch dadurch verrathen, denn er konnte das Schlafgemach der Lucretia zur Nachtzeit nur in übler Abſicht betreten.'

'Die Könige verbeßerten die Verfaßung Roms; ſie hatten dabei gegen ſtarre Vorurtheile und erbliche Vorrechte zu kämpfen. Der ältere Tarquinius ſuchte durch Vermehrung der Rittercenturien ein Gegengewicht gegen den Prieſteradel zu bilden, und das trügeriſche Vorgeben eines Augurs hinderte ihn nicht, ſein Vorhaben im Weſentlichen durchzuſetzen. Servius hatte durch die Eintheilung der Bürger nach ihrem Vermögen die Staatslaſten auf die Reichen gelegt. Tarquinius gewährte den Bewohnern der reichen Stadt Gabii das volle römiſche Bürgerrecht. Dieſe Aufmunterung für vermögende Gabiner, ſich in Rom niederzulaßen, mußte die Wohlhabenheit und ſomit das Anſehen des nicht bevorrechteten Standes vermehren. Die Patricier, denen Freiheit und Gleichmäßigkeit der Rechte ein Gräuel war, hatten den Servius eben ſo ſehr gehaßt, als ihn das Volk liebte; ſie nannten Tarquinius den Uebermüthigen, eben weil er den unteren Ständen ein gerechter und milder König war.'

'Seine Vertreibung war einzig das Werk einer patriciſchen Faktion; das Volk nahm nicht den mindeſten Antheil daran. Wohlthaten können den Ehrgeiz bösartiger Menſchen nicht entwaffnen. An die Spitze der Verſchwornen trat ein Mann, den Tarquinius in argloſem Vertrauen zu der erſten Würde im Staat nach der ſeinigen, zu der Hauptmannſchaft des Ritterſtandes, erhoben hatte; ein naher Verwandter des Königs, L. Junius. Die Abſchaffung des Königthums wurde in einer Verſammlung der Kurien

beſchloßen, wo die Patricier allein ſtimmten. So maßten ſie ſich das Recht an, einſeitig ohne Befragung des Volkes die Grundgeſetze des Staats umzuſtoßen. Zwar wurde in der Verfaßung nicht das Mindeſte zu Gunſten der Freiheit geändert, die Obergewalt kam nur in andre Hände. Ueber das Volk wurde den Konſuln die ganze Fülle der königlichen Macht verliehen, nur gegen ihre Ebenbürtigen wurden ſie mit der allen geſchloßnen erblichen Ariſtokratien eignen Eiferſucht beſchränkt, und weil ſie den Senat über Alles zu Rathe ziehen mußten, hießen ſie Konſuln.'

'Tarquinius, wiewohl ſchwer gekränkt, wollte nicht ſogleich Gewalt gebrauchen, ſondern ſchlug den Weg der Unterhandlungen ein. Aber ſo wüthend war der Faktionsgeiſt, daß, da einige junge Patricier zu gütlichem Vergleich geneigt waren, ihre eignen Väter ſie hinrichten ließen.'

'Die Patricier ſuchten das Volk durch Vertheilung einiger königlichen Ländereien zu beſtechen, dennoch hörte es nie auf den König zurückzuwünſchen. Aus Furcht, es möchte ihn durch einen Aufſtand wieder einſetzen, verſtellten ſie ſich und verfuhren ſchonend, ſo lange er lebte. So wirkte der König noch aus der Ferne wohlthätig für ſein Volk. Schon im dritten Jahre nach ſeinem Tode trieben die Patricier durch Bedrückungen und Mißhandlungen jeder Art die freien Bürger zu dem verzweifelten Entſchluß, insgeſammt auszuwandern.'

'Im Glanze ſeiner Hoheit hatte Tarquinius ſich Freunde erworben; in ſeinem Unglück begleiteten ihn viele der edelſten Römer, und er fand überall eine gaſtfreie und ehrenvolle Aufnahme: in Cäre, dem Mutterſtaat Roms; in Tarquinii, der Vaterſtadt ſeiner Ahnen; in Kluſium, dem Haupt des etruſkiſchen Bundes; in Tuſkulum, bei ſeinem Schwiegerſohn Mamilius. Endlich beſchloß er ſeine Tage an der Küſte des glückſeligen Kampaniens, im Schooß der Freundſchaft und aller helleniſchen Bildung, bei dem Beherrſcher von Kumä, Ariſtodemus, den er nach dem Verluſt ſeiner Söhne dankbar zum Erben einſetzte.'

'Die Patricier wußten gar wohl, welche ein furchtbares Ungewitter ſie durch Vertreibung des Königs über Rom zuſammenzogen, welchem unabſehbaren Elende ſie das Volk preisgaben. Es galt ihnen gleich, wenn nur ihre Kaſte unumſchränkt herrſchte. Das Königthum in Rom war, ſeit drei Regierungen wenigſtens, vielleicht

ſchon früher, ein Lehen des etruſkiſchen Bundes,*) welcher deswegen den römiſchen Königen die dort einheimiſchen Inſignien der höchſten Würde zuzuſenden pflegte. Durch Etruriens Schutz und Begünſtigung war Rom ſo mächtig geworden. Meiſter des tyrrheniſchen Meeres, theilten dennoch die etruſkiſchen Freiſtaaten willig mit Rom die Schiffahrt nach Sardinien und an der libyſchen Küſte. In ihren Verträgen mit Karthago war Roms Seehandel mitbegriffen; darum eilten die erſten Konſuln ſo ſehr, ſich vor dem Ausbruch der Feindſeligkeiten von den Karthagern gleiche Vortheile zuſichern zu laßen. So lange ein König aus ihrem Mittel Rom regierte, konnten die Etruſker es als eine Vormauer gegen die roheren Bergvölker im untern Italien betrachten. Dieſe Gewährleiſtung war verloren, als immer wechſelnde Obrigkeiten aus einem ehrgeizigen und habſüchtigen Senat an die Stelle der Könige traten. Rom konnte nun die Streitkräfte, die es durch Etruriens lange genoßenen Vorſchub erlangt hatte, gegen ſeine Beſchützer ſelbſt wenden. Der ganze Bund, ſonſt friedlich geſinnt, trat in die Waffen; deſſen Heerführer, der große Porſena, ſtand vor den Thoren Roms, und forderte Rechenſchaft. In Kurzem ward er Meiſter der Stadt durch Uebergabe: die Patricier wußten ſie entweder nicht zu vertheidigen, oder das Volk wollte nicht gegen die Wiedereinſetzung des Königs fechten.

*) Ueber dieſen Satz und die nächſtfolgenden ſind wir mit dem Lobredner einverſtanden. Alle etruſkiſchen Kriege aus der Zeit der Könige ſind gerade durchzuſtreichen. Der Feldzug des Porſena beweiſt, daß die Etruſker damals ein Recht zu haben behaupteten, ſich in die innern Angelegenheiten Roms zu miſchen. Das Schrecken ihrer Waffen war ſo groß, daß die Römer erſt 27 Jahre nach Verbannung der Könige zum erſten Mal gegen ihre Nachbarn, die Vejenter, den Frieden brachen. Nach Dionyſius ſoll Servius Tullius durch einen zwanzigjährigen Krieg den ganzen mittleren Bund Etruriens unterjocht haben. Es iſt eine wahnwitzige Prahlerei, Livius ſagt nicht ein Wort davon, aber Dionyſius hatte es doch gewiß aus irgend einem Annaliſten geſchöpft. Dieß giebt einen Maßſtab für die Wahrhaftigkeit der übrigen Angaben, von dem vejentiſchen Kriege des Romulus an. Der Landſtrich am rechten Ufer der Tiber, welchen Porſena den Römern abnahm, war vermuthlich gar keine Eroberung, ſondern ein friedliches Erbtheil von Cäre. Vielleicht ward dieſe Gränzmark den Vejentern zugeſprochen, weil die Cäritrn, wegen der Verwandtſchaft, nicht die Vorwacht des etruſkiſchen Bundes gegen Rom ſein konnten: ein Poſten, auf dem die Vejenter ſich lange mit Ruhm behauptet haben.

Porsena zog siegreich an, vom Kapitol aus konnte er Gesetze vorschreiben. Warum vollendete er sein glorreiches Unternehmen nicht durch Herstellung des Königthums? Welches waren seine Vollmachten, und handelte er ihnen gemäß, oder nicht? Vielleicht spiegelte der Senat ihm vor, Tarquinius und die Könige überhaupt begünstigten zu sehr die Freiheit der unteren Stände; das Beispiel sei für Etrurien gefährlich, wo ja auch ein erblicher Priesteradel herrsche. Wie dem auch sei, Porsena begnügte sich mit Abtretung vom dritten Theil des römischen Gebiets, empfieng die Huldigung und nahm Geiseln; der Senat unterzeichnete die schmähliche Bedingung einer allgemeinen Entwaffnung. Alle abhängigen und verbündeten Völker rißen sich los: Rom war so gut wie vernichtet.'

'Unter solchen Auspicien war die Republik gestiftet; bald stellte sich in ihr der kläglichste Zustand ein. In den ersten Zeiten erblickt man noch hier und da einen Widerschein von dem Glanze der Monarchie. Ein paarmal ist noch von Schiffahrt die Rede, dieß hört nachher gänzlich auf. Keine Tempel wurden mehr zu Ehren der Götter und zur Zierde der Stadt errichtet; kaum die vom Tarquinius begonnenen fertig gebaut und eingeweiht. Nach Horatius Kokles und der Klölia wurde Jahrhunderte lang keinem verdienten Bürger mehr eine Statue gesetzt. Auch in den zwölf Tafeln stehen einige Gesetze bloß da als Erinnerung an eine ehemalige verlorne Wohlhabenheit. Die schöne Stadt blieb den Römern noch bis zum gallischen Einbruche. Aber der Senat, mit ganz andern Dingen beschäftigt, als mit der Sorge für das Wohl des Staates, und vollends mit der für die Nachwelt, hatte die königlichen Befestigungswerke vernachläßigt. Rom ward ohne Belagerung eingenommen, und nach dem gallischen Brande als ein großes Dorf mit engen winkelichten Gaßen wieder aufgebaut. In der Republik herrschte ewiger Zwiespalt neben der bitterßten Armut. Die Patricier drückten das Volk nicht bloß durch unerschwingliche Auflagen, sondern durch ihren eignen schändlichen Wucher. Aller Gewerbfleiß lag darnieder; durch die Trennung von Etrurien wurden die Römer den edleren Lebenskünsten fremd; die Patricier selbst, vormals eingeweiht in etruskische Wißenschaft, versanken in die tiefßte Unwißenheit: Allen blieb nichts, als kärglicher Ackerbau und eine barbarische Kriegsmanier. Die Veränderung war nicht bloß für die Römer

verderblich, ſie wurden dadurch eine wahre Landplage für ihre geſitteten Nachbarn. Eine Hauptſtadt ohne Gebiet, das Mißverhältniß der Bevölkerung mit dem Länderbeſitz, nöthigte den Senat zu beſtändigen Raubkriegen, um entweder die überflüßige Menge auf dem Schlachtfelde los zu werden, oder für die Hungrigen Brod zu erobern. Die Geſchichtſchreiber vergeßen bei dieſen Kriegen, wenn man ſie ſo nennen darf, den Hauptumſtand; nämlich wie viele mit Ochſen beſpannte Karren den Heeren folgten, um das auf Feindes Gebiet gemähte Korn heim zu ſchaffen. Dieſer Zuſtand dauerte über ein Jahrhundert: die dadurch erzeugte Barbarei des National-Charakters wurde nie ganz weggebildet, nur überfirnißt. Wenn der Schatten eines edlen Königs für Rachſucht empfänglich wäre, ſo konnte Tarquinius in der Unterwelt frohlocken: ſeinen Manen wurden genug blutige Todtenopfer gebracht.' —

So würde der etwanige Lobredner ungefähr ſprechen, auf deſſen Verantwortlichkeit alles Obige beruhen mag. Da ſich beim Anfange der Republik ein bequemer Abſchnitt in der Geſchichte darbietet, und dieſe Anzeige ſchon ſehr weitläuftig ausgefallen iſt, ſo brechen wir hier ab, und behalten uns vor, das Uebrige in einem der folgenden Hefte nachzubringen. Von einem Werke, wie Hrn. Niebuhrs römiſche Geſchichte iſt, muß man entweder gar nicht reden oder gründlich zu reden verſuchen. Theils durch die Unterſuchungen, welche der Widerſpruch hervorruft, theils durch unweigerliche Annahme ſo vieler neuen Aufſchlüße, muß dieſes Buch, gehörig benutzt, mit der Zeit die ganze Lehre von den römiſchen Alterthümern umgeſtalten.

Recenſion von Humboldts Vues des Cordillères. 1817.

Alexandre de Humboldt, Vues des Cordillères et monuments des peuples indigènes de l'Amérique, ornés de planches. Paris 1816. 2 voll.

Durch dieſe verkleinerte Ausgabe des im J. 1813. zuerſt erſchienenen Atlas pittoresque etc. hat die Verlagshandlung den Leſern, welche ſich jenes prächtige und koſtbare Werk nicht verſchaffen können, eine ſehr willkommene Gabe geboten. Von 69 zum Theil kolorierten Kupfertafeln ſind die unentbehrlichſten, 19 an der Zahl, ohne weſentlichen Verluſt verkleinert, der Oktav-Ausgabe beigefügt. Da alle Aufſätze in der Form von Erklärungen der Kupferſtiche abgefaßt ſind, ſo entſteht nun freilich die Unbequemlichkeit, daß der Verfaßer ſich auf Abbildungen bezieht, welche der Leſer nicht gegenwärtig hat. Doch dieß war unvermeidlich, wenn das Buch zu einem mäßigen Preiſe geliefert werden ſollte; das große Werk darf in keiner öffentlichen Bibliothek fehlen; und jeder Freund der erhabenen Naturſchauſpiele der neuen Welt und der Denkmale ihrer Urbewohner, der es einmal betrachtet hat, wird den Mangel leicht aus der Erinnerung ergänzen.

Oft haben Regierungen mit großen Koſten eine Anzahl Gelehrter auf Weltreiſen ausgeſandt, um durch die Verbindung ihrer Kenntniſſe ein Ganzes zu bilden, weil bei dem jetzigen Zuſtande der Naturwißenſchaften die Mannichfaltigkeit der Gegenſtände, welche in entlegnen und noch wenig bekannten Ländern ſich der Beobachtung darbieten, die Kräfte eines Einzelnen zu überſteigen ſchien. Was jene leiſten ſollten, unternahm Alexander von Humboldt allein, ohne andre Sendung, als wozu ihn die Leidenſchaft des Forſchens und ein unermüdlicher Eifer für die Förderung der Wißenſchaft berief, mit beträchtlichen Aufopferungen, mit vielfacher Gefahr der Geſund-

heit und des Lebens, bloß mit seiner eigenen Geistes- und Willens-Kraft ausgerüstet, und man kann wohl sagen, daß er allein eine ganze Gesellschaft reisender Gelehrten vorstellt. Der Verfaßer dieser Anzeige ist der beobachtenden Naturwißenschaften unkundig, und mit dem berühmten Natur- und Länder-Forscher durch vieljährige Freundschaft und häufig von ihm empfangenen Mittheilungen verbunden. Was durch Humboldts Unternehmung im Ganzen geleistet und gewonnen worden, mögen also befugtere Beurtheiler würdigen, und haben es schon in verschiedenen Ländern Europas übereinstimmend gethan. Wir wollen uns hier nur auf die Edinburger gelehrte Zeitschrift beziehen, wo einer der geachtetsten Physiker Großbritannient, und der in keinem persönlichen Verhältnisse zu Alexander von Humboldt stand, Herr Playfair, ihn als das Muster eines wißenschaftlichen Reisenden anerkannte.

Seit seiner Rückkehr nach Europa, seit nunmehr zwölf Jahren, war A. v. H. unabläßig damit beschäftigt, den gesammelten Ertrag sorgfältig geordnet der Welt mitzutheilen, und er sieht jetzt der Vollendung dieser weitläuftigen Arbeit entgegen. Nach einem, wie uns dünkt, sehr verständigen Plane hat er die Beobachtungen und Entdeckungen in den verschiedenen Naturwißenschaften von einander und von der erzählenden Reisebeschreibung gesondert, für welche noch eine Menge gemischte Bemerkungen über die Naturgegenstände und Erscheinungen und über den geselligen Zustand der Ureinwohner des südlichen Amerika und der europäischen Ansiedler übrig blieben. Dieser Theil des gesammten Werkes ist noch nicht beendigt: der zweite Band der Quartausgabe ist unter der Presse und wird in wenigen Wochen erscheinen. Daß der Verfaßer die Bearbeitung seines Tagebuches für den Druck so lange verschob, hätte die Besorgniß erregen können, seine Erinnerungen möchten in etwas erloschen sein. Allein er muß die unmittelbaren Eindrücke entweder sehr bestimmt an Ort und Stelle schriftlich aufgefaßt haben, oder eine große Gabe der Vergegenwärtigung besitzen: seine Schilderungen, insbesondre verschiedne des zweiten Bandes, die wir schon zu lesen Gelegenheit hatten, haben die Frische der lebendigsten Erinnerung.

Außer den wißenschaftlichen Theilen und der Reisebeschreibung hat nun A. v. H. einen statistischen Versuch über das Königreich Neu-Spanien und dann die Erklärungen des malerischen Atlas ab-

gesondert herausgegeben. Diese drei letzten Werke sind für alle zwar nicht in den Naturwißenschaften bewanderte, aber sonst gebildete Leser großentheils verständlich und anziehend, und es war daher zweckmäßig, sie in bequemen Handausgaben zu verbreiten.

In den übrigen Fächern hat sich der Verfaßer auf die selbst gesammelten Materialien beschränkt; in dem Theile des vorliegenden Werkes, der sich auf die amerikanischen Altarthümer bezieht, hat er seit seiner Rückkehr noch manche ergänzende Untersuchungen angestellt. Wir begreifen nicht recht, unter welchem Vorwande ein unberufener Beurtheiler (im Quarterly Review) ihm dieß zum Vorwurfe gemacht hat. Uns scheint es vielmehr ein Verdienst zu sein. Dem kühnen Reisenden war es nicht zuzumuthen, daß er alles, was je über Amerika geschrieben worden, zuvor gelesen haben sollte. Hätte er sich auf solche Weise vorbereiten wollen, so würde er wohl nie zur Ausführung seines Vorhabens gelangt sein. Es war vielleicht um so beßer, daß er unbefangen sah, und erst nachher die Meinungen und Ansichten älterer Schriftsteller bis auf die Berichte der ersten Missionare zurück mit seinen Beobachtungen verglich. Weit entfernt, zu finden, daß der Verfaßer sich auf diese Untersuchungen zu ausführlich eingelaßen, fanden wir uns zuweilen mehr lebhaft angeregt, als ganz befriedigt, und wir wünschen, daß er in seiner Reisebeschreibung auf manche hier behandelte Gegenstände wieder zurückkommen möge.

In den meisten Fächern können wir dem Verfaßer nur von fern folgen; in dem geschichtlichen Theile des vorliegenden Werkes begegnen wir ihm auf dem Felde eigner Lieblings-Untersuchungen über die Alterthümer der Geschichte in der alten Welt. Denn was in manchen entlegenen Ländern noch heut zu Tage vor Augen liegt, führt den Denker unmittelbar auf die entfernteste Urwelt zurück, ja auf Fragen, die eigentlich aller Geschichte vorangehen, wovon vielleicht nie eine ganz befriedigende Lösung möglich ist, die sich aber dennoch nicht abwehren laßen, weil sie von unendlicher Wichtigkeit sind.

Zuerst bieten sich in den verschiedenen Welttheilen die so stark gegen einander abstechenden Menschenstämme dar. Ist die Verschiedenheit ursprünglich oder durch eine lange Anhäufung klimatischer Wirkungen entstanden? Durch die Erfahrung würde sich dieß nur in Jahrtausenden ausmachen laßen, allein wenn auch das Erlöschen

des Stammcharakters unter einem andern Himmelstriche nicht erfolgte, so wäre dieß noch kein entscheidender Beweis der Ursprünglichkeit. Denn, wie A. v. H. bemerkt, die Menschengeschlechter scheinen ihre Lebensalter zu haben, wie die einzelnen Menschen, und über ein gewisses Alter hinaus verliert sich die physische Bildsamkeit und Bestimmbarkeit durch äußere Einflüße. Wir finden den größten Theil des Erdbodens bevölkert: stammen alle diese Völker von einer einzigen Familie ab? oder, um uns allgemeiner auszudrücken, sind ihre Vorfahren alle von Einem Mutterlande ausgezogen, oder haben verschiedene Länder ihre Ureinwohner, Autochthonen, gehabt? Ueber die allzu freigebige Voraussetzung von Autochthonen haben wir uns in der Recension von Niebuhrs römischer Geschichte geäußert. Nach einer gesunden Logik muß man erst versuchen, die Bevölkerung eines Landes durch eine Einwanderung zu erklären, dergleichen wir viele aus der Geschichte kennen, ehe man zu einer Voraussetzung seine Zuflucht nimmt, die über alle Erfahrung hinausgeht, dem Hervorwachsen des Menschen aus dem mütterlichen Boden. Ja, wenn wir auf einem entlegnen Inselande blödsinnige Wilde fänden, ohne alle Kenntniß der Schiffahrt, so ließe sich immer noch denken, daß die von ihren Vorfahren ausgeübten Lebenskünste allmählich bei ihnen in Vergeßenheit gerathen wären. An sich betrachtet hat aber die den Alten so geläufige Lehre von den Autochthonen nichts Widersinniges. Wir kennen in der jetzigen Verfaßung unsers Planeten nur eine fortpflanzende Fruchtbarkeit; die unmittelbare Erzeugung ohne gleichartige Keime, generatio aequivoca, findet nur in gewissen gleichsam apokryphischen Gebilden der Thier- und Pflanzen-Welt statt, bei der Zersetzung solcher Stoffe, welche schon organischen Körpern angehört haben. Analogisch läßt sich dieser Begriff einer hervorbringenden Fruchtbarkeit auf höhere Gattungen, bis zum Gipfel der irdischen Schöpfung hinauf, anwenden, ja wir sind sogar dazu genöthigt. Die Betrachtung der versteinerten Ueberreste von Schaalthieren und Mollusken aus der Zeit, wo noch der alte Ocean die Erdfläche bedeckte, und weit mehr noch jener riesenhaften Gebeine untergegangener Gattungen von Säugethieren, lehrt uns, daß die Erde ihre hervorbringenden, ihre bloß fortpflanzenden, und wiederum ihre zerstörenden Zeiträume hatte, und daß den verschiedenen Gattungen ihre Lebensdauer nach der wechselnden Verfaßung

des Planeten, wenigstens ehemals, zugemessen war. Angefangen hat das Menschengeschlecht irgend einmal zuverläßig; davon läßt sich der Beweis, alles Andre bei Seite gestellt, geologisch führen. Aus dem physiologischen Gesichtspunkte läßt sich nun dieser Anfang nicht anders denken, als durch Naturkräfte vermittelt, deren allmähliche Entwickelung mit dem Dasein des Planeten und der Festsetzung seiner kosmischen Verhältnisse zugleich vorherbestimmt war. Wir sehen freilich, daß die Verschwendung der Lebenskeime in der Natur abnimmt, so wie wir zu höheren Gattungen belebter Wesen empor steigen; daraus aber folgt noch nicht, daß das glückliche Zusammenwirken der schaffenden Kräfte, welches den Menschen hervorbrachte, nur ein einziges Mal habe stattfinden können. Und wenn dieses Ereigniß nicht auf Einen Punkt der Erde, noch auf Einen Augenblick beschränkt war, wenn der schöpferische Zeitraum eine gewisse Dauer hatte, so konnten verschiedene Menschenstämme entstehen: einige der noch unreife Wurf einer mit dem elementarischen Widerstande ringenden Natur, andre die Spätlinge einer schon erschöpften Fruchtbarkeit, in der Mitte zwischen ihnen die Stämme, in denen das Gepräge der Menschheit am vollkommensten ausgedrückt war. Wer am meisten geforscht und gedacht hat, wird am abgeneigtesten sein, voreilig entscheiden zu wollen. Aber die Frage steht unabweislich da: und hoffentlich ist in unserm Zeitalter ihre unbefangene Beleuchtung nach geschichtlichen und physischen Gründen erlaubt. Vor drei Jahrhunderten hat man sich eingebildet, Wahrheiten einer höheren Ordnung würden durch die Lehre gefährdet, daß die Erde um die Sonne kreiße. Heutzutage fällt dieß Niemanden ein, und so schmeicheln wir uns auch, daß man die Präadamiten nicht mehr unter die Ketzer rechnet.

Ferner: wie hat man sich den frühesten Zustand des Menschengeschlechtes, seinen Eintritt in die Laufbahn vernünftiger Bildung zu denken? Ist die Kultur aus der Wildheit, die Vernunft aus thierischer Dumpfheit hervorgegangen? Oder war wenigstens ein Theil des ältesten Menschengeschlechtes ursprünglich mündig, mit einem hellen Bewußtsein seines eignen Wesens und seiner Verhältnisse zur umgebenden Welt begabt, und dadurch im Stande, sogleich seine Fähigkeiten auf weise Einrichtungen des geselligen Lebens und auf die Benutzung der natürlichen Ereignisse zu diesem Zwecke zu

lenken? Beide Lehren sind uralt, eine oder die andre gehören wesentlich zu gewissen philosophischen Systemen, dem platonischen und dem epikurischen, nach deren entgegengesetzter Richtung; ja sie sind schon in den ältesten Mythologien einheimisch, oft neben einander in verschiedenen Cyklen derselben Mythologie. Die Ueberlieferungen vieler Völker schilderten und schildern noch das bestehende Menschengeschlecht als getrennt von seinen ältesten Stammvätern oder Vorgängern durch die Kluft allgemein verwüstender Naturereignisse; sie lehren, alle Grundlagen des gestifteten Lebens seien nur Trümmer von der Wissenschaft einer weiseren Vorwelt. Nicht wenige Völkerschaften sind nach ihrem eignen Geständnisse durch die von fremden Ansiedlern empfangene Belehrung aus einem Zustande der Wildheit gerißen worden. Sowohl die Ueberlieferung als die beglaubigte Geschichte scheint uns auf das innere Asien als einen Mittelpunkt hinzuweisen, von welchem vormals solche anregende Mittheilungen ausgestralt sind.

Bei allen bisher bekannt gewordenen Völkern hat man nach hinlänglicher Beobachtung wenigstens Spuren religiöser Begriffe und darauf gegründeter Gebräuche gefunden. Diese so tief eingewurzelten Meinungen, die oft in den widersinnigsten und grausamsten Aberglauben ausarten, sind es Irrthümer, auf welche der Mensch zuvörderst gerieth, indem er mit ungeübten Kräften die Räthsel seines Daseins zu lösen versuchte und nicht zur Wahrheit hindurchdringen konnte? oder sind sie durch Betrug und Herrschsucht absichtlich erzeugt? oder sind es Verdunkelungen, Entstellungen ursprünglich erkannter Wahrheit? Je nachdem der Geschichtforscher sich mehr zu der platonischen als zu der epikurischen Lehre hinneigt, wäre es auch, ohne sich selbst bestimmt Rechenschaft davon abzulegen, werden seine Ansichten hierüber verschieden ausfallen.

An alle diese Fragen schließt sich die vom Ursprunge der Sprachen und von der Entstehung ihrer fast unüberseh lichen Verschiedenheit an. Nach etymologischen Grundsätzen einer allgemeinen Grammatik laßen sich alle noch lebenden oder in schriftlichen Denkmalen auf uns gekommenen menschlichen Sprachen schwerlich auf eine Ursprache zurückführen. Wenn man die genealogische Einheit des Menschengeschlechtes behauptet, so läßt sich der Schwierigkeit nur durch die Annahme ausweichen, die Menschen hätten bei ihrer ersten Zerstreuung über den Erdboden nur noch sehr geringe Anfänge der

Sprache gehabt, oder sie hätten die aus dem Mutterlande mitgebrachte Ursprache nachher großentheils vergeßen, und die Spracherfindung von Neuem angefangen, oder die Sprachen hätten sich vormals willkürlich und zufällig verändert, und nicht nach den Geſetzen, die wir überall in ihrer Geſchichte wahrnehmen. Im Mittelalter nahm man den babyloniſchen Thurmbau zu Hülfe, wobei durch die Verwirrung der Arbeiten zwei und ſiebzig Sprachen entſtanden ſein ſollten. In der mexikaniſchen Sage vertheilt ein Vogel den aus der Sündflut geretteten Menſchen drei und dreißig Zungen. Man ſieht, wie dieſe Aufgabe in den verſchiedenſten Zeitaltern den menſchlichen Geiſt beſchäftigt hat.

Manche Geſetzgebungen und Verfaßungen der Vorwelt, wovon ſich auch in der neuen Welt Abbilder wieder gefunden haben, tragen ein ſeltſames Gepräge; ſie ſind auf Begriffe gebaut, die, nach des Verfaßers geiſtreicher Vergleichung, von den unſrigen ſo weit abſtehen, wie die Geſtalten der untergegangenen Thiergattungen von denen, welche noch jetzt die Erde bewohnen. Unter allen Völkern, die wir kennen, haben zuerſt die Phönicier in gewiſſem Grade, weit vollkommner die Griechen, das Beiſpiel einer freien und fortſchreitenden Bildung gegeben. Ueberall, wo ſich in der alten Welt ein geordnetes Syſtem kosmogoniſcher Lehren und eine verhältnißmäßig bedeutende Maſſe mathematiſcher und phyſikaliſcher Wißenſchaft findet, ſehen wir alles dieß in den Händen eines angeſehenen Prieſterſtammes, als einen ererbten Schatz, den man vielleicht nicht zu erwerben gewünſcht hätte, den man nicht ſonderlich zu vermehren wußte, und den man nur durch geheiligte Ueberlieferung unwandelbar zu bewahren ſuchte. So war es bei den Aegyptiern, bei den Etruſkern, vermuthlich bei den Chaldäern, ſo iſt es noch jetzt bei den Indiern; ſo war es auch in Mexiko und Peru. Dieſer ſtationäre Zuſtand und eine fortſchreitende Entwickelung ſind zwei ganz verſchiedene Dinge, und billig ſollte man die Wörter Kultur und Civiliſation nicht ohne beigefügte Unterſcheidung von beiden gebrauchen. Die fortſchreitende Ausbildung ſcheint zwar überall ihre Grundbeſtandtheile und unentbehrlichſten Hülfsmittel, den Anbau der getreideartigen Pflanzen, die Zähmung der Hausthiere, die Bearbeitung der Metalle, und vielleicht die Schrift, aus ſolchen ſtillſtehenden Verfaßungen der menſchlichen Geſellſchaft ent-

lehnt zu haben; diese weisen uns aber wieder auf einer unbekannten früheren Zeitraum erfindsamer Entwickelung zurück. Unter den Wißenschaften scheint zuerst die Astronomie, unter den Künsten die Architektur durch die beharrlichste Mühe zu einer gewissen Höhe gebracht worden zu sein, weit über das irdische Bedürfniß hinaus, nach Antrieben und Begriffen, welche dem heutigen Menschengeschlecht eben so fremd geworden sind, als jene uralten priesterlichen Gesetzgebungen selbst.

Wir haben diese allgemeinen Betrachtungen nur deswegen hier aufgestellt, um zu zeigen, daß sich bei solchen rückwärts gehenden Untersuchungen der Zusammenhang der Gedanken nirgends abschneiden läßt, und weil es, wie uns dünkt, für die Klarheit der Prüfung vortheilhaft ist, von Ansichten und Voraussetzungen, die dabei, bewußter oder unbewußter Weise, im Hintergrunde stehen, sich bestimmte Rechenschaft abzulegen. Denn A. v. H. beschränkt sich auf Beobachtung und geschichtliche Forschung; er ist allen gewagten Vermuthungen abgeneigt; wo die Gegenstände, die er behandelt, mit jenen vorgeschichtlichen Fragen in Beziehung stehen, äußert er sich mit vorsichtiger Zurückhaltung. In diesem Sinne redet er von dem amerikanischen Menschenstamme, von der Art, wie die Bevölkeruug des Welttheils wahrscheinlich vor sich gegangen, von der Stiftung der beiden großen Reiche, in Mexiko und Peru; von den einheimischen Sagen, nach welcher diese Völker die ersten Anregungen zur geselligen Ausbildung von Ankömmlingen fremden Geschlechts empfangen, und von deren Deutung; von der Astronomie, der Bilderschrift, den Denkmalen der Baukunst und Bildnerei. Alle entsprechenden Beispiele aus der alten Geschichte und aus den übrigen Welttheilen stehen ihm zu Gebote; keine Verwandtschaft, kein Berührungspunkt entgeht ihm, und seine Vergleichungen sind nicht bloß sinnreich, sondern in der That aufklärend. Die Mannichfaltigkeit der Gegenstände ist groß, wir müßen uns auf wenige Bemerkungen über das Einzelne beschränken.

'Physiognomische und physiologische Eigenthümlichkeit des amerikanischen Menschenstammes.' Wir wünschen, der Verfaßer möge in seiner Reisebeschreibung noch ausführlicher darauf zurückkommen. Es hat uns nie gelingen wollen, uns einen anschaulichen Begriff von den Eingebornen Amerikas zu machen. Wie uns dünkt, sind

wir mit den Physiognomien der Völker des nördlichen Asiens, ja auch der Bewohner der Südsee, schon weit vertrauter. Bildnisse von Männern und Frauen verschiedener amerikanischer Völkerschaften, aus Gegenden, wo sich das Geblüt am unvermischtesten erhalten hat, wären eine angenehme Zugabe zu dem Atlas pittoresque gewesen. Aber damals, als der Verfaßer die Reise unternahm, zeichnete er nur Landschaften. Nach der Weise eines Mannes, der gewohnt ist, Alles von sich selbst zu fordern, hat er sich seitdem mit Erfolg geübt, ähnliche Bildnisse zu zeichnen, um auf den Fall künftiger Reisen auch hierin vorbereitet zu sein.

'Erste Bevölkerung Amerikas.' Der Verfaßer behauptet gegen die Meinung mancher früheren Erdbeschreiber, Amerika sei, zum Theil wenigstens, auf den Gebirgen den Menschen eben so frühzeitig bewohnbar gewesen, als andre Welttheile. Aber die Bevölkerung konnte Jahrtausende lang sehr spärlich bleiben, wenn die zerstreueten Horden nur von der Jagd lebten, und sich vielleicht, wie wir es noch jetzt in Nordamerika sehen, obendrein unaufhörlich bekriegten. Um die Menschenmenge beträchtlich zu vermehren, mußten Mittelpunkte einer zugleich unterjochenden und schützenden Macht und einer mehr geordneten Gesetzgebung entstehen, und dieses scheint sehr spät erfolgt zu sein. Die mexikanischen Annalen sind äußerst jung. Sie reden durchgängig von Einwanderungen verwandter Völker nach einander aus dem Norden. Darf man diese Sage verallgemeinern, so müßten bei dem allmählichen Vorrücken der Stämme der Tolteken und Azteken schon andre vorausgegangen sein, die sich im Süden der Halbinsel von Panama längs der großen Bergkette ansiedelten. Wie früh aber der erste Grund zum peruanischen Reiche gelegt worden, das ist eine andere Frage; indessen hat es einen Anstrich weit höheren Alterthums, als das mexikanische. Die Sagen, welche auf Einwanderungen aus dem nordöstlichen Asien hinzuweisen scheinen, werden dadurch beglaubigt, daß die Niederlaßungen überall auf den hohen Bergflächen erfolgten, wo die Ankömmlinge ein dem zuvor bewohnten ähnliches Klima fanden. Denn es ist eine allgemeine Erfahrung, daß weit gen Norden wohnende Völker die Hitze des Südens nicht ertragen können. Hingegen sehen wir Völker aus der gemäßigten Zone zuweilen gewaltsam gegen einen wärmeren Himmelstrich vordringen,

lehnt zu haben;
ten früheren Ze
Wißenschaften fo
Architektur durch
bracht worden
nach Antrieben
ſchlecht eben ſo
Geſetzgebungen
Wir haben
aufgeſtellt, um
Unterſuchungen
den läßt, und
fung vortheilhaf
bewußter oder
ſtimmte Rechenf
Beobachtung u
Vermuthungen
jenen vorgeſchic
mit vorſichtige
dem amerikaniſ
ruug des Wel
Stiftung der h
einheimiſchen
gen zur geſell
ſchlechts empfar
der Bilderſchri
Alle entſprecher
übrigen Weltth
kein Berührung
nicht bloß ſinn
nichfaltigkeit de
Bemerkungen ü
Phyſiogno
rikaniſchen Men
in ſeiner Reiſeb
Es hat uns n
von den Eingel

[redacted]

hütterich, ſondern allegoriſch zu verſtehen, weil nämlich [redacted]
der das Licht aufgeht? Skandinaviſchen Mittheilungen [redacted]
Verſuch keinen Antheil an der amerikaniſchen Kultur [redacted]
wir glauben, mit vollem Rechte. Die normänniſchen [redacted]
waren zu raub und kriegsluſtig, als daß von ihnen friedliche Be-
lehrungen oder gar prieſterliche Belehrungen hätten [redacted]
In den irländiſchen und engliſchen Küſten, wo ſchon [redacted]
[redacted] durch verheerende Einbrüche [redacted]
[redacted] die Normänner aber doch nach Grönland
[redacted] und kaum hundert die Sage von einem
[redacted] Guatemala in [redacted]
[redacted] behauptete (D. [redacted]
[redacted] Für die Meinung, [redacted]
[redacted] daß die Anſprache [redacted]
[redacted] im [redacted]
[redacted] Indem Bisons [redacted]
[redacted] den ſich [redacted]

re Form, Othinus, findet. Aber dem Zeugniſſe des Beda, daß Wodan die Könige vieler Völker abſtammen, legt der Verfaßer eicht einen zu allgemeinen Sinn bei. Wir glauben, er bezog bloß auf Altſachſen und die Heptarchie, ohne ſelbſt an Skanvien, geſchweige an andre Länder zu denken. Alle angelſächſiKönige leiteten ihr Geſchlecht durch verſchiedene Söhne von an, dem Großvater des Hengiſt und Horſa, ab, der alſo gegen des vierten Jahrhunderts gelebt haben muß. Daß dieſer ſche Fürſt zugleich in Skandinavien geherrſcht haben ſollte, iſt dem damaligen Zuſtande des Nordens nicht denkbar. Die ſächſiſche Chronik enthält keine Spur davon, daß in dem noch iſchen England der Stammvater der Könige jemals für den und breit und auch in England verehrten Kriegsgott Wodan er Wednesday) ausgegeben worden ſei. Auch Adam von Breſpricht in ſeiner Beſchreibung von Upſala nur von dem Götzen an. Die isländiſchen Sagen vom Odin zugleich als einem ernden Helden und einem Gotte, dann von ſeinen Wanderunworauf die nordiſchen Geſchichtſchreiber ſo Vieles bauen, ſcheiuns ſpäte dichteriſche Einkleidungen der Einführung des Wodienſtes zu ſein, der allerdings ſcheint aus Aſien abgeleitet den zu müßen. Wir kennen keinen andern hiſtoriſch beglaubigMenſchen des Namens Wodan, als den Großvater des Hengiſt Horſa.

Der Verfaßer ſpottet (Th. II. S. 387.) über die erſten ſpaniMiſſionarien, welche ernſthaft unterſuchten, ob Quetzalcohuatl Karthager oder ein Irländer war. Die Karthager werden freiſchon durch ihr Alterthum ausgeſchloßen, da die mexikaniſchen hrbücher ſo jung ſind, der übrigen Schwierigkeiten zu geſchweiDasſelbe gilt von Irland, wenn von jener Vorzeit die Rede wo Phönicier oder Karthager die Inſel beſucht haben ſollen. zieht ſich dieſe Meinung aber auf neuere ſchon chriſtliche Zeiten, dürfte ſie ſich nicht ſo ſchnell von der Hand weiſen laßen, und ar aus folgendem Grunde. Es findet ſich ein glaubwürdiges ugniß, daß die Irländer ſchon vor der Einwanderung der Norger unter Harald dem ſchönhaarigen, alſo vor dem Ende des unten Jahrhunderts, nach Island geſchifft waren und ſich dort gewiſſem Grade angeſiedelt hatten. In der Vorrede (Prologus)

des Landnamabok, des isländischen Berichts über die Besitznahme der Insel, heißt es nach der wörtlich genauen lateinischen Uebersetzung:

Sed antequam Islandia a Norvegis inhabitaretur, ibi homines fuerunt, quos Norvegi Papas vocant, qui religionem christianam profitebantur, et ab occidente per mare advenisse creduntur; ab iis enim relicti libri Hibernici, nolae et litui et res adhuc plures reperiebantur, quae indicare videbantur illos Vestmannos fuisse. Haec inventa sunt in Papeya orientalium et Papyli; libri quoque Anglici tunc temporis navigationes inter terras (istas) increbuisse perhibent.

Sind unter den englischen Büchern vielleicht verlorne angelsächsische Gedichte gemeint, dergleichen Thorkelin eins wieder aufgefunden hat? Im Beda findet sich nichts, in der angelsächsischen Chronik, so viel wir uns erinnern, auch nicht. Die Erwähnung der Kirchengeräthe, die ganze Beschreibung führt auf eine Missionsanstalt, welche um nichts unglaublicher ist, als die unzweifelbar bezeugten Wanderungen der irländischen Missionare Gall, Kolumban, Kolomann und anderer. Deutet nicht auch die Legende vom heiligen Brandanus auf entfernte Schiffahrten? Von Island aus mochten die Irländer leicht nach Grönland hinübergelangen, und konnten sie nicht irgend einmal von dort durch Winde und Strömungen südwärts bis nach Guatemala verschlagen werden? Hiemit wollen wir jedoch nicht gerade ausdrücklich behaupten, Quetzalcoatl und seine Begleiter, diese bösartigen weißen Männer in langen schwarzen Gewändern, seien irländische Benediktiner gewesen, deren Lehre unter dem rohen Volke bald wieder in Heidenthum ausgeartet sei.

'Merikanische Bilderschrift.' Der Verfaßer läßt sich darauf sehr gründlich und ausführlich ein. Die kolorierten Abbildungen im malerischen Atlas sind besonders schätzbar; in älteren Werken hat man wohl Kupferstiche zu geben versucht, aber die Farben sind dabei unentbehrlich, und erst neuerdings haben die Künstler gelernt, dergleichen charakteristisch genau nachzuahmen. Einen Theil dieser Schriftmalereien hatte A. v. H. selbst aus Meriko mitgebracht; diesen sind Proben aus den schon früher in Europa vorhanden gewesenen Handschriften beigefügt. Die Gegenstand ist widerwärtig

wegen der ungeheuern Häßlichkeit der Gestalten, und weil sich der Einbildungskraft verschiedentlich die blutdürstigen Menschenopfer aufdrängen. Aber es lohnt der Mühe, den Widerwillen zu aufmerksamer Betrachtung zu überwinden, weil dieses Beispiel in der gesammten und bekannten Geschichte des Menschengeschlechts einzig in seiner Art ist. Die wesentliche Verschiedenheit von der ägyptischen Hieroglyphen bei einigen Zügen der Verwandtschaft erörtert der Verfaßer scharfsinnig. Das Merkwürdigste ist der äußerst häufige Gebrauch, der im merikanischen Reich von dieser Bilderschrift gemacht wurde. Sie wurde nicht nur auf die priesterlichen Wißenschaften der Astronomie und Chronologie, des Ritualgesetzes, der Kosmogonie und Mythologie, ferner auf die Haltung der Jahrbücher angewandt, sondern vielfältig in den bürgerlichen Geschäften gebraucht: das ganze Steuerwesen wurde darin berechnet, die Befehle des Königs an die Befehlshaber der Provinzen wurden in solchen Briefen gesandt. Das Schreiben oder vielmehr Malen war ein eignes Gewerbe, an Bequemlichkeit als Schreibmaterial thaten es die merikanischen Pflanzen dem ägyptischen Papyrus gleich. Und dennoch blieb man Jahrhunderte lang auf einer so untergeordneten Stufe in der Kunst der sichtbaren Gedankenbezeichnung stehen, und auch wenn die Spanier das merikanische Reich nicht entdeckt und gestört hätten, wäre man vielleicht nie darüber hinausgekommen. Dieses muß unsre Bewunderung für die Erfindung der Buchstabenschrift erhöhen, und unser Erstaunen, sie so frühzeitig in der alten Welt verbreitet zu sehen. Denn man sieht, wenn einmal im ersten Wurf die einzige glückliche Lösung der Aufgabe, die Zergliederung der Sprache in einfache Laute, verfehlt worden ist, so wird nachher ein unvollkommnes stellvertretendes Mittel eine fast unüberwindliche Hemmung für den menschlichen Geist. Schwerlich hat sich in Aegypten die Buchstabenschrift aus der hieroglyphischen entwickelt. Ist diese früher im Gebrauch gewesen, so war vermuthlich jene keine einheimische Erfindung, sondern wurde vermöge einer fremden Mittheilung eingeführt. Die Hieroglyphen dürften sich aber zu den Buchstaben vielmehr wie die algebraischen Zeichen zu den Ziffern verhalten.

Es leuchtet ein, daß die Devanagari-Schrift, ein Alphabet von 50 Buchstaben, so wißenschaftlich geordnet, wie wir kein anderes

kennen, nicht ein erster Versuch in der Schreibekunst war: sie konnte nur die letzte Vollendung, das Werk scharfsinniger Grammatiker sein. Sie führt ihren Namen von der Gottesstadt, und ist also vielleicht von Benares ausgegangen. Ueber das Alter der Devanagari-Schrift ist noch kein Ergebniß bisheriger Untersuchungen bekannt geworden. Aber so viele nun untergegangene Steinschriften an Denkmalen beweisen, daß die Indier sich zuvor anderer Alphabete bedienten.*) Ich gestehe, zehntausend griechische Aussagen, wie die des Megasthenes, würden mich nicht überzeugen, die Indier hätten zur Zeit Alexanders des Großen, kaum drei Jahrhunderte vor der Epoche des Vikramaditya, noch keine Buchstabenschrift gehabt. Die Griechen gebrauchten den Namen der Indier in eben so unbestimmter Ausdehnung, wie die der Scythen und Kelten.

— — — — — — — — — — — — — —

*) [Am Rande hat der Vf. „Fingersprache" beigeschrieben.]

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Stanford University Libraries
3 6105 010 687 007

838.7
S331b
v.11-12

APR 6 1975

Stanford University Library
Stanford, California

In order that others may use this book, please return it as soon as possible, but not later than the date due.